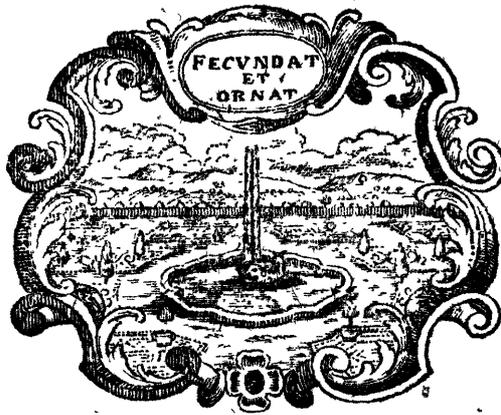


Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1814.



Göttingen,
gedruckt bey Heinrich Dieterich.

Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1814

by unknown author

Göttingen; 1812

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

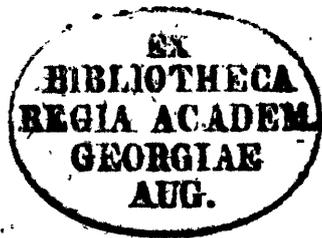
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACADEM
GEORGIAE
AUG.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 2. May 1814.

Leipzig.

Von Enobloch: Commentationes mathematico-philologicae tres, sistentes explicationem duorum locorum difficilium, alterius Virgilij, alterius Platonis, itemque examinationem duorum mensurarum praeceptorum Columellae. Adiecta est epistola ad v. cl. J. G. Schneider de excerptis geometricis Epaphroditii et Vitruvii Rufi scripta ab auctore harum commentationum Carolo Brandano Mollweide, astron. in acad. Lipsiensi professore. 1813. 122 Seiten in Octav, nebst einer Kupfertafel.

Je seltener sich gründliche mathematische Kenntnisse und eine innig vertraute Bekanntschaft mit den Schriftstellern und Sprachen des Alterthums in Einer Person vereinigt finden, desto willkommener müssen die Aufklärungen seyn, welche der gelehrte Verf. der vorliegenden Aufsätze mit Hülfe der Mathematik über verschiedene dunkle Stellen bey alten Schriftstellern verbreitet. Der erste Aufsatz betrifft die bekannte Stelle in Virgils Gedicht vom Landbau über die Zeiten der zwiefachen Honigernte.

Y (3)

Bis gravidos cogunt fetus: duo tempora messis;
 Taygeto simul os terris ostendit honestum
 Pleias, et oceani spretos pede repulit amnes,
 Aut eadem fidus fugiens ubi piscis aquosus
 Tristior hibernas coelo descendit in undas.

GEORG. IV. 231. — 235.

Die meisten Ausleger sind darüber einig, daß die Jahreszeit, welche in den zwey letzten Versen bezeichnet wird, der Herbst sey, wo die Plejaden des Morgens untergehen, und daß daher bey dem descendit in undas der cosmische Untergang verstanden werden müsse: allein über die Worte fidus fugiens piscis aquosus sind eine Menge verschiedener Erklärungen versucht, ohne daß eine sich allgemeinen Beyfall hätte erwerben können, und einige Ausleger haben geradezu gestanden, daß sie so wie sie da stehen unerklärbar seyn. Herr Mollweide hatte seine Ansicht von dieser Stelle schon vor geraumer Zeit in der Monathl. Corresp. (1802 May) vorgetragen; späterhin lieferte er bey Gelegenheit seiner Ernennung zum Prof. der Astronomie in Leipzig in einer besonders gedruckten kleinen Schrift eine Umarbeitung jenes Aufsatzes, welche jetzt mit neuen Vermehrungen in der vorliegenden Sammlung erscheint. Er versteht unter piscis aquosus nicht wie die meisten andern Ausleger die Fische im Thierkreise, sondern den südlichen Fisch, obwohl er einen Hauptgrund, womit er in dem ersten Aufsatze diese Meinung unterstützte (daß nämlich das Beywort aquosus, welches bey den Fischen im Thierkreise etwas müßig zu stehen scheine, sich auf die Stellung des Sterns erster Größe im südlichen Fisch am Wasserguß des Wassermanns beziehe), in den spätern Umarbeitungen wieder hat fallen lassen (vermuthlich deswegen, weil sich andere Stellen finden, wo piscis mit demselben Beyworte entschieden den Fisch im Thierkreise bedeutet), und jetzt

dieses Beywort nur als eine Anspielung auf die nasse Jahreszeit nimmt. Das Fliehen der Plejaden vor dem südlichen Fisch erklärt er dadurch, daß der cosmische Untergang der Plejaden und der acronychische Aufgang des südlichen Fisches ziemlich nahe zusammenfallen, und zum Beweise, daß das Bild einer Flucht in einem solchen Sinne gebraucht werden könne, bezieht er sich auf eine andere Stelle desselben Gedichts:

Vere fabis fatio; tum te quoque, Medica, putres
Accipiunt fulci, et milio venit annua cura,
Candidus auratis aperit quum cornibus annum
Taurus, et aduerso cedens canis occidit astro.
GRONO. I. 215 — 218.

wo *cedens* dieselbe Bedeutung hat, wie *fugiens* in der obigen Stelle, und nach Hrn. Mollweide das nahe Zusammentreffen des Abend-Untergangs des Hundes mit dem Früh-Aufgange des Stiers andeutet. Mit so vieler Erudition auch Herr W. seine Erklärung unterstützt, so kann Rec. doch nicht leugnen, daß nach seinem Gefühl das Gezwungene in derselben nicht ganz weggeschafft ist. So gern er diese Erklärung der zweyten Stelle gelten lassen mag, und in dem Zusammentreffen des Abenduntergangs eines Sternes mit dem Frühaufgange eines andern, wenn es ein Fliehen des erstern vor dem zweyten genannt wird, trotz der verschiedenen Tageszeit ein schönes und wahres poetisches Bild erkennt, so hart scheint es ihm, dasselbe Bild bey dem umgekehrten Fall (der hier in Rede steht) anzumenden, wo der fliehende Stern des Morgens untergeht und der vertreibende des Abends aufgeht. Im Frühjahr fängt das Sternbild des großen Hundes, welches bis dahin jeden Abend am westlichen Himmel geglänzt hatte, an, ganz unsichtbar zu werden, ungefähr um die Zeit, wo der Stier, welcher

feinerseits eine Zeitlang ganz unsichtbar gewesen war, anfängt, wieder sichtbar zu werden, und immer mehr in den Frühstunden den östlichen Himmel zu schmücken: was kann man dagegen haben, wenn ein Dichter dieß ein Fliehen des Hundes vor dem Stier kennt? Aber wo bleibt die Wahrheit und Anschaulichkeit des poetischen Bildes, wenn der Dichter den Plejaden eine Flucht vor dem Jomahand beylegt in einer Jahreszeit, wo die Erscheinungen eigentlich auf folgende Art einander folgen: des Abends nach Sonnenuntergang so bald überhaupt Sterne sichtbar werden, sind beide schon aufgegangen, freilich Jomahand beinahe eine halbe Stunde früher als die Plejaden; allein Jomahand erhebt sich nur wenig über den Horizont, und ist lange vor Mitternacht schon wieder untergegangen, während die Plejaden die ganze Nacht hoch am Himmel glänzen und erst in dem Augenblick unter dem Horizont gehen, wo die Sonne aufgeht. So scheint es, wenn obige Stelle als Parallelstelle gebraucht werden darf; würde sie natürlicher die Erklärungsart des Bischofs Horsten rechtfertigen, welcher in den zwey letzten Versen die Gleichzeitigkeit des Abendunterganges der Plejaden mit dem Früh-Aufgange der Fische (im Frühjahre) findet, wenn nicht dieser Auslegung andere nicht unerhebliche Bedenklichkeiten im Wege ständen.

Die zweyte Abhandlung, über eine dunkle Stelle im Plato's Menon, war schon im Jahre 1805 der hiesigen Königl. Soc. der Wissenschaften handschriftlich vorgelegt, und ein kurzer Auszug daraus schon damals in unsern Blättern mitgetheilt (1805 S. 124). Wir bemerken also hier nur, daß dieß diejenige Stelle ist, wo Sokrates durch ein Beyspiel aus der Geometrie anschaulich machen will, wie man sich zur Auflösung einer Aufgabe vorher

durch Annahme gewisser näherer Bestimmungen vorzubereiten hat. Die geometrische Aufgabe, welche Socrates hierzu wählt, ist die Frage über die Möglichkeit, ein gegebenes Dreieck in einen gegebenen Kreis einzutragen, aber die Worte, wodurch er erst gewisse Einschränkungen über die Art des Dreiecks festsetzen will, haben den Auslegern viel zu schaffen gemacht. Herr Mollweide fährt mit vielem gelehrten Scharfsinn hier aus, daß die dadurch bezeichnete Eigenschaft keine andere ist, als die Zerlegbarkeit des Dreiecks in zwey andere dem Ganzen ähnliche, welches denn freylich in Grunde nichts anders als eine präcise Umschreibung des rechtwinklichten Dreiecks ist. Die Art wie Hr. M. beweiset, daß jene Eigenschaft nur dem rechtwinklichten Dreiecke zukommen kann, ist viel künstlicher und weitläufiger als hier eben nöthig gewesen wäre, da dieß gleich unmittelbar aus der Gleichheit der drey Winkel ABC , ADB , BDC folgt (S. 46).

Die dritte Abhandlung war gleichfalls schon früher unserer Societät handschriftlich vorgelegt, und ein Bericht darüber in unserm gel. Anz. (1807. St. 74) gegeben; sie erscheint hier mit bedeutenden Vermehrungen. Es werden darin zwey von Columella gelehrt Näherungsmethoden erläutert, die Fläche des gleichseitigen Dreiecks und die Fläche eines Kreissegments zu berechnen. Eine kleine Uebersetzung findet sich S. 71, wo behauptet wird, daß kein anderer Bruch, dessen Zähler und Nenner unter 100 sey, dem wahren Verhältnisse des gleichseitigen Dreiecks zum Quadrate über derselben Seite so nahe kommen könne, als $\frac{11}{12}$ in der That sind die beiden Brüche $\frac{11}{12}$ und $\frac{13}{14}$ genauer.

Der Brief an den verdienten Prof. Schwetzer in Breslau enthält einige Anmerkungen zu den von Hase in Dreyers Epistolar-Pandekten vinge-

ten Stücken von den freylich sehr unbedeutenden mathematischen Schriften des Vitruvius Rufus und Epaphroditus.

Berlin und Stettin.

Von Nicolai: Die schöne Litteratur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts, dargestellt von Franz Horn. 1812. 324 Seiten. Zweyter und letzter Theil (oder Nachtrag zu jenem Werke, auf dessen Titel kein erster Theil genannt ist). 1813. 278 Seiten in Octav.

Der Verf. ist durch einen kleinen, in seiner Art ganz nützlichen Abriss der Geschichte der Deutschen Poesie, auch, wie wir hören, durch Romane im Geist und Style der neuen Romantik, bekannt. Nach seiner Versicherung in der Vorrede zum zweyten Theile des vor uns liegenden Werks hat der erste Theil ein außerordentlich schnelles Glück gemacht; denn schon am 10. Januar 1813 konnte der Verf. dem Publicum für die freundliche Theilnahme danken, mit welcher es den in der Oster-Messe 1812 erschienenen ersten Theil aufgenommen. In dieser Vorrede versichert der Verf. weiter, daß "eine bestimmte Ansicht der Nothwendigkeit einer Literaturgeschichte der Deutschen während eines so bedeutenden Jahrhunderts ihn veranlaßt habe, seine Kraft zu wenden an die Hervorbringung dieses Werks." Wer je etwas Aehnliches gewollt, werde die unendlichen Schwierigkeiten kennen, die ein solches Unternehmen mit sich bringe. "Aber wie im Leben, so in der Wissenschaft und Kunst, wachse die Liebe mit den Hemmnissen (sic), die besiegt werden sollen. Solche Aeußerungen lassen eine Herculische Arbeit erwarten. Was nun die Hemmnisse (vulgo Hindernisse) betrifft, die es haben zu besorgen gab, so waren doch die Materialien, die

der Verf. zusammengetragen hat, nicht sehr schwer aufzufinden. Neue Notizen liefert er nicht; weder biographische, noch bibliographische, noch solche, die auf den Gang der Litteratur im Allgemeinen ein neues Licht werfen könnten. Bücher sind fast gar nicht citirt; Beispiele nirgends angeführt. Darum war es aber auch dem Verf., wie man sieht, gar nicht zu thun, dem unbefangenen Leser auf eine anspruchlose Art eine gründliche Anleitung zu geben, sich selbst zu belehren. Sein Urtheil über die Deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts wollte der Verf. aussprechen, und dadurch der Critik, die ihm die höhere scheint, einen neuen Schwung geben. Fast durchgängig setzt der Verf. die Werke, über die er sein Urtheil ausspricht, als bekannt voraus, um desto bündiger abzuurtheilen. So vernehmen wir denn allerdings manches, das Stoff genug zum eigenen Nachdenken gibt; z. B. zur Erinnerung an Kohenstein und Hoffmannswaldau, um die Geschmacklosigkeit dieser beiden Poeten zu erklären, sie seyen (wie Lucifer) durch Hochmuth gefallen. Von Leibniz, den die Hoflust und das Accommodationsystem ein wenig verdorben, stoße man, neben dem Trefflichen, tief und kühn gedachten, nicht selten auf mittelmäßige und flache, nicht ohne Süßlichkeit ausgebreitete Gedanken. Bodmer (dem freylich übrigens nicht mit Unrecht viel Schlimmes vom Verf. nachgesagt wird) habe die gesammte Deutsche Nation gehaßt. Hagedorn's Begeisterung sey dünn und wasserhell zu nennen. Gleim erscheine nur in seinen Kriegsliedern als Dichter. Die seyen sein Eins und Alles. Sein Hallabat enthalte nur die gemeinen Ideen von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit u. s. w. nach den hergebrachten protestantischen Ansichten, mit dünner Aufklärung versehen. Ungekrast habe sich ja noch

niemand von der wahren Philosophie ausgeschlossen. Der Triumphwagen dieser Unwissenschaft werde von ewigen Flügelrossen getragen, und fruchtlos sey es, ihnen, wie sterblichen Thieren, in die Zügel fallen zu wollen. Was das für eine unsterbliche Philosophie ist, von welcher der Verf. diese prächtige Beschreibung macht, wird nicht dabey gesagt. Vermuthlich soll es doch wohl die neue pantheistische Naturphilosophie seyn, die sich bekanntlich mit der neuen Romantik vermählt hat. An Kleist's Poesie, die hier elegisch genannt wird, sey zu tadeln das Verlegende, der Mangel an Beruhigung, die der Dichter, weil sie ihm selbst gefehlt, seinen Werken nicht haben geben können. Dem Frühlinge dieses Dichters fehle eine Hauptsache, das Erfassen des Weltgeistes. Rabener's Witz sey der eigentliche Conversationspaß eines nüchternen und frostigen Zirkels. In dem religiösen Theile der Poesie Klopstock's sey zu bemerken "ein unendliches, aber auch oft wundes Sehnen nach dem, was Antwort hat auf jede Frage." Leider sey auch Klopstock's Geist nicht gestärkt gewesen durch reine Speculation. Ramler sey gar kein Dichter, obgleich er einige treffliche Gedichte gemacht. Auch Salomon Geßner kommt übel weg. Man sieht, vor einem solchen Richter ist schwer zu bestehen. Beyläufig erhält gegen das Ende des zweiten Theils auch der Verfasser dieser Anzeige seine Weisung, wie billig. Seine litterarischen Jugendsünden, über die er selbst seit langer Zeit noch viel strenger urtheilt, werden umständlich ausgemustert. Eingeräumt wird, daß er ein ganz fleißiger Uebersetzer sey. Leider sey nur sein Verstand zu beschränkt, um sich zu den großen Ansichten eines Franz Horn zu erheben.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der k.igl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. May 1814.

Sulzbach.

Hey-Selbst: Reden über die Religion für Gebildete, namentlich diejenigen, welche sich den Wissenschaften widmen, gehalten von Amad. Wendt, außerordentl. Professor der Philosophie zu Leipzig. 1813. 206 Seiten.

Ein zweyter Titel, unter welchem diese Schrift ausgegeben wird: Die Religion an sich und in ihrem Verhältnisse zu Wissenschaft, Kunst, Leben und zu den positiven Formen derselben (nämlich der Religion) in einer Reihe von Vorträgen an Gebildete — drückt ihren Inhalt bestimmter aus. Wir haben uns gefreut, hier einen Philosophen zu finden, der sich der Sache der Religion mit Wärme annimmt und eine Reihe von Vorlesungen über dieselbe auf einer berühmten Universität hält, und zugleich zu erfahren, daß diese Vorträge von einer zahlreichen Versammlung von Jünglingen, die sich verschiedenen Studien widmeten, mit Interesse gehört worden sind. Nicht die Religionslehren selbst werden hier vorgetragen, sondern nur die Religion überhaupt, und in den vorhin gedachten Beziehungen.

betrachtet, und dazu kommt noch die Schlussvorlesung über die Frage: Wie erwecken, erhalten und befestigen wir in uns die Religion? Es sind mehr Reden, als wissenschaftliche und systematische Vorträge, doch keineswegs Predigten. Es werden Principien festgesetzt, entwickelt und angewandt, es wird überall auf die Bildung, die Bestimmung, das Bedürfniß studirender Jünglinge Rücksicht genommen, der Lehrer aber ist hier zugleich Redner, ohne jedoch in das Gebiet des kirchlichen oder gerichtlichen oder lobpreisenden Redners zu streifen, er ist didactischer Redner, und will nicht bloß auf den Verstand, sondern zugleich auf das religiöse, moralische und ästhetische Gefühl der Zuhörer wirken. Wir halten die ganze Idee, welche diesen Vorlesungen zum Grunde liegt, für vortreflich, und sind der unmaßgeblichen Meinung, daß auf jeder Universität solche Vorlesungen gehalten werden sollten, und daß überall, selbst auch im academischen Vortrage über Religion und Sittlichkeit, nicht würdig, lichtvoll, erschöpfend und überzeugend gesprochen werden kann, wenn man bloß Verstand und Vernunft, und nicht zugleich auch das Gefühl reden läßt und bey dem Zuhörer in Anspruch nimmt. Desto mehr haben wir bedauert, daß dieser Verf. gar zu große, zusammengesetzte und schwerfällige Perioden baut, nicht selten in Weitschweifigkeit und einem zu großen Wortreichthum verfällt, Fremdes und Heterogenes vermischt und verbindet, nicht in erwünschter Klarheit und Ordnung redet, und gar oft schon voraussetzt, was erst hätte erklärt und entwickelt werden sollen, also in so fern selbst für seinen Zweck nicht methodisch genug ist. Dieß hindert uns aber nicht, anzuerkennen, daß nicht nur in dem Inhalte, sondern auch in der Form dieser Reden vieles sehr vorzüglich ist. Wir wollen daher

die Leser noch etwas genauer mit denselben bekannt machen. Die I. ist einleitend. Besonders merkwürdig ist hier die Erklärung der Ursachen des Mangels an Interesse für die Religion bey Studierenden. Uebrigens kommt vieles schon in diese einleitende Vorlesung, was hier den Zuhörern noch nicht verständlich seyn konnte. II. Was ist Religion überhaupt? Die Idee der Religion, wie sie hier auf menschliche Anlage gegründet und auf das höchste Ziel gerichtet, gefunden wird, ist innere, ungetheilte und ununterbrochene Wirksamkeit des Gemüths in seinem freyen und ursprünglichen Streben zur Gottheit und dadurch bewirkte Vereinigung mit ihr; oder, was dasselbe sagt, Liebe zur Gottheit, oder Glaube an die Gottheit und ihre Verbindung mit dem Endlichen, wodurch auch der Glaube an Freyheit und Unsterblichkeit der Seele umfaßt wird. III. Vom Verhältnisse der Religion zur Wissenschaft. Das Resultat besteht darin, daß die Religion als das wahre ursprüngliche Seyn und Leben der Seele in Vereinigung mit Gott, der Wissenschaft vorausgehen oder zum Grunde liegen und uns zu wahrer Wissenschaft beleben müsse, ja daß diese dann selbst als Aeußerung der Religion in uns betrachtet werden könne und in so fern auch zur steten Erweckung des Religiösen in uns wiederum zurückwirken müsse, so daß man also sagen kann: die Religion erzeugt das Streben nach Wahrheit und die wahrhafte Erkenntniß führt zu Gott. IV. Vom Verhältnisse der Religion zur Kunst. Die Religion an sich ist von der schönen Kunst unabhängig; obgleich religiöse Gefühle durch das Anschauen der Kunstwerke nicht minder als durch das der Natur geweckt werden können, so ist doch das einzelne religiöse Gefühl noch nicht Religion zu nennen und mit dem

jenigen religiösen Gefühlen, welche das Kunstwerk hervorbringen kann, vereinigt sich stets der Eindruck des Sinnlichen, indem für das Gemüth auf dem höchsten Gipfel der Religion jede sinnliche Anschauung nichtig und unzulänglich erscheint. Von der andern Seite gibt es aber doch keine wahre schöne Kunst, die nicht von der Religion ausgehe, kein echtes Kunstwerk, das nicht eine religiöse Anschauung voraussetze. Dieß erhellt, wenn man 1) auf die Möglichkeit der Kunst Rücksicht nimmt. Die Kunst setzt jene göttliche, d. h. durch die weise Einrichtung Gottes selbst bewirkte Harmonie des Geistes und der Natur, welche sie ihren Werken einprägt, von Seiten des für den geistigen Ausdruck empfänglichen Stoffes schon voraus. Ein Kunstwerk ist Ebenbild der Schöpfung Gottes, Nachschöpfung des Künstlers, es setzt eine Schöpfung voraus, die Urbild der Schönheit ist. Es wäre nicht möglich, daß der Mensch den Stoff der Natur nach Ideen behandelte und formte, wenn nicht eine göttliche, schaffende Macht diesen Band zwischen Geist und Natur gestiftet und ihre Verwandtschaft bestimmt hätte, vermöge deren der äußere Stoff der Form empfänglich ist und der Mensch Macht hat, die Bilder, die er sich innerlich formte, in der Natur auszuprägen 2) auf die Kraft, womit der Künstler sein Werk hervorbringt. Die Begeisterrung, mit welcher der Künstler die in seinem Gemüthe waltende Idee darstellt, die Weltanschauung, welche ihm die Gegenstände von der bedeutungsvollsten Seite zeigt, der Enthusiasmus, wodurch in dem Künstler eine höhere, ausgezeichnete Natur sich entwickelt, ist eine Gabe der Gottheit und stammt vom Himmel 3) auf die Stimmung, in welcher das wahre Kunstwerk entspringt. Der Künstler fühlt in der Anregung seiner Kraft eine höhere Einwir-

lung, die göttliche Harmonie der Natur und des Geistes, die lebendige Schönheit selbst, welche von ihm am lebendigsten empfunden und angeschaut wird, wirkt in ihm Gefühl und Anerkennung der göttlichen Kraft, durch welche er alles, was er darstellt, in einem schöneren und verkärteren Lichte zeigt, und so kann man das wahre Kunstwerk auch nach seinem subjectiven Ursprunge religiös nennen. Von der anderen Seite aber eignet deswegen nicht jede einzelne Kunstdarstellung der Religion, als dem unsichtbarsten und höchsten Streben der Seele zum Auvollendeten, die Gegenstände und Werke der Kunst steigen in der Darstellung des Idealen mehr oder minder in den Sinnenkreis herab, und es kann manchen Gegenstand der Religion geben, welcher der Kunst nicht darstellbar ist. Die Kunstmittel, welche als Aeußerungsformen und zur Belebung des religiösen Gefühls dienen sollen, müssen nach Beschaffenheit der Religion eines Volks nothwendig, in Hinsicht ihrer Anwendung und Uebung ungesucht und frey, in Rücksicht auf die Würde der Religion von hoher Einfachheit seyn, und unter diesen Bedingungen erhält die Kunst eine höhere Bedeutung, so wie sie dadurch auch die höchste Wirkung gewinnen kann. Ausdrücklich erklärt sich dabei der Redner wider diejenigen, welche die Religion oder vielmehr den Gottesdienst in Kunst umzuarbeiten streben, welche das Ideale in der Kunst verkennend, vielmehr das Sinnliche an ihr als scheinbar vollkommene Form zu dem Principe der Kunst erheben, auch die Religion auf einen die Phantasie anregenden Cultus beschränken möchten, welche einen gesunkenen Glauben durch ästhetische Formen stützen wollen, wie wenn nicht jede zweckmäßige Form aus dem Glauben selbst hervorgehen müßte, welche Gottheit und Creatur, Religion und Kunst verwechselt

und vermischen und dann bald letztere als das einzige Heil der Welt predigen, bald die Religion mit ihrer Art von Poesie versehen und in ihr überall einen schwärmerischen Cultus verkündigen. V. Vom Verhältnisse der Religion zum Leben. Das ganze Leben oder sittliche Handeln des Menschen steht in innigster Verbindung mit der Religion, ja es kann ihrer gar nicht entbehren, es ist die im Handeln sich äufsernde Religion, es ist mit einem Gefühle des göttlichen in uns verbunden, es weist stets auf Gott hin, es ist ein Antheil an seinem Wesen. Die Religion verhält sich zum sittlichen Handeln, wie die Gottheit zur Freiheit, sie gibt diesem Handeln seinen wahren und positiven Character. Gott ist das reelle höchste Gut und Ziel des sittlichen Handelns. Der Glaube an Gott führt zu vernunftmäßigem Handeln; das sittliche Handeln zu Gott. Die Religion ist das Tiefste und Höchste im Menschen; sie leuchtet über dem Leben des Menschen gleich einer Sonne und weckt die schlafenden Keime alles Guten. So zeigt sie sich nicht nur im Leben des Einzelnen, sondern auch im Gesamtleben der Menschen. Unter allen Völkern und Menschen finden wir Religion, wie vielfach und verschieden sie sich äußert, ein allgemeines Streben zum Höhern, zu Gott, dem Urquell alles Daseyns. Ueberall finden wir Priester, welche die Staaten gegründet und Ehrfurcht vor der Gottheit zum ersten Gesetze machten. Ohne Religion kann kein Staat bestehen. VI. Von dem Verhältnisse der Religion überhaupt zu ihren verschiedenen Hauptformen, den positiven Religionen, insbesondere zur christlichen Offenbarung. Wird die Religion als höheres Bindungsmittel eines Theils der Menschheit betrachtet, so kann sie auch ohne gewisse eigenthümliche Darstellungsformen, welche den Bildungsstufen der

Mäßigkeit gemäß sind, nicht gedacht werden und dieß bildet den Character der positiven Religionen. Diese sind besonders Formen, in welchen die Religion sich äußert oder durch welche sie objectiv, ein Gegenstand der gemeinschaftlichen Verbindung und Anerkennung wird. Die Darstellungsmittel der Religion sind entweder sinnliche, wie Gebräuche und Ceremonien, oder geistige, welche sich auf Ansichten von Gott und seiner Verbindung mit dem Endlichen beziehen und den Lehrebegriff oder das Dogma bilden, sobald sie durch gemeinschaftliche Anerkennung festgehalten werden. Beide verbinden ihre Befenner zu einer vollständigen Einheit oder Kirche, und machen die Grundbestandtheile aller positiven Religionen aus. In diesen Religionen ist entweder das geistige oder sinnliche vorherrschend, und hernach kann man zwey Hauptclassen solcher Religionen unterscheiden. In diesem Abschnitte finden sich auch sehr tiefe und helle, wiewohl von dem gewöhnlichen abweichende, Blicke in das Wesen des Christenthums. VII. Schluß. "Haben wir uns fest überzeugt, daß die Religion die innerste Richtung des ganzen Gemüths auf Gott und wie die Freyheit selbst, auf welche sie sich gründet, aus Gott entsprungen ist, so sehen wir auch ein, daß sie durch Freyheit und mittelst der Einwirkung auf die geistige Anlage des Menschen erweckt, erhalten und befestiget werden könne. Sind wir ferner überzeugt, daß die lebendige Gottheit überall sich wirksam äußere, daß sie aber bey wahrer Ausübung der Humanität dem Menschen sich vollkommen offenbare und mit ihm vereintge, weil der Mensch in seiner bewußten Kraft die Würde trägt, so sehen wir auch im Allgemeinen, auf welche verschiedene Arten wir zu jenem Zwecke auf das Gemüth einwirken können, denn die Humanität ist umfaßt in den drey ideaten Bestre-

bungen, der Wissenschaft, der Kunst und des sirdlichen Handelns. Endlich fanden wir, daß die Gottheit sich vor allem geoffenbart habe durch Jesus, den göttlichen Mittler, dessen Licht durch viele Jahrhunderte bis zu uns herübergestrahlt, dessen Sinn so viele Geschlechter begeistert und gekräftiget hat, zu einer neuen Bahn des Wissens und Lebens hindurchzudringen, und darum werden wir auch diesen Einflusses auf das Gemüth zur Erweckung und Stärkung der innern Religion nicht vergessen." Damit ist zugleich der Inhalt dieser letzten Vorlesung angegeben.

Lüttich.

Bey Desoer: De l'influence des passions sur la production des maladies. 1809. 482 Seiten in Octav.

Die physicallisch-medizinische Societät zu Lüttich hatte die Preisfrage aufgestellt: den Einfluß der Leidenschaften auf Erzeugung von Krankheiten zu bestimmen. Dieses Werk enthält nun die verschiedenen der Ansicht der Societät nach gut ausgearbeiteten Aufsätzen. Der erste, welcher den Preis erhalten hat, ist vom Dr. Debrenze; der zweyte vom Dr. Charpentier; der dritte vom Dr. Bilon; der vierte vom Dr. Godetroy; der fünfte von einem Ungeannten. Die erste und zweyte Abhandlung haben allerdings einiges Verdienst; das Bekannte ist gut geordnet, und es fragt sich, ob nicht die zweyte eben so gut als die erste den Preis verdient hätte. Alle hingegen scheinen dem Rec. darin gefehlt zu haben, daß sie den Begriff von Affect und Leidenschaft nicht genau genug hervorheben, und unterscheiden, woraus sowohl für die Anordnung als auch für die richtige Entwicklung der Gegenstände bedeutende Fehler hervorgehen mußten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. May 1814.

Paris.

Annales de Chimie. Tome 82. (Die Anzeige von Tome 81. s. 1813. S. 2069.)

Dieser Band enthält an eigenthümlichen Abhandlungen und Notizen: S. 58 und 126. Chevreul über das Campecheholz und den eigenthümlichen Farbestoff desselben. Beschluß der in dem vorhergehenden Bande dieser Annalen von dem Verf. über diesen Gegenstand mitgetheilten Untersuchung. — S. 109. Guilbert Versuche über den Honig. Den Gehalt des Honigs an festem Zucker fand der Verf. ungefähr $\frac{1}{7}$ seines Gewichts. Derselbe ist wie der feste Traubenzucker nur wenig süßend und erfordert fast doppelt so viel Salpetersäure um in Sauerkleesäure umgeändert zu werden, als der liquide Zucker des Honigs. Die Coliken und Durchfälle, welche manche Personen nach dem Genuß des Honigs verspüren, glaubt der Verf., nach einigen Versuchen zu urtheilen, nur allein diesem festen Honigzucker zuschreiben zu müssen. Wahrscheinlich hängen aber diese Wirkungen, wie bey der Manna, ebenfalls von einer andern mit demselben noch verbundenen Substanz ab, welche vermuthlich auch die Ursache

A (4)

des eigenthümlichen widerlichen Honiggeruchs ist. — S. 148. Vogel über den liquiden Zucker, welchen man durch die Behandlung des Stärkemehls mit Schwefelsäure nach der Methode von Kirchoff erhält und die Umänderung verschiedener Substanzen in weingährungsfähigen Zucker. Nach des Verf. Untersuchung enthält der Stärkemehl-Syrup, er mag aus dem Stärkemehl von Weizen, oder auch aus dem von Kartoffeln gewonnen seyn, neben dem Zucker, noch eine gummiartige Substanz, welcher indessen die für das wahre Gummi so charakteristische Eigenschaft, mit Salpetersäure behandelt in Milchsüßersäure ungeändert zu werden, abgeht. Weder der Stärkemehl-Zucker noch dieser gummiartige Stoff enthalten Schwefelsäure gebunden. Die Schwefelsäure erleide während der Verwandlung des Stärkemehls in Zucker durchaus keine Entmischung und ihre Wirkung bey diesem Proceß beruhe aller Wahrscheinlichkeit nach darauf, daß sie dem Stärkemehl einen Antheil Wasserstoff und Sauerstoff entziehe, indem sie dasselbe disponire, auf eigene Kosten Wasser zu bilden. Durch eine ähnliche Behandlung mit Schwefelsäure und auch mit Salzsäure gelang es dem Hrn. Verf. ebenfalls den Milchsüßer in einen weingährungsfähigen und im Alkohol sehr auflöselichen Zucker umzuändern. — S. 165 beschreibt D'Arcet eine Geräthschaft, um durch Anwendung derselben den übeln Geruch bey der Bereitung des Berlinerblaus zu verhüten. Dasselbe ist in Abbildung beygefügt. — S. 171. Gays Lussac über die Zerfließbarkeit der Körper. Enthält eine vorläufige Notiz einer von dem Verfasser in der Société d'Arcueil am 17. May 1812 über diesen Gegenstand vorgelesenen Abhandlung. Die darin mitgetheilten Bemerkungen über die Zerfließbarkeit der Körper sind in mehr als einer Beziehung von einem sehr großen wissenschaftlichen Interesse;

wie versparen indessen das Nähere davon bis zur Anzeige des unter kurzem erscheinenden dritten Bandes der Mémoires de la Société d'Arcueil, wo in dieselbe vollständig aufgenommen werden wird. — S. 197. Vauquelin vergleichende Analyse des Harns verschiedener Thiere. W. theilt darin die Analysen vom Harn des Löwen, Tigers und Bibers mit. Den Harn des Löwen fand der Verf. mit dem des Tigers völlig übereinkommend. In gewisser Hinsicht war der Harn beider auch dem des Menschen ähnlich, unterscheidet sich aber sehr wesentlich von diesem durch seine alkalische Beschaffenheit und die völlige Abwesenheit von Harnsäure und den fast gänzlichen Mangel an phosphorsaurem Kalk. Die alkalische Beschaffenheit des Harns dieser Thiere rührt von Ammoniak her, dem auch der starke und unangenehme Geruch desselben wahrscheinlich zugeschrieben werden muß. Die in diesem Harn von dem Verf. übrigens aufgefundenen Substanzen sind: Harnstoff; Schleim; phosphorsaures Natron; phosphorsaures Ammoniak; salzsaures Ammoniak; eine Spur von phosphorsaurem Kalk, welcher vermuthlich bloß suspendirt in dem Harn vorkommt, und Ursache des Trübseyns desselben ist; schwefelsaures Kali in bedeutender Menge, und eine höchst unbedeutende Menge Kochsalz. Der Harn des Bibers ähnelte dem der grasfressenden Thiere. Außer Harnstoff und Schleim enthielt derselbe benzoesaures Kali, kohlensauren Kalk, kohlensaure Zalkerde, effigsaure Zalkerde, schwefelsaures Kali, salzsaures Kali oder Natron, ein vegetabilisches Pigment und etwas Eisen. Das Vorkommen der effigsauren Zalkerde ist W. noch zweifelhaft, so wie er auch von dem Eisen glaubt, daß es aus dem Gefäße worin der Harn aufgefangen war, herrühre. Das vegetabilische Pigment leitet er von der Nahrung dieser Thiere ab. — S. 218. Dufaud über das Sägen

des Kobaltens, nebst einer Bemerkung von D'Arcey über denselben Gegenstand. — S. 273. Dulong Untersuchungen über die gegenseitige Zersetzung unauflöslicher und auflöslicher Salze. Eine für die Verwandtschaftslehre sehr interessante Arbeit, denn bis jetzt ist dieser Gegenstand nur sehr oberflächlich untersucht worden. Doch glauben wir, daß die Versuche, welche der Verf. hier mittheilt, unter mehr abgeänderten Umständen wiederholt werden müssen, ehe mit Sicherheit die Folgerungen des Verf. sich daraus ziehen lassen. — S. 309. Vauquelin Analyse der verschiedenen Theile des Kastanienbaums. Wir werden auf diese Untersuchung bei der Anzeige des nächstfolgenden Bandes der Annalen zurückkommen, indem der vorliegende Band nur den Anfang derselben enthält.

Erpden.

Von Herdingh und Du Mortier 1804: *Teuthonista of Duytschlender van Gherard van der Schueren*, uitgegeven door wylen Mr. C. Boonzajer, verrykt met eene Voorrede van Mr. J. A. Cignett. Voorrede XCII Seiten, Wörterbuch 323 Seiten in Quart.

Von einem im Auslande erschienenen Buche, das schon deswegen, weil nur 180 Exemplare davon gedruckt wurden, schwerlich in viele Hände kommen möchte, wird, wie wir hoffen, auch diese späte Anzeige der Bestimmung unserer Blätter nicht zu wider seyn. Es sey uns daher erlaubt, zuerst eine Nachricht von dem Buche selbst zu geben, und alsdann Einiges von der neuen Ausgabe desselben zu sagen.

Gerhard van der Schüren, dessen Geschlechtsnahme von einem Eleyischen Dorfe hergenommen ist, wurde zu Santen im Herzogthum Cleve geboren. Da diese Stadt ehemahls zum Cöllnischen

Gebiete gehörte, und erst 1392 zur Hälfte und 1441 ganz dem Herzogthum Cleve einverleibt wurde, so wird es begreiflich, wie Gerh. v. d. Sch. in der Vorrede seines Werkes von sich sagen konnte: Ego quoque sub celtici Ducatus Clivenſis Coloniae Dyocesis emisperio orbicularis lucis. sumpsi exordia, wobei, der Sprache des Mittelalters gemäß, celticus wohl durch edel, und Dioecesis durch Gebiet, nicht aber durch Bisthum überſetzt werden muß. Er war ein Geistlicher und Cancellarius und Notarius des ersten Clevischen Herz. Adolf und seiner beiden Nachfolger. (Wie viel oder wenig diese Titel bedeuten mochten, lassen wir auf sich beruhen.) Sein Todesjahr ist unbekannt; ausgemacht aber ist es, daß er 1489 noch am Leben war. Außer einem bis zum Jahre 1452 gehenden, von Teschenmacher gebrauchten Chronicon principum Clivenſium et Markenſium schrieb er das erste Deutsch-Lateinische Wörterbuch, Teuthonista oder Dyuyschlender, dem er alsdann noch einen Lateinisch-Deutschen Theil beyfügte. Dieses Werk wurde 1477 zu Eöln bey Arn. thier Hornen in klein Folio gedruckt. Daß dieses Druckjahr für beide Theile gelte, und aus den voran gesetzten Worten edicio hujusmodi operis completa est de anno domini mccccclxxv, de menſe marci nicht folge, daß der erste Theil 1475 gedruckt wurde, sondern 'editio' von der Vollendung der Arbeit des Verfassers verstanden werden müsse, beweiset Hr. Cignert gegen Panzer und andere Bibliographen auf eine unseres Bedünkens völlig überzeugende Weise. — Die Absicht, die Gerh. v. d. Sch. bey seiner Arbeit hatte, war Lateinischschreibenden aus der Noth zu helfen. Dieser Gebrauch seines Buches fällt jetzt freylich weg, oder findet bloß dann Anwendung, wenn man in der Sprache der Epistolae obscuror. vir. zu schreiben für gut fände. Für uns ist der Dyuyschlender

wichtig durch seine Deutschen Wörter. Wie viel in dieser Hinsicht aus ihm zu lernen ist, sah schon Franc. Junius, der ihn in seinem Etymolog. Angl. häufig anführt, und seinem jetzt in der Orford'schen Bibliothek befindlichen Exemplare mehrere Anmerkungen beyschrieb. In Deutschland machte vorzüglich Richen in einem seinem Idiot. Hamburg. angehängten Aufsätze auf den alten Leuthonista aufmerksam, und der Verfasser dieser Anzeige kann aus eigener Erfahrung versichern, daß er, seit es ihm geglückt war, sich den Gebrauch des alten Werkes zu verschaffen, gar manches daraus gelernt hat.

Die große Seltenheit dieses für den Sprachforscher so wichtigen Werkes veranlaßte einige Holländische Gelehrte einen neuen Abdruck desselben zu veranstalten, der bereits 1794 angekündigt wurde. Nach einer Verzögerung von zehn Jahren erschien endlich der erste oder Deutsch-Lateinische Theil; ob ihm auch der zweyte, minder wichtige, und die von Boonjager nachgelassenen und von Hrn. Elignett vermehrten Anmerkungen folgen können, wird die Zeit lehren.

Da das Deutsche unseres G. v. d. Sch. eigentlich Niederländisch ist, so findet sich Herr Elignett veranlaßt, die unter unsern Sprachforschern allgemein bekannte Bemerkung, daß zwischen dem alten Hochdeutschen und dem alten Niederdeutschen eine auffallende Aehnlichkeit obwalte, durch eine Menge Beispiele zu bestätigen, woben er eine große Belesenheit in unsern alten Dichtern an den Tag legt. — Druck und Papier sind so gut, daß man sich vorzüglich durch das letztere in das fünfzehnte Jahrhundert versetzt sieht. Unsere Deutsche Buchhändler, die mit einer unverantwortlichen Knickerey sogar Wörterbücher auf Löschpapier drucken lassen, nehmen sich, dieser Holländischen Rechthlichkeit gegen über gestellt, eben nicht sehr vortheilhafte aus.

Zum Besten der Verwundeten

auf 24 Seiten in Octav. VARRONIS atque ULPIANI in recensendis rebus mancipi, cum alter ab altero dissentire, videatur, inter se conciliandorum novellam quandam rationem delineavit . . . und nun bittet Recensent seine Leser, zu rathen, wer es wohl sey, der, wenn er mit dem Apostel sagt: Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, das gebe ich dir, einen neuen Vorschlag, Varro's Nichterwähnen der Mancipation bey Zug- und Lastthieren, mit Ulpian's ausdrücklicher Lehre, diese seyen res mancipi, zu vereinigen, in den Gotteskasten wirft? Um das Rathen nicht gar zu leicht zu machen, mögen unsere Anzeigen dießmahl die alte Sitte verlassen, nach welcher, wie bey einer politischen Zeitung, jeder Artikel den Ort an der Spitze trägt, von wo er geschrieben seyn soll, oder allenfalls geschrieben seyn könnte, wenn z. B. immer ein Gelehrter in Leipzig von dem, was da neues erscheint, Nachricht gäbe, eine Einrichtung, die in anderer Rücksicht gar nicht wünschenswerth seyn würde, indem man es im Gegentheil oft rühmt, der Rec. stehe, auch wegen der Entfernung des Orts, nicht in der mindesten Beziehung mit dem Verfasser. Dießmahl würde sowohl der Druckort Breslau, als auch der Wohnort des Buchhändlers, der die kleine Schrift, wie es auf dem Titel weiter heißt: absque omni quaestu, in Commission genommen hat, Züllichau, es gar zu leicht machen, bey diesem originellen Gedanken in Ansehung des Außern, auf einen Schriftsteller zu fallen, der auch in Ansehung des Innern seiner Bücher so oft etwas Eigenes zeigt, auf Hen. Criminal-Rath Meister, der erst in Frankfurt a. d. O. Professor war, und es nun in Breslau ist. Von dem Inhalte sey hier nur so viel gesagt, denn ein

Auszug, der die Schrift selbst entbehrlich machte, wäre hier zwar leicht möglich, da sie so sehr klein ist, er wäre aber auch doppelt unartig, und zu etwas Unartigem reißt wohl nicht leicht ein Verfasser, durch fein Beyspiel, weniger, als eben dieser. Mit der Billigkeit, die man an ihm gewohnt ist, fährt er die Meinung Pufendorfs, — des Recensenten in zwey nähmentlich auch hierin sehr verschiedenen Ausgaben, der *RE.*, — seines, des Verf., jetzigen Kollegen, Hrn. Prof. Zacharia, — und dann eines, wie *Rec.*, ohne noch das Blatt gesehen zu haben, doch sonst weiß, sehr achtungswerthen Beurtheilers von dessen Schrift, in der Hallischen *L. Z.*, an. Auch dieser letztere scheint ihm den Knoten mehr durchzubauen, als aufzulösen, wenn er annimmt, (was auch die Ansicht des *Rec.* in unseren *Anz.* von 1807 S. 1485 ist); daß Varro nicht juristisch genau spreche. Herr *Crim. R. N.* vergleicht die verschiedenen Stellen Varro's, und hilft sich dann damit: *ut caeterae pecudes C. 6.* heiße, nach einer besondern Bedeutung, so viel als *pecora majora*; ferner *eadem robus dominum mutant C. 7.* heiße, auch wieder nach einer besondern Bedeutung, durch dieselben "*modi acquirendi solennes,*" unter die er also auch den *usus* rechnet; und endlich *facimus in accipiendo idem, quod dictum est in equis C. 8.* gehe dann, ebenfalls nach dem, was Varro selbst, in einem andern Werke, sagt, *facio* komme von *facies*, *faciem imponere* her, auf etwas Feyerliches. So erwähne dann auch dieser Schriftsteller im Grunde bey den Zug- und Lastthieren die Feyerlichkeit, ob er gleich für seine ungebildeten Leser die schweren juristischen Kunstwörter von *mancipatio* und *res mansipi* vermeide.

Hugo.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 7. May 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königlichen Societät der Wissenschaften am 2. April wurde von Herrn Prof. Stromeyer eine chemische Abhandlung vorgelesen, worin derselbe eine Analyse des krystallisirten Arsenikkieses oder Mispickels von Freyberg in Sachsen mittheilte. Fast allgemein ist der Arsenikkies von den Mineralogen bisher als eine natürliche Begiebung des Eisens mit dem Arsenikmetall betrachtet worden, und man sah den von Einigen, unter andern auch von Vauquelin, darin bemerkten Schwefel als einen bloß zufälligen Bestandtheil desselben an, welcher von mechanisch eingemengtem Schwefelkies herrühre. Dieser Ansicht gemäß hat man diesen Mineralkörper auch als eine eigene Mineralspecies entweder zum Eisengeschlechte oder zum Arsenikgeschlechte gezählt. In der That schien auch diese Meinung über die Natur desselben durch eine von dem Hrn. Prof. Lampadius zu Freyberg vor einigen Jahren angestellte chemische Analyse mit dem daselbst vorkommenden höchst reinen krystallisirten Arsenikkiese volle Bestätigung zu erhalten, denn bis

B (4)

dahin gründete sich das Urtheil der Mineralogen über die Mischung dieser Substanz mehr auf metallurgische Erfahrungen. Dieser Analyse zufolge besteht nämlich dieser krystallisirte Arsenikkies aus 42, 1 Arsenik und 57, 9 Eisen bestehen und durchaus keinen Schwefel enthalten. (Dessen Handbuch zur chem. Analyse der Min. S. 309 – 311.) Vermuthlich durch diese Analyse geleitet, bemühte sich jetzt auch Haüy (Annales du Muséum d'hist. nat. T. XII. p. 306 und Tabl. comp. p. 95) aus krystallogomischen Gründen die Eigenthümlichkeit des Arsenikkieses als besondere Species darzutun, indem er demselben eine geschobene gerade vierseitige Säule von $111^{\circ} 18'$ und $68^{\circ} 42'$ als Kernkrystallisation besetzte. Wie wenig indessen diese von Haüy für den Arsenikkies angenommene Kernkrystallgestalt mit der wahren Structur dieses Mineralkörpers zusammenstimme, wurde bald darauf von Bernhardt (Gehlens Journal für die Chem. und Phys. B. 3. S. 80) gezeigt. Zugleich bewies dieser Mineralog, daß die Krystallisationen des Arsenikkieses vom Würfel hergeleitet werden müßten, und erneuerte dadurch einen schon früher von unserm Hrn. Prof. Hausmann (dessen Entwurf eines Systems der unorganisirten Naturkörper S. 72) geäußerten Gedanken, daß nämlich der Arsenikkies seine Krystallisation höchst wahrscheinlich einem chemisch mit dem Arsenik verbundenen Schwefelkiesgehalte verdanke, und folglich fernerhin nicht mehr als eine eigene Mineralspecies, sondern nur als ein arsenikhaltiger Schwefelkies bloß als besondere Formation dieser Substanz betrachtet werden könne. Diese Meinung gewann durch eine von Thomson (Système de Chimie. Traduction par M. Risault T. 7. p. 507) um diese Zeit angestellte Analyse des Arsenikkieses große Wahrscheinlichkeit. Dieser Chemiker fand nämlich

dieses Fossil in 100 Theilen zusammengesetzt aus 48,1 Arsenik, 36,5 Eisen und 15,4 Schwefel, und bemerkt zugleich ausdrücklich, daß er in allen von ihm untersuchten Exemplaren desselben stets Schwefel angetroffen habe. Es kam also nun noch darauf an, auch diejenige Abänderung des Arsenikkieses, welche von Lampadius analysirt worden war, und worin nach dessen Versuchen, wie bereits erwähnt, durchaus kein Schwefel enthalten seyn sollte, einer nochmaligen Untersuchung zu unterwerfen. Dieses geschah auch bereits im Laufe des Jahres 1812 von dem Prof. Stromeyer (Hausmanns Handbuch der Mineralogie B. 1. S. 153. Anmerkung). Die von demselben mit dem Freyberger kristallisirten Arsenikkiese unternommenen und in dieser Abhandlung näher beschriebenen Versuche ließen keinen Zweifel über das konstante Vorkommen des Schwefels auch in diesem Arsenikkiese übrig. Zugleich ergab sich aus denselben das für obige Meinung höchst wichtige Resultat, daß der Schwefel in dem Arsenikkiese mit Eisen zum Schwefel-Eisen im Maximo verbunden sey. Hierdurch wurde die Vermuthung des Hrn. Hausmann und Bernhardt auch von Seiten der Chemie bestätigt. Während der Verfasser noch beschäftigt war, das genauere quantitative Verhältnis der Bestandtheile dieses Arsenikkieses zu bestimmen, und dadurch auszumitteln, ob das Eisen in diesem Mineralkörper allein an den Schwefel gebunden sey, oder ob auch ein Theil desselben mit dem Arsenik sich legirt habe, und der Arsenikkies folglich eine binaire Verbindung von Schwefel-Eisen im Maximo mit Arsenik-Eisen sey, wie solches die Analyse dieses Fossils von Thomson vermuthen ließ, erschien auch eine chemische Untersuchung des Arsenikkieses von Hrn. Chevreul zu Paris (Gilbert's Annalen der Physik B. 41. S. 332). Aus 100 Thei-

len krystallisirten Arsenikkies erhielt dieser Chemiker 43,418 Arsenik, 34,938 Eisen, und 20,132 Schwefel. Durch diese Analyse bestätigte sich also aufs neue das constante Vorkommen des Schwefels in diesem Mineral. Allein Herr Chevreul stellte über die Natur des Arsenikkieses eine von der vorhin gedüßerten ganz verschiedene Meinung auf. Er glaubt nämlich seiner Analyse zufolge annehmen zu müssen, daß der Arsenikkies eine Verbindung von Arsenik mit Schwefel-Eisen im Minimo constituire, und gründet diese Behauptung auf den Umstand, daß sich das Eisen und der Schwefel gerade in dem quantitativen Verhältnisse im Arsenikkiese befänden, in welchem sie nach Hatchett im Magnetkiese, und nach Berzelius im Schwefel-Eisen im Minimo oder dem künstlichen Magnetkies mit einander verbunden vorkommen. Die später von dem Verfasser zur Prüfung dieser Meinung mit dem Arsenikkiese angestellten Versuche sind derselben aber auf keine Weise günstig. Zwar weicht das von ihm aufgefundenne Mischungsverhältniß des krystallisirten Arsenikkieses nur höchst unbedeutend von dem, welches von Chevreul angegeben wird, ab. — Ein Umstand, der allerdings für die Genauigkeit beider Analysen spricht, um so mehr, da sich beide Chemiker bei ihren Untersuchungen einer ganz verschiedenen Methode bedient haben. — Allein darum erhalten die von Hrn. Chevreul über die Natur dieses Mineralkörpers aus dem Verhältnisse der Bestandtheile desselben gezogenen Folgerungen durchaus keine Bestätigung, und werden schon dadurch widerlegt, daß das von Hatchett und Berzelius für das natürliche und künstliche Schwefel-Eisen im Minimo festgesetzte Mischungsverhältniß, worauf Hrn. Chevreul's Meinung allein beruht, den Schwefelgehalt dieser Substanz um mehrere Procent zu niedrig

angibt, welches der Verfasser in einer nächstens der königlichen Societät vorzulegenden Arbeit über den Magnetties näher zu erweisen verspricht. Außer dem aber ist die Annahme, daß in dem Arsenittiefe der Schwefel mit dem Eisen zum Schwefel-Eisen im Minimo verbunden sey, mit dem chemischen Verhalten des Arsenittiefes zumahl bey der Destillation und gegen die Säuren ganz unverträglich.

Dagegen beweiset nun der Verf. sowohl aus den chemischen Eigenschaften dieses Mineralkörpers, als auch aus dem aufgefundenen Verhältniß seiner Bestandtheile, daß derselbe wirklich, wie schon aus Thomsons Analyse wahrscheinlich wurde, eine binäre Verbindung des Schwefel-Eisens im Maximo, oder des Schwefeltiefes, mit Arsenit-Eisen sey.

Nach des Verfassers Analyse bestehen dem zufolge 100 Theile des krystallisirten Arsenittiefes von Freyberg in Sachsen aus:

42,88	Arsenit
36,04	Eisen
21,08	Schwefel
<hr/>	
100,00	

Oder angenommen, daß das Eisen, im Maximo mit Schwefel verbunden, auf 100 Eisen 116,5 Schwefel aufnimmt, aus:

39,17	Schwefel-Eisen im Maximo
60,83	Arsenit-Eisen
<hr/>	
100,00	

Da der Verfasser nur Gelegenheit hatte diese Veränderung des Arsenittiefes zu untersuchen, und die von Chevreul und Thomson analysirten Arsenittiefe offenbar ganz dasselbe Mischungsverhältniß besaßen als der Freyberger Arsenitties, dem Thomson scheint bey seiner Analyse nur den Eisengehalt genau bestimmt zu haben, so müßte er es dahingestellt seyn lassen, ob der Arsenitties nur allein in

in diesem Verhältnisse aus Schwefelkies und Arsenik-Eisen zusammengesetzt sey, oder ob bey demselben mehrere Verhältnisse vorkommen. Doch vermüthet er das letztere, weil man alle übrigen binairn Verbindungen zweyer Mineralsubstanzen in mehreren Verhältnissen mit einander vereinigt antreffe. Es ist ihm daher auch nicht unwahrscheinlich, daß der so genannte Arsenikalkies sich von dem gewöhnlichen Arsenikkiese bloß durch das quantitative Verhältniß seiner Bestandtheile unterscheide.

Leipzig.

In der Weygandschen Buchhandlung: **Johann Arnold Ranne's System der Indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen, Nebst einer Uebersicht des mythischen Systems, als Beylage an den Verfasser, von Adolph Wagner. 1813. 611 Seiten in Octav.**

Die Wichtigkeit des Unternehmens, mit welchem der Verfasser dieses Werks sich befaßt hat, dem die Beylage von seinem Freunde zur Erläuterung dienen soll, berechtigt uns zu einer ausführlicheren Anzeige. Das kaum übersehbare Gewebe der Indischen Mythen auf ein festes System zurückzuführen, wird immer mehr Bedürfniß, je mehr unsre Kenntniß der alten Indischen Literatur sich erweitert, und je interessanter eben dadurch das wahre Verhältniß der Indischen Mythologie zu den übrigen Religions-Systemen der Vorwelt wird. Daß den Indischen Mythen selbst ein System zum Grunde liegt, ein höchst merkwürdiges, metaphysisches System, wie man es in der griechischen Mythologie nicht suchen darf, sagen wir hier als bekannt voraus. Was dieses nun eigentlich für ein System ist, dessen Theile auch aus den wunderbarlichsten und dunkelsten Indischen

Religionsdichtungen hervorschwimmern, darüber läßt sich streiten; und unter den Bramanischen Religionssecten selbst wird darüber gestritten. So viel wissen wir längst, daß die metaphysische Emanationslehre, die Lehre von der Ausströmung aller endlichen Wesen aus einem ewigen Urwesen, und von einer Rückkehr aller Dinge in den Schooß des ewigen Urwesens, unbezweifelbar die Grundlage aller Bramanischen Religionsdogmen und Dichtungen ist. Nun läßt sich durch metaphysische Demonstration, wenigstens nach der Einsicht des Recensenten, leicht klar machen, daß jedes Emanationssystem, wenn man es mit der nöthigen Consequenz verfolgt, in Pantheismus sich auflöst. Daraus aber folgt nicht, daß die Urheber der Emanationssysteme selbst dahin aus wollten. Wie mancher Lehrbegriff ist in den Augen seiner Urheber und Bekenner etwas ganz anders, als nach den Aussprüchen einer Critik, die nicht auf halbem Wege stehen bleibt! Ehe wir nun fragen, was aus einem gewissen Religionsysteme wird, wenn man es philosophisch auf die letzten Gründe alles Wissens zurück führt, muß zuerst doch wohl historisch ausgemacht seyn, was es in den Augen seiner Urheber und Bekenner ist und seyn soll. Hier trifft nun der Bearbeiter der Indischen Mythologie auf den bekannten Conflict der beiden Bramanischen Religionssecten, der Secte des Schiva und der des Wischnu. Dieser Conflict, auf den der gute Pater Paulinus bey der Abfassung seines *Systema Brachmanicum* bey weitem nicht genug geachtet hat, ist neuerlich von dem geistvollen Verfasser des Buchs über die Sprache und Weisheit der Indier vortreflich hervorgehoben, und durch die Mythologie des Indous aus den Papieren des Major Polier noch weiter aufgehellert. Die Frage ist keine geringere, als diese: ob nach diesem Sy-

Nemo das Geistige mit dem Physischen identisch, oder ob das Geistige erhaben über das Physische, und das Physische aus dem rein Geistigen entsprungen ist? Wer nach den historischen Kenntnissen, die wir bis jetzt von den Indischen Mythen besitzen, ein System der Indischen Mythologie schreiben will, von dem verlangen wir billig, daß er erstens die Quellen, aus denen er seine Notizen schöpft, sorgfältig mustere, und das, worin sie übereinstimmen, absondere von dem, worin sie von einander abweichen; daß er zweytens, wo streitende Notizen zu vergleichen sind, seine Gewährsmänner genau anzeige; daß er drittens durch eine solche Vergleichung dem wahren Geiste des Bramanischen Emanationsystems, so weit es beiden Secten gemeinschaftlich ist, auf die Spur zu kommen suche; daß er viertens die Mythen selbst im Geiste des Systems der Secte, die einen gewissen Mythen annimmt, erläutere und ordne; und daß er endlich fünftens, was sich unter wahren Geschichtsforschern von selbst versteht, nicht sein eigenes System der Philosophie in die Mythen eines großen und uralten Volks hineinschiebe, um es hinterher aus ihnen wieder herauszudeuteln. Von allen diesen Forderungen hat nun der Verfasser des vor uns liegenden Systems der Indischen Mythe (wie er zu schreiben beliebt) nicht eine einzige erfüllt. Als ein enthusiastischer Schellingianer und naturphilosophischer Pantheist hat er schon vor einiger Zeit in einem von ihm selbst so genannten Pantheon aller Religionen zu zeigen gesucht, daß der naturphilosophische Pantheismus die Grundlage aller Religionen der Welt sey, und daß eben deswegen in allen diesen Religionen, wenn man sie nur recht verstehe, jene heilige und ewige Wahrheit sich finde, die uns neuerdings durch einen Deutschen Philosophen und seine

Schule verkündigt worden. Leichtes noch mußte es dem Verfasser werden, seinen ihm so theuern und werthen Pantheismus in dem Bramanischen Religionsysteme wieder zu finden, da von der Emanationslehre bis zum Pantheismus nur ein Schritt ist. Nach seinen Ansichten ist die Indische Mythologie nicht etwa ein Gewebe von kühnen und sinnreichen Dichtungen, denen eine der interessantesten metaphysischen Hypothesen zum Grunde liegt; sondern alle diese Dichtungen sind für ihn nur poetische Umkleidungen der ewigen Wahrheit selbst, die, seiner Meinung nach, auch in jedem andern Religionsysteme, wenn auch noch so dunkel, sich ausspricht, weil doch der ewige Weltgeist, der Alles in Allem ist, sich selbst nicht belügen kann, woraus denn für den Verf. folgt, daß alles, was ein religiös begeistertes Gemüth ersinnt und erfindet, reine, gediegene Wahrheit seyn muß. In diesem Sinne hat der Verf. die Indische Mythologie als ein Ganzes aufgefaßt. Ob nach echt Bramanischen Begriffen die Indische Emanationslehre wirklich als Pantheismus zu verstehen sey, findet er nicht einmal der Frage werth. Der höchst wichtige Conflict zwischen der Secte des Schiva und der Secte des Wischnu geht ihn gar nichts an. Doch nimmt er, nach seiner Philosophie, geradezu die Partey der Secte des Schiva, weil diese, wie die pantheistische Naturphilosophie, das Geistige mit dem Physischen identificirt. Eine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Quellen unsrer Kenntnisse der Indischen Mythologie zeigt sich durch das ganze Buch; aber nur zuweilen sind diese Quellen angeführt; nirgends mit kritischer Wahrheitsliebe gemustert, oder geschieden. Jede Notiz, die der Ansicht des Verf. entspricht, ist ihm willkommen, sie stamme woher sie wolle. Ja, der Verf. setzt, um uns in der Indischen Mythologie zu unterrichten, voraus, daß

feinen Lesern diese gesammte Mythologie schon so bekannt und geläufig ist, als ihm selbst. Er erinnert nur durchgängig an eine Indische Dichtung nach der andern, um zu lehren, wie eine pantheistische Geschichte des Gottmenschen in ihnen allen erscheine. Der vorzüglichste Theil seiner Arbeit möchte wohl der chronologische seyn. Mit nicht gemeiner Kunst sucht der Verfasser die Indische Berechnung der Jugs oder Weltalter durch Reductionen der mythischen Zahlen auf die Vorrückung der Nachtgleichen mit der wahren Astronomie in eine solche Verbindung zu bringen, daß daraus zugleich das hohe Alter der Indischen Astronomie einleuchten und gegen die Einwendungen, die von scharfsinnigen Kennern gemacht worden, gesichert werden soll. Mit Le Gentil, der den Verf. auf die Spur geleitet zu haben scheint, findet er in der Zahl 60 den Schlüssel zu der Indischen Weltrechnung, indem er bemerkt, daß die Bramanen statt einer zwischen 43" und 58" schwankenden Zahl der Vorrückung der Nachtgleichen eine mittlere von 54" annehmen, worauf die Progression in der Sechszahl aufsteige. Diese Sechszahl nun schreite in der Indischen Chronologie, obgleich sie nicht ausdrücklich genannt wird, von 60 zu 600, 6000, 60000, vor. Wie sich selbst multiplicirt gebe sie die Summen 360, 3600, 21600. Gerade um diese Zahlen drehe sich die ganze Indische Berechnung der Jugs und der mythischen Unterscheidungen zwischen göttlichen und menschlichen Jahren. Der Raum erlaubt uns nicht, genauer anzuzeigen, wie der Verf. seinen Calcul den Indischen Mythen gemäß durchführt. Ein entscheidendes Urtheil über diese Berechnungen darf man wohl nicht fällen, ohne die Astronomen befragt zu haben, die hier ein nicht unwichtiges Wort mit sprechen müssen. Was aber die wahre Astronomie nicht angeht, ist der mystische Sinn, den der Verf.

nach dem System seiner Naturphilosophie in diesen Zahlen findet, und den er eben deswegen als heilige Wahrheit ausdrückt. Die metaphysische Emanationslehre drückt nämlich einen Uebergang des Unendlichen in das Endliche aus, was der Verfasser, als Pantheist, beiläufig die Menschwerdung Gottes zu nennen beliebt. Diesem gemäß findet der Verfasser nichts natürlicher und trefflicher, als, die Grundideen des mythischen Emanationssystems arithmetisch ausgedrückt zu sehen, indem er, wie einer seiner Mitbrüder, der den Schöpfer des Himmels und der Erden = Null setzt, und in dieser Null gerade das ewige Eins und Alles oder die Wirklichkeit findet, nun auch die Null für die Mutter aller Zahlen erklärt, woraus denn das bewundernswürdige Treffende einer arithmetischen Mythologie von selbst erhellt. Darum erkennt er diese Arithmetik und die von ihm aufgestellten Grundsätze über die Indische Weltrechnung schon in der mythischen Sage von dem Stier Dherma. Bekanntlich ist der Stier in der Indischen Mythologie, wie in der Aegyptischen und zum Theil auch in der Griechischen, das Symbol der Zeugungskraft. Zeugung aber ist mit Schöpfung nach der pantheistischen Naturphilosophie identisch. Aber der Verf. geht noch weiter. Er reducirt, benenne wie in der Pestalozzischen Schule die Elemente des Unterrichts aufgezählt werden, den wirklichen Uebergang des Unendlichen in das Endliche auf Zahl, Maß (Figur) und Wort. Zahl und Maß entstehen nach dieser Theorie, indem das Unendliche in Zeit und Raum hervortritt. Noch tiefer ist die Bedeutung des Worts. Das psychologische Problem, warum der menschliche Geist keinen Begriff festhalten kann, ohne ihn an ein sinnliches Zeichen oder Wort zu knüpfen, wird vom Verfasser so gelöst. "Seitdem das geistige Lichtprincip, die Dinge zu schaffen, mit dem finstern Princip der Contrast sich

vermählt, hatte ersteres, insofern es das Uebergewicht gewonnen, sich als Grund aller Bewegung in Zahl, letzteres, wo es vorschlug, in Figur offenbart; aber früher waren in dieser Vermählung beide in tiefer Fülle vorhanden gewesen, als Wort, das noch nicht gesprochen worden. — Dieses Wort ist das Indische Parlerat; denn die Welt ist ein λόγος, gesprochen aus Gottes Munde. — Erst da der Geist außer dem Geiste sich darstellte, wurde aus Zeit und Raum Zahl und Figur, Bild und Gestalt, ein wirklich Wort. Denn erst entsprang das Licht des Verstandes. Zeit und Zahl erschienen nun als Tact und Feitmaß, als Wort und Musik, und ein Gedicht ist die Welt." — Nach dieser Stelle des ersten Kapitels kann man ungefähr sich vorstellen, wie der Verf. durch das ganze Buch hindurch die Indischen Mythen erklärt. Auch gibt dieses erste Kapitel schon einen guten Vorrath von Proben der Sprachgelehrsamkeit des Verfassers. Denn von Sanscrit bis zur Sprache der Huronen und Algonkins herab geht der Verfasser die Sprachen aller fünf Welttheile durch, um mit Hilfe der Etymologie seine mythologischen und philosophischen Bemerkungen zu beweisen. Schon auf der zweiten Seite lernen wir den Indischen Drama wieder erkennen im Griechischen Promios (nachher auch im Ebräischen Abram, woraus Abraham geworden); den Indischen Kadila als einen Sohn der Bybele. Kadmus ist dem Verfasser erweislich der Indische Kodam. Der Idee folgend, lernen wir Seite 22, habe sich die älteste Sprache als Geschichte Gottes aus Einem Wurzelworte entwickelt, das die Null zu seiner letzten Bedeutung hatte. — Von dem Punkte an, wo wir, nach der Exposition des astronomischen und chronologischen Theils der Indischen Mythologie, eine genauere Mittheilung der Mythen selbst erwarten, geht des Verfassers einziges Streben

dahin, in allen Indischen Mythen sein eigenes System des Pantheismus nachzuweisen. Er erzählt, in seiner Sprache zu reden, die Geschichte Gottes als All-Eins im einfachen und doppelten Dualismus, als Bergeistigung und Verkörperung, Metempsychose und Metamorphose, nachgewiesen erstens in den vier Schöpfungen oder Weltaltern. Fortwährend beschäftigt mit dieser angenommenen Identität des Alls in Einem, der er überall nachspürt, analysirt er ein ganzes Kapitel hindurch die Identität in Brahma, Wischnu, Schiwa, und ihren Söhnen; weiter, im folgenden Kapitel, die Identität in Brahma's, Wischnu's, und Schiwa's Genahlinnen; weiter die Identität aller Erscheinungen in der Mythe (den Mythen) von Sagur's 10,000 Kindern. Diese Identitäts-Expositionen laufen fort bis zum Beschlusse des Werks, so weit es dem Verf. selbst angehört; und das nennt er ein System der Indischen Mythe. Beyläufig kommen noch besondere Aufschlüsse über einige Punkte der Geheimnisse der Ewigkeit, als ausgesprochen in Indischen Mythen, vor; z. B. daß die Liebe Gottes zur Welt (versteht sich, alles pantheistisch zu verstehen) begründet ward allein durch die Freiheit des Abfalls (S. 81); daß, nachdem das Eine sich geschieden in ein Vorstellendes und ein Vorgestelltes, der Act der Scheidung und Erzeugung auch der Act der zerstörenden Wiedervereinigung zum Einen und Ersten wurde. Dadurch erhalten wir (S. 83) auf ein Mal eine Beantwortung der Frage, die jeder Kenner der Indischen Mythen sich gewiß schon öfter vorgelegt hat, und die, unsers Wissens, noch nirgends gründlich beantwortet ist, nämlich, wie es eigentlich zu verstehen sey, daß der Indische Schiwa oder das zerstörende Princip der Natur zugleich das Princip der Zeugung ist, und als solches durch den Lingam repräsentirt; und von

Brama, dem Princip der Schöpfung, unterschieden wird. Gerade auf der Erklärung dieser Lehre beruht die Verschiedenheit der Secte des Schiwa und der Secte des Wischnu, und die wahre Bedeutung des Brama, als des schaffenden Princip, nach dem verschiedenen Glauben beider Secten. Der Verfasser findet hier keine Schwierigkeit; denn so, wie das Eine sich geschieden in ein Vorstellendes und ein Vorgefolltes, so werden, sagt er, die getrennten Geschlechter, indem sie durch Liebe und Geschlechtstrieb zum leiblichen Erkennen oder Erzeugen (Adam erkannte ja sein Weib Eva! setzen wir hinzu) vereinigt, neue sinnliche und endliche Leben hervorbringen, durch die Begattung selbst zerstört und dem Leben entnommen. Sinnreich ohne Zweifel, um so mehr, da auch Kinder, Jungfrauen und Castraten sterben, indem Schiwa seine Gewalt über sie ausübt. Doch was kümmern so gemeine Randglossen den begeisterten Seher? Ihm ist Schiwa zugleich der dritte Act des Bewusstseyns. — Wir wagen nicht, unsere Leser noch tiefer in das System der Deutungen des sinnreichen Verfassers hineinzuführen. Wäre nur durch sinnreiches Combiniren und Deuten, bey einem gänzlichen Mangel an trennendem und prüfendem Scharfsinn, die Philosophie der Religion und der Religionen, und namentlich das System der Indischen Mythologie, im mindesten gefördert! Wie kann der überhaupt etwas aufklären, wer überall nur Identität sucht! Als entschiedener Jünger der Secte des Schiwa spricht der Verf. sich besonders S. 121 aus, wo er mit einem Eifer, als ob er an der Küste Malabar geboren wäre, den Schiwa über Wischnu und Brama stellt. Dagegen lehrt er uns wieder S. 137, daß alle drey Götter sich gänzlich gleich bedeutend seyen; desgleichen S. 169, daß Brama's Gattinn Sarasowadi, Wischnu's Gattinn Lakshmi, und

Shiva's Gattinn Bhavani, alle drey ein und dasselbe erste Weib gewesen, das in den drey Wesen erwohnt, und sie geboren hat. Also am Ende Alles einerley. Wenn dieß das Resultat gelehrter Nachforschungen nach dem Identitätsysteme ist, wozu denn die langwierige Mühe des Unterscheidens, das man nachforschen liegt? Wundern wird man sich nun nicht, daß der Verf. auch bey der Vergleichung Indischer Mythen mit Griechischen, Aegyptischen und Griechischen, als Resultat immer findet, daß es im Grunde ein und derselbe Mythe sey. Dem Rec. ist ein solches semper idem noch in keinem andern Buche vorgekommen. Als eine Probe der Identification durch Etymologie wollen wir nur noch eine besonders interessante anführen. Die Indische Göttinn Lakṣī ist die Göttinn des Glücks; daher die Nahmen Glück (Lück) im Deutschen, und Eukium (Eicum) als der Jaden der Schicksalsgöttinn, und das Gewand der Zeit als ein Laken und des Sonnengottes Haar als Locke. Dieß lehrt uns S. 219 des Buchs. Was es aber weiter enthält, mögen unsre Leser aus ihm selbst lernen. — Aber erwähnen müssen wir noch der Zugabe von des Verf. Freunde Adolph Wagner. Sie bezeichnet sehr richtig den Standpunct, auf den man sich zu stellen hat, um zu verstehen, wie des Verf. Auslegung der Indischen Mythen verstanden seyn will. Die Mythologie offenbare Gott oder den göttlichen Geist; woraus sich ergebe, daß sie als Abbild das Urbild nicht verleugnen könne, mithin universal und total sey. Die Welt, die nach Hrn. Kanne (s. oben) ein Gedicht ist, heißt bey seinem Freunde ein schlafender Gott. Dem Weltstromen naturgemäß folgend, also auch der Indischen Mythologie gemäß, schaue man das All-Eine als Weltreligion. Aber freylich, um es so zu schauen, müsse man zuvörderst allen Trug und Hochmuth abthun und Resonanzboden der Weltkarte wer-

den. Wer auf diese Art andächtig erhoben sey in jener Tiefe und dem Mittelpuncte des Geistes, der sey zugleich der wahre Christ; er könne sich des sichern Gewinnes im Felde des Geistes freuen, im Gegensatz mit den breiten, innen verkohlten und ausgestorbenen, unnütz vielgeschäftigen, doch gefeyerten Gesellen und Knechten. Nun weiß jeder Gelehrte, wer nicht als Resonanzboden der Welt-harfe das All-Eins anschauer, wofür er sich zu halten hat. Von den Griechen wird geurtheilt, daß bey diesem kalten und leichtsinnigen Volke, wie bey den heißhungrigen Römern, die Erniedrigung und Wegwerfung des Geistes an die Außenwelt ihre Spitze erreicht habe. Nun haben wir den Schlüssel zum Charakteristischen der Griechischen Nationalmythologie. Mit besonderem Enthusiasmus verweist Hr. Wagner seinen Freund auf den von ihnen gemeinschaftlich verehrten großen Meister und Christen Jakob Böhme, weil über die richtige Würdigung dieses Meisters beide Freunde nicht völlig einverstanden zu seyn scheinen. Also, durch fortgesetzte Verbindung des Studiums der Indischen Mythologie mit den Lehren von Jakob Böhme wird der Geist des wahren Christenthums an den Tag kommen. — Doch wir haben das Unfrige gethan, ein Buch anzuzeigen, daß als ein Beytrag zur Philosophie des Tages in Deutschland nicht zu übersehen ist. Daß dem Verf. einer solchen Anzeige in den Augen der Hochbegeisterten, die mit den beiden Freunden zu derselben Schule gehören, die tiefste Verachtung gebühre, versteht sich von selbst. Darum aber ehren wir nicht weniger den wirklich schönen Enthusiasmus der Freundschaft, der sich in den gegenseitigen Aeußerungen der beiden Verfasser dieser mythologischen Untersuchungen ausspricht, zum erfreulichen Beweise, daß der Pantheismus dem Herzen bey weitem nicht so gefährlich ist, wie Einige glauben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 9. May 1814.

Göttingen.

Die königl. Societät der Wissenschaften hat durch ihren Correspondenten, den Hrn. Dr. Georg Carl Lami, Prof. der Oeconomie an dem Georgikon zu Keszthely in Ungarn, eine ausführliche interessante Nachricht über die Einrichtung dieses von Sr. Excellenz dem Hrn. Grafen Georg Festetics von Tolna, k. k. wirkl. geh. Rathe und Kämmerer, Ehrenmitgliede der hiesigen königl. Societät der Wissenschaften gestifteten Institutes erhalten, aus welcher wir hier unsern Lesern folgendes mittheilen.

Der Zweck des theoretisch-practischen ökonomischen Institutes Georgikon zu Keszthely ist zunächst: geschickte Wirtschaftsbeamte zu bilden; dann aber auch überhaupt künftigen Güterbesitzern und Landwirthen Gelegenheit zu verschaffen, sich ökonomische Kenntnisse zu erwerben; endlich auch, in theoretischer und practischer Hinsicht auf die Bervollkommnung der Landwirtschaft im Allgemeinen einzuwirken. Die auf dem Institute Studirenden sind theils gräfliche Stipendiaten, theils

G (4)

auswärtige Practicanten. Außerdem können aber auch die auf dem Lyceum zu Kesthely Studirenden an dem Unterrichte Theil nehmen. Um den eben angegebenen Zweck zu erreichen, wird der theoretische Unterricht in der Landwirthschaft und in den öconomischen Hülfswissenschaften, mit der Ausübung sorgfältig verbunden. Das Georgikon nebst den damit vereinigten Anstalten zerfällt: 1) in das eigentliche theoretisch-practische öconomische Institut, oder die allgemeine Schule der rationellen Oeconomie und der damit verbundenen Praxis. 2) In die Anstalt zur Bildung künftiger Justitiarien (— in Ungarn so genannter Pristalden —). 3) In die populäre Schule der Landwirthschaft für Bauern. 4) In die Forst- und Jagdschule. 5) In die Schule der Gefüß- und Reittkunde.

Zu dem Georgikon gehören, außer dem großen Schulgebäude, worin sich auch eine Naturaliensammlung befindet, Stallungen und andere Wirthschaftsgebäude, nebst einem Bienen- und Seidenhause; dann ein Küchengarten, Obstgarten, Maulbeergarten, ein botanischer und ein Forstgarten; 250 Joche Ackerland (— bey dem Ackerbaue folgt man der landesüblichen Neunfelderwirthschaft; mehrjährige Erfahrungen haben gelehrt, daß man dort die Brache nicht süglich ganz entbehren kann —); außerdem noch vier Joche Experimentaläcker; 200 Joche Wiesen; Schaaflweiden; ein Weingarten nebst einem Kastanienwalde; 250 Joche Waldung zur Holzzucht.

Diese kurze Mittheilung wird hinreichen, um von der Nützlichkeit des Georgikons eine sehr günstige Vorstellung zu erwecken. Eine besondere Erwähnung verdient noch, daß das so viel umfassende Institut sich größten Theils von seinen eigenen Grundstücken erhält. Der geringe Zuschuß, welchen es

aus der kaiserlichen Central-Casse bestrahlt, wird meistens nur auf neue Anlagen, Verbesserungen und Remunerationen verwandt. — Es wird der königl. Societät der Wissenschaften Freude machen, in der Folge von dem ungestörten, guten Fortgange dieses zu so großen und edelen Zwecken bestimmten, so sicher begründeten und mit so großer Liberalität ausgestatteten Institutes Nachricht zu erhalten.

St. Petersburg.

Gedruckt bey F. Drechsler: Resultate der Untersuchungen über die Härte und specifische Schwere der Mineralien. Ein Beitrag zu genauern oryktognostischen Beschreibungen und zu einer neuen systematischen Anordnung der Mineralien, von Dr. L. Panzer, Russisch Kaiserl. Hofrath u. s. w. 1813. 33 Seiten in klein Octav.

Daß Härte und specifisches Gewicht, zumahl letzteres, zu den wichtigern Kennzeichen der Mineralkörper gehören, indem sie in constanteren Beziehungen zur chemischen Constitution derselben stehen pflegen, als manche andere Merkmale, wird Niemand bezweifeln. In Ansehung der Angabe des eigenthümlichen Gewichtes sind wir im Stande, durch Versuche und darauf sich stützende Rechnung, uns der Wahrheit in einem sehr hohen Grade zu nähern; wogegen die Bestimmung der Härte bisher noch ziemlich schwankend war. Haüy, der sich so große Verdienste um die genauere Erforschung mehrerer so genannter physikalischen Merkmale (— zu denen wir, im Gegenfage von den chemischen, alle irdischen Merkmale, die nicht durch auf die Substanz verändernd einwirkende Versuche erkannt werden, mithin auch die Härte zählen —) erworben, hat auch den ersten glücklichen Versuch gemacht, die

relative Härte der Mineralkörper dadurch etwas genauer zu bestimmen, daß er untersuchte, welche Fossilien von anderen geritzt werden und auf diese Weise einem festen Minerale B, eine Stelle zwischen zwey anderen A und C anwies; von welchen A daß Fossil B ritzt, C hingegen von B geritzt wird. Diese Bestimmung der Härte ist, ob sie gleich große Vorzüge vor der früher üblichen, sehr vagen besitzt, doch noch mangelhaft, gerade weil sie nur relativ ist. Durch diese Ansicht scheint Herr Pansner auf die Idee geleitet zu seyn, sich zur Bestimmung der Härte der Mineralien eines anderen Maßstabes zu bedienen, der, größten Theils wenigstens, nicht innerhalb der Reihe der zu untersuchenden Fossilien liegt. Er wählte dazu verschiedene Körper; die wie er sagt, durch ihre verschiedene, aber gleichbleibende Härte eine Scale bilden, namentlich Diamant, gehärteter Stahl, Kupfer, Bley; ließ aus den drey letzteren Werkzeuge, von Gestalt der Grabstichel verfertigen, und untersuchte nun, welche Mineralien sich von dem einen oder anderen ritzen ließen.

So sehr auch die hierbei zum Grunde liegende Idee unsern Beifall hat, so dürfen wir doch unsere Bedenken nicht verschweigen, welche sich uns in Hinsicht ihrer Ausführung aufdringen; um so weniger, da der Herr Verfasser, welcher seine Schrift an die königl. Societät der Wissenschaften eingekandt hat, eine Beurtheilung derselben zu erhalten wünscht. Soll die Härte der Fossilien durch andere Körper bestimmt werden, so ist notwendige Bedingung, daß die Härtegrade der letzteren unwandelbar sind. In Ansehung des Diamants ist dieses auch der Fall; wenn man Splittern von gleicher Form anwendet: — denn auf die Gestalt der Spitzen, womit man ritzt, kommt überhaupt

viel an —); in Hinsicht des Kupfers und Bleies kann dieses aber nur dann seyn, wenn beide vollkommen rein sind; und was den gehärteten Stahl anlangt, so besitzt dieser die abweichendsten Härtegrade, nach den verschiedenen Sorten und den verschiedenen Härtingsarten. Bey den Angaben des Herrn Pansner vermiffen wir nun, aber die Nachricht: was für gehärteter Stahl und ob gereinigtes Kupfer und Blei angewandt wurden? dann springt uns die Anwendung der genannten vier Körper eine nicht hinreichende Genauigkeit zu gewähren, indem es zu viele Mineralien gibt, die von dem einen oder anderen gerigt werden, ohne doch unter einander von gleicher Härte zu seyn. Auch empfehlen wir dem Hrn. Pansner, bey einer künftigen Fortsetzung seiner lobenswerthen Untersuchungen, auf die Härtenunterschiede zu achten, die viele Fossilien nach den Flächen zeigen, welche gerigt werden.

Der Herr Verfasser hat die Mineralien in alphabetischer Ordnung aufgeführt und in einer Spalte die von ihm untersuchten Härtegrade mit Buchstaben und daneben in einer zweyten, die specifischen Gewichte angegeben. Die aufgeführten Zahlen sind die arithmetischen Mittel aus den Bestimmungen Anderer und aus eigenen Untersuchungen, wohey aber zu erinnern ist, daß arithmetische Mittel nur dann der Wahrheit sich nähernde Resultate geben können, wenn sie aus Angaben gezogen werden, die auf völlig gleichförmige Versuche sich gründen. Die in den verschiedenen Mineralogien stehenden Angaben der specifischen Gewichte röhren von Versuchen her, die zum Theil mit verschiedenartigen Werkzeugen und bey verschiedenen Temperaturen des Wassers angestellt wurden, und sind daher größtentheils nicht für jene Rechnungs-Operation geeignet. Wie der Herr Verfasser seine Versuche

angestellt, und ob er sie auf eine gewisse Temperatur des Wassers reducirt hat, ist nirgends erwähnt.

Herr Panzer meint, man könne sich der Härte und des specifischen Gewichtes zur Classification der von ihm so genannten eigentlichen Mineralien (— unter welchen er alle feste, im Wasser unauflöbliche, begreift —) bedienen, indem man nach der Härte die Klassen und nach dem specifischen Gewichte die Ordnungen einrichte; und theilt eine Probe von der Eintheilung der Mineralien mit, welche vom Diamant geritzt werden. Ohne auf die Gründe, welche das Unzulängliche eines solchen Classificationsprincipes leicht darthun, Rücksicht zu nehmen, braucht man nur auf die gelieferte Probe selbst zu verweisen, um zu zeigen, daß durch diese Classification sehr verschiedenartige Körper verbunden und nahe verwandte getrennt werden. So stehet z. B. der Pistazit bey dem Marekanit und dieser bey dem Aegenaug in der ersten, das Citaneisen bey dem Saphire in der dritten Klasse; der Granat findet sich in der zweyten, der Bolophonit dagegen in der ersten Klasse u. s. w.

Paris.

•••••
 Bey Klossermann: Application de l'Algèbre à la Géométrie par M. Monge et Hachette, Traité des surfaces du second degré par M. Hachette, Prof. de l'École J. Polytechnique. 1813. 259 S. in Octav, nebst 3 Kupfertafeln.

Die Verfasser haben im Jahre 1807 in dem Journal de l'École P. ein Mémoire über die krummen Flächen der zweyten Ordnung gegeben, dessen sie sich bis jetzt als Grundlage zu den Vorlesungen über diesen Gegenstand bedient hatten. Seit dieser Zeit sind in der Correspondance de l'École P. viele edelgethe Abhandlungen und Erweiterungen dieser

Lehren durch die Hrn. Binet, Français, Paris, Bourdon, Bret, Berthot u. a. erschienen, welche mit Inbegriff dessen, was Poisson in seiner Statik über die Theorie der Projectionen ebener Figuren beigebracht hat, von dem Verf. bey der Bearbeitung der gegenwärtigen Schrift benutzt worden sind. Sie soll dem größern Werke von Monge sur l'Analyse appliquée à la Geometrie (m. s. unsere gel. Anz. 1808. S. 1118) zu einer Einleitung dienen, und noch mit einem Supplemente vermehrt werden, welches von den Curven und krummen Flächen doppelter Krümmung handeln soll, so weit diese Gegenstände in dem zweiten Jahre des ganzen Cursets der hierüber zu haltenden Vorlesungen den Eleven der Ecole P. vorgetragen werden. Die gegenwärtige Schrift zerfällt in zwey Kapitel, deren jedes wieder in mehrere Paragraphen abgetheilt ist. 1. Kap. §. 1. Von den Gleichungen für gerade Linien und Ebenen, nebst verschiedenen damit in Verbindung stehenden Aufgaben. 3. B. man verlangt die Gleichung für eine Ebene, welche durch drey gegebene Punkte gelegt werden soll. Bey dieser Aufgabe ergibt sich ein artiger Lehrsatz. Man gedanke sich die Orthogonal-Projectionen eines Dreyecks auf drey auf einander senkrecht stehende Ebenen, und nun in der Ebene jenes Dreyecks irgend einen Punkt als gemeinschaftliche Spitze dreier Pyramiden, welche jene Projectionen zu ihren Grundflächen haben würden, so wird die Summe (oder Differenz) der körperlichen Räume dieser drey Pyramiden allemahl einer einzigen Pyramide gleich seyn, welche das Dreyeck selbst zu ihrer Basis, und den Punkt, welchen jene drey Ebenen mit einander gemeinschaftlich haben, zu ihrer Spitze hat. §. 2. Sphärische Trigonometrie. Bey dieser Gelegenheit auch die von La Place gegebene Untersuchung, auf wie viel ver-

schiebene Arten sich in die Oberfläche einer Kugel,
 gleich große reguläre Polygone verzeichnen lassen.
 Einige Anwendungen der sphärischen Trigonometrie
 auf die Bestimmung des körperlichen Inhalts von
 Parallelepipeden, aus gegebenen Winkeln und Sei-
 tenlinien derselben. §. 3. Von einigen Eigenschaf-
 ten der Orthogonal-Projectionen gerader Linien
 und ebener Figuren, auf drey sich rechtwinklich
 durchschneidende Ebenen. §. 4. Von der Verände-
 rung der Coordinaten, rechtwinklich auf einander
 stehende in schiefe, und umgekehrt. 2. Kap. Von
 den Flächen deren Gleichung algebraisch ist, und
 insbesondere denen der zweyten Ordnung. §. 1.
 Von den Mittelpuncten, Durchmessern, Normalen
 und Tangenten derselben: §. 2. Eintheilung der
Surfaces du second degré, welche einen Mittel-
 punct haben, in Ellipsoiden, Hyperboloiden à une
nappe, und à deux nappes. §. 3. Von krummen
 Flächen des zweyten Grades, ohne Mittelpunct,
 oder vielmehr deren Mittelpunct unendlich weit
 hinausliegt. Eintheilung derselben in paraboloides
elliptiques und hyperboliques. §. 4. Von der Er-
 zeugungsweise der krummen Flächen des zweyten
 Grades, und von den Hauptschnitten derselben.
 §. 5. Von den subcontraiten Sectionen einer *surface*
du second degré. Hierbey ein merkwürdiger Lehr-
 satz. *Le Volume d'un parallélépipède circonscrit*
à une surface du second degré est constant, quel-
que soit la direction des arêtes de ce parallèle-
pipède. §. 6. Ueber die Entwicklung numerischer
 Gleichungen du second degré à trois variables;
 nebst der Methode aus solchen Gleichungen die
 Gattungen der krummen Oberflächen des zweyten
 Grades zu erkennen. Alle Untersuchungen in dieser
 Schrift sind mit viel Ordnung und Klarheit vor-
 getragen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. May 1814.

Frankfurt am Main.

Von André: Deutsches, Katholisches, aus-
übendes Ritual von Dr. V. A. Winter, Königl.
Baier. und Regensb. Erzbisch. wirtl. geistl. Rathe,
Prof. zu Landshut, Stadtpfarrer ic. 1813. I. Theil
246 S. II. 246 S. in groß Octav.

Der Verfasser hat schon früher verschiedene in
das liturgische Fach einschlagende Schriften heraus-
gegeben, welche als vorbereitend zu der gegenwärti-
gen betrachtet werden können, namentlich: Litur-
gie, was sie seyn soll, mit Hinsicht auf das, was
sie im Christenthum ist oder Theorie der öffentlichen
Gottesverehrung, vermischt mit Empirie, München
1809. Erstes Deutsches kritisches Messbuch —
1810. Sammlung seiner kleinen liturgischen Schrif-
ten — 1811. Erstes Deutsches kritisches katho-
lisches Ritual mit stetem Hinblick auf die Agenden
der Protestanten oder Prüfung des katholischen Ri-
tuals und der Agenden der Protestanten Landshut
1811. Wenn diese früheren Schriften theoretisch
und kritisch waren, so ist das vorliegende Werk
ausübend, es enthält wirkliche Formulare zu An-

reden, Gebeten, Gefängen zc. so wie zu Religionsacten. Der Verfasser ist zwar weit entfernt zu glauben, daß liturgische Verbesserungen das einzige oder auch nur das wirksamste Mittel seyen, den religiösen und moralischen Sinn wieder zu wecken, er ist lebhaft überzeugt, daß das Uebel tiefer liegt, daß die Kälte gegen die äußere Religion meist auch Kälte gegen die innere ausspricht und daß, wo das Gefühl für diese einmahl erstorben ist, keine Satzung des Cultus es mehr ins Leben rufen könne. Allein er schreibt dem letzten doch auch mit Rechte aus Gründen, die sich aus der menschlichen Natur und der Erfahrung aller Zeiten ergeben, einen hohen Werth und großen Einfluß zu; hält es daher für wichtig, daß die Gebrechen desselben hinweggeräumt werden, und daß er eine veredelte Gestalt gewinne, vertraut übrigens auf den höheren göttlichen Erzieher der Menschen und auf die in den Menschen gepflanzten Anlagen zur Religion. Das von ihm gelieferte Ritual bezieht sich auf alle katholische Sacramente, die Priesterweihe ausgenommen. Die letzte hat er deswegen ausgelassen, weil schon bis jetzt das katholische Ritual für diesen Religionsact keine Formulare dargeboten habe, und weil sie hier um so weniger Bedürfnis seyen, da die katholischen Priester bloß von dem Bischöfe, nicht in Gegenwart der Gemeine, geweiht werden, und nur sie, welche die lateinische Sprache verstehen, an der Handlung Antheil zu nehmen pflegen. Statt der Priesterweihe ist aber der Begräbnisact, der kein Sacrament ist, in dieß Ritual aufgenommen, wie auch schon in andern Büchern dieser Art geschehen ist, weil hier ungeheurn viel Stoff zur Erbauung und Belehrung liegt, für welche auch die Menschen bey Reichenbegängnissen, besonders empfänglich sind. Noch kommen die Segnungen z. B. des Weib-

wassers, am Aschermittwoch, hinzu. Die Andachten der heiligen Wochen, als die Evangelien, Gebete und Lieder bey dem Wittgange um die Sturen, in der Frohnleichnamsoctave, das Officium defunctorum u. s. w. wollte der Verf. in dieß Werk nicht aufnehmen, um es nicht zu sehr anzuschwellen, unbequem und theuer zu machen, wird sie aber in einem besondern Anhang nachliefern.

Der Verf. hatte schon in seinen früheren Schriften den Grundsatz aufgestellt, daß die heiligen kirchlichen Handlungen immer theils mit einem mündlichen Unterrichte zur Belehrung der Christen, theils mit Gebeten, Liedern, Wechselgesängen, Vitaneien zc. zur Nahrung und Erhebung der Gemüther verbunden und begleitet seyn sollten. Zu diesen Zwecken nun liefert er hier die Formulare und Vorschriften. Er setzt aber noch außerdem die eigentliche Formulare der Religionsacte hinzu, welche, wie er sich ausdrückt, die Auspendung der heiligen Sacramente näher aussprechen und zur Aufgabe haben, das empfangende Subject zunächst in die zur würdigen Theilnahme erforderliche religiöse Stimmung zu setzen und mithin die Ritus und Symbole zu erklären und sowohl durch diese sinnlichen Hüllen, als durch die Gebete den Geist zu heben und während der heiligen Handlung aufrecht zu erhalten. Die hergebrachten Lateinischen Formulare läßt er in dieser Sprache ganz weg, weil doch bey der Verschiedenheit der Diöcesen-Rituale keine allgenügenden Formulare aufzufinden gewesen wären, und weil derjenige, welcher sich Lateinischer Formulare bedient, sie doch lieber in seinem ihm schon bekannten Formulare aussuche. Dafür liefert er Deutsche Uebersetzungen eingeführter Formulare, wie sie in dem ihm zunächst liegenden Freisingischen Rituale stehen, hie und da mit erläuternden Zu-

sagen, welche aber jedesmahl durch Einschließungszeichen unterschieden werden, und außerdem noch freyere Bearbeitungen dieser Formulare; doch sind auch in den letzten die Symbole, die Cerimonien und oft auch die denselben zugegebenen Worte beyhalten, um das Neue dem gewohnten Alten näher zu bringen. Die Anreden, Gebete, Lieder ic. nun sind dazu bestimmt, daß der Priester sie in die kirchlichen Actus und die eingeführten Formulare auf eine schickliche Art einschalte oder ihnen vorangehen oder nachfolgen lasse, und zu diesem Zwecke wird auch selbst hie und da Anweisung in diesem Werke erteilt. Um den Lesern einen bestimmteren und deutlicheren Begriff von der Einrichtung dieses Buchs zu geben, wählen wir den ersten Abschnitt, welcher den Taufact in sich begreift. Zuerst eine Vorerinerung über den Inhalt des ganzen Abschnitts, über den Gebrauch und Zweck seiner einzelnen Theile, die Anordnung des ganzen Actus; darauf der Reihe nach Formulare zu Anreden bey der Taufhandlung, zur Umschreibung des Waterunfers und des apostolischen Glaubensbekenntnisses bey derselben, Lieder; zuletzt eigentliche Formulare des Taufactus, und zwar Ein aus dem Lateinischen übersehtes und zwey freyer bearbeitete, wo z. B. der Exorcismus weggelassen wird.

Man sieht, daß dieser würdige Schriftsteller und Lehrer auf eine weise Art das Neue an das Alte anknüpfen und aus diesem das Bessere hervorheben und geltend machen will, und wer wird dieß nicht billigen? Hätte er ein durchaus neues Ritual schaffen wollen, so könnte er gar nicht erwarten, daß die Geistlichen es mit Hintansetzung des kirchlichen gebrauchen und die Gemeinen es annehmen würden, und immer bleibt das Alterthum und die Uebersetzung in der Religion und Kirche eine äußerst wich-

tige Sache, welcher man Ehrwürdigkeit und Ansehen niemahls ganz absprechen und rauben kann und darf. Die Religion und Kirche beglaubigt sich dadurch selbst und stellt sich in ihrem Wesen dar, und was würde man von ihnen sagen, wenn sie sich für etwas ganz Neues ausgeben wollten? Von Zeit zu Zeit versüßigt sich die heilige Tradition und reiniget und gebiehet sich wieder, nie aber kann und darf sie aufhören. Der Verf. macht sich selbst den Einwurf: "Wozu ein neues Ritual, wenn dieses sich stets an das alte anschmiegen soll?" und antwortet darauf so: "Vorerst wurde das bisherige Ritual von allem Kopf- und Herzlähmenden gereinigt, gereinigt von dem Exorcismus, gegen den so vieles geschrieben und geschrieben wurde, gereinigt von aller Nahrung des Mechanismus, welcher den Menschen zur Maschine herabwürdiget, gereinigt von dem ermüdenden Einerley, diesem Tode aller Erbauung, gereinigt endlich von der zu großen Ueberladung, welche den Geist, anstatt ihn zu heben, an die Erde fesselt. Wie viel ist aber schon gewonnen, wenn der Lähmungstoff weggeschafft wird. Aber auch das zurückbleibende Bessere wird in dieser Ummodelung erst schöne Früchte tragen, da es im Deutschen Gewande auftritt und eben deswegen dem Deutschen Volke genießbar wird. Nicht minder werden das bey der Auspendung der Sacramente so oft wiederkehrende Gebet des Herrn und das apostolische Glaubensbekenntniß durch die denselben beygegebenen Umschreibungen von dem Ausarten in den traffesten Mechanismus bewahrt. Doch nicht nur durch die Wegschaffung des Zwecklosen und Zweckwidrigen, und durch die Genießbarmachung des Zweckmäßigen soll das neue Ritual vor dem alten einen Vorrang erlangen, sondern auch und vorzugswise dadurch, daß die neuen Gebete, die neuen Rituarien, die das schlummernde Gefühl weckenden

Gefänge dem Geistesaufzuge mächtig nachhelfen, und, was die Hauptsache ist, daß die Belehrung, welche bey jedem Religionsacte Bedürfnis ist, aber auch im katholischen Rituale beynahe durchgehends vermisst wurde, hier die heiligen Handlungen überall begleitet." Diese Momente waren das Ziel, nach welchem der Verf. strebte und er wird, es gewiß vielfältig erreichen. Wer mit so viel Weisheit, Kenntniß, Erfahrung und mit so viel Religion, als sich in dieser Schrift ausdrückt, solche Zwecke verfolgt, der wird sie gewiß mehr oder weniger erreichen. Die Formulare sind mit großer Einheit, Klarheit, Angewessenheit, treffend und gefühlvoll abgefaßt. Fast noch mehr ist uns die Weisheit und Kunst des Verf. in dem, was er aus dem Alten gemacht, in der hohen und tiefen Bedeutung, welche er aus den Religionsacten in den neubearbeiteten hergebrachten Formularen entwickelt hat, ehrwürdig geworden. Der Verf. rühmt, daß er während einer zwey und zwanzigjährigen Amtsführung der in diesem Buche beschriebenen und dargestellten Weise mit dem glücklichsten Erfolge, ohne Widerspruch und Murren seiner Gemeinde nachgekommen sey. Bey dem Gebrauche, welchen andere Prediger davon machen werden, wird mit demselben Geiste verfahren werden müssen, mit welchem es abgefaßt ist. Die Formulare werden nach Zeiten und Umständen, nach den Bedürfnissen der Gemeinen ausgewählt, abgefaßt, erweitert, und ja nicht mechanisch gebraucht werden müssen. So fällt auch die Besorgniß weg, die wir Anfangs hegten, daß die kirchlichen Actus nach dieser Weise zu sehr in die Länge gezogen werden möchten. Die Meinung des Verfassers selbst ist nicht die, daß alles, was er von Materialien für Einen Actus gibt, auch in Einem vereinigt werden soll. "Ueberhaupt, sagt er, gebe ich dieses Buch meinen verehrungswürdigen Collegen, welchen

aufgehäuften und nicht zurückzuliegende Geschäfte ein reiferes Nachdenken über diesen höchst wichtigen Gegenstand verwehren, nur in der Absicht in die Hände, um die in ihrem Kopfe schlummernden Ideen zu wecken, denjenigen aber, bey welchen sie schon geweckt sind, um sie zu veranlassen, etwas Besseres zu liefern." Die Lieder sind nicht in so großer Anzahl aufgenommen, als der erforderliche Wechsel bey dem wirklichen Gebrauche mit sich bringen wird. Sie sind durchaus aus gedruckten Gesangbüchern genommen, wo man auch noch mehrere zu gleichem Gebrauche antreffen wird; sie sind hier nur deswegen eingerückt, um die Religionsacte in ihrem ganzen Umfange darzustellen. Uebrigens verspricht der Verfasser selbst noch ein Liederbuch herauszugeben, welches mit seinen bisherigen kurgischen Schriften im Einklange steht.

Stendal.

Bei Franzen und Große: Kleine medicinische Abhandlungen und Wahrnehmungen aus dem Gebiete der Erfahrung, von Dr. J. G. J. Henning, Herzogl. Hofrath zu Zerbst. 1812. 149 Seiten in Octav.

Schon vor mehreren Jahren gab der Verfasser Beobachtungen über den Werth und die Wirksamkeit einiger Arzneymittel heraus, welche des Beyfalls würdig waren. Auch in diesem Bändchen, dem laut der Vorrede noch ein zweytes folgen wird, herrscht ein practischer Geist. Der Verfasser spricht zuerst über Catarrh, Rheumatismus und goldene Ader, in Absicht ihrer Frequenz. Dem Herrschen der Catarrhe liegt eine doppelte Ursache zum Grunde, theils Schwäche der Haut; die durch schlechte Bedeckungen und fehlerhafte Lebensart erzeugt wird, theils ein eigener Stoff in der Luft, der zwar nicht ähnlich nachgewiesen werden kann, aber dadurch sich

verräth, daß der Catarrh zu einer Zeit mehr als zur andern herrscht. Auch nimmt er an, daß die Gelegenheitsursache zum Rheumatismus in einer eignen Potenz liege, welche uns durch die Luft besonders bey herrschenden N. O. und S. O. Winden zugeführt werde. Deshalb findet sich in Ansehung des äußern Causalmoments zwische beiden Krankheiten die größte Aehnlichkeit. Der rheumatische Stoff wirke vorzüglich auf die Leber, daher mit dem Rheumatismus fast sters eine gallichte Complication verbunden sey. Die Ursachen, wodurch die Hämorrhoiden so sehr befördert werden, sind das häufige Erkälten der Füße, der Genuß schwerer Rothweine, und zu starkes bitteres Bier. — Er behauptet, das Blutspeyen entstehe nicht immer von Schwäche, sondern sehr häufig von einer chemisch einwirkenden Ursache, oder wie die Alten sprechen, von einer Schärfe. — Er lobt das wässerige Extract der Escarillenrinde zur Stärkung des Darmkanals besonders bey Kindern, da, wie auch die Wahrheit ist, der größte Theil der Kinderkrankheiten aus dem Unterleibe seinen Ursprung nehme; ferner die Ipecacuanha in kleinen Dosen in Fehlern des Unterleibes; den Zimmt, der gar nicht erhitze, und in Nervenkrankheiten, Blutflüssen und Verdauungsfehlern sehr nütze; den rothen Fingerhut in der Wassersucht mit Quecksilber verbunden, besonders da, wo außer der Unthätigkeit der Einsaugung auch Verstopfungen vermuthet werden müssen. Wo aber allgemeine Schwäche obwalte, leiste ersteres Mittel nichts. Vom Gebrauch der Belladonna in der Sicht, fährt er glückliche Fälle an, versichert aber, daß sie nicht immer helfe. Den Sublimat in Auflösung als Waschwasser lobt er als das beste Mittel gegen die Krätze.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 14. May 1814.

Paris.

Bay Michoud: La Conversation, Poëme. Par
F. Delille. 1812. Mit Kupfern. (Mehrere Ausga-
ben von verschiedenen Formaten zugleich. Die in
groß Octav hat 235 Seiten.)

Ruhe und Ehre der Asche des sanften, liebens-
würdigen Dichters Delille! Eine redliche, humane
Seele, ein zartes, für Freundschaft und für alle
edle Gefühle offenes Gemüth, eine sich immer gleich-
bleibende, jovialische Stimmung, eine unerschöpfliche
und milde Laune mit einem höchst pikanten, nie
beleidigenden Witz verbunden, schöne allgemeine
Kenntnisse, ein lebendiges, mit dem Andenken so
vieler werthwürdigen Erfahrungen und Reisen, in
England, Deutschland, Polen, Italien, Griechen-
land, u. m. a., versehenes Gedächtniß, machten
seinen vertrauten Umgang zu einem unbeschreiblichen
Genusse. Doch mit aller seiner Milde und Weich-
lichkeit unter Freunden, war Delille, wo es Ernst
 galt, ein fester, unerschrockener Mann. Der war
archaischen Verfassung und dem alten Königshaus
von Frankreich ergeben, (hätte ihm doch die Vor-
E (4)

sehung verabmüht die jezige Epoche zu erleben!) hat er den Unterdrückern und Herrschern seines Vaterlandes nie geföhnt; weder die Drohungen unter den ersten Schreckenmännern, noch späterhin die glänzendsten Versprechungen und Schmeicheleyen haben es je vermocht, auch nur einen Laut seiner Zeyer zu entlocken. Das Mordbeil und die Ehrenstellen hat er gleich ruhig und lächelnd angesehen, ohne durch ihren Anblick erschüttert, oder nur bewegt zu werden. Der Ruhm seines Namens und die Zuneigung des Volks haben ihn jedesmahl vor dem Grimm der geräuschren Tyrannen geschützt. Mitten in Frankreich besang er noch das ihm so theuere England und den Britischen Edelmuth. Ruhe und Ehre seiner Asche!

Als Dichter hat sich einigemahl Delille zur wahren poetischen Höhe geschwungen, und sogar das Lyrische erreicht, aber selten! Meistens ist er beschreibend und didactisch geblieben. Eine Schule hat er als Dichter nicht gestiftet; wohl aber eine als Versificator. Hierin hat er eine eigene graciöse Manier gehabt; einen trefflichen ausgebildeten Geschmack, ein zu dem der Französischen Sprache eigenthümlichen Rhythmus, zu ihrer Harmonie und Euphonie höchst empfindliches Ohr. Der im Französischen Alexandriner ursprünglich liegenden antithetischen Stoff hat er vorzüglich benutzt und ausgebildet (und zwar bis zur ermüdenden Einförmigkeit zu oft gebraucht, besonders in seinen späteren Schriften). Er hatte eine äußerst brillantirte Sprache, und etwas Gefuchtes im häufigen Gebrauch auffallender Epitheten; dabey suchte er doch seine versificirte Sprache der Prosa in vielen Stücken näher zu bringen, und das Steife davon zu brechen, durch so genannte enjambements, ungewohnte Cäsuren, Störungen des Hemistichions; u. s. f. Am

meisten ist diese Manier in diesem seinem letzten Product erkennbar und auffällig. Sein hervorragendes Talent, der Sprachzauber, welcher ihm eigen war, die Ehrheit und Unbefangenheit seines Gemüths machen diese Manier bey ihm nicht nur verzeihlich, sondern oft sogar angenehm; das ist aber nicht der Fall bey vielen seiner Schüler und Nachahmer; und in so fern kann man doch sagen, daß seine Schule nicht rein und nicht empfehlenswerth ist. Die Voltairische, woher die Delillesche eigentlich entstand, ist reiner und abwechselnder; doch ist die ältere, von Despreaux zuerst gestiftete, von Racine nachher verfeinerte, unbedingt vorzuziehen, und dem dortigen Sprachgenius weit angemessener.

Im Ganzen ist also Delille weit merkwürdiger als Sprachkünstler und Versificator, denn als Dichter. Unsere alte Eintheilung von Poesie und Prosa ist auch wohl zu steif und dürftig, und nicht genug erschöpfend. Viele Erzeugnisse des menschlichen Geistes sind da, die, streng genommen, weder sich zur Poesie erheben, noch bis zur Prosa herabgezählt werden können. Delille kann allen Forderungen, welche die höhere Critik an einen Dichter zu machen berechtigt ist, nicht immer entsprechen; doch ein bloßer Prosaist ist er auch nicht. Wir möchten ihn einen metrischen Rhetor nennen, und daraus einen Gattungsnahmen bilden, unter welchen allgemeinen Begriff alsdann beynahe alle Französische Dichter zu subsumiren wären. Als metrischer Rhetor, ist wirklich Delille ein Meister; und da wo er sich als Dichter zeigt, muß man ihm auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Doch nirgends ist er es in geringerem Maße gewesen, als im gegenwärtigen; von ihm so feck und so unrichtig Poëme überschriebene Werke. Es besteht aus einem Prologue, und

drey Abtheilungen, unter dem Titel von Gefängen. Hier die schlichten Worte in der Vorrede, über dessen Inhalt: "Les torts de l'esprit (dans la conversation) sont l'objet du premier chant; ceux du caractère composent le second; dans le troisième; je leur ai opposé la peinture de l'homme aimable, dont on hérit également le bon goût et la moralité." Es sey denn! und richtig sey es auch, wenn der gute Delille, der sich übrigens über die Wahrheit keiner Porträte etwas zu Gute hält, für das Original des von ihm gezeichneten homme aimable vom gesammten Französischen Publicum anerkannt ist. Mehr werden wir nicht daraus anführen: es lese das gutmüthig geschwähige Ding wer da Lust hat! Der Verfasser indes hat für seine Nation, und zumahl für den vornehmen Theil derselben Etwas geleistet, indem er eine wirklich nationale Eigenschaft in poetischer Form dargestellt; so wie der witzige Verfasser der Gastronomie von seiner Seite auch gethan; denn die Salle à manger, und der Sallon de conversation sind zwey wichtige Hauptinstitute in der dortigen Nationalbildung. Von jeher, vor und nach Delille, ist die Neigung des Gallischen Volks zum Sprechen und zum Conversiren, Gegenstand der didactischen Poesie in Frankreich genug gewesen. Ein alter Jesuit, Pater Carillon, schrieb schon sein Lateinisches Gedicht: De arte confabulandi; ein regulärer Canonicus, Pater Janvier, La conversation, poëme, 1742. Herr Chazet gab vor ein Paar Jahren, l'Art de causer; und Mad. Vanno; noch ein ähnliches Product. Es sind deren gewiß noch mehr. An künstlichem Unterricht wird es also den Franzosen nicht fehlen, über einen Punct, worin ihnen die Natur schon die beste Anleitung gibt.

Doch, um die Stelle recht zu würdigen, die Delillen in der gesammten Französischen Litteratur ge-

ührt, muß man wohl merken, daß Frankreich von ehern zwey Litteraturen besitzt; die eine für die Welt, die andere für die Schule. Beide gehen ihren eigenen Weg, und leben mit einander in einer Art von Opposition, die sonst noch schroffer und eindlicher war, als gerade jetzt. Vor dem zwölften Jahrhundert herrschte in dem Franken-Reiche einzig Eine Cultur-Sprache und Eine Litteratur, die Neu-Lateinische. Schule und Litteratur waren gleichartig, und diese ging, wie billig, aus jener heraus. Doch hatte sich nach und nach eine Land- und Zwitter-Sprache gebildet, eine Bauer-Sprache, (lingua rustica) aus verdorbenem Latein, mit Galischen und Deutschen Brocken vermischt, welche bald, in ihren verschiedenen Dialecten, die Sprache der Ungelehrten an Höfen, auf Ritterburgen, in Städten und sonst durchgängig üblich ward. Nun entstanden auch bald Schriftsteller, besonders Dichter in dieser Sprache, die keine Männer der Schule waren, und deren Liebes- und Kriegs-Gefänge die große Welt, Höfe und Adel, weit mehr ansprachen, als alle Arbeiten der Schule, deßwegen auch diese Männer viel vorgezogen, gefeyert, belohnt und bewundert wurden bey Großen und Volk. Man kann sich leicht das Erstaunen, den Unwillen, den Zorn der eigentlichen Gelehrten, der Clerici, denken, die bis dahin im ruhigen Besitz aller dieser Vorzüge und Ehrenbezeugungen geblieben waren, und sich nun um die Gunst der Welt gebracht sahen durch diese unberufenen, ungelehrten Neuerer, die in einer elenden Pöbelsprache (Patois), Ländeleien unclassisch vortruzen, und sich erfreyten mit ihnen zu rivalisiren! Sie sungen deßwegen an tüchtig zu schimpfen; die andern spöttelten und lachten, perfisfirten, schwelgten in Genüssen, haufeten bey allen Großen als Freunde, und machten ihre Widersacher, die griesgrämmigen Gelehrten, in der feinen

Welt lächerlich. Spuren dieser Spaltung sind in Menge vorhanden. Es fiel einst den Männern aus der Schule ein, ihre Feinde Cornificianer zu nennen; Cornificius war ein Römischer Dichterling, ein Verächter und Lästerer Virgil's. (Die Schule hätte eben so gut die Nahmen der Mälius, Bavianus, Bathyllus dazu brauchen können; allein es galt einmahl Cornificius; und vielleicht fanden die guten Herren hierbey noch eine Anspielung?) Es scheint als wenn Johann von Salisbury (gest. 1180) der erste gewesen sey, der diesen Spottnahmen öffentlich gebrauchte, sowohl in seinem Poliraticus, sive de nugis curialium, als in seinem Metalogicus. Uns sey es erlaubt, der Sonderbarkeit (und auch vielleicht der Neuheit der hier vorgetragenen Meinung) wegen, nur eine Stelle aus dem letzten Werke anzuführen. Im zweyten Kapitel beschreibet der Verfasser seinen Cornificianer, wie folgt: "Ipsum vero designarem ex nomine, et tumorem ventris et mentis, oris impudentiam, rapacitatem manuum, gestus levitatem, foeditatem morum, obscœnitatem sibiidinis, turpitudinem vitæ, maculam famæ, nisi me christiani nominis reverentia cohiberet. . . . Et licet antiquo novus Cornificius ineptior sit, ei tamen turba insipientium acquiescit." Hier sieht man den Streit in seiner ganzen Heftigkeit vom Anfang an. Die Spaltung, die daraus zwischen der Litteratur der Schule und der Litteratur der Welt entstand, ist in Frankreich nie ausgeglichen worden. In der Folge schien sie dann und wann bey verschiedenen Epochen sich etwas legen zu wollen, bald aber wird sie wieder sichtbarer, die Parteyen eifern sich abermahls aufs heftigste, so daß wohl augenblickliche oder partielle Annäherung, aber vollkommenes Einverständnis und Amalgama zwischen Schule und Welt nie statt finden konnte. Der Welt-Littera-

or, der Bel-esprit und Homme de lettres, hat dort hundert und hundert Schimpf-Ausdrücke, um den Schulgelehrten, den Pédant, den Savantasse, den Cultre de Collège zu bezeichnen, dem es auch nicht an verhöhrenden Benennungen gegen jenen ehlt. Solche feindliche Entfernung ist schuld, daß anderswo nirgends die Schule so pedantisch, und nirgends die Welt-Litteratur so leicht, so frivol ist, wie in Frankreich, dessen litterarisches Weibenan nimmer verstehen kam, wenn man diese merkwürdige Spaltung zwischen Welt und Schule nicht wägt. Die Cornificianer spielen indeß in Frankreich (d. h. in Paris) eine viel angenehmere Rolle als die armen Savantasses. (Diese Rolle war freylich noch wonnevoller vor der letzten Periode in unsern Tagen, wo die sciences physiques et mathématiques eine neue und curiöse Art von Cornificianismus anfangen, und herrschend wurden.) Das Oberhaupt der Cornificianer, d. h. der Weltgelehrten, in neuern Zeiten, ist unstreitig Voltaire gewesen; und viele seiner zahlreichen Controversen sind auch dahin gerichtet; so wie auch die Schule ährend wider ihn aufstand. In so fern und ungerichtet unser Dichter Delille Professeur au Collège de France war, und bey weitem nicht so streitsüchtig war wie Voltaire, so gehört auch er zu den Cornificianern, das heißt zu der dortigen Litteratur der Welt, wozu ihn das hier angezeigte Werk besonders qualificirt.

Wien.

Der Strauß: Heinrich J. von Collin's sämtliche Werke. Fünfter Band. Profaische Aufsätze. 1813. 400 Seiten in Octav.

Die profaischen Aufsätze, mit denen diese Sammlung der Schriften des gekrochten Collin sich schließt, (s. diese gel. Anz. oben S. 158) sind größten Theils

ästhetisch. Die meisten betreffen die dramatische Poesie und das Theater. Auch in ihnen erkennt man, wie in den poetischen Werken des Verfassers, einen hellen und freyen, durch keine Schul- und Modetheorien geblendeten Geist, dessen unbefangene Reflexionen gewöhnlich auf einem kräftigen und unverfälschten Gefühle für das Große und Edle ruhen. Ein tiefdenkender Kopf war Collin noch weniger, als ein großer Dichter. Aber so wie man für das Mangelhafte in seiner Poesie durch den moralischen Adel und die rhetorische Kraft seiner Darstellungen wenigstens zum Theil entschädigt wird, so ziehen auch seine, mehr fragmentarischen, als systematischen Betrachtungen über die Kunst und das Leben durch gesunden Verstand und männliche Sprache an, wenn sie gleich nur selten tief in das Innere des Gegenstandes eindringen; und mehreren muß doch auch dieses letzte Verdienst zugestanden werden, z. B. den kleinen Abhandlungen über das Lustspiel, über das gesungene Drama, über den Chor im Trauerspiele, und noch einigen andern. Mit Vergnügen bemerkt man überall, wie dieser treffliche Geist, gleich weit entfernt von Nachahmeren und von Originalsucht, sich aus sich selbst herauszuarbeiten suchte, indem er nicht müde wurde, ohne Vorurtheil und Leidenschaft von Andern zu lernen. Selbstständigkeit ohne Anmaßung war sein Ziel. Ungern nehmen wir in unsern Blättern mit diesem Bande Abschied von ihm. Daß sein Name in unsrer Litteratur fortleben wird, leidet keinen Zweifel. Möchte doch auch der Geist seiner Schriften sich kräftig mittheilen, und mitwirken, die Wunden zu heilen, die eine eccentriche Philosophie in Verbindung mit einem falschen Mysticismus und einer grotesken Schwärmeren dem gesunden Verstande und Geschmacke des Deutschen Vaterlandes schlägt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 14. May 1814.

Genua.

Von Donauo 1812: Dissertation sur l'état actuel de la musique en Italie. Par Mr. J. A. Peratti, de Vercell, Membre de l'Académie Philharmonique de Bologne, de celle des Belles-Lettres de Venise, premier Maître de la Chapelle R. I. de la Cathédrale de St. Marc a Venise. Ouvrage qui a été couronné par la Société Italienne de Sciences, Arts et Belles Lettres, dans la séance du 24 Juin 1811. 114 Seiten in Octav.

Der Gegenstand dieser gekrönten Preisschrift ist sehr interessant. Italien war die Wiege der so genannten neuen Kunst, ob sie gleich zuerst in den Niederlanden ins Leben kam. Die Italiäner sondern bald ab, was ihnen von der Niederländischen Art und Weise nicht zusagte, und schufen sich eine Musik, oder vielmehr eine Melodie nach ihrer Art, mit einem gewissen Etwas, von welchem man insgemein sagt, daß es nicht zu nennen sey. Es ist aber allerdings zu nennen, wenn man es nennen will.

Einige andere Europäische Völker, welche dieser Art von Melodie mit dem unnenbaren Etwas

natürlich auch nicht abhold seyn konnten, und sie anfänglich mit Bewunderung als Muster annahmen, fanden sich doch bald bewogen, sie nach ihrer nationalen Eigenthümlichkeit zu modificiren und (man kann es sagen, ohne ungerecht gegen die Italiäner zu seyn) zu veredeln, das heißt: nicht bloß dem sinnlichen, sondern auch dem geistigen Menschen seinen ihm gebührenden Antheil am Genuße der Kunst zukommen zu lassen. Der ursprüngliche Character der Italiänischen Melodie, so wie überhaupt der Italiänischen Musik, bleibt aber dennoch, ungeachtet aller nachherigen Veredlungen durch andere Völker, ein achtungswürdiger Gegenstand, und seine Schicksale im Laufe einiger Jahrhunderte, entweder durch sich selbst, oder durch äußere Umstände veranlaßt, müssen jeden interessieren, der die Kunst liebt, und etwas von ihr weiß.

Herr Perotti mußte sich der ausdrücklichen Vorschrift gemäß, welche die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Livorno bekannt gemacht hat, bloß auf die Italiänische Musik beschränken, ohne zu erwähnen, was um und neben ihr in andern Europäischen Ländern zu gleicher Zeit geschehen ist. Eine solche Beschränkung führt große Nachteile mit sich. So nahe an einander lebende Völker wie die Europäischen sind, müssen nothwendig in der Behandlung ihrer Künste und Wissenschaften viel zu sehr auf einander wirken, als daß genau genug unterschieden werden könnte, was dem einen oder dem andern in der Ausbildung derselben zuzuschreiben sey. Einseitigkeit in den Ansichten scheint daher bey einer solchen Beschränkung kaum zu vermeiden zu seyn. Es gab freylich einen Weg, auf welchem die erwähnten Nachteile einer solchen Beschränkung hätten vermieden und vergütet werden können. Der Verfasser hätte tiefer in die innere Eigenthüm-

ichkeit der Italiänischen Musik bringen, recht genau bestimmen können, worin sie sich denn eigentlich von der Musik anderer Europäischer Völker unterscheidet, hätte ihre äußern und innern Eigenschaften bezeichnet, und dabei bemerken können, durch welche Umstände die einen oder die andern mehr oder weniger ausgebildet worden sind; alles Außere oder Körperliche, was die Kunst zu ihren geistigen Darstellungen bedarf, von der menschlichen Stimme an, bis zum geringsten Holze; das einer Vibration und eines musicalischen Gebrauchs fähig ist, und was der Italiänische Himmel in einem Grade von Reife gibt, der in andern Himmelsstrichen nicht häufig gefunden, oder wenigstens nicht so angewendet wird, hätte reichen Stoff zu den fruchtbarsten und interessantesten Bemerkungen geben können. Ferner hätte aus dem Nationalcharacter des Italiänischen Volkes, aus seinem Gemüthe der innere Character, der eigene Styl, die Vorliebe für Melodie oder Harmonie, und noch manches andere, was in dem innern Kreis der Kunst gehört, hergeleitet werden können. Rec. weiß sehr gut, daß solche Dinge mit großen Schwierigkeiten verbunden sind; aber in einer Preißschrift über einen so interessanten und ergiebigen Gegenstand müßten auch diese Schwierigkeiten überwunden seyn.

Die Aufgabe der Italiänischen Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Livorno war folgenden Inhalts: 1) den Geschmack und gegenwärtigen Zustand der Musik in Italien nach allen seinen Beziehungen in den günstigsten Umständen zu bestimmen; 2) ihre Mängel, wenn sie deren hat; oder die Mißbräuche, die sich etwa eingeschlichen haben, anzuzeigen, und 3) die wirksamsten Mittel anzugeben, durch welche sie gehoben und die Kunst zu ihrer höchsten Vollkommenheit wieder zurückgeführt werden könnte.

Der erste Theil dieser Aufgabe mußte nothwendig auf historische Erörterungen führen. Sie sollten eigentlich der Hauptgegenstand der ganzen Abhandlung seyn. Denn wenn ich weiß, wie eine Sache beschaffen und durch welche Umstände sie so geworden ist, so können ihre Fehler und Mängel leicht erkannt, und eben so leicht die Mittel ihrer Verbesserung angegeben, obgleich nicht eben so leicht ausgeführt werden. Allein der Verf. hat sich entweder durch die engen Gränzen der Aufgabe zu beschränkt gefühlt, um tiefer in das Geschichtliche einzudringen, oder sich überhaupt nicht sehr ausbreiten wollen. Jedoch könnte allerdings der Raum, der jetzt mit Notizen angefüllt ist, die für den Hauptzweck ganz unfruchtbar sind, besser benützt worden seyn. Kurz, was uns hier gesagt wird, besteht fast in lauter solchen Nachrichten, wie sie im gewöhnlichen Leben in Umlauf sind, und gemeinlich geglaubt werden. Was der Verf. von den drey Orgeln sagt, die die Engländer haben machen lassen, um Händel, Bononcini und Corelli zu einem musicallischen Wettstreit auf diesen Instrumenten zu veranlassen, gehört nicht nur nicht zum Zweck, sondern verräth noch außerdem eine große Unbekanntschaft mit seinen eigenen Landsleuten, die etwas älter sind, als er. Händel war nicht der Mann, der sich in ein solches Certamen eingelassen haben würde, ob er es gleich gekonnt hätte. Corelli war ein guter Violinist, aber kein Orgelspieler, und Bononcini, derjenige nämlich, welcher zu Händels und Corellis Zeiten lebte, war ein Violoncellist, folglich eben so wenig geeignet mit Händeln auf der Orgel zu certiren, als Corelli. Neben solchen Anekdoten werden freylich auch die vornehmen Beförderer oder Liebhaber der Musik, so wie die Künstler selbst namhaft gemacht; aber man erfährt doch

weiter nichts, als daß die einen sich haben Müsse machen lassen, und daß die andern sie gemacht haben. Ins Innere wird nie hinein gegangen, nie bestimmt angegeben, was der Künstler denn eigentlich in der Kunst geleistet, oder der vornehme Beschützer zu ihrer bessern Ausbildung beigetragen oder veranstaltet habe. Ludwig XIV. soll die Italiänische Musik zuerst wieder gehoben haben, nachdem sie in Italien selbst durch die Invasionen fremder Völker in Verfall gerathen war. Wir wissen nicht, wie der bloße Ruf einiger Italiänischen Künstler an den Hof eines auswärtigen Königs, auch bey den glänzendsten Belohnungen, die Musik Italiens hat heben können. Man sollte vielmehr glauben, sie müßte schon einen hohen Grad von Ausbildung gehabt haben, ehe ein solcher Ruf ins Ausland erfolgen konnte. Die Unbedeutbarkeit der Urtheile abgerechnet, ist übrigens dieser Abschnitt mit guter Ordnung abgefaßt.

Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich vorzüglich mit dem gegenwärtigen Zustand der Italiänischen Musik, und der Verf. scheint in dieser Gegenwart am meisten zu Hause zu seyn. Nach einer Würdigung derjenigen Künstler, die kurz vor der jetzigen oder allerneuesten Generation gelebt haben, oder auch noch als Veterane leben, wird auf die allmählig eingeschlichene Mißbräuche und Mängel übergegangen, deren sich die jetzt lebenden Künstler schuldig gemacht haben. Jenen, die in einer Zeitperiode, nämlich ungefähr in den Jahren 1730—1770 gelebt haben, worin ein sehr correcter Kunstgeschmack weit verbreiteter war als in unsern Zeiten, wird ihr gebührendes, bisweilen nur etwas übertriebenes, Lob ertheilt, nebenher aber doch auch bemerkt, daß sie manche große Fehler gehabt haben. Sie haben z. B. den Fehler gehabt, in ihren Arien

ein *Dacapo* zu machen; welches Verfahren hier widerfünftig genannt wird; sie haben ferner mehrere Töne auf eine einzige Sylbe fügen lassen, wodurch der Fortgang der Handlung undeutlich wird; sie haben endlich Cadenzen gemacht, bloß um zu zeigen, daß man auf einem langen Vocal eine große Menge Töne hervorbringen könne. Man sieht hieraus, daß der Verf. keine Melodie, oder vielmehr keine Melismen, sondern bloß syllabische Declamation im Gesange verlangt; daß er keine einmahl erregte Empfindung unterhalten oder wiederholt haben will, weil er sonst den Gebrauch des *Dacapo* nicht als einen Fehler der zunächst vor uns lebenden Componisten ansehen könnte. Diese irrigen, der innern Natur der Musik ganz widersprechenden Begriffe, schreiben sich von dem Italiänischen Dichter *Casabigi* her, von welchem zuerst *Gluck* sich verletzen ließ, keine Opern in dieser unmusicalischen, bloß declamatorischen Manier zu componiren. Da dieser Componist gerade in solchen Verhältnissen lebte, daß er durch Umstände und Intrigue seinen Arbeiten einigen Erfolg verschaffen konnte, so hielt nun der größte Theil der Componisten sowohl als der Liebhaber, die überhaupt allen Werth der Dinge nur von ihrem äußern Erfolge, oder von dem Glück und Ansehen, welches sie in der so genannten großen Welt machen, herzutreiben pflegen, diese syllabische Composition für ein Wunderwerk, dem man jede andere Oper igrich zu machen suchen müsse.

— Mit den ganz neuen Componisten verfährt Herr *Metzger* streng, aber ganz unparteyisch und ohne alles Vorurtheil. Sie haben keinen Contrapunct gelernt; sagt er; sie wissen keinen Styl zu unterscheiden, sie sind so unwissend in ihrer Muttersprache, daß sie nicht einmahl den Werth der Sylben in ihren Compositionen zu beobachten wissen, sie kennen den

Character der verschiedenen Leidenschaften nicht, die sie ausdrücken wollen ic. Den Sängern wird ein eben so gutes Kapitel gelesen. Sie machen große Ansprüche auf Belohnungen, und wollen öffentlich auf Theatern glänzen, ehe sie noch rein intoniren gelernt haben. Welche Stümpereyen hieraus noch ferner entstehen müssen, kann man leicht denken. Alle diese Uebel sind dem fast gänzlichen Verfall der ehemahligen Conservatorien (Musik- und Singschulen) in welchen so mancher Componist und Sänger gut gebildet wurde, zuzuschreiben. Von allen sonst so blühenden Conservatorien in Italien bestehen jetzt nur noch zwey, das eine in Neapel und das andere in Mailand; welches der jetzige Vicedonty erst gestiftet hat. Auch die Theater und Capellen haben sich durch die neuern Zeitumstände so vermindert, daß weder Componist noch Sänger seinen Unterhalt zu finden weiß. Wodurch soll nun das Studium der Kunst unterhalten werden? — Der Verf. sagt in diesem Abschnitt noch manches, was den tiefen Verfall der Italiänischen Musik beurfundet; wir würden aber zu weitläufig werden, wenn wir hier mehr davon anführen wollten. Nur noch eine Bemerkung des Verf. müssen wir erwähnen. Er sagt am Ende dieses Abschnitts: Die jetzige Geringschätzung dramatischer Werke treffe hauptsächlich die ernsthafte Oper; in der Opera buffa sey der Beyfall des Publicums leichter zu erhalten. Aber diese vorzügliche Begünstigung, zur Schande der Zeit will er es gesagt haben, entspringe nicht aus einem wahren Verdienst, nicht aus der Schönheit der Poesie oder Musik, sondern aus der Darstellung unflätlicher Situationen, durch unanständige Zwendeutigkeiten von Seiten des Dichters, und durch eine gewisse Geschicklichkeit sie mit wollüstigen Tönen zu begleiten und zu unterstützen, von Seiten

des Componisten und Sängers. Dieß sey am Ende doch nur eine Begünstigung, die der verdorbene Pöbel der Liederlichkeit erzeige. — Wenn man solche Erfahrungen selbst gemacht hat, und nun auch sieht, daß sie andere gemacht haben, so kann es nicht befremden, wenn niemand mehr eine ernsthafte und edle Musik hören will; denn sie hat, wie eine Französische Dame nach dem Zeugniß St. Lamberts sich äußerte, kein Interesse. "Je n' aime pas cette musique là, sagte sie, elle ne me dispose à rien." Aber eine andere, weit wichtigere Erfahrung bekräftigt sich dadurch, nämlich die: Die Kunst muß aus einem ursprünglich reinen Quell entspringen, wenn sie in ihrer Fortdauer und in ihren mannichfaltigen Beziehungen und Anwendungen aufs menschliche Leben stets edel bleiben soll. Diese ursprünglich reine Quelle liegt nur im Gotteshause und im Kämmerlein. Hier nur kann die wahre Kunst wachen und thronen, und vor aller Verunedlung und Erniedrigung gesichert seyn. Im Gotteshause steht der Künstler mit reinerm Gemüthe vor dem Angesicht eines höhern Wesens, als im Theater vor dem Angesicht eines großen Haufens von Menschen, die nichts als leeren, gedankenlosen Zeitvertreib suchen. Und im Kämmerlein — wer will uns da hindern, uns dem edelsten, reinsten Kunstgenuß zu überlassen, wenn wir dessen einmahl fähig geworden sind? Von der theatralischen Musik sagt aber Plinius schon: *Theatra musicos male canere docuerunt.* Wie kann es auch anders seyn? Ein Componist, der sich nach dem entweder ungebildeten oder verdorbenen Geschmack des großen Haufens bequemen muß, kann und darf kein reines Kunstwerk liefern; er würde sonst bald für sich allein componiren.

Der dritte Abschnitt handelt endlich von den Mitteln zur Abstellung und Heilung aller Mängel

und Gebrechen, die sich nach und nach in die Italiänische Musik eingeschlichen haben. Herr Perotti handelt diese wichtige Materie in zehn einzelnen Paragraphen ab. Seine Vorschläge sind zwar allerdings größtentheils vortrefflich; sie werden aber dennoch, wie sich aus guten Gründen leicht voraussehen läßt, nur fromme Wünsche bleiben. Wir wollen sie einzeln anführen, damit man doch sieht, was in solchen Dingen in Italien für ausführbar gehalten wird. Der Verf. gesteht übrigens selbst, daß es leichter sey, Mittel vorzuschlagen, als auszuführen.

1. Es soll von der Landesregierung eine Commission errichtet werden, bestehend aus aufgeklärten und sowohl mit der dramatischen Poesie als mit der theoretischen und practischen Musik vollkommen bekannten Mitgliedern. Diese Commission soll das Recht haben, über den Werth aller Werke der Poesie und Musik, die öffentlich erscheinen sollen, zu urtheilen. Ihr soll auch eine Oberaufsicht über alles, was irgend mit Kirchen- oder Theatermusik in Verbindung steht, selbst über das Personale des Theaters anvertraut, und ihre Entscheidungen sollen höhern Orts so anerkannt werden, daß sie gesetzliche Kraft haben können. (Eine Commission von solchen Eigenschaften möchte wohl, besonders in unsern Zeiten, schwer zusammen zu bringen seyn.)

2. Um die Nachtheile zu verhüten, die der Musik durch schlechte Poesien zugefügt werden, und damit zugleich eine Hauptursache des Verfalls der Oper zu entfernen, soll man die dramatischen Gedichte des Metastasio wenigstens so lange wieder in Umlauf zu bringen suchen, bis ein neuer Dichter etwas so zweckmäßiges hervorbringt, daß die Musik alle ihre Reichthümer mit Pracht und Würde daran entfalten kann. Auch dieß soll der Untersuchung und

Entscheidung der Commission unterworfen seyn. (Eine schlechte Poesiist zwar immer ein Uebel für den Vocal-Componisten, aber für die Ausbildung der eigentlichen oder selbstständigen Musik doch nicht von großem Einfluß. Diese poetische Angelegenheit könnte daher süglich einer andern Commission übergeben werden.)

3. Von den Lehrern der Musik. Man sollte eine große Aufmerksamkeit auf die Wahl derjenigen Personen wenden, denen man den Musikunterricht anvertrauen will, und bedenken, daß eine Geschicklichkeit im Singen oder im Spielen eines Instrumentes noch bey weitem nicht zu einem guten Lehrer qualificirt. Für Compositionschulen ist es durchaus nothwendig, daß der so genannte Contrapunct, (dieß heißt hier die musicalische Grammatik) gelehrt werde, weil er die Grundlage aller Composition ist. Hierzu sollen besondere Lehrer gewählt werden. Außerdem soll man sich im Singen und im Orgelspielen üben. Nach diesen Uebungen soll man bey practischen Meistern den Theater-Effect kennen zu lernen suchen, sich über die Natur verschiedener Instrumente belehren; und endlich mit diesem allen den Unterricht in den schönen Wissenschaften und in der Lateinischen Sprache verbinden. Ferner sollen weder Componist noch Sänger, die aus diesen Schulen kommen, ihre Kunst öffentlich ausüben dürfen, ohne sich vorher einer Prüfung der Commission unterworfen zu haben. (Herr Perotti hätte seiner Commission durchaus keine andere Sorge zur Pflicht zu machen gebraucht, als die Wahl guter Lehrer. Damit hätte sich alles anders von selbst gefunden. Wenn aber, wie es gewöhnlich in ganz Europa von solchen Musiklehrern geschieht, die von Haus zu Haus wandern, und anstatt zu unterrichten, nur abrichten, nicht gehörig anzufangen, nicht gehörig fortzufahren wissen, und

ohne Auswahl und Endzweck alles untereinander werfen, endlich durch verfrühten Genuß, der zu nichts führt und bloß der Trägheit und Leppigkeit schmeichelt, ihre Schüler für den schlechten Unterricht zu entschädigen suchen, so kann freylich die Kunst nicht gedeihen. Solchen Unfug zu verhindern, wäre ein Geschäft, das einer von der Landesregierung hierzu angestellten Commission würdig wäre.)

4. Von den Sängern. Da die alten Singschulen (Conservatorien) so viele vortreffliche Sängere hervorgebracht haben, deren Virtuosität noch bey uns in Andenken ist, so sollten, nachdem die alten meistens eingegangen sind, neue errichtet, und ihnen gute Lehrer vorgesetzt werden. In diesen Schulen soll nicht bloß im Gesange, sondern auch in Sprachen, in der Declamation und Action unterrichtet werden; auch dürfen die Zöglinge von ihrem Erlernten keinen öffentlichen Gebrauch machen, ehe sie sich einem strengen Examen unterworfen haben. Ferner müßten sie gehörige Begriffe von Subordination mit ins Theater bringen, und Gelehrigkeit gegen Dichter und Componisten beweisen. Endlich sollen diese Sängere nicht so unmäßig bezahlt werden, wie gewöhnlich geschieht, vielmehr soll man den Gehalt des Dichters und Componisten erhöhen, die sich zum Sängere verhalten, wie die Vernunft zum menschlichen Körper. (Die Anmerkung zur vorhergehenden Nummer gehört größtentheils auch hieher, und was die unmäßige Bezahlung der Sängere betrifft, so wird sie wohl nie verhindert werden können, weil der äußere Sinnendick den Reiz der Vernunft in diesem Erdenleben wohl stets überwinden wird.)

5. Vom Ballet. Die Römer sahen das pantomimische Ballet als Hauptursache des Verfalls ihrer Poesie und Musik an, weil es den meisten äußern Sinnenreichthum und von der Menge viel leichter

begriffen und genossen werden kann, als poetische und musicalische Darstellungen. Wenn man es aus der großen Oper nicht ganz verbannen könne, meint Herr Perotti, so sollte die Commission doch dafür sorgen, daß es in seinen Gränzen gehalten, und nicht der Handlung der Oper nachtheilig werde. (Wie soll es denn aber beschränkt werden, um der Handlung der Oper durch Unterbrechung nicht nachtheilig zu seyn? Es gehört nicht zur Oper, muß folglich ganz daraus verbannt werden. Die Einschränkung, sie mag seyn von welcher Art sie will, kann den Hauptnachtheil, nämlich die Unterbrechung der Handlung nie heben. Die Oper hat Mittel genug ohne Ballet zu bestehen, und dem Ballet fehlt es eben so wenig an Mitteln, außer der Oper bestehen zu können. Aber man will das Publicum mit Genüssen überfüllen. Es soll nicht bloß gesungen, sondern auch getanzt werden.)

6. Das Theater soll den Unternehmern nicht überlassen seyn, sondern unter der Aufsicht einer höhern Behörde stehen. (Es wäre allerdings recht gut, wenn dieß geschehen könnte, und wenn die höhern Behörden nicht für so viele andere Dinge zu sorgen hätten. Denn der Impressario wird sein Auge stets mehr auf seine Cassa als auf den Flor der Kunst richten. Ein neu besittet Poffenspiel zieht den großen Haufen weit leichter an, als das beste, würdigste Kunstwerk, und leider kann nur der große Haufen die bedeutenden Kosten solcher Unternehmungen tragen.)

7. Von der theatralischen Polizey in Rücksicht auf das Publicum. Man soll dem Publicum kein Urtheil über den Kunstwerth der gegebenen Stücke verstaten. (Wie soll man ihm aber dieß Urtheil verwehren? Man gebe die Oper frey, so wird das Urtheil des Publicums sogleich bescheidner werden.)

So lange es aber nicht anders als für sein Geld in die Oper gehen kann, wird es sich die Freiheit nie nehmen lassen, über die aufgeführte Stücke nach Belieben und nach der ihm beywohnenden Fähigkeit zu urtheilen.)

8. Von der Kirchenmusik. Soll ebenfalls unter der Aufsicht der Commission stehen, mit der ihr anvertrauten Gewalt, genehmigen und verwerfen zu können, was sie gut oder schlecht, zweckmäßig oder unzweckmäßig findet. Sie soll auch über die Organisten eine Oberaufsicht führen, und nicht dulden, daß sie gemeine, niedrige Stücke auf der Orgel spielen. (Wenn nun aber die Commission gerade so gewählt wäre, daß sie die gemeinen Stücke angenehmer fände, als die edlern, wie dann? Ueberhaupt ist über diese Materie, die die Basis der ganzen Kunst ist, viel zu wenig gesagt. Der Verf. sucht alles wahre Kunstheil im Theater, wo er es nie finden wird, und wo es auch nie gefunden worden ist. In der Kirche, wohin das Volk in einer ernstern Gemüthsstimmung geht als ins Theater, muß es etwas würdiges hören, und so allmählich gewöhnt werden, sodann auch im Schauspielhause nichts ganz schlechtes ertragen zu können.)

9. Von musicalischen Bibliotheken. (Es versteht sich von selbst, daß, wer irgend etwas gehörig studieren will, die nöthigen Hülfsmittel dazu haben muß. Der Verf. verlangt auch ein systematisches Lehrbuch, nach welchem die Zöglinge in den Musikschulen unterrichtet werden sollen. Es ist aber kein Land in ganz Europa, dem es an solchen Lehrbüchern fehlt, und doch wird nirgends darnach unterrichtet.)

10. Musicalische Akademien. Unsere Musik, sagt der Verfasser, bedarf einer wissenschaftlichen Anstalt, wie sie die Malterey, Bildhauer und

Kunst hat. Man begreift nicht, fährt er fort, warum gerade diese Kunst, die doch eben so notwendig und nützlich ist, wie die erwähnten und noch manche andere, so ganz verlassen, ohne irgend einen sichern Schutz gleichsam umher irren muß; warum ihren Besessenen zur Ermunterung nicht ebenfalls ehrenvolle Belohnungen und Auszeichnungen zu Theil werden. (Die Musiker können sich hierin mit den Dichtern trösten, die auch keine Academien haben, und in Rücksicht ihrer öffentlichen Beehrung selten mehr als gekrönte Poeten werden können, es sey denn, daß sie in einem Nebenamte materielle, allgemein begreifliche Dinge zu verwalten haben. Dann können sie alles werden, was die zeitlichen Umstände erlauben. Es ist in Italien wie in der übrigen Welt.)

Rec. fügt noch folgendes bey: Die Vorschläge zur Wiederherstellung der Italiänischen Musik, so wie jeder andern, sind alle schon oft gemacht, auch nach Umständen glücklich in Ausübung gebracht worden, einige ausgenommen, deren Ausübung die Natur der Sache nicht zu erlauben scheint. Also, wenn erst Ruhe, Ordnung und Wohlstand wieder zurückgekehrt sehn wird, wenn ein besserer Kunstgeist durch günstige Zeitumstände wieder erwachen kann, so wird sich alles von selbst finden. Bloß durch diesen wieder erwachten Kunstgeist können die Vorschläge des Verfassers in Erfüllung gehen.

Die Uebersetzung haben wir zwar nicht mit dem Originale vergleichen können, aber sie läßt sich recht gut lesen. Nur eine Bemerkung, sey noch erlaubt: im Artikel von Corelli, S. 8, heißt es: *entre les Opéra &c.*, dieß müßte wohl heißen: *entre les Opéras*; man mag sonst den Corelli für einen Operncomponisten halten könnte, der er doch nicht war.

Sulzbach.

Ben Seidel: Predigten im Jahre 1812 von Dr. J. V. Reinhard gehalten, nach dessen Tode herausgegeben und mit einer kurzen Nachricht von den letzten Lebenszügen des Vollendeten begleitet von Dr. J. G. A. Sackler, königl. Sächs. erst. evangel. Hofprediger. 1813. XVIII und 332 Seiten in groß Octav. (Der ganzen Predigtsammlung 35ster und letzter Band.)

Dieser Band enthält 14 Predigten. Die neunte, welche von dem Gefühle, es gebe schlechterdings kein größeres Glück, als das, ein Christ zu seyn, handelt, ist die letzte, welche der verewigte Reinhard und zwar am ersten Suhrage 1812 noch vortragen konnte. Seine immer mehr dahin schwindende Gesundheit und der Rath seiner Aerzte verboten ihm, fernerhin öffentlich aufzutreten. Nach der Versicherung des Herausgebers sind die vier letzten früher von dem Verfasser niedergeschrieben, aber wegen Krankheitsanfällen nicht gehalten worden. Wahrscheinlich gehört die zehnte in dieselbige Reihe. Alle hier gedruckte Predigten sind mit großer Sorgfalt ausgearbeitet, alle sind gleichsam in dieselbige Form gegossen, haben eine ziemlich gleiche Anzahl von Theilen und Unterabtheilungen, und sind ungefähr von gleicher Länge. In allen findet man dieselbige Kunst, das Thema aus dem Texte abzuleiten und die ganze Predigt mit demselben in Verbindung zu setzen, so wie ein Bestreben, die biblische Lehre durch Vernunftgründe zu unterstützen und auf eine dem Zeitalter angemessene Weise vorzutragen. Der Ausdruck ist correct, deutlich und bestimmt. Allein eben jene Einförmigkeit dieser Predigten ist ermüdend und verräth ein gewisses

Unvermögen, sich in mehreren Manieren zu versuchen und sich der Verschiedenheit der Gegenstände und Veranlassungen anzuschmiegen, etwas Mechanisches und Gebundenes. So ist es auch mit der Ausführung der einzelnen Theile, nicht leicht hebt sich einer über den anderen hervor, auch sie sind fast alle in dieselbige Form gepaßt und halten Einen Ton. Der Theile sind nicht selten zu viele, die Theile sind nicht rednerisch verbunden, das Ganze erhält ein steifes, pedantisches Ansehen, es wird zu viel in Eine Predigt zusammengepreßt und der Leser kann sich nicht enthalten, zu wünschen, daß aus diesem oder jenem Theile eine besondere Predigt geworden wäre. Gründlichkeit, Stärke, trockener Ernst, Schriftgemäßheit, Erfassung dessen, was zu jener Zeit noth that und zutrif, religiöser Geist läßt sich diesen Predigten nicht absprechen und durch diese Eigenschaften haben die Heinhardischen Predigten überhaupt so viel gewirkt, indem so manche andere Prediger des Zeitalters durch die entgegengesetzten Eigenschaften ihre Kirchen leer predigen. Aber verschiedene Predigten, namentlich I. V. VII. sind doch zu trocken und metaphysisch. Für Nahrung und Begeisterung, auf welche es doch theilweise angesehen seyn muß, ist gar zu wenig gesorgt. Die Sprache ist nicht schön, edel, belebt, und man findet selbst hie und da unpassende, gemeine Ausdrücke. Immer haben wir es für einen traurigen Beweis angesehen, wie weit Schmeicheley gegen einen Mann von einem großen Einflusse gehen kann, daß ihn verschiedene als einen Classifier im wissenschaftlichen und beredten Vortrage geltend machen wollten, welches er sich selbst auch höchlich und aufrichtig verbat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 16. May 1814.

Erlangen.

Deu Palm: *Christologia Judaeorum Jesu ap-
tolorumque aetate in compendium redacta ob-
servationibusque illustrata a Dr. Leonh. Bertholdi,
Theol. Prof. P. O. &c. 1811. 227 S. in Octav.*

Es ist schon lehrreich und angenehm, in dieser
bey der Erlangung der theologischen Doctorwürde
und dem Eintritt in die theologische Facultät zu
Erlangen herausgegebenen Schrift, das, was bis-
her über die Christologie der Juden zur Zeit Jesu
und der Apostel, erforscht und vermuthet worden
ist, in compendiarischer Kürze zusammengestellt zu
finden. Der Verf. leistet aber noch mehr, er thut
Eigenes hinzu und sucht manches, was schon vor
ihm gesagt ist, mehr aufzuklären, genauer zu be-
stimmen, in seinen wahren Zusammenhang zu bringen,
aus seinen rechten Quellen abzuleiten. Das Stu-
dium der Chaldäischen Paraphrasen des A. T. und
einiger besseren Rabbinischen Schriften, welches er
zu anderen Zwecken unternommen hatte, ihn aber
mit zur Abfassung dieser Schrift veranlaßte, leistete
ihm dabey besonders gute Dienste. Der ganze Ge-
S (A)

genstand ist ungemein schwierig und dunkel und wird wohl nie zu vollkommener Gewißheit und Klarheit gebracht werden. Die Quellen, aus welchen geschöpft werden muß, sind zwar zahlreich genug und enthalten ungemein viel Jüdische Christologie, aber was von derselben gerade in das Zeitalter Jesu und der Apostel gehöre, dieß auszumitteln, ist oft äußerst schwer, ja unmöglich. Der Verf. betrachtet, wie gewöhnlich, die späteren Bücher des Hebräischen Canons, die Apocryphen des A. T., die Schriften des Philo und Josephus, das N. T. und einige Pseudepigraphen des A. T., besonders das 4te B. Esra als Quellen des ersten Ranges, in den zweyten Rang aber stellt er die Bücher der älteren Rabbinen, besonders das Buch Sohar, ohne jedoch die der späteren ganz zu vernachlässigen. Für den Gebrauch der Quellen der zweyten Art setzt er die Regel fest: *ut ex iis nec quicquam astruatur, quod non istorum librorum primi generis testimonio distinctis verbis exhibito comprobatum vel saltem vestigiis lucidis et certis in iis depromendis praemonstratum sit.* Nach diesem Canon aber werden diese Quellen fast überflüssig und ihr Ansehen fällt beynah weg, höchstens können sie noch zur Bestätigung und Erläuterung dienen. Es kommt noch hinzu, daß es sehr wahrscheinlich ist, wie auch noch neuerlich de Wette gezeigt hat, daß spätere Jüdische Schriftsteller vieles aus dem Christenthum und seinen ersten Urkunden hergenommen haben, wo es dann den Schein gewinnen kann, daß etwas alte Jüdische Lehre und Meinung zur Zeit Jesu und der Apostel gewesen sey, was doch eigenthümliche Lehre des Christenthums war und ihm von späteren Juden entwandt wurde. Das 4te B. Esra kann nicht mit Sicherheit zu den Quellen des ersten Ranges gerechnet werden; es ist nicht erweislich, daß es vor

dem vierten Jahrhundert geschrieben worden sey; daß der Verf. ein Christ gewesen sey, erhellt aus 7, 28. und selbst diejenigen, welche ihm ein vorchristliches Alter zuschreiben, gestehen zu, daß es Zufälle von der Hand eines Christen erhalten habe. Die Schriften des Philo und Josephus enthalten viele Privatmeinungen, welche man nicht als Meinungen des Jüdischen Volks im Zeitalter Jesu und der Apostel betrachten darf. Selbst die Paraphrasen eines Jonathan und Onkelos sind hier unsicher im Gebrauche. Wenn man auch annimmt, was doch nur auf ungewissen und widersprechenden Erzählungen späterer Juden beruht, daß sie schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts vorhanden gewesen seyen, so gestehen doch selbst die Verteidiger dieser Meinung zu, daß wenigstens Jonathans Paraphrase verfälscht sey und man kann auch deswegen daraus nicht mit Gewißheit bestimmen, was zur Zeit Jesu und der Apostel Jüdischer Glaube gewesen sey. Die Hauptquellen bleiben immer die Bücher des N. T. selbst. Allein es ist hier bey ihrem historischen Gebrauche große Vorsicht nöthig. Wenn Jesus und die Apostel etwas schlechtthin sagen und lehren, ohne es ausdrücklich für neu auszugeben, so folgt noch nicht, daß es schon vorher Jüdische Lehre und Meinung gewesen sey. Wir wissen und sie erklären es ausdrücklich, daß sie Neues lehren wollten, sie brauchten es also nicht bey jeder Gelegenheit wieder bemerklich zu machen. Wenn auch spätere Juden daselbe lehren, so folgt aus schon angeführten Gründen noch nicht, daß es schon zu Jesu Zeit zum Glauben der Juden gehörte. Selbst wenn Jesus und die Apostel etwas lehrten, was sehr große Ähnlichkeit mit dem hatte, was die Juden gewiß zu ihrer Zeit glaubten, und auch wohl einen ganz Jüdischen Sinn haben könnte, so folgt

noch nicht, daß Jesus und die Apostel es in einem ganz Jüdischen Sinn gelehrt haben, und daß die Juden zu ihrer Zeit ganz eben so gedacht haben, denn das wird niemand bezweifeln, daß Jesus und die Apostel oft mit Jüdischen Worten und Redensarten etwas Höheres und Keineres ausdrücken, als die Juden und daß Jüdische Dogmen oft in ihrem Munde veredelt werden und eine allegorische Bedeutung gewinnen. Auch die Bilder und poetischen Darstellungen der Apocalypsis darf man nicht so gleich zum Jüdischen Volksglauben rechnen. Diese sehr natürlichen Regeln hat der Verfasser dieser Abhandlung oft nicht beobachtet. In den Stellen 1 Joh. 2, 18. 22. 2 Thess. 2, 3—12. Apoc. 16, 13. 19, 20. findet er S. 69 ff. den Jüdischen Antichristus, von welchem die Juden geglaubt haben, daß er kurz vor der Ankunft des Messias kommen, viele zur Abgötterey verführen und vom Messias abwendig machen, von diesem aber besiegt und getödtet werden werde, worauf alsdann das Messianische Reich seinen Anfang nehmen werde. Allein die Vorstellungen sind hier schon darin ganz verschieden, daß der Antichrist des N. T. erst lange nach dem wahren Messias kommt, und daß Johannes im Briefe von mehreren Antichristen redet, auch die hierher gehörigen Ahnungen der Apostel sich nicht einmahl auf dieselbige, sondern verschiedene Personen beziehen. S. 172 wird aus Ephes. 4, 8. 9. in Verbindung mit einigen Stellen aus Rabbinen geschlossen, daß die Juden damahls geglaubt haben, der Messias werde sich in die Gehenna begeben und die Seelen der verstorbenen Israeliten aus derselben auf die Erde zurückführen, da doch Paulus nicht nur eine solche Höllefahrt nicht deutlich bezeichnet, sondern auch nach dem Zusammengange nicht davon reden kann, sondern vielmehr von der Hoheit Jesu, von

seinem Herniedersteigen vom Himmel, von seinem Kommen auf die Erde, und von seinem Wiederemporstiegen in den Himmel, von seiner Rückkehr zu Gott. Diesem gemäß wird er als derjenige vorgestellt, welcher Gaben und Ämter unter den Christen austheilt. S. 182 wird allein aus Apoc. 20, 2 f. der Schluß gezogen, daß die Juden geglaubt haben, Satan werde auf 1000 Jahre gefesselt in die Hölle gestürzt werden, und solche Schlüsse werden überhaupt auch sonst von dem Verf. aus der Apocalypsis gezogen, wie z. B. S. 207 aus 20, 12. daß die Juden sich vorstellten, der Messias werde bey dem Weltgerichte die guten und bösen Handlungen der Menschen aus gerichtlichen Acten vorlesen. Etwas zweifelhafter wird eben daselbst von einem andern Gegenstande gesprochen: quodsi ex iis, quae Paulus apostolus opinionibus vulgaribus congruenter pronuntiasse videtur 1 Theff. 4, 17. 2 Theff. 2, 1. quidpiam colligi fas est, in eo fuisse dicendi sunt, ut redivivos unā cum Israelitis, *εσθυστη* ac fautori suo amice obviam ituris fursum latos, in altiores quippe aetheris regiones evectos coram supremo iudice staturos esse existimarent. Der Untergang dieser Welt durch Feuer wird bloß wegen 2 Petr. 3, 7–12. und 2 Theff. 1, 7. als Jüdischer Volksglaube S. 212 dargestellt. Unter der *παλιγγενεσία* Math. 19, 28. und der *ἀποκαταστάσις πάντων* Apgefch. 3, 21. wird S. 214 die Schöpfung einer neuen Welt verstanden, in welcher alles wieder in den Zustand vor dem Sündenfalle zurücktreten werde, und welche überhaupt die Juden angenommen haben und eben darauf wird auch Röm. 8, 19. bezogen. S. 226 f. lesen wir als Jüdische Meinung: Messias munere suo ex omnibus partibus bene perfunctus regnum tradet Deo 1 Cor. 15, 28. Cum ea, quae his

verbis protulit apostolus, vix ac ne vix quidem cum doctrina N T. de divina Jesu Christi natura conciliari possint, ad ea rejicienda sunt, quae alibi satis abunde christologiae judaicae congruenter disputavit.

Neben der Jüdisch-Ägyptischen und Palästina'schen Christologie wird noch von der Samaritanischen S. 19 - 24 gehandelt und S. 75 - 84. 157 f. sogar angenommen, daß verschiedenes und namentlich die Vorstellung von einem doppelten Messias und von einem leidenden und sterbenden Messias aus der Samaritanischen in die Jüdische übergegangen sey. Dieß ist bey dem Hasse der Juden gegen die Samaritaner schwer zu glauben, und bedarf überhaupt noch eine tiefere Untersuchung.

Tübingen.

In der Cotta'schen Buchhandlung: Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennaturen (die verschiedenen Menschenarten) in Asien und den Südländern, in den Ostindischen und Südseeinseln, nebst einer historischen Vergleichung der vormahligen und gegenwärtigen Bewohner dieser Continente und Eilande. Von C. Meiners. Zweyter Theil. 1813. 600 Seiten in Octav.

Der erste Theil dieses nachgelassenen Werks unsers Meiners wurde in diesen gelehrten Anzeigen (Jahrg. 1812, Seite 489) von einer ehrwürdigen Hand angezeigt, die nun auch schon erkaltet ist. Der Gesichtspunct, der wohl der richtigste seyn möchte, um es gehörig zu würdigen, ist dort angegeben. Auch in diesem zweyten Theile zeigt sich die erstaunliche Belesenheit des fleißigen Meiners verbunden mit dem rastlosen Bestreben, historische Hypothesen, die ihm mit den Jahren je länger, je lieber wurden, durch Thatfachen, die aus allen

Arten von Schriftstellern, meistens aus Reisebeschreibern, gesammelt sind, so zu documentiren, daß ihre Unwidersprechlichkeit einleuchten sollte. Rec. zweifelt, ob sich die Natur- und Geschichtsforscher, die noch immer anderer Meinung sind, nun für überwunden halten werden. So lange noch unsre Naturhistoriker, Anatomen und Physiologen sich getrauen, durch die Uebergänge einer Menschenform in die andere augenscheinlich darzutun, daß alle Menschenrassen, ihrer auffallenden physischen Verschiedenheiten ungeachtet, füglich von einem einzigen Adam abstammen können, stehen der Hypothese des verdienstvollen Meiners, der gewisse physische und moralische Verschiedenheiten der vernünftigen, oder vernunftfähigen Bewohner unsrer Erde nur aus einer ursprünglichen Verschiedenheit mehrere Stammväter ableiten zu können glaubte, noch immer große Hindernisse im Wege. Bekanntlich nimmt Meiners an, daß gewissen Ländern auch einige Thier- und Pflanzenarten auf eine ähnliche Art ursprünglich angehören, wie gewisse Menschenrassen. Da nun die Wanderungen und der Verkehr der Völker in jeder dieser Hinsichten große Veränderungen hervorgebracht haben, so greifen natürlich nach der von Meiners aufgestellten Lehre alle diese Fragen in einander ein: Welche Verschiedenheiten der Menschennaturen sind in diesem oder jenem Lande ursprünglich einheimisch? welche sind eingewandert? und wie unterscheidet sich in dieser Hinsicht der vor-mahlige Zustand der Länder von den gegenwärtigen? Und so bildet der Inhalt des vor. uns. liegenden Werks, des Anscheins der Zerstückelung der Materialien ungeachtet, in seiner Art ein Ganzes. Daraus erklärt sich auch, warum der Verf. selbst es für eine seiner wichtigsten und vollendetsten Arbeiten halten konnte. Wie man nun aber auch über die Resultate denken mag, um derer willen

792 G. g. A. 79. St., den 16. May 1814.

dem Verf. seine mühsamen Untersuchungen so sehr am Herzen lagen; eine solche Zusammenstellung von Materialien in Beziehung auf einen bestimmten Zweck ist für jeden Geschichts- und Menschenforscher von mannigfaltiger Brauchbarkeit. Andere Recensenten mögen entscheiden, ob und wie weit die längst bekannte Vorliebe des Verfassers für gewisse Nationen und Menschenrassen, und seine erklärte Abneigung gegen andere, Einfluß auf die Auswahl selbst gehabt, die er unter den zu sammelnden Notizen traf und hätte treffen können. Sogar die sanften Indostaner, von deren Humanität jetzt so häufig gesprochen wird, erscheinen bey dem Verf. in dem unvortheilhaftesten Lichte. Aber wir können uns hier, weil der Materialien gar zu viele sind, nicht auf das Einzelne einlassen. Der vierte Abschnitt, mit welchem dieser zweite Theil anfängt, enthält eine kurze Vergleichung des gegenwärtigen und vormahligen Zustandes des menschlichen Geschlechts, oder kurze Darstellung der Art, wie die vornehmsten Völkerstämme vor 1500 bis 2400 Jahren über die Erde vertheilt waren, und wie sie jetzt vertheilt sind; und zwar zuerst eine Vergleichung der vormahligen und gegenwärtigen Bewohner des östlichen Asiens. Hierauf im folgenden Abschnitte eine ähnliche Vergleichung der vormahligen und gegenwärtigen Bewohner des nördlichen Asiens. Im sechsten Abschnitte schreitet die Untersuchung zum südlichen Asien vor. Der siebente Abschnitt ist ausschließlich den ältern und neueren Bewohnern Indostans gewidmet. Im achten und letzten dieses Theils wird von den Bewohnern des westlichen Asiens gehandelt. Wir bedauern, daß in den angeführten Beweisstellen, besonders in denen aus englischen Schriftstellern, so viele Druckfehler stehen geblieben sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. u. 81. St.

Den 19. May 1814.

Göttingen.

Bei Johann Friedrich Röwer: Staatsrecht von Frankreich. Von Friedrich Saalfeld, Prof. in Göttingen. Zweyter Band. 1814. XII und 612 S. In groß Octav.

Als im Anfange des Jahres 1813 der erste Band dieses Werks erschien, war das Staatsrecht von Frankreich noch von ungleich höherer practischer Wichtigkeit für einen großen Theil von Deutschland, als dieß jetzt bey dem Erscheinen des zweyten Bandes der Fall ist. Die Kenntniß des Französischen Staatsrechts, die damals von unmittelbarem Nutzen und Bedürfnisse war, hat gegenwärtig in Deutschland wenigstens, größtentheils nur noch wissenschaftliches Interesse. Daß aber darum, weil das Französische Staatsrecht uns nicht mehr unmittelbar zu wissen noth thut, die Kenntniß desselben vollkommen überflüssig und gleichgültig geworden sey, davon kann sich der Verf. keineswegs überzeugen, indem das wissenschaftliche Interesse, welches von besondern Zeit- und Orts-Verhältnissen vollkommen unabhängig ist, nach wie vor dasselbe bleiben muß, und er glaubt daher auch

§ (4)

jetzt noch, bey vollkommen veränderten Umständen, mit gleicher Befugniß ein Staatsrecht von Frankreich schreiben zu können, als man bisher in Deutschland das Staatsrecht von Rußland, von England u. s. w. bearbeitete. Je wichtiger aber und entscheidender der Einfluß war, den Frankreich in unsern Tagen nicht nur auf Deutschland, sondern auf den größten Theil des Europäischen Continents übte, um desto mehr hält er sich für überzeugt, daß die Kenntniß der innern Organisation des Französischen Reichs in dieser Periode auch für die Folge keineswegs ohne Interesse seyn dürfte. Dieser zweyte Band des Französischen Staatsrecht ist dem Plane und der Ausführung nach dem ersten vollkommen gleich geblieben. Der Verfasser, der sich gleich anfangs zum Besetz gemacht hatte, sich streng darauf zu beschränken, zu zeigen, wie der Staat organisiert sey, ohne sich weiter ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit dieser Organisation zu erlauben, brauchte eben deshalb, bey vollkommen veränderten Verhältnissen, seinen Ton in keiner Rücksicht zu verändern. Der erste Band des Werks erschien zu einer Zeit, wo das Lob verdächtig, der Tadel bedenklich seyn konnte, gegenwärtig möchte wohl eher das entgegengesetzte Verhältniß angenommen werden können. Es reicht ja auch vollkommen hin, zu zeigen, was und wie es war und ist; das Urtheil ergibt sich alsdann bey jedem Unbefangenen leicht von selbst. Der größte Theil des vorliegenden zweyten Bandes war schon gedruckt, ehe die neuesten Veränderungen mit Frankreich vorgingen; auf sie konnte daher keine Rücksicht genommen werden, was zur Vermeidung aller möglichen Mißverständnisse hier gesagt seyn mag. Es umfaßt dieser zweyte Band das sechste und einen Theil des siebenten Kapitels, oder die Finanzen und einen Theil

der Polizen im weiteren Sinne. Die Ordnung der einzelnen Materien ist folgende: VI. Kapitel. Von den Finanzen. Nach einer Einleitung über den vornehmlichen Finanzzustand Frankreichs und dessen Veränderungen: erster Abschnitt, von den Domänen; zweyter Abschnitt, von den directen Steuern: a. Grundsteuer — Cadaster; b. Personal- und Mobiliensteuer — Reclamationen; c. Thür- und Fenstersteuer; d. Patentsteuer; e. Zulags-Centimen; f. Erhebung der directen Steuern — Zwangsmittel; g. Verschiedene Klassen der Agenten der directen Steuern — Directionen — Erhebungsbeamte und Zahlmeister; h. Organisation der Einnahme und des Rechnungswesens; i. Reclamationen — Dechargen, Reductionen, Remisen, Moderationen. Dritter Abschnitt. Von den indirecten Steuern: a. Stempel; b. Einregistrationssteuer; — Administration der Domänen, der Stempel-Einregistrations- und Hypotheken-Steuer; c. Hypotheken, — Hypothekendewahrung; d. Greffensteuer; e. vereinigte Abgaben, — General-Direction, Departemental-Directionen; Steuer von den Fährten und Brücken, auf Wein, Bier und Distillirungen von Korn, von dem Transporte der Getränke und deren Verkauf, Steuer auf Spielkarten, Salzsteuer, Steuer von öffentlichen Wagen und Fuhrwerken, Municipal- und Wohlthätigkeits-Octrois, Tabaksmonopol, Garantie der Gold- und Silberarbeiten; f. Zölle, — General-Direction, Departemental-Directionen. Vierter Abschnitt. Verschiedene Einkünfte: a. Pulver- und Salpeter-Regal; b. Post-Regal, — fahrende Posten, Briefposten, Diligencen; c. Forsten, — Generaladministration, Conservationen; d. Jagd; e. Fischerey; f. Münzen, — Centraladministration, Münzstätte; g. Lotterie; h. Administration der Salinen des Ostens; i. Salz- und Tabaks-

Regie in den Departements jenseit der Alpen;
k. Rechte des Fiscus. Fünfter Abschnitt. Von dem öffentlichen Schatz, der Amortisationskasse und dem Oberrechnungshofe: a. von dem öffentlichen Schatz; b. von der Amortisationskasse; c. von dem Oberrechnungshofe, — Organisation, Competenz u. s. w.
 Sechster Abschnitt. Von den Staatsausgaben. Pensionen; vergleichende Uebersicht der Ausgaben und der Einkünfte des Reichs. VII. Kapitel. Von der Polizei; im Allgemeinen. — Erster Abschnitt. Von der Sicherheitspolizei. a. Organisation der allgemeinen Reichspolizei, — Generaldirectoren der Polizei, Polizeipräsident, Generalpolizeicommissär; b. Gendarmerie — Organisation und Bestand, Functionen im Frieden und im Kriege; c. Departmental- oder Reserve-Compagnien; d. Gefängnisse und Verwahrungshäuser, — Staatsgefängnisse, Gefängnisse, Arrest- und Justiz-Häuser; e. Befugniß, Waffen tragen zu dürfen; f. verbotene Spiele. Zweyter Abschnitt. Von der Armenpolizei. a. Mütterliche Gesellschaft; b. Hospitaliterinnen; c. Kinder, deren Erziehung dem öffentlichen Mitleiden anvertraut ist; d. Bettler, — Bettelhäuser; e. Leibhäuser; f. Civilhospizen; g. Wohlthätigkeitsbureau.

Helmstädt.

Von E. G. Fleckstein: Lehrbuch der polizeylich-gerichtlich-chemie, von W. G. Kemmer, der A. W. und W. A. Dr., zweytem Prof. der Medicin an der königl. Albertus Universität zu Königsberg. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1812. XXXII und 675 Seiten in Octav, mit lateinischen Lettern.

Man darf sich nicht wundern, daß dieses, jedem Arzt und Nichtarzt, der sich mit Untersuchung und

Entscheidung polizeylicher und gerichtlicher Fälle, welche chemische Kenntnisse erfordern, nützliche Buch innerhalb acht Jahren zum zweyten Mal aufgelegt ist. Es ist vielmehr zu erwarten, daß auch die dritte Auflage noch nöthig seyn werde, und da mit diesem Werk mit jeder Ausgabe eine größere Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit wünschen, so wollen wir frey heraus-sagen, was uns bey aufmerksamem Durchlesen zu erinnern und auszulegen auffieß, in der Hoffnung, daß der Verf. von einem und dem andern einft Gebrauch machen könne. — Die Gränze des Werks hat sich der Verf. nicht genau abgesteckt. Aus der Einleitung geht zwar deutlich hervor, daß erst seine Absicht war, nur die zunächst in die medicinische Polizey und gerichtliche Arzneywissenschaft einschlagenden chemischen Gegenstände abzuhandeln, und wie er selbst sagt, den chemischen Theil der Staatsarzneykunde sorgfältiger als bisher und in einem Ganzen darzustellen, so daß der öffentliche Arzt, auch der Beamte der Polizey sowohl als des Criminalgerichts, sich des Buchs als eines Hilfsmittels in solchen Fällen bedienen könnte. Dieser Gedanke war sehr gut, und dabey hätte der Verf. sollen stehen bleiben. Aber nun wollte er die Gränzen weiter ausdehnen; das Buch sollte das Ansehen bekommen, als seyen darin alle Gegenstände, die für die Polizey und die Criminalgerichte kommen und chemische Kenntnisse erfordern können, abgehandelt. Dieß ist jedoch nicht der Fall; nur einige außer dem Gebiete des Arztes liegende Gegenstände, nämlich das Goldmachen, die Echtheit der Münzen und Verfälschung der Documente und ihre chemische Untersuchung kommen darin vor. Dieß hätte füglich wegbeybleiben können. Diese Gegenstände sind ohnehin nicht genügend abgehandelt; und wer möchte auch in diesem Werke das suchen und erwarten, was z. B.

nur den Münzwarden angeht, und nur von diesem gefordert und entscheidend beurtheilt wird. Sollte aber alles abgehandelt werden, was außer dem Gebiet des Arztes liegt, und klagbar vor Gericht kommen kann, oder worüber die Polizen zu wachen hat, woben aber durchaus chemische Kenntnisse nöthig sind; nun dann würde ein ähnlicher dicker Band damit anzufüllen seyn; und diese Gegenstände würden von den medicinischen abgefondert besser beisammen stehen. Viel zweckmäßiger wäre es gewesen, wenn der Verf. nur darauf hingearbeitet hätte, erst in medicinisch-polizeylicher und gerichtlicher Hinsicht das Werk so vollkommen wie möglich zu machen; und in diesem Betracht wäre noch manches hinzuzufügen, und manches dagegen herauszuthun. Zu dem ersteren rechnen wir die Anleitung zu Anwendung der Chemie auf Untersuchung geheimer Arzneymittel, wozu bereits untersuchte und enthüllte Arcana, wie der Lünhardtsche Gesundheitstrank, der Böhmische Liquor, das Böersche Puerperalpulver, die Hahnemannschen Arcana, das Ailhandsche Pulver, das Luftsalz u. dergl. m. recht gute Gelegenheit zu Beyspielen dargeboten hätten. Ferner rechnen wir hierher das Verfahren, wie man bey Prüfung der bereits in den Apotheken gemischten, und klagbar gewordenen Arzneyen verfahren müßte, wie das quantitative und qualitative, was darin seyn soll, zu erfahren. Zu dem zweyten, was dagegen heraus sollte, rechnen wir alles, was polizeyliche Regeln und Vorschläge nicht chemischen Inhalts betrifft, wie den Arzneyhandel und die Apotheker-Visitationen, so wie alles, was nicht in die medicinische Polizen und gerichtliche Arzneywissenschaft einschlägt. Bey dem kurzen Umriß der allgemeinen Chemie hätte der Verf. eine beständige Rücksicht auf seinen Zweck nehmen, und diejenigen

Eigenschaften der Körper, welche dem Arzt in polizeilicher und gerichtlicher Hinsicht vorzüglich zu wissen nothwendig sind, herausheben sollen. Eine Subtilität ist es wohl, wenn es gleich im ersten § heißt: die Chemie sey eine Kunst — aus einfachern Körpern zusammengesetztere, statt aus einfachen zusammengesetzte zu mischen. Unter der Zoochemie möchte der Verf. nur die erst noch zu entdeckende Chemie des lebenden Körpers bezeichnen, nicht die Mischungsverhältnisse der todten Theile des Körpers. Aber warum nicht beides zugleich? Zu den ersteren ist ja keine Hoffnung ohne die letztere, und es ist noch eine große Frage, ob je die erstere entdeckt wird. Die eudiometrische Chemie will er die oxydometrische genannt wissen, sagt aber selbst, daß es viele an Sauerstoff keinesweges arme, aber dennoch beyrn Einathmen gerade zu tödtliche, Luftgemische gebe. Wozu also eine oxydometrische Untersuchung? hätte der Verf. daher lieber gleich gesagt, daß die Luftgüteprüfung auf einem andern, als dem unsichern Wege, den Sauerstoffgehalt zu bestimmen, erst noch zu erfinden sey. Gerbererey, Seifenkuderey, Zuckerbuckerey, und wenn man recht strenge verfahren wolle, auch die Kochkunst gehören, schreibt der Verf. zu der angewandten Chemie, aber die erstern haben keinen directen Einfluß auf Staatsarzneykunde. — Allerdings haben sie einen directen und wichtigen Einfluß; man denke nur an die Bereitung des Leders beyrn Viehsterben, an das Schweinemästen vom Abfall der Häute, an den Verbrauch des Fettes von gefallenem Thieren beyrn Seifenkuden, an die vom Verf. selbst in der Folge gerügte Anwendung von Mineralfarben und kupfernen Gefäßen bey der Zuckerbuckerey. Es wäre jedoch nicht nothwendig in einer solchen polizeilich-gerichtlichen Chemie Leder bereiten, und Seife kochen zu lehren,

aber einiges davon zu wissen nützte dem Medicus forensis bey weitem mehr, als das, ob man Gold machen, und wie man falsche Münzen und Documente entdecken kann. Und die Kochkunst gehört nicht nur, wenn man recht strenge, sondern nur rationel verfahren will, zur angewandten Chemie. Auch wäre es gewiß längst weit nützlicher gewesen, wenn sich die Chemisten mit Untersuchung der Ingerendorum beschäftigt hätten, als daß sie in neueren Zeiten die Egesta einer so scrupulösen Untersuchung unterworfen. Wie verschieden raisonniren die Aerzte ins Blaue hinein von der Nützlichkeit und Schädlichkeit der zusammengesetzten Speisen, daß deswegen, weil sie eigentlich nichts davon verstehen, und über die chemischen Verhältnisse der Mixtorum Compositorum nirgends belehrt wurden. Manches, was zunächst in die Lehre der Physik gehört, hat der Verf. nicht mit Unrecht auch in die verwandte Chemie gebracht, wie die Lehre von der Salubrität der Luft. Bey der Beschreibung der atmosphärischen Luft aber, wäre es gut gewesen, gleich das so wichtige quantitative Verhältniß ihrer Bestandtheile anzugeben. Bey den Gasarten, die im menschlichen Körper vorkommen, und so mächtig auf ihn einwirken, vermißt man gerade die vorzüglichsten Entstehungsarten und Entstehungsquellen. Der Verf. sollte nie vergessen, daß sein Buch zweyerley Leser hat, wovon die eine Hälfte, als Aerzte, schon mehr oder weniger Chemie versteht, die andere Hälfte, als Nichtärzte, wenig oder nichts davon weiß. Für diese muß daher manches gesagt werden, was man bey den ersten schon voraussetzen kann, was aber auch für manche unter ihnen gewiß nicht überflüssig seyn würde. Eben so wäre es nützlich gewesen, bey den Gusstarten gleich gerade auf diejenigen Gegenstände im gemeinen Leben hinzuweisen,

wo solche Gasarten am gewöhnlichsten vorkommen, benutzt und schädlich werden können, wie bey dem Wasserstoffgas auf die Zündmaschinen, Luftballone &c. — Von dem Sauerstoffgas sagt der Verf. S. 35: "Thiere, welche man in dasselbe bringt, leben darin eine längere Zeit, als in einer gleichen Quantität von atmosphärischer Luft." — Wie ist dies möglich, wenn das wahr ist, was der Verf. darauf anführt: "Er habe einmahl einen einzigen Athemzug von sorgfältig gereinigtem Sauerstoffgas gethan, und darauf ein so heftiges Brennen in der Brust, Wallung, Angst, Unruhe, und eine Empfindung, als wollte ihm die Brust zerspringen, auch harten und frequenten Puls mehrere Tage hindurch bekommen, so daß ihn diese höchst peinliche Empfindung von ferneren Versuchen dieser Art abgeschreckt haben." — Dieses letztere aber ist in polizeylicher Hinsicht, als Gegenbeweis gegen die erstere Behauptung deswegen wichtig, weil man sogar aus dieser irrigen Meinung vor mehreren Jahren einen vornehmen Kranken in ein Zimmer mit Sauerstoffgas einschloß, und wahrscheinlich sein Ende dadurch eher beschleunigte als aufhielt. Von dem Kohlenstoffgas heißt es: "Es entwickelt sich in Menge aus stehendem Quellwasser, besonders von Gesundbrunnen, in Gruben, Kellern &c. Als ob es sich aus allen Quellwassern in Menge entwickelte. Die gährenden Flüssigkeiten hingegen, die in polizeylicher Hinsicht weit mehr Berücksichtigung verdienen, sind dabey ganz übergangen. Von diesem Gas heißt es ferner: "es unterhält das Athmen und das Brennen der Flamme durchaus nicht." Statt: es unterdrückt plötzlich das Athmen und das Brennen einer Flamme. Denn was nicht unterhält, das zernichtet doch nicht gerade auf der Stelle." Dies ist aber bey diesem Gas der Fall. — Wenn Stick

stoffgas S. 38 ist die Quantität desselben in der atmosphärischen Luft nicht angegeben; da sie doch zuvor beim Sauerstoffgas S. 35 angegeben und gesagt wurde, daß es mit Sauerstoff die atmosphärische Luft zusammensetzt. — Da bey den Gasarten und Kalien angezeigt ist, aus welchen Körpern wir solche erhalten, so wäre es bey den Säuren eben so nützlich gewesen, solcher zu erwähnen, besonders bey solchen Säuren, die in sehr verschiedenen und in polizeylicher Hinsicht so merkwürdigen Körpern vorkommen, wie die Essigsäure. Vergebens wird sich z. B. der Unkundige in dem Buche umsehen, wohin die Säure des Rohrzuckers, des Rübenzuckers u. s. w. gehöre. Auch muß dieser irre werden; wenn er liest, daß acht verschiedene Säuren einerley Bestandtheile haben. Die in gerichtlicher Hinsicht so merkwürdige Blausäure, auf welche der Verf. in der Folge bey den Giften ein so großes Gewicht legt, ist nur dem Nahmen nach erwähnt. Für Hydrothionsäure schlägt der Verf. den allerdings verständlichen, und daher besseren, Nahmen Schwefelwasserstoffsäure vor. Alle fremde Wörter aber lassen sich ohne an ihrer Bedeutung wesentlich zu verlieren, nicht ins Deutsche übersetzen. So ist z. B. S. 591 "Erbfolgepulver" statt Poudre de Succession ein unschickliches affectirtes Wort. Solche charakteristische Benennungen müssen nie übersetzt werden, denn mit der Uebersetzung verliert sich der so wichtige miteingeschlossene Begriff des Entstehungsorts, des Erfinders u. dergl. Wenn von dem Silber gesagt wird, daß seine Oxide mit Säuren zu Salzen verbunden die Oberhaut schwärzen, so hätte mit gleichem Recht von der Goldauflösung gesagt werden, daß sie die weiße Haut und Knochen purpurroth färbt. Von der Silberauflösung aber hätte besonders des Schwarzfärbens der

weißen Haare erwähnt werden sollen, da diese Eigenschaft von Koffhändlern so vielfältig zu Betrug mißbraucht wird. Sehr unbestimmt ist von den Quecksilberoxyden gesagt, daß sie sämmtlich einigende Wirkung haben, da etliche recht stark corrodirend und dadurch gerade in gerichtlichen Fällen so wichtig sind. Eben so wird vom Kupfer geschrieben, daß dessen Salze nur oft ätzend seyen, und der Arsenik gar nicht. Vom Eisen wird gesagt: es sey magnetisch sowohl attractorisch als retrattorisch; stark anziehend und abstoßend. Von den nächsten Bestandtheilen der Pflanzen sagt der Verf. S. 66: „Diese interessieren uns wenig, außer dem in einigen Pflanzen befindlichen Gerbestoff.“ Wie, sollte der Zuckerstoff, die Soda, das Kleefalz, die Blausäure u. nicht interessieren? — In Absicht der Contention in dem Magen eines wahrscheinlich in Gift verstorbenen Menschen hält sich der Verf. lange dabey und dagegen auf, daß die Untersuchung der vermutheten Gifte gewöhnlich ohne Gegenwart der Gerichtspersonen vorgenommen werde, da es doch der wichtigste Theil der Untersuchung eines solchen Leichnams sey. Die gewöhnlichste Probe der Arsenikvergiftung mit dem Verflüchtigen desselben auf Kohlen, und darüber gehaltenem Kupfer wird jedoch gleich vorgenommen; wie es aber möglich zu machen, daß bey dem ganzen chemischen Untersuchungsproceß, der Tagelang dauern kann, von Anfang bis zu Ende Gerichtspersonen zugegen und dabey anhaltend aufmerksam blieben, hätten wir wohl von dem Verf. angegeben wissen mögen. — Von der polizeylichen Chemie sagt der Verf., daß solches die angewandte Chemie sey, wodurch man die, der bürgerlichen Gesellschaft schädlich werdenden, Mißbräuche entdecken, ihnen vorbeugen und abhelfen könne. — Allein die Polizei-

hat nicht bloß schädlich werdende Mißbräuche chemisch zu untersuchen, sondern (wie der Verf. in der Folge selbst erwähnt) auch z. B. neu entdeckte mineralische Wasser. Und wer anders als die Polizen muß so manche andere anerkannte nützliche Dinge, wie neue und geheime Medicamente, Fabricate, Surrogate, u. dergl. chemisch untersuchen lassen, ob sie wirklich von dem Grad der Güte und Echtheit sind, den ihre Erfinder und Verkäufer davon rühmen. Der Verf. erkennt ja selbst an, daß die Polizen auch den Grad der Güte des Biers in gewissen Fällen zu untersuchen habe, nicht bloß die Verfälschung und Verderbenheit desselben. Ueberhaupt hat der Verf., da er mit seinen Gedanken immer nur von den schädlichen und klagbar werdenden Gegenständen auszugehen schien, bey der chemischen Untersuchung allein auf diese Rücksicht genommen, da doch so vieles zu polizylichem Nutzen chemisch untersucht werden muß, was keiner Gegenstand einer Klage ausmacht. Der Physicus kann über Gegenstände Bericht erstatten müssen, die wenigstens eine vorläufige chemische Prüfung erfordern, welche durchaus kein Gegenstand der Klage sind, aber die Aufmerksamkeit der Polizen in hohem Grad erregen, z. B. über Torf, Steinkohlen, Porcellanerde, Mergel, und andere mineralische Gegenstände, die kürzlich in seinem Bezirk entdeckt worden seyn, und von dem und jenem benützt werden wollen. Wenn aber alle diese Gegenstände abgehandelt werden sollten, wie viel wäre da noch nachzutragen. — Wir wollen, um nicht zu weitläufig zu werden, nur noch einen der wichtigsten Gegenstände, die Abhandlung der Gifte durchgehen. Der Verf. ist mit keiner einzigen der bisherigen Definitionen von Gift zufrieden, und stellt daher eine eigene, und zwar folgende auf: S. 543. "Diejenigen Körper sind Gifte, welche im

Stande sind, nachdem sie mit dem gefunden, an ihren Einfluß nicht gewöhnten, menschlichen Körper in hinreichender, aber dennoch verhältnißmäßig unbeträchtlicher Menge in Wechselwirkung treten, denselben in eine tödtliche Krankheit bringen, ohne daß irgend eine andere mitwirkende Ursache diesen Erfolg befördert, und ohne daß eine Verletzung des Zusammenhangs der Theile dazu nothwendig ist." Wir müssen gestehen, daß uns diese 25ste Definition des Giftes weniger genügt, als manche von den vier und zwanzigen, welche der Verf. von andern Schriftstellern anführt. Einmahl ist sie schon dadurch ganz fehlerhaft, daß sie nur das enthalten soll, was dem Menschen Gift ist. Polizen und Gerichte haben ja auch nach dem zu fragen, was dem Thier Gift ist. Es müßte also nicht von dem menschlichen Körper, sondern überhaupt von dem animalischen Organismus in der Definition die Rede seyn.

2. Nach dieser Definition ist auch kaltes Wasser und Eis Gift. Der gesunde Soldat auf dem Marsch, das gesunde Mädchen auf dem Ball können schnell in tödtliche Krankheit verfallen, wenn Wasser oder Eis in hinreichender aber dennoch verhältnißmäßig unbeträchtlicher Menge mit ihrem Magen in Wechselwirkung tritt.

3. Bey allen Giften wird oft die tödtliche Wirkung ganz allein durch die mitwirkende Ursache befördert. Ein Gran Arsenik in viel ungesalzener Butter oder fettem Del verschluckt macht vielleicht kaum Uebelsenn und Erbrechen ohne dauernde, will geschweigen, tödtliche Krankheit; und derselbe Gran in Essig aufgelöst bewirkt den Tod.

Was 4. die Verletzung des Zusammenhangs der Theile betrifft, so ist damit gar nicht bestimmt, welche Theile des Körpers zu verstehen sind. Besteht man darunter das Blut, so wird ja durch mehrere Gifte der Zusammenhang seiner Theile gar

sehr verlegt, das Blut sehr bald dünnflüssig, und selbst nach dem Tode nicht gerinnbar. Ein wesentliches Bedingniß aber, ohne welches kein Körper Gift seyn, oder tödtliche Wirkung hervorbringen kann, nämlich die Eigenschaft oder Prädisposition des lebenden Körpers, auf den ein anderer als Gift wirken soll; hat der Verf. ganz außer Acht gelassen. — Die nicht athembaren, oder vielmehr plötzlich tödtenden Luftarten will der Verf. nicht, wie Emelin und Frank zu den Giften gerechnet wissen, ob sie gleich selbst nach des Verf. Definition die allerheftigsten sind. Der angeführte Grund, daß durch diese Ausdehnung die Ausmittelung einer vor-gefallenen Vergiftung und die Entscheidung, ob eine Vergiftung geschehen sey, erschwert, ja unmöglich gemacht würde, ist ganz unstatthaft. Wäre dieser Grund gültig, so wäre auch der Arsenik (der Verf. schreibt immer das Arsenik, was gegen allen Deutschen Sprachgebrauch ist) kein Gift. Denn wenn durch Schwefelwasserstoffgas der Arsenik im Cadaver ganz aufgelöst und verändert ist, wird der Beweis der Vergiftung auch gar sehr erschwert, ja unmöglich. Nach S. 524 soll es keinen einzigen giftigen Körper geben; von welchem wir behaupten dürften, daß er allein die Erscheinungen der innerlichen Vergiftungen hervorbrächte. Es gibt ja aber doch mehrere, welche der Verf. selbst zu den Giften zählt, wie Kreide, Gyps, Kalk, Kohlen, Glas &c. Gyps z. B. ist allerdings innerlich ein Gift, womit man auch Magen tödtet, aber sicher ist noch kein Gypsgießer, und kein Lebender, dessen Gesicht abgeformt wurde, dadurch vergiftet worden. Die Eintheilung der Gifte nach ihren Wirkungen S. 545 ist weder wichtig noch nützlich. Denn ein Gift wirkt, wegen der vom Verf. ganz übersehenen oben angeführten Bedingniß erstaunlich verschieden, selbst das Gift

aller Gifte, der Arsenik. Eine Portion Arsenik, wovon mehrere Menschen sterben würden, ist für ein Pferd ein Stomachicum, und erweckt seine Freßlust. Und bey dem einen am Arsenik verstorbenen Menschen findet man, ungeachtet der Arsenik in den Magen kam, den Magen kaum entzündet, bey dem andern brandig und durchfressen, und bey dem dritten, der durch äußerliche Anwendung des Arseniks starb, den Magen so entzündet und brandig, als wäre der Arsenik selbst in den Magen gekommen. — Wenn nach S. 548 Kohlenpulver und Erden zu den mechanischen Giften gehören, so müßte man die Rißschterne auch dazu rechnen. Das Glas hält der Verf. für das gefährlichste mechanische Gift. Doch sind Glasfresser nicht immer daran gestorben. Sicher ist das, was Strenzel als ein Poudre de succession in seiner Diss. de venenis sterilitatem inducentibus anführt, das allergefährlichste. Bey dem Golde sind nun auch die Goldoxyde des Oberwundarztes Chrestien zu Montpellier einer besondern Aufmerksamkeit werth, da ihr unvorsichtiger Gebrauch gewiß schädlich wirkt. Was die Aqua Tosana betrifft, so hätten unsers sel. Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen vorzüglich angeführt zu werden verdient, weil sie die besten Nachrichten darüber enthalten. Unter den thierischen Giften ist ein wichtiges innerliches, die Canthariden und ihre Tinctur, auch der Meloë majalis und proscarabaeus, ganz übergangen.

Schneeberg.

Zur Anzeige der öffentlichen Schulprüfung im Herbst des vorigen Jahres ließ der Rector des Lycei zu Annaberg im Erzgebirge Herr M. Johann Gottlieb Kreyßig *Observationes ad Longi Pastoralium lib. I. fragmentum in codice florentino repertum* auf 16 Seiten in Octav drucken. Sie

wurden unter dem Tumulte des Krieges, der auch das Erzgebirge mit Schrecken erfüllte, geschrieben, und beweisen wiederum den Fleiß und die Gelehrsamkeit des Verfassers. Bekanntlich entdeckte Herr Courier im Jahre 1809 zu Florenz ein Fragment das im Longus eine bekannte Lücke ausfüllte, und nachher allein, and dann in zwey Ausgaben des Werks, wozu es gehört, durch den Druck in Rom und Deutschland dem allgemeinen Gebrauche übergeben wurde. Der Dintenfleck, den Herr Courier gerade auf dieß Fragment im Manuscripte, wie er selbst gestand, aus Erourderie, fallen ließ, machte dasselbe noch bekannter. Der Verf. hat sich nicht ohne Glück an dem Bruchstücke versucht, das er im Beckischen Abdrucke vor sich hatte (Acta Seminar. reg. II, 1. S. 190 ff.), und woben er die critischen Vorschläge von Courier, Chardon, Eichstädt und Beck benutzte. Wir führen nur einiges zur Probe an. S. 191. Zeile 1 verbessert er gut *εἰ τρυφερώτερος εἶη* statt *τρυφερώτερον ἔη* und versteht *Δάφνις*. Zeile 7 zieht er Couriers Verbesserung *τὰς αἴγας* der Lesart des Misc. *τὰς ἀγέλας* vor, die sich doch vertheidigen läßt. S. 20 will er lieber *ἐκαλεῖ* statt *ἐλάλει*, vielleicht mit Recht lesen, da *καλεῖν τινα* als Synonym von *καλεῖν* ungewöhnlich ist. 192, 1 verbessert er *ἠχρηῶτο τὸ πρόσωπον*. 192, 5 liest er mit Chardon *τις δὲ ἡ νόσος, ἀγνοῶ*. und 193, 14 mit ebendenselben *Φεγγουμένη*, statt *Φλεγουμένη*. Wenn Nec. gleich gern zugibt, daß *Φέγγασθαι* und *Φλέγασθαι* von den Abschreibern oft verwechselt worden, und daß *Φέγγασθαι* von den Cicaden nicht selten vorkomme; so scheint ihm doch *Φλεγουμένην* eine leichtere Verbesserung zu seyn, in Beziehung auf das Mädchen, das vor der Mittagshize in der Grotte Kühlung sucht, und sich von der Cicade in den Schlaf singen läßt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 21. May 1814.

Paris.

Ben Pelicier: Essai critique sur la topographie de Syracuse au commencement du cinquième Siècle avant l'ère vulgaire, pour servir à l'intelligence de quelques auteurs anciens et faire suite aux éditions et traductions de Thucydide, avec un plan. Par A. Letronne. Mit dem Motto: Συγγνωμη πρωτοειπω. 1812. 119 S. in gr. Octav.

Schon mehrere Jahrhunderte vor Ehr. spielte Syracus in der Geschichte eine der bedeutendsten Rollen. Daher ist begreiflich, warum, nächst Athen und Rom, die Aufmerksamkeit der neuern Gelehrten vorzüglich auf Syracus gerichtet worden. Die großen Arbeiten von Fazelli, Mirabella, Bonanni, Elmer und d'Orville liegen vor Jedermann's Augen. Nach dem Verfasser soll in diesen Werken bloß die glänzendste Periode von Syracus, als es die Habucht des Werres rege machte, bearbeitet, und daher die Topographie desselben in einer früheren Zeitperiode nur obenhin behandelt worden seyn. Er nimmt daher Veranlassung, durch vorliegende Schrift eine wesentliche Lücke auszufüllen,

J (4)

und gibt den Plan derselben folgendermaßen an: *Determiner l'étendue de Syracuse lorsque les Athéniens en faisaient le siège; indiquer les monumens, dont l'existence à cette époque m'a semblé constatée par le témoignage de l'histoire; rendre sensible à l'oeil les principales opérations militaires des deux peuples — tel est le but, que je me suis proposé.* Wenn er nun noch hinzusetzt, daß seine Schrift die Analyse der Untersuchungen enthält, die der beygefügte Plan von Syracus nothwendig gemacht habe, und versichert, daß, zufolge der Wichtigkeit dieser Analyse, das National-Institut bewogen worden, dieselbe in einer außerordentlichen Sitzung von dem Hrn. *Barbié du Bocage* vorlesen zu lassen: so wird man schon zum voraus von dem besondern Werthe derselben überzeugt seyn. Zugleich wird der Leser in einer Note belehrt: daß die Hauptsache von dem beygefügten Plan dem Hrn. *de Laborde* angehöre, und daß der große Hafen, nach dem Plan des Neuern Syracus von *Bonanni* verkleinert vorgestellt sey. — In wiefern der beygefügte Plan seine Existenz dem Hrn. *de Laborde* verdankt, hat *Méc.* nicht ausfindig machen können. *Bonanni's* Plan von dem Neuern Syracus ist bekannt. Wir müssen daher die Beurtheilung dieser Schrift lediglich auf den, von dem Verf. angegebenen, Zweck derselben einschränken. Sie zerfällt in zwey Theile. Der Erstere hebt Kap. 1. mit einer geographischen Bestimmung der Lage von Syracus an. §. 1. Syracus zur Zeit des *Cicero*: enthält die bekannte Eintheilung der Stadt in fünf Quartiere: *Ortygia*, *Acradina*, *Tyche*, *Neapolis*, *Epipolá*. *Ortygia* und *Acradina* sollen die eigentliche Stadt ausgemacht haben, und *Tyche* und *Neapolis* lange Zeit nur als Vorstädte betrachtet worden seyn. *Epipolá* aber ward

wegen des steinigten und felsigen Bodens nie auf-
 gebauet, und daher von Cicero mit Stillschweigen
 übergangen. Letzteres mag seine Richtigkeit haben.
 Wenn aber der Verf. hinzusetzt: daß, ob es gleich
 von Dionys in die Mauern mit eingefangen worden,
 es dennoch zum öftern nicht als integrierender Theil
 der Stadt angesehen worden: so will er unstreitig
 damit sagen: daß Epiposä mit den viel übrigen
 Quartieren der Stadt von Dionys nicht deshalb
 verbunden worden sey, damit es bewohnt würde;
 sondern damit es den Feinden, wie kurz zuvor den
 Athenensern, nicht zu einem bequemen Belage-
 rungsplatze dienen möchte. Denn selbst nach der,
 vom Verf. angeführten, Stelle Diodor's machte
 es den sechsten Theil der ganzen Stadt, d. i., 30
 Stadien aus, da deren ganzer Umfang nach Strabo
 bekanntlich 180 Stadien betrug. S. II. Syracus
 zur Zeit des Thucydides. Als die Athenenser Sy-
 racus belagerten, hatte es bey weitem nicht einen
 solchen Umfang, wie zu Cicero's Zeiten. Thucy-
 dides begriff es unter der Eintheilung einer Innern
 und Außern Stadt. Kap. II. Innere Stadt oder
 Ornygia. In wiefern die Insel Ornygia die innere
 Stadt enthält, in sofern wird durch diese Bestim-
 mung ihrer Lage der Umfang derselben eben so ge-
 nau angegeben, als die der äußern Stadt, die
 Thucydides selbst auf die Küste von Sicilien setzt.
 Wie weit sich aber die äußere Stadt erstreckt, und
 was für Unterabtheilungen sie enthalten habe, sagt
 Thucydides nicht; weshalb man die verschiedenen
 Stellen zu Rathe ziehen mußte, die im 6ten und
 7ten Buche seiner Geschichte zerstreut vorkommen.
 Die große Bevölkerung auf Ornygia nöthigte die
 Colonisten, sich weiterhin auf der Küste von Sic-
 lien anzubauen; man vereinigte erstere mit der letz-
 tern durch einen Damm von Steinen, und nannte

Ortygia die innere Stadt, während die Ansiedelungen der Colonisten auf der Küste von Sicilien, weil sie außerhalb Ortygia lagen, unter dem Namen der äußern Stadt begriffen wurden. Mit großer Weitschweifigkeit hat dieß der Verf. in einer besondern Anmerkung (Note 1. S. 39 ff.) zu erweisen gesucht. In Ortygia befand sich, 500 Jahr v. Chr. ein Tempel der Diana und der Minerva. Den erstern setzt der Scholiast des Pindar an die Quelle Arcthusa (στῆ τῆ Ἀρκτουσῆ), woben der Verf. die sonderbare Anmerkung macht: Si στῆ τῆ Ἀρκτουσῆ ne signifiait pas tres simplement στῆ τῆ Ὀρτυγῆ par opposition aux autres parties de Syracuse. Den Tempel der Minerva hält der Verf. bey weitem von größerer Erheblichkeit, indem in den Seitenmauern der Cathedralkirche des jezigen Syracus noch sehr schöne Ueberbleibsel von demselben vorhanden wären. Schon der Styl der Architectur lasse vermuthen, daß dieser Tempel zur Zeit des Thucydides existirt habe; es sey aber nothwendig, die Epoche zu bestimmen. Zu diesem Behuf konnte der Verf. die von Wilkins (Antiquities of Magna Gr.) aus der Luft ergriffene Behauptung: daß dieser Tempel so alt als Syracus oder in das achte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zu setzen sey; entweder ganz mit Stillschweigen übergehen oder höchstens mit ein paar Worten berühren. Er will aber seinem vorhin gethanen Versprechen in Ansehung einer Critik der Denkmäler des Alterthums nachkommen, und wundert sich, wie Wilkins, mit dem Kennerauge eines vielgewanderten Artisten, nicht eingesehen habe, daß jene Behauptung nothwendiger Weise fast auf alle alte Tempel Siciliens angewandt werden müsse, weil sich dieselben in der Anlage und Eintheilung, vorzüglich im Character der Bauart alle sehr ähnlich wären, wie der Tem-

el der Minerva zu Syracus, der der Juno Lucina u Agrigent und der große Tempel zu Pästum. Denn jeder dieser drey Tempel sey ein Hexastylus peripteros, die Säulen hätten gleiche Verhältnisse und 18 Cannelüren, die Capitäle und Gebälke wären von derselben Form, so wie das Innere auf gleiche Weise angelegt sey. — Abgerechnet, daß Wilkins nur einzig von dem Tempel der Minerva die Gleichzeitigkeit mit der Erbauung von Syracus behauptet: so ist es dem Verf. nicht um die Widerlegung dieser Behauptung, sondern nur um die Durchsetzung der Hypothese zu thun, daß der Tempel der Minerva zu Syracus bereits zu Thucydides Zeiten vorhanden gewesen sey. Zu dieser Absicht ergreift er eine andere Hypothese, nämlich die Hypothese der Ableitung der Gleichzeitigkeit der architectonischen Denkmäler aus der Gleichartigkeit des Characters der Bauart derselben, und behauptet nach Diodor. Sic. XII. 25, daß, da die Agrigentiner 490 vor Chr. Tempel erbauet hätten, die denen von Aegesta und Selinus, und mithin auch dem Tempel der Minerva zu Syracus vollkommen ähnlich gewesen wären; so müßte auch letzterer schon um diese Zeit vorhanden gewesen seyn. Am Ende scheint ihm jedoch dieß Argument noch nicht stringent genug. Um der Muthmaßung Gewicht zu geben, sagt er, bedürfe es einer historischen Autorität, welche das 5te Jahrh. v. Chr. als die Epoche der Erbauung des Syracusanischen Mercurtempels angäbe. Und nun erfahren wir auf einmal, was noch kein Mensch gewußt hat: daß, nach einer wichtigen Stelle Diodor's, dieser Tempel unter der Herrschaft der Geomoren; d. i. 496 Jahr v. Chr. erbauet worden. Die Stelle befindet sich in H. Valefii Excerpt. Peireisc. p. 229. Paris 1634, und sagt: "daß, als Agathocles über

den Bau des Tempels der Minerva, zum Vorsteher gesetzt worden, derselbe die Schüsseln von den behauenen Steinen (die, nämlich für den Bau dieses Tempels bestimmt waren) für seine Rechnung ausgefucht, und sich derselben zum Bau eines prächtigen Hauses bedient habe. Hierüber sey die Gottheit (Minerva) erzürnt und Agathocles vermittelst eines Blitzstrahls, zusammen seinem Hause in Feuer aufgegangen. Die Geomoren hätten darauf sein Vermögen confiscirt, obgleich von den Erben dargethan worden, daß Agathocles von der, für den Bau bestimmten, Summe nichts veruntreuet habe.“

Wer war nun aber dieser Agathocles, der über den Bau des Tempels der Minerva gesetzt war. Daß er keine Privatperson gewesen seyn könne, wird man leicht zugestehen, wenn man sein Verhältniß, als Vorsteher des Baues des Minerventempels, im Verhältniß zu den ersten Römischen Kaisern, als Pontifices Maximi, ein wenig in Erwägung zieht. Mit einem Wort: Agathocles, der dem Bau des Tempels der Minerva vorstand, war — der Tyrann von Sicilien. Nicht also unter der Herrschaft der Geomoren war der Tempel der Minerva errichtet, sondern unter der Herrschaft des Tyrannen von Sicilien Agathocles, welches einen Unterschied von beynabe 300 Jahren ausmacht. Warum M. Livius diesen Umstand wohl verschwiegen haben mag. Auch die Livianer kommen in dieser Stelle vor, aber nicht als die Syracusanischen Aristocraten von Anno 506 v. Chr., sondern als diejenigen, die Melo, nach ihrer ersten Vertreibung, wiederum nach Syracus zurückkehrte, und die nach der Zeit immer zu großem Ansehen blieben. Vergl. die Anmerkung des Valesius zu d. a. St. Auch nach eines Tempels der Juno wird erwähnt, dessen Existenz aber unbekannt ist. Daß übrigens Ortygia von

den frühesten Zeiten an, mit einer Mauer umgeben gewesen, und nachmahls von Dionys noch mehr befestiget worden, ist hinlänglich bekannt. Kap. III. begreift die Städte Acradina, Tyche, Neapolis und Epipolá S. 24. 52. Acradina ward, aller Wahrscheinlichkeit nach, später erbauet, als Ortigia. Die Zeitbestimmung aber kann, selbst nach den hergebrachten Gründen des Verf., historisch nicht genau angegeben werden. Er nimmt willkürlich die runde Summe von 40 oder 50 Jahren nach Gründung von Syracus an. Zu Thucydides Zeiten war Acradina durch Mauern, noch mehr aber durch jähe Felsen befestigt, deren Fuß vom Meere bespült wurde; weshalb auch Plutarch sie für den, am meisten befestigten, Theil von Syracus ausgibt. Daß in Acradina öffentliche Gebäude vorhanden gewesen, ließ sich denken. Cicero's Forum maximum und die Ν. αὐτοῖς der Historiker von Thucydides bis zu Diodor machen die vorzüglichsten Bemerkungen des Verf. aus. Νεωπολις und Νεωπία sind sorgfältig von einander zu unterscheiden, indem erstere bedeckte Galerien an den Seiten der Häfen bezeichnen, wo Kayleute und Schiffer ihre Niederlagen hatten, unter letztern aber ein eigentliches Seearsenal verstanden wird, da die νεωπολις gebaueten Kriegsschiffe, und alles zur Ausrüstung derselben nöthige Geräth befindlich ist. guter bekannte Sachen, die der Verf. mit einer, um eigenthümlichen, Ostentation von Belesenheit anzuthun sich bemüht! — Tyche und Neapolis, die Vorstädte, erstreckten sich zu Cicero's Zeiten in Westen weit über das so genannte Staatsgefängnis (ἀστυμαχίαι) hinaus, hatten aber nicht, immer eine so große Ausdehnung gehabt; da hingegen Epipolá in früherer Zeit sich mehr Acradina näherte, und den ganzen Strich Landes einnahm, der

bis dahin durch Tyche und Neapolis erledigt geblieben war. Sie konnten also nur auf Kosten von Epipolä einen Zuwachs erhalten. Die Art und Weise, wie der Verf. dieß zu erweisen sucht, ist höchst sinnreich. Auf der Karte sieht man nämlich nicht weit vom Anapus einen steilen Felsen ($\alpha\gamma\mu\upsilon\sigma$), den Thucydides zur Gränze von Epipolä festsetzt, und woraus erhellet, daß die beiden Quartiere Tyche und Neapolis über diesen Punkt hinaus sich nicht erstreckten. Einer besondern Schwierigkeit ist diese Hypothese freylich noch unterworfen, weil der Text des Thucydides $\Delta\omega\kappa\upsilon\upsilon$ statt $\Delta\omega\kappa\upsilon\upsilon$ darbietet, wo aber der Dorische Dialect ausbelfen kann. Neapolis war zur Zeit des Thucydides, als ein eigenes Quartier von Syracus, unter diesem Nahmen noch nicht bekannt. Da Cicero in Neapolis einer Statue des Apoll erwähnt, der den Vennahmen Temenites führte, und Thucydides berichtet, daß die Syracusaner bey Eröffnung ihrer Stadtmauer nach Epipolä zu, auch den Temenites in dieselbe mit aufgenommen hätten: so ist wahrscheinlich, daß die Gegend, die durch den Namen des Apollo Temenites bey Thucydides bezeichnet wird, in der Folge der Zeit den Nahmen Neapolis geführt habe. Alle übrige Ausschmückungen sind aus Cluver und d'Orville genommen, die, zumahl in ihrer verstümmelten Gestalt, hier nicht berücksichtigt werden können. Epipolä lag auf einer hohen Anhöhe gerade über der Stadt, und ward nach Thucydides also genannt ($\theta\iota\alpha \tau\epsilon \epsilon\pi\iota\pi\omicron\lambda\eta\varsigma \tau\omicron\upsilon \alpha\lambda\lambda\omicron\upsilon \chi\omega\mu\iota\omicron\upsilon \epsilon\pi\upsilon\lambda\iota$). Der Hauptpunkt von Epipolä bestand aus mehreren Hügeln, von denen die alten Schriftsteller nur Labdium und Eurpelum namentlich anführten. Labdium lag auf der steilsten Höhe von Epipolä, gegen Megara zu, wo die Athenenser ein Fort auf

föhreten. Euryelium machte im Westen den höchsten Punct aus nach Thucydides und andern. Von andern Einwendungen dagegen kann man also gänzlich mit Stillschweigen übergehen. Bedeutender ist die Bemerkung, daß zu Cleers Zeiten die Vorstädte Syracus und Neapolis sich bis zu den Laotomien erstreckten, da hingegen zur Zeit des Thucydides Epipolä sich weiter unterwärts ausdehnte. Daher erklärt sich, warum Thucydides die doppelte Mauer, durch welche die Athentenser die Syracusaner einschloffen, von Epipolä und dem gedachten *ἄρξινος* bis zu dem großen Hafen ausdehnt. Th. II. Kap. II hat die Umgebenden (Environ) von Syracus zum Gegenstande. S. 53 u. 64. Was der Verf. von Anapus, der Quelle Chäffe und dem Olympieum sagt, verdient nicht besonders ausgezeichnet zu werden. Auf dem Olympieum, das seinen Namen von einem, daselbst befindlichen Tempel des Jupiter Olympius hatte, befand sich auch, nach Thucydides und Diodor, ein kleines Städtchen mit Namen Polichna. Man wirft Diodor mit Unrecht vor, sagt der Verf., daß er Polichna (*Πολίχνη*) für ein römisches *praedium* gehalten, da es doch nur ein kleines Städtchen bedeute! Aber wer macht denn Diodor diesen Vorwurf? Clavier, auf den der Verf. anzuspähen scheint, sagt, der Sache vollkommen angemessen, ohne im mindesten etwas einem Vorwurfe ähnliches beizumischen: *atque hoc vocabulo πολίχνη, quod oppidulum significat, veluti proprio plerumque vocatum fuisse locum nomine, ex Diodori aspiciet Historia.* Hr. Letronne sagt diesen Vorwurf Diodor nur deshalb im Namen anderer machen, um in eigener Person mit der glänzenden Observation hervorzuheben, daß im Text des Thucydides nicht *Πολίχνη*, sondern *Πολίχνη* geschrieben werden muß. — Den Tempel

pel, des Jupiter-Tempel, der Verf. außerhalb der Festungswerke um Polichna, nach Diodor. Nach Diodor? Hr. Petronne kann Diodor unmöglich nachgesehen haben, wenn er ihn dieß sagen läßt. Bey Diodor steht gerade das Gegentheil; denn τῆν κατὰ Λουκίανην ἑκατόχην τειχεύσαντες, τὸ τε τοῦ Διὸς ἱερὸν περιβόλοντα; heißt: sie schlossen zugleich in die Mauer um Polichna den Tempel des Jupiter mit ein. Allerdings hätte sich Nicias des Olympiums sogleich bemächtigen sollen; daß er es aber aus bloßer Bigotterie unterlassen habe, ist nicht wahrheitlich. Was der Verf. von dem Sumpfe *Assimelia* sagt, ist bekant, und die Existenz eines andern, *Syraco*, der mit dem erstern durchaus identifice werden soll, noch zweifelhaft. Die Heronische Straße erstreckte sich von der Stadt *Heracorum* aus bis nach *Syracus* (Plan. nr. 10.) Da wo der *Anapus* sich mit der Quelle *Ehane* vereinigt, ist er mit *Wiesenmachs* umgeben, wo *Nicias* zweiffel in einer vortheilhaften Position sein Lager aufschlug. Von einiger Erheblichkeit sind die Bemerkungen, die der Verf. über *Leon*, in Ansehung seiner Entfernung von *Epipolá*, macht. *Thucydides* gibt diese Entfernung zu 6 bis 7 Stadien an. Der geographischen Lage nach, muß diese Entfernung wenigstens 40 Stadien betragen, wo mit die Angabe des *Livius* übereinstimmt. Kap. II. Hafen von *Syracus*. S. 64, 77. Ihre Namen sind der *Trogilische Hafen* (*Portus Troglitorum*), der *kleine Hafen* (nach *Diodor* auch *Laccius* genannt) und der *große Hafen*. Die beiden erstern kommen hier weniger in Betracht. Dem letztern gibt *Strabo* einen Umfang von 80 Stadien, d. i. einen Umfang von 10000 Schritten, da derselbe, nach den neuern Untersuchungen, nur etwas über 5000 betrug. Das Werk, der in Aufstellung neuer

Aufschlüsse eine große Gewandtheit hat, weiß gleich Rath zu schaffen. Sollten nicht, sagt er, die unwissenden Abschreiber an diesem großen Mißverhältniß Schuld seyn, die π statt α , d. i., 80 Setzen statt 40 setzen? Außerdem aber ist der große Hafen noch besonders merkwürdig, weil er als der Schauplatz anzusehen ist, auf welchem die hauptsächlichsten Begebenheiten der Belagerung von Syracus vorgingen. Bey Gelegenheit der Erzählung derselben macht der Verf. noch einige besondere Bemerkungen. In der vorletzten Seeschlacht nämlich ward, nach Thucydides, Eurymedon, der den rechten Flügel anführte, von den Syracusanern in dem innersten Orte des Hafens (*σὺ τῷ κοίλῳ καὶ μυχῷ τοῦ λιμένος*) eingeschlossen und gänzlich aufgerieben. Diodor, der dasselbige Factum zu erzählen scheint, läßt diese Begebenheit in dem Meerbusen Dascon geschehen, dessen sich die Syracusaner bemächtigt hätten. Der Geschichte nach waren aber die Athenienser immer Meister von Dascon; mithin muß sich Diodor geirrt haben. Daß *ἄγλη* (une jetée) nicht bloß einen Hafendamm, sondern auch die ins Meer vortretenden Arme bey Häfen bedeuten, ist nicht unbekannt. Kap. 11). Mauern der Belagerer und Belagerten, S. 77-92. Der Verf. ist der Meinung, daß bloß die wenige Rücksicht, die auf die Topographie von Syracus genommen worden, hauptsächlich Ursache sey, warum dieser Gegenstand noch so sehr im Dunkel liegt. §. 1. Werke der Athenienser. Die vorgebliche Beurtheilung der militärischen Operationen des Micias können wir dahin gestellt seyn lassen, weil sie nur die eigenen Worte des Thucydides ohne weitere Erläuterung enthält. Die neue Bemerkung über die Doppelmauer (*διπλοῦν τείχος*), durch welche die Athenienser Syracus einzuschließen such-

ten, hat der Verf. aus Thuchydes Beschreibung der Belagerung von Platäa mit Hülfe des Ritters Folard entlehnt. Daß bey der Ringmauer, welche die Athenienser durch die Ebene und den Morast (*δια τοῦ ὀμαλοῦ καὶ τοῦ ἐλοῦς*) bis an den großen Hafen zogen, *δια* in Verbindung mit *τοῦ ὀμαλοῦ* *περὶ*, und in Verbindung mit *τοῦ ἐλοῦς* praeter *βέβαιον*, kann man Abresch nicht zugestehen. Aber falsch ist, daß Beck diese Meinung zur seinigen gemacht habe; sowohl in der Uebersetzung, als in den Anmerkungen erklärt er sich ausdrücklich da- wider. Was der Verf. in den Redensarten: *ἀντιπροσώπων ἀβδῆς*, und *ἐπιχειροῦσι ἀβδῆς τῷ σταυρωματι*; über *ἀβδῆς* bemerkt, enthält keinen neuen Anschluß über die Bedeutung von *ἀβδῆς* — wie der Verf. in seiner großen Unbefangenheit zu glauben scheint —, sondern ist nur der Uebersetzung des Hrn. Levesque entgegengesetzt, der es in der That beide Mähl falsch übersetzt. Alle andere Uebersetzer, und namentlich die Deutschen, haben *ἀβδῆς* immer richtig übersetzt. J. H. Mauern der Syracusaner S. 88. 92. Unter diesen Gegenwerthen geschieht einer einfachen Mauer (*ταίχος ἀπλοῦν*) Erwähnung, die gegen die Umschanzungslinien der Athenienser quäer (*συναρσιως*) gezogen worden. Man hat zwar keine deutliche Vorstellung von dem Ganzen; es ist aber doch so viel außer Streit, daß der Verf. Meinung, als ob *ταίχος συναρσιων* eine Mauer bedeute, die senkrecht (*perpendiculaire-ment*) gegen die Doppelmauer der Athenienser gerichtet worden, durchaus anstatthaft sey. Denn eben die Stelle des Thuchydes (II. 76.), worauf er sich bezieht, spricht nur von Querbalken. Den Schluß macht der Verf. mit einer unvollständigen Aufzählung der, bey Thuchydes vorkommenden Mauer in Beziehung auf die verschiedenen Angriffs-

und Vertheidigungs-Anstalten der beiden kriegsführenden Völker, nebst einer unterthänigen Verbeugung an die Leser, damit sie — das vorgeleszte Motto wohl beherzigen möchten. In der That hat der Verf. den Erwartungen, die seine imponirende Ankündigung hoffen ließ, nirgends Genüge geleistet. Für die Topographie von Syracus ist durch seinen antiquarischen Versuch wenig gewonnen. Wären ihm Bartels Briefe über Calabrien und Sicilien bekannt gewesen, der an Ort und Stelle untersuchte, so würde sein Versuch vielleicht eine andere Gestalt bekommen haben. Von seiner Critik in Ansehung der Denkmäler des Alterthums sind im Verfolg dieser Anzeige Proben gegeben. Tadelnswerth ist außerdem noch, daß bey einer Schrift, wo, der Natur der Sache nach, den Lesern unmöglich gleich alles gegenwärtig seyn kann, die Citate oftmahls unrichtig angegeben sind.

Leipzig.

Hey Gerh. Fleischer d. j.: Euripidis Tragoediae. Ad optimorum librorum fidem recensuit et brevibus notis instruxit *Augustus Seidler*. Vol. II. Electra. 1813. XIV u. 170 S. in Octav.

Den ersten Theil dieser neuen Ausgabe der Tragödien des Euripides, der die Troades enthält, haben wir im vorigen Jahre angezeigt, und wir freuen uns, daß die Fortsetzung so bald gefolgt ist. Die Electra, so ähnlich dem Shakspearschen Hamlet ihrem Inhalte nach, gehört zwar nicht zu Euripides vorzüglichsten Stücken, ist aber doch sehr lesenswerth, und hat die Hülfe der Critik um so nöthiger, da die Handschriften uns oft verlassen, und selten von einander wesentlich abweichen. Jos. Pierfon nennt dieß Stück daher in seiner Verisimilien in critischer Hinsicht *nidulum corruptela-*

ram, welches er oft mit Glück zu reinigen versucht hat. Außer seinen und anderer Critiker Verbesserungsvorschlägen benutzte der Verf. die von Musgrave mitarbeiteten Vergleichen, dreier Parisischer Manuscripte, und die von Pet. Victorius seinem Exemplare beygeschriebenen Vermuthungen und aus Miscr. gezogenen Varianten, welche Hr. Prof. Zhiersch in München, wo dasselbe auf der königl. Bibliothek ist, für ihn abgeschrieben hatte. Bey dieser Gelegenheit gewinnen wir die Notiz einer editio princeps dieses Stückes, die Victorius im J. 1545. 8. graece mit dem bekannten Briefe an den Cardinal Nicol. Ardinghallo und einem Griechisch geschriebenen Inhalte zu Rom besorgt hat. Die Florentinische Ausgabe ist vom J. 1546, nicht vom J. 1545, wie Fabricius Bibl. Gr. Vol. 1. p. 646 (ll. p. 245 Harles.) und Musgrave sagen. Endlich hat der Verf. die sehr alten Ausgaben von Brubach, Herwagen 1551, von Casp. Stiblianus und Wilh. Cantor und Schäfer verglichen, welcher letztere, wie der Verf. anführt, die ersten 4 Stücke nach Porson, die übrigen aus dem Glasgowischen nicht überall richtigen Nachdrucke der Musgraveschen Ausgabe, der im J. 1797. 8. erschien, doch nicht ohne eigene critische Nachhülfe, hat abdrucken lassen. Wer, mit der gehörigen Kenntniß der Gräcität versehen, dieß Stück in die Hand nimmt, der wird es, so wie es hier geliefert ist, fast ohne Anstoß und mit Vergnügen lesen. Viele Stellen, die vorhin fast unverständlich waren, sind nun lesbar geworden, und die Chöre, die so viele Schwierigkeiten darbieten, haben durch die gute Kenntniß der Metrik, welche der Verf. sich befähigt erworben hat, sehr viel gewonnen. In der Regel ist des Verf. Critik und Interpretation gründlich, und angefochtene Stellen

werden gut gefettet: obgleich noch hier und da Stellen vorkommen, in denen man eine herzlichere Euse sich vielleicht verkennen dürfte, wie Vers 22, 23, wo der Verf. Schäfern und Porson folgt, obgleich *Αἰσῆλων*, das hier in *ἄποδῆλων* geändert ist, sich vertheidigen läßt, indem der 380. Vers eine angemessene Deutung erhalten kann, und der Anapäst entweder mit Müllerave zu balden oder nach Pietschons Vorschlage leicht wegzulassen ist. Im 448. (448.) scheint uns *νοῦποι νᾶρσῶ* statt *νοῦποι νᾶρσῶ* zu lesen zu seyn, die Jungfrau wändeln das hin, Wo — Freylich ist eine Abweichung von Il. 6, 82 ff. nicht zu verkennen, die aber in den tragischen Stücken nicht ungewöhnlich ist. Im 937. (942.) Verse ist dem Verf. *αἰπει νᾶρσῶ* anstößig, nach Tyrwhitts Vorgange. Euripides braucht *αἰπει* freylich nicht für *αἰπεινῶν*, und da der Tugend-sinn dem Bösen widersteht, nicht dasselbe vertilgt, so ist des Verf. Vermuthung *αἰπεινῶν* sehr befallswürdig. Wir wünschen, daß der Verf. fortfahren möge, sich zunächst um den Euripides so verdient zu machen, wie er in diesen beiden Bändchen rühmlich angefangen hat, und die Ehrfurcht, oft so herrlichen Stücke, durch Angabe des Inhalts und Vorgehanges und übrige Ergese, mehr aufzuheben als bisher geschehen ist.

Stendal.

Bei Franzen und Große: Fragmente aus dem Tagebuche eines Arztes auf dem Oberharze, von Dr. Joh. Heinr. Wilhelm Klinge, Bergmedicus im St. Andreasberger Bergamts-Bezirk, 1814. 166 Seiten in Octav.

Der Verfasser hat sich der Leitung eines Hurham und Lentin überlassen, und wer sich solchen Führern

anvertraut, geht nicht leicht fehl. Dieses bestätigt auch vorliegende Arbeit. Sie enthält nicht allein gute medicinisch-topographische Bemerkungen über die Gegend und den Ort, wo der Wirkungskreis des Verf. befindlich ist, sondern auch genaue und brauchbare Beobachtungen. Rec. will Einiges ausheben, um zu zeigen, daß dieses Werk empfehlungsmüdig sey. In der ersten Abtheilung kommen physisch-medicinische Bemerkungen über den Ort und die Gegend vor. Die Temperatur ist so veränderlich, daß deshalb auch im Sommer die Zimmer geheizt bleiben; und dieses ist der Grund der permanenten catarrhalisch-rheumatischen Constitution unter verschiedenen Krankheitsformen. Epidemische und ansteckende Krankheiten gehen hingegen schnell vorüber. Der Croup ist seit zehn Jahren ein häufiges Uebel, und tödtet viele Kinder auch bey der frühesten Behandlung. Dem Quecksilber ertheilt der Verf. in dieser Krankheit ein vorzügliches Lob, besonders wenn es auf den Stuhl wirkt. Scrophulöser und rachitischer Zustand zeigt sich wenig. Sehr häufig hingegen sind Wasserlucht, Flechten, Krätze, der Bandwurm und die Hämorrhoiden, welche aus der fehlerhaften Lebensart der Bergleute entspringen. Sehr reich sind die Bemerkungen über die Ursachen zu Krankheiten, welche aus dem Bergbaue selbst hervorgehen. — In der zweyten Abtheilung gibt der Verf. die Uebersicht der Zeit- und Volkskrankheiten von 1801—1810, mit mehreren merkwürdigen Krankengeschichten, besonders über Scharlach-Fieber, den Croup, die Petechianose und den Reickhusten, durchweht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 23. May 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 2. April zeigte der Hr. Prof. Hausmann eine auserlesene Sammlung von Strahl- und Leberkiesen, größten Theils aus benachbarten Gegenden, vor, welche ihm Veranlassung zu einer mineralogischen Arbeit gegeben hatte, deren Resultate in einer der königl. Societät übergebenen Abhandlung mit dem Titel: *Observationes de pyrite gilvo (hepatico et radiato auctor.)* enthalten sind.

Der berühmte Haüy ist seit einiger Zeit der Meinung (— wie aus einer Abhandlung seines Schülers, Laurent Pierre Dejustieu im *Journal des mines* 1811. S. 241, und aus dem zweyten Theile des *Tableau méthodique des espèces minérales* von Lucas, S. 394 bekannt ist —), daß der Stralkies eine von dem Schwefelkiese verschiedene Mineral-Species sey, welche sich vom letzteren durch eine rhomboidal-prismatische Kernkrystallisation mit Seitenkantenwinkeln von $106^{\circ} 36'$ und $73^{\circ} 64'$ und durch eine stahlgraue, in das Speisegelbe sich ziehende Farbe auf dem frischen Bruche, unterscheidet. Früher

K (4)

als dieses in Deutschland genau bekannt wurde, zeigte bereits der um die Krystallogie sehr verdiente Herr Prof. Bernhardi (Schweigger's Journ. III. 56.), daß die Krystallisationen des Strahlkieses eben so gut wie die des Schwefelkieses von dem Würfel abzuleiten seien, und daß zwischen diesen Fossilien keine spezifische Differenz statt finden könne. Der Prof. Hausmann, dem sich die Gelegenheit dargeboten hatte, eine große Anzahl zum Theil noch unbekannter Krystallisationen des Strahlkieses, zumahl aus den Thonlagern von Groß Almerode in Niederhessen und vom Harze zusammen zu bringen, nahm die Untersuchung von Neuem auf, wodurch er zu demselben Resultate gelangte.

In obiger Abhandlung wird zuerst eine gedrängte Uebersicht der Geschichte der Kenntnisse von den eigentlich so genannten Kiesen mitgetheilt. Den Alten waren manche davon bekannt, und schon unterschieden sie dieselben nach den Farben und nach der Härte — Kennzeichen die noch jetzt für die Unterscheidung Einiger wichtig sind. Die Kenntniß der Kiese blieb aber doch bis auf Joh. Fr. Henckel höchst unvollkommen. Dieser für seine Zeit treffliche Mineralog und Metallurg widmete ihnen bekanntlich eine eigene Schrift, aus welcher noch jetzt gar manches Brauchbare zu schöpfen ist. Man muß sich darüber wundern, daß Henckel in gewisser Hinsicht eine richtigere Ansicht von der Natur der Kiese gehabt hat, als die mehrsten späteren Mineralogen; denn der Natur völlig gemäß, betrachtete jener alte Pyritolog Schwefel-, Kupfer- und Arsenikkies als zusammen gehörige Körper, die dagegen, so wie die übrigen von ihm nicht berücksichtigten Kiese, von späteren Systematikern, nach Cronstedt's Vorgänge, in eben so viele Ordnungen verwiesen worden sind, als verschiedene Metalle in vorwaltender Menge

in ihnen mit Schwefel verbunden vorkommen. Wie der Prof. Hausmann den Begriff der Kiese bestimmt, wie er die verschiedenen Substanzen derselben unterscheidet und diese wieder in Formationen und Varietäten abtheilt, ist aus seinem Handbuche der Mineralogie bekannt. Die in den mannigfaltigsten Modificationen sich darstellende Substanz des Eisenkieses oder des Schwefeleisens, mit dem Maximum des Schwefels, zerfällt in viele Formationen, unter welchen Schwefelkies und Wasserkies die beiden erstern sind. Die Formation des Wasserkieses (— welcher Name schon bey älteren Schriftstellern vorkömmt und über dessen Herleitung in der Abhandlung Einiges beygebracht ist —) begreift den so genannten Leberkies, den Strahlkies, den Haarkies und eine neue, am Harz entdeckte, unter dem Namen mulmiger Wasserkies aufgeführte Abänderung. Aus dem abweichenden äußeren Verhalten dieser Varietäten und dem Eigenthümlichen ihrer Verwitterung, schloß der Prof. Hausmann auf eine — wenn gleich vielleicht nur sehr unbedeutende — Verschiedenheit der Bestandtheile des Schwefels und Wasserkieses; welche Vermuthung aber noch die Bestätigung der Chemie bedarf. Nach den allgemeinen Bemerkungen über die äußeren Unterschiede dieser Kiese und ihrer Verschiedenheit in Ansehung der Verwitterung, geht der Verf. zur näheren Betrachtung des Leber- und Strahlkieses über. Es war nicht seine Absicht, möglichst erschöpfende Beschreibungen dieser Varietäten zu liefern, sondern nur einige Beyträge zur genaueren Kunde derselben, ganz besonders ihrer Krystallisationen zu geben und zugleich Beobachtungen über die Art ihres Vorkommens und ihre merkwürdige, bisher noch wenig beachtete Versezung mitzutheilen.

Zuerst von dem so genannten Leberkies. Seine in das Stahlgraue mehr oder weniger sich ziehende Farbe auf dem frischen Bruche lassen ihn leicht vom Schwefelkies, so wie sein dichtes Gefüge, von dem Strahlkies unterscheiden. Er steht zwischen beiden in der Mitte und scheint in beide sich zu verlaufen. Die Hinneigung zum Strahlkies ist nicht zu verkennen u. a. in manchen würflichten Krystallen, welche auf dem Bruche eine Anlage des Blätterdurchganges nach den Diagonalen zeigen, der für den Strahlkies besonders charakteristisch ist. Die Krystallisationen welche am häufigsten vorkommen, sind der Würfel, beynahе stets mit der merkwürdigen widerständigen Reifung der Flächen, das Pentagonaldoecaeder und die Uebergangskrystallisation, welche beide verknüpft. Seltener Krystallisationen, welche weiter erörtert werden, sind: das Quadrangulär-Octaeder mit Grundkanten von $100^{\circ} 24' 7''$, und das Rectangulär-Octaeder, mit Grundkanten von $100^{\circ} 24' 7''$ und $61^{\circ} 55' 39''$, von denen verschiedene Abänderungen vorkommen. Ueberaus merkwürdig und für jetzt noch nicht genügend zu erklären ist die allmähliche Zerlegung und der Uebergang des Leberkieses in Brauneisenstein, mit vollkommener Verbehaltung der ihm eigenthümlichen, äußeren Gestalt. Der Leberkies ist besonders im Uebergangs- und Flözgebirge zu Hause, und findet sich vorzüglich ausgezeichnet in einem zur großen Formation des jüngsten Flözkalsteins gehörigen Mergel. Häufigst trifft man ihn in diesem, in den mannigfaltigsten Abstufungen der Zerlegung, in der Weser-gegend an, am schönsten in der Nähe von Uffeln, wo ein Mergellager mit einzelnen Krystallen von verschiedener Größe ganz angefüllt ist. Der Verf. macht besonders auch auf das Vorkommen des Leberkieses in dem so genannten bunten Sandstein

aufmerksam, und wirft die Frage auf, ob diese Kiese nicht vielleicht auf die Bestandtheile der aus jenem Gestein zu Tage kommenden Mineralwasser Einfluß haben dürften? dann auch über das merkwürdige Vorkommen der zersetzten Leberkiese in Sibirien und am Vorgebirge der guten Hoffnung.

Von dem Strahlkiese. — Das Gefüge sowohl als auch die äußeren Gestalten dieser Abänderung geben deutlich zu erkennen, daß bey ihrer Bildung die Krystallisationskraft und die Centralattractionskraft thätig waren und einandey gegenseitig beschränkten. Die große Tendenz zu sphäroidischen Formen, die Richtung der Strahlen gegen den Mittelpunct oder gegen eine gemeinschaftliche Achse, sprechen die Wirkung der letzteren aus; so wie man an der strahligen Textur selbst, an den krystallinisch abgesonderten Stücken, an den Krystallen die sich an der Oberfläche der sphäroidischen Massen zeigen, nicht minder deutlich die Thätigkeit der ersteren wahrnimmt. Bey den Krystallen zeigt sich die regelmäßige Structur oft überaus deutlich. Die ausgezeichnetsten Blätterdurchgänge laufen mit Ebenen parallel, die man sich bey dem primitiven Würfel durch die diagonal einander gegenüber stehenden Kanten gesetzt denken kann, und welche bey manchen octaedrischen Krystallisationen durch die einander gegenüber liegenden Seitenkanten gehen. Der primitive Würfel kömmt bey dem Strahlkiese im Ganzen selten vor. Zu den Krystallisationen, welche einen Hauptgegenstand der Untersuchungen vorliegender Abhandlung ausmachen, gehört besonders das Quadrangulär-Octaeder mit Grundkanten von $112^{\circ} 37' 12''$, welches in den mannigfaltigsten Abänderungen zu Groß-Almerode sich findet. Der Prof. Hausmann hat zwölf Haupt-Modificationen aufgefunden und beschrieben. Durch

Abstumpfung sämmtlicher Ecken gehet dieses Octaeder in eine andere überaus merkwürdige Krystallisation, in den secundären Würfel über, welcher bey Groß-Almerode sich zuweilen mit abgerundeten Ecken, abgerundeten oder abgestumpften Kanten findet. Die Bildung dieser Modificationen wird entwickelt. Der Verfasser besitzt eine merkwürdige Folge derselben, welche einen unmerklichen Uebergang darstellt von dem Würfel, durch die Abrundung seiner Ecken und Kanten, bis in sphäroidische Massen, an denen jede Spur krystallinischer Bildung verschwindet. Schwerlich dürften sich unter den Mineralkörpern unzweydeutigere Zeugnisse der gemeinschaftlichen Wirkung der Krystallisations- und Central-Attractionskraft finden, wie in jenen Würfeln mit vollkommen abgerundeten Ecken und Kanten. Näher erörtert wird auch noch ein Rectangulär-Octaeder mit Grundkanten von $112^{\circ} 37' 12''$ und $146^{\circ} 36' 5''$, welche in sehr mannigfaltigen Abänderungen auf den Gängen im Uebergangsgebirge der Gegend von Clausthal am Harz sich findet.

Von den Betrachtungen der einfachen Krystallisationen gehet der Prof. Hausmann zur Untersuchung der zusammengesetzten über, an denen der Strahlkies reicher ist, wie irgend ein anderer mineralischer Körper. Es wird indessen auch bey diesen nur von solchen gehandelt, die bisher theils ganz übersehen, theils nicht genau genug erörtert waren. Zuerst werden fünf verschiedene Verbindungen des eben angegebenen Rectangulär-Octaeders betrachtet und unter diesen auch einige von denen, welche den so genannten Zahnenkammkies bilden, der vorzüglich schön bey Clausthal und in Derbyshire vorkommt. Dann beschreibet der Verfasser sehr merkwürdige und seltne Zwillingkrystallisationen, die einem Rectangulär-Octaeder mit Grund-

anten von $79^{\circ} 35' 53''$ und $112^{\circ} 37' 12''$ angehören und von denen sechs verschiedene Hauptabänderungen aufgeführt werden. Sie kamen vormahls auf den schon seit längerer Zeit eingestellten Gruben bey der Bergstadt Altenau am Oberharze vor, finden sich aber u. a. auch in der Gegend von Vitry in Frankreich.

Auch über einige unvollkommene Krystallisationen des Strahlkieses theilt der Prof. Hausmann Bemerkungen mit. Die merkwürdigsten unter diesen sind mannigfaltige Abänderungen kreuzförmiger Krystallisationen, die unter den Kiesen von Groß-Almerode vorkommen. Sie dürfen nicht mit kreuzförmigen Zwillingkrystallen verwechselt werden, sondern sind als unvollendete Bildungen anzusehen. Sämmtlich gehören sie zu den prismatischen Varietäten des spitzen Quadrangulär-Octaeders, und entstehen durch einen bald kleineren, bald größeren Mangel an den Seitenkanten dieser Prismen.

Nun wird kurz auch noch von einigen nicht krystallinischen Bildungen des Strahlkieses gehandelt, und dann eine genauere Untersuchung angestellt über die merkwürdigen Veränderungen, welche der Strahlkies erleidet, indem er nähmlich entweder, wie der Leberkies, in Brauneisenstein oder in Eisenvitriol umgewandelt wird. Der Verfasser ist durch viele Beobachtungen zu dem Resultate geführt, daß der verschiedene Aggregatzustand auf diese gänzlich abweichende Art der Zersetzung einen entschiedenen Einfluß äußert; daß nähmlich der dichtere, festere, weniger abgefonderte Strahlkies in Brauneisenstein übergeht, der lockerere, stärker abgefonderte dagegen vitriolescirt, und daß diese letztere Zersetzung durch die Berührung feuchter Luft und durch abwechselnde Temperatur besonders begünstigt wird.

Der Prof. Hausmann stellt die Hypothese auf, daß die Einleitung des Zerlegungsprocesses durch den Galvanismus bewirkt werden dürfte, der überhaupt bey den Einleitungen chemischer Prozesse ohne Zweifel eine Hauptrolle spielt.

Am Ende der Abhandlung wird eine Vergleichung angestellt zwischen dem geognostischen Vorkommen des Schwefel- und des Wasserkieses, aus welcher sich ergibt: daß der erstere in den größten Massen im Urgebirge, der letztern hingegen in größter Frequenz in dem Uebergangs-, Flözgebirge und im aufgeschwemmten Lande sich findet; daß der Schwefelkies auf mannigfaltigste Weise ganze Lager, Gänge, Nester bildet und eingesprengt vorkommt, wogegen der Wasserkies hauptsächlich nur in kleinen Massen sich findet, theils einzeln in den Gebirgsarten, theils auf Gängen, und bey weitem nicht so gewöhnlich wie jener in Verbindung mit anderen Kiesen, zumahl mit dem Kupferkiese, der den Schwefelkies so sehr häufig begleitet.

Weimar.

Unsre Blätter würden eines der gelungensten Stücke der Kanzelberedtsamkeit, welche die öffentliche Sache der gegenwärtigen Zeit veranlaßt hat, übergehen, wenn sie nicht zu den oben S. 257 angezeigten Predigten die von dem Hrn. Dr. Johann Gottl. Marezoll zur Einsegnung der Landwehr des Jenaischen Landesbezirk gehaltene Rede hinzufügten. Sie stellt die Begeisterung des Christen für die gute Sache (auf 40 Seiten in Octav) mit Begeisterung und echter Salbung dar, und kann für ein Muster einer christlichen politischen Predigt gelten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. May 1814.

Hannover.

Bei den Gebrüdern Hahn: Handbuch der Pferde-Arzneykunde von James White. Nach der neunten Auflage aus dem Englischen übersetzt durch Viktor von Müller. Mit einer Vorrede von A. C. Savemann, Director der Thierarzneu-Schule in Hannover. Mit Kupfern. 1813. in Octav.

Wenn irgend ein litterarisches Product das Glück hat wie das vorliegende, mit solchem Beyfall vom Publicum aufgenommen zu werden, daß davon in kurzer Zeit neun verschiedene Auflagen veranstaltet werden müssen; wenn einem solchem Werk noch außerdem die Gunst der Uebersetzung widerfährt, zumahl in einem Lande, welches zu den Fortschritten dieser Doctrin selbst so viel beygetragen hat, wenn endlich ein solches Buch in einer Wissenschaft unterrichten will, die überhaupt in den neuern Zeiten sehr an Vervollkommnung gewonnen hat, so ist man wohl berechtigt, Anforderungen an dasselbe zu machen, deren Befriedigung auf Gewinn der Wissenschaft hinausgeht. Ohne dieses kann man wenigstens erwarten, daß die abzuhandelnden Gegen-

L (4)

stände, wenn auch ohne neue brauchbare Zusätze, doch mit Gründlichkeit, ausführlicher Darstellung mit Bemerkung vorkommender Abweichungen, Complicationen u. s. w. vorgetragen werden. Man ist um so mehr hierzu bey diesem Werk berechtigt, da Herr W. ein System der veterinarischen Wissenschaft zu liefern verspricht, welches den Unerfahrenen belehren und in Stand setzen soll, den verschiedenen Pferdekrankheiten mit Erfolg entgegen zu wirken. Ob diese Belehrung wirklich statt findet, und ob sie so viel Nutzen stiften wird und kann, wie sich der Verf. verspricht, bezweifelt Rec. aus voller Ueberzeugung, und führt dazu folgende allgemeine Gründe an. Ohne die Theorie des Hrn. W. in Anspruch zu nehmen, so unvereinbar sie auch mit den Ansichten des Rec. ist, fällt gewiß jedem Leser gleich bey den ersten abgehandelten Krankheiten die mangelhafte Beschreibung derselben auf, mit der wohl schwerlich ein Unerfahner zur Erforschung des Krankheitszustandes ausreichen dürfte, und die auch in einem Handbuch ausführlicher seyn muß. Die Symptome sind höchst selten nach den Stadien der Krankheit geordnet, und oft ist das Characteristische derselben ganz außer Acht gelassen oder nicht speciell erwähnt, was doch besonders für einen Anfänger unentbehrlich ist. Die Thier- so wie die Menschen-Krankheiten wechseln oft mit ihren Charakteren, und so wie diese nach den Witterungsverhältnissen, nach der Körper-Constitution jedes Individuums, nach den vorausgegangenen Schädlichkeiten verschieden sind, muß es auch die Behandlung seyn. Die Bemerkung dieser Verhältnisse vermißt Rec. durchgängig bey dem Verfasser, er ist sonach weder der Natur nach der Erfahrung treu geblieben. Rec. fährt statt vieler nur Ein Beyspiel an: die Lungenentzündung bey Pferden wird nur als hypersthenisch betrachtet, kein anderer Fall wird angenommen, nicht

daß sie asthenischer oder putrider Natur seyn kann, welches doch die tägliche Erfahrung, besonders in den Sommer-Monathen genugsam zeigt. So bey den mehrsten allgemeinen Krankheiten. Gleiche Unvollständigkeit herrscht in der Aetiologie, die bey den mehrsten Krankheiten gar nicht und bey vielen kaum berührt ist, und die doch wahrlich einen wesentlichen Einfluß auf die Wiederherstellung jedes kranken Geschöpfes hat, daher auch vor allen Dingen in der Therapie zu beachten ist. Wenn endlich Rec. über das therapeutische Verfahren des Verf. sein Urtheil fällen soll, so ist dasselbe bey den meisten Krankheiten viel zu einseitig und oft sind auch für den beschriebenen Fall nicht die zweckmäßigsten Mittel gewählt worden. Für manche Heilmittel scheint Herr W. eine unbegränzte Vorliebe zu haben, denn wenige Krankheiten ausgenommen, empfiehlt er sie allenthalben, und verfällt daher oft in Uebertreibung derselben. Aderlassen, Purganzen, Ricinusöhl, Blister oder scharfe Salben und Fontanellen entsprechen nach Hrn. W. fast allen Indicationen. Das Aderlassen wird bey der Pneumonie zu einem solchen Grade angerathen, daß das Pferd wegen des Blutverlustes zu taumeln anfängt, und nach 12 Stunden wird diese Operation nach Umständen wiederholt. (Quae, qualis, quanta!) Die örtlichen Krankheiten sind im Ganzen besser abgehandelt als die allgemeinen, und ihre Behandlung ist der Natur angemessener. So viele Bemerkungen Rec. auch noch über jede einzelne Krankheit zu machen Veranlassung finden könnte, so erlaubt dieß doch der Raum dieser Blätter nicht, man wird auch aus dem bereits gesagten den Werth dieses Werks, zu dem noch ein zweyter Theil kommt, welcher von den Arzneimitteln handelt, zu würdigen im Stande seyn. Den vollkommenen Inhalt dieses Handbuchs der Thierarzneykunde aber anzuzeigen, bemerkt Rec. nur noch,

daß außer von den allgemeinen und örtlichen Krankheiten der Pferde, worunter man aber zwey wichtige, die Kehe und die Wafferfucht unter andern vermifft, Herr W. auch noch vom Beschlag, der Wartung und Behandlung des Pferdes überhaupt und auf Reifen Kenntniß gibt. Diese Materien find gut bearbeitet, und der Verf. scheint hierauf weit mehr Fleiß als auf die Therapie verwendet zu haben. Den Beschluß macht die Lehre vom Alter des Pferdes. Diese sämtlichen Gegenstände find in 23 Kapitel, welche 317 Seiten zählen, vorge- tragen. Das Englische Original ist Rec. nicht zu Geficht gekommen. Der Uebersetzer hat den Verfasser durch einige hin und wieder angebrachte Anmerkungen zu verbessern und dessen Ideen zu ver- deutlichen gesucht.

Berlin und Stettin.

In der Nikolaischen Buchhandlung: Ueber die Anthraxkrankheiten der Hausthiere. Eine practische Darstellung dieser unter so vielfachen Gestalten erscheinenden Uebel und deren Heilung. Nach Französischen Originalien bearbeitet, und mit einer Vorrede von G. J. Sicé, Prof. der Thierarzneykunde. Herausgegeben von J. C. Ribbe. 1813. 132 Seiten in Octav.

Die in dieser Abhandlung vorkommenden Darstellungen sind aus einem Werke entlehnt, das den Titel instructions et observations sur les maladies des animaux domestiques führt. Der Anthrax hat im Deutschen verschiedene Nahmen nach den verschiedenen Formen, je nachdem die Krankheit die innern oder äußern Theile ergreift, als Milzbrand, Zungentrebs, Maulfäule, Klauenfeuche, fliegendes Feuer u. s. w.; erscheint die Krankheit bloß an den innern Theilen, so nennt man den Zustand im allgemeinen Anthraxfieber. Der Herr

Prof. Sick gesteht in der Vorrede, daß die pathologische Darstellung besser als die therapeutische gerathen sey; und dieses ist Wahrheit, in wie fern die Französischen Thierärzte noch zu sehr der Humoralpathologie das Wort reden. Der äußere Anthrax. Seine Erscheinung ist doppelt, bald als Beule, die entweder allmählich während der Entzündung wächst und in den Brand übergeht, oder schnell entsteht, und gleich brandig wird; bald nicht als Beule, sondern als gleichförmige Ergießung in das Zellgewebe unter der Haut mit Emphysem und Brand. Der Anthrax wird in den wesentlichen und symptomatischen abgetheilt. Der wesentliche (primäre) ist der, wo schnell eine äußere Geschwulst entsteht, welche wächst, schmerzt, und endlich brandig wird, ohne daß sich Zeichen des Krankseyns vorher offenbarten. Die Oeffnung des Cadavers zeigt den brandigen Zustand. Die Gefäße, welche dem Sitz des Uebels am nächsten liegen, das Fleisch und selbst der daran gränzende Knochen sind schwarz, mürbe und zerfressen. Bey dem Hornvieh zeigt sich die Abweichung, daß der Sitz vorzüglich an der Brust, dem obern Theil der Schulter und an den Seiten des Leibes befindlich ist. So wie die Geschwulst sich gebildet hat, wächst sie schnell bis zur Größe eines Menschenkopfs, die Materie verbreitet sich geschwinde durch das Zellgewebe nach dem Rücken und dem Halse, und tödtet bald. — Nun folgen Beschreibungen einzelner Formen, als der wesentliche Anthrax im Maule, auf der Haut als Flecken, am Kopfe vorzüglich bey den Schaafen, an den Beinen, am Rückgrat und an den Seiten des Hinterleibes. Die Diagnostik dieser Formen ist gut gerathen, aber keines Auszuges fähig. — Die zweyte Art des Anthrax ist die symptomatische (secundäre), wo ein wahres Fieber vor der Entstehung des Uebels vorausgeht, und die Geschwulst

als kritisch erscheint. — Der innere Anthrax, oder das Anthraxfieber. Daß im Innern des Thieres ein Anthrax vorhanden sey, erfährt man erst nach dem Tode, wo die gleichen Zerstörungen besonders schwarze blutige Anschwellungen in den Eingeweiden angetroffen werden. Die Krankheit greift außerordentlich schnell um sich, bald sterben die Thiere fast in dem Augenblicke, wie sie vom Gifte ergriffen sind, bald nach einigen Stunden. — Es folgen nun die Entstehungsursachen des Anthrax, als schädliches Futter, schlechtes Wasser, zu nasse Witterung, plötzliche Abwechslung der Kälte und Wärme, eine zu lange Fütterung mit Klee u. s. w. Die Therapeutik zerfällt in die präservative und curative. Die erstere enthält die bekannten Vorschriften. Bey der letztern sehe man darauf, ob der Anthrax wesentlich oder symptomatisch sey. Im erstern Fall nützt das Ausschälen der Geschwulst, was ohne Zaudern gleich vorgenommen werden muß, so lange der Anthrax noch klein ist; hat er aber schon eine beträchtliche Größe erreicht, so mache man bloß bis auf den Boden große Einschnitte. Die fernere Behandlungsart sowohl innerlich als der gemachten Wunde, so wie die Behandlung des brandigen Anthrax, des Anthrax auf der Zunge, am Kopfe, an der Lende muß man in dem Werke selbst nachlesen. Die Therapeutik des symptomatischen Anthrax scheint nicht mit den Ansichten der neuern Medicin übereinzustimmen. Es wird hier mehr auf die Säfte als auf die festen Theile und ihre Erregbarkeit gesehen. Ein gleiches gilt auch von der Behandlung des innern Anthrax. Zuletzt folgen noch mehrere Beobachtungen und Arzneiformeln.

Bremen

gedruckt bey Joh. Geo. Henke: Hennink der Zahn.
Ein altdeutsches Heldengedicht, übersezt, mit einer

Vorrede über den Verfasser und dem vollständigen Abdruck des seltenen Originals, von Dr. N. Meyer. Mit 12 radirten Blättern von Menken. 1813. Nebst zwey besondern Titelblättern, einem für die Uebersetzung, dem zweyten für das Original, beide mit der Jahrzahl 1814. XIV Seiten Vorr. 46 S. Uebersetzung. 54 S. Original: der Text in groß Octav, die Kupfer in Quart.

Das plattdeutsche Gedicht "Hennynk de Han" hat bekanntlich den vormahligen Structuarius und Stadtrvoigt zu Bremen Casp. Friedr. Kenner zum Verfasser. Richey hatte gegen Kenner behauptet, es sey unmöglich, jetzt etwas dem Keineke de Woff ähnliches in plattdeutscher Sprache zu schreiben. Ein Jahr darauf gab Kenner, unter dem öfters von ihm angenommenen Nahmen, Franz Heinrich Sparre, den Hennynk de Han, als ein im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts zur Nachahmung des Keineke Woff gefertigtes Gedicht, heraus, und mußte es so einzurichten, daß Richey das kleine Buch im Buchladen fand. Ohne etwas von dem unschuldigen Betrüge zu ahnden, schickte Richey in der Freude seines Herzens ein Exemplar an Kenner, und dieser erwiderte das Geschenk mit dem Geständniß daß er der Verfasser und die ganze Sache eine freundschaftliche Neckerey sey. — Hennynk ist kein Keineke; in so fern behielt Richey gegen sich selbst Recht: aber die alte naive Sprache ist glücklich nachgeahmt, und einzelne Stellen sind gut gerathen. Weniger Lob verdient die Anlage des Ganzen. — Da das Büchlein sich selten gemacht hat, so wird dieser neue saubere Abdruck gewiß mit Beyfall aufgenommen werden, und die Uebersetzung in Hexametern kann als ein Seitenstück zu dem Keineke von Göthe gelten. In den radirten Blättern des Hrn. Menken (wir erinnern bey dieser Gelegenheit an eine Nachricht über die-

fen Künstler, die sich im Deutschen Mercur, Jahrg. 1802. B. I. S. 134 findet) wird man die leichte Nadel dieses geschickten Thiermahlers und die glückliche Beleuchtung, die sich auf mehreren Blättern zeigt, mit Vergnügen bemerken. Da auch Hr. Menken ein Bremer ist, so gehört Original, Uebersetzung und Kupfer Einem Vaterlande an. Für die Liebhaber der gelehrten Geschichte ist die Nachricht von dem Leben und den Schriften des 1692 in Hannövrisch Minden gebornen und 1772 gestorbenen Menner eine willkommene Zugabe. Noch bemerken wir, daß die Uebersetzung des Gedichtes nebst den Zeichnungen dazu bereits 1806 zur Kunstausstellung nach Weimar geschickt wurde, daß die Vorrede im J. 1809 und zu Bremen geschrieben ist, die Nachschrift der Vorrede aber 1811 zu Minden, wo der Hr. Rath Meyer gegenwärtig als ausübender Arzt lebt, so daß auf das kleine Buch also beynahe ein halbes Duzend Jahrzahlen kommen.

Da wohl wenige unserer Leser die alte Ausgabe des Hennynk vdn 1732 gesehen haben, so setzen wir, um sie auf diesen neuen Abdruck aufmerksam zu machen, die letzten Zeilen, mit denen das Gedicht endigt, hier bey. Unfalsch, der Lauber, thut Hennings Geschlechte kund

De Reyneke were nu reyn doot.

De Hanen, Honre kleyn un groet,

Den dyt for groten Vrawde deende,

De jacheden, schreyeden, dat yd klönde:

Juch! hey! wat hebbe wy vor Not?

De ole Reyneke Vols is dot!

Dyt repen se vaken uth der Wyse.

Ayn tuskde se, un sprack ganz lyse:

Is Reyneke doot de slimme Droch,

So levet Renardyn doch noch.

§. Hyruth is to merken, dat men syk over synes Vyendes Dode nicht schal to seere vrawen, want dar blyven altyd etwelke na, de in syne Voetstappen treden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1814.

Göttingen.

Bei Dieterich: Philipp Melancthon's Erzählung vom Leben Dr. Martin Luther's. Uebersetzt und herausgegeben von Dr. Fr. Theoph. Zimmernann, Prof. in Hamburg. Nebst Anmerkungen vom Prof. v. Villers, und einer Vorrede von Dr. G. J. Planck. Mit Luther's (schönem) Bildniß. 1813. 108 Seiten in groß Octav.

Aus besondern Ursachen ist die Anzeige dieser Schrift bis jetzt verspätet worden. Rec. meint jedes Wortes des Lobes in Ansehung derselben überhoben zu seyn; und gewiß ist ihr bloßer Titel eine hinreichende Empfehlung. Es wird hier von Luthern erzählt; und durch wen? durch den edeln, geistreichen Melancthon, dessen stille und hohe Würde, Reinheit und Glaubwürdigkeit von den sophistischen Congreganten unserer Tage wenigstens noch nicht angetastet worden ist. Kaum war Luther von der Erde geschieden, so ward sein inniger, von dem großen Verlust noch niedergebeugter Freund und Mittämpfer Melancthon aufgefordert, dessen Lebenslauf und Characteristik im kurzen aufzustellen. Das geschah in schöner, fließender Lateinischer Sprache. Der Ehrenmann beschrieb einfach und ernst, mit der ihm eigenen Achtung und Liebe zur Wahrheit, vor der Menge seiner Zeitgenossen, denen die Thatfachen eben so gut

M (4)

bekannt seyn mußten als ihm selbst, Luther's Handlungen und persönliche Eigenschaften. Es ist nicht abzusehen, wie die, auch aufs übelwollendste gestimmte historische Critik diese Beschreibung entkräften, oder für ungültig erklären könnte? Darum, und in mehreren andern Rücksichten, war es in unserer Zeit ein nützlichcs Unternehmen diese erste urkundliche Biographie Luther's von Melancthon, die so gut als vergessen schien, wieder aufzulegen, und in einem besseren Gewande, mit den nöthigen Anmerkungen versehen, dem größeren Publicum in die Hände zu geben. Ueber die Einrichtung und die Zweckmäßigkeit des Ganzen findet man hinreichende Aufklärung in der obbenannten Vorrede, und in einer von derselben Hand verfaßten Recension des in Paris für die Jahre 1808, 9 und 10 gedruckten Almanach des Réformés et des Protestans (im Jahrg. 1810 dieser gel. Anz. St. 190, 29. Nov., S. 1893 ff.) — wozu wir nur noch die Worte des sel. Schröckh, bey Gelegenheit seines wohlgelungenen "Leben Dr. Mart. Luther's" über diese Biographie hinzusetzen wollen: "Wer noch nichts von Luther'n gelesen hat, der sollte diese Nachricht zuerst lesen: und wer alles andere, was von ihm geschrieben worden, bereits durchgegangen hat, der sollte sie gleichfalls mit Begierde aufsuchen; so bündig und lehrreich ist sie bey aller Kürze, so sehr Melancthon's würdig." Hiermit würden wir unsere Anzeige gegenwärtiger Schrift (die gewiß ohnehin von allen, denen Luther's Andenken heilig ist, und die der von ihm bewirkten Denk-Freyheit werth sind, gelesen wird) beschloffen haben, wenn nicht einige von dem ehrwürdigen Vorredner hingeschriebenen Worte uns noch zu weiteren Betrachtungen führten. "Man hat es neuerlich, sagt Hr. C. A. Planck, von mehr als einer Seite her darauf angelegt, uns Protestanten selbst das Werk der Reformation durch mehrere Sorten — angelaufener — Gläser zu zeigen." Freylich sind seit einigen Jahren irrige Meinungen, und im

Dunkel schleichende Eästerungen gegen den großen Deutschen Reformator und sein Werk genug vernommen worden. In einem Lande, wie unser gutes Germanien, wo man ziemlich ehrenfest bey alten Gebräuchen im Keüßerlichen bleibt, wo man aber im Reiche der Ideen und der Meinungen desto mehr zur Abwechselung geneigt ist, wo das Wogen und Brausen des geistigen Elements so verschiedene und entgegengesetzte Gesichtspuncte hervorbringt, was Wunder, wenn der Held des 16ten Jahrhunderts Widersacher und Verleumder gefunden hat! Der Mann, der für den Helden unseres Zeitalters gelten wollte, hat selbst unter uns, mehr als irgendwo, seine Panegyriken gefunden. Da wo dieser gelobt ist, kann wohl Luther zetadelt werden! Solche Verkehrtheiten entspringen natürlich aus einem so kräftigen, ideenreichen Boden, wo das üppige Unkraut neben edleren Pflanzen, von derselben Sonne getrieben, wachsen muß. Opposition ist ohnehin dem Menschen angeboren, und sehr menschlich ist diese Stimmung des Attischen Bauers, der gegen den Aristides bloß darum stimmte, weil er zu häufig wiederholten Lobpreisungen desselben überdrüssig war. Luthern mußte man doch einmahl auch versuchen, von dem hohen Fußgestell worauf er steht herunter zu reißen. Man war satt, ihn den gerechten nennen zu hören! Besonders seit eine catholische oder vielmehr eine freygeisterische gelehrte Gesellschaft die Folgen der von ihm bewirkten Reformation zum Gegenstand einer öffentlichen Preisbewerbung gemacht, und das gekrönte Werk so sehr von den Lutherischen gestünnt erhoben ward, so schöpfte die Opposition aus ihrem Kerger neue Kräfte, sammelte aus dem Schlamme der alten Controversen Materialien, um dem Strom der ihr so lästigen Ehrenreden über die Reformation und den Reformator einen Damm entgegen zu setzen. Es hat sich diese Stimmung tausendfach ausgesprochen. Wir wollen hier als einen würdigen Repräsentanten dieser Opposition, nur den,

ungenannten Verfasser folgender Schrift, deren Titel schon die ganze Tendenz ausspricht, anführen:

Ueber den Geist und die Folgen der Reformation u. s. w. Als ein Seitenstück zu der von dem National-Institut zu Paris gekrönten Preisschrift des Hrn. v. Villers. Deutschland (Düsseldorf, in der Hofbuchhandlung) 1810. 384 S. in gr. Octav. Nach einer "Allgemeinen Darstellung des gesellschaftlichen Zustandes von Europa von Gregor VII. bis zu dem Ausbruch der Reformation" (S. 1-91), folgt die zweite Abtheilung des Buchs, betitelt: "Die Reformation;" welche folchergehalt anhebt: "Die Völker von Europa stunden nunmehr auf einer nicht wenig glänzenden Stufe von Cultur. Dieselben hatten jetzt die schönste Periode ihres politischen Lebens begonnen, nämlich jene des reifen Alters, der Fülle und Kraft. Auf der zweckmäßigen Entwicklung dieser beruheten alle Hoffnungen der späteren und spätesten Nachwelt. Aber nicht selten werden die schönsten Anlagen, die auf Jahrhunderte hindurch der Menschheit die edelsten Früchte versprechen, durch den Unverstand eines Einzigen zerrüttet. In einem Winkel Deutschlands, innerhalb der öden Mauern eines Augustiner-Klosters, bereiteten sich nun Ereignisse vor, welche bald die eine Hälfte von Europa in ein Tollhaus, und die andere Hälfte in eine Nordgrube verwandeln sollten." Das ganze übrige Buch ist dem Beweis dieses Themas gewidmet. Nun findet doch zuletzt der humane Verf. für gut, diesen unverständigen Augustiner-Mönch, diesen Unglücklichen, der über Europa solche gräßliche Uebel herbeigeführt hat, den wohlverdienten Fluchen und dem Abscheu der ganzen Menschheit gnädig zu entziehen; und so schiebt er vor ihn, als schützendes Schild, die sinnreiche Vermuthung, daß Luther — wahnsinnig war. Nämlich der Blitz, der neben Luthern seinen Freund Alexis, in seiner Jugend, erschlug, erschütterte zugleich Luthers Nervensystem, und verursachte die Geisteskrankheit, an der (wie

jeder weiß!) er sein ganzes Leben laborirte. Dieß gibt den Schlüssel zu allen seinen Sonderbarkeiten, zu seinem Starrsinn, seiner Hefigkeit, Unbändigkeit u. s. w. Kurz, schließt der Verf., erscheint einem Luther nicht selten als ein unerklärbares moralisches Räthsel, so wird man, nicht ohne Widerwillen, auf den niederschlagenden Gedanken geleitet, daß gar wohl eine öfters wiederkehrende Geistes-Abwesenheit und eine periodisch eintretende Werrücktheit die erste und vielleicht einzige Quelle seines ganzen Reformator-Berufs, aller seiner öffentlichen Handlungen, und des größten Theils seiner Reformen gewesen seyn könnte." (Nun haben wirs! Dieß ist die Grund-Hypothese, die alles erklären soll. Endlich fügt noch der Verf. hinzu): "Wäre wirklich das traurigste Loos das einen Menschen treffen kann, Luthern zu Theil geworden; O! so mögen seine Gebeine nun in Frieden ruhen, über seinem Aschenkrug möge das weinende und zerriffene Vaterland nicht mehr seinem Andenken fluchen. Er stiftete zwar unabsehbare Unheil, aber er ahnte nicht, daß er es stiftete. Seine Werke können also nicht gegen ihn zeugen, ihre Folgen ihn nicht verurtheilen." Amen! Sagen wir von Herzen dazu. Doch soll das unsinnige Zeug uns nicht hier zum Scherzen bringen; und desto weniger, da sonst der Ton des Werks keinesweges inhuman noch arrogant, vielmehr ziemlich edel und herzlich ist; und das Ganze, mancher Unrichtigkeit, und besonders vieler Fehlschlüsse unerachtet, von historischen Kenntnissen und Ansichten zeugt. Denn überhaupt darf man keinesweges glauben, daß Unwissenheit oder Kurzsichtigkeit (wohl aber Einseitigkeit!) immer die Antagonisten der Kirchenverbesserung leite. Unter ihnen finden sich Leute, die in vielen Rücksichten Achtung verdienen, und die aufrichtig ihre Ueberzeugung aussprechen. Bey weitem aber gelangen sie nicht dazu auf einem und demselben Weg. Wir wollen versuchen,

Diese verschiedenen Wege oder Antriebe kurz anzugeben, ohne uns in weitläufige Widerlegungen einzulassen, welches theils die Beschaffenheit dieser Blätter nicht zuläßt, theils auch ziemlich unnöthig scheint, da die antilutherische Mode so ziemlich vorbei ist. Dieser Wege oder Hauptbeweggründe werden wir acht rechnen; abgesehen von dem imitatorum servum pecus, welches sich doch genugsam hervorthut; und von der Noth der Unehrlichen, welche um etwanigen Gönnern zu gefallen, oder um irgend eines irdischen Eigennuzes willen, um das liebe Brod, die Sache überzeugunglos treiben.

1. Die Oppositions- und Paradoxienfucht, wovon schon oben Erwähnung gethan.

2. Die Modelfucht und der Trieb etwas kläger zu scheinen, als die, welche der allgemein gangbaren Meinung huldigen. Besonders der gerechte Haß gegen alles was Aufklärung heißt, (hätte man doch immer Aufklärerey gesagt!); denn welcher honeste Mann wollte gern für einen Aufklärer gelten?

3. Die exegetische Verzweiflung, bey Männern, die an den sich durchkreuzenden und einander zerstörenden Ansichten der neuen biblischen Exegese bey den Protestanten Anstoß nehmen, und sich lieber einer unbedingten Autorität über das Positive in die Arme werfen, als dem Religions-skepticismus, welchen sie für unvermeidlich halten.

4. Die politische Verzweiflung. Die tiefe politische Erniedrigung, worin Deutschland so lange Jahre geknechtet hat, kränkte, sehr billigt jedes patriotische Gemüth. In der Spaltung und Uneinigkeit der Deutschen Staaten war wohl einer der vielen Gründe dieses schmerzhaften Zustandes zu suchen. Mehrere hielten jenen Grund für den einzigen, und schrieben (unhistorisch genug!) die unheilbringende Spaltung einzig der Reformation zu; konnten folglich nicht anders, als sie verwünschen. Wo Menschen, Leidenschaften, widerstreitende Interessen

ind, da sind auch Spaltungen und feindliche Gesinnungen. Ist denn irgend eine Kirchenreformation schuld an dem peloponesischen Krieg gewesen? u. s. w., u. s. w., u. s. w.? Wer stand denn kräftiger und treuer dem Kaiser gegen die Türken bey, als die protestantischen Stände? Wer schützte diese in Deutschland? Das catholische Frankreich, welches doch mit allen seinen Schmeichelen nie bey den Protestanten etwas ernstes gegen Kaiser und Reich austreiben konnte. Späterhin, wer schützte wiederum das catholische Bayern gegen das catholische Oesterreich? das protestantische Preußen. Und wer jetzt hat mehr und schöner gewirkt für die Einheit und gemeinsame Vertheidigung Deutschlands, als gerade dasselbe Preußen? Und was that nicht auch das protestantische England? — Lößlich war im Grunde das Gefühl des Unwillens über jede Spaltung bey den Deutschen; aber nicht lößlich war der historische Irrthum. Und zuletzt moher die Trennung, als von dem starrsüchtigen, despotischen, verfolgungslustigen Catholicismus?)

5. Auf historischem Wege werden mehrere gegen die Reformation aufgebracht. Nämlich, nicht ohne Recht haben sich einige Geschichtsforscher des so lange verschrienen Mittelalters angenommen, und das Gute was in ihm lag hervorgehoben; durch die Rückwirkung, steigerte sich die Vorliebe zum Mittelalter bey ihren Jüngern zu einer historischen Leidenschaft. Nun traf in der Zeit die Reformation zusammen mit dem Wendepuncte, welcher dem Mittelalter ein Ende machte; sie war also beschuldigt seinen Untergang befördert zu haben! (Und doch liegen so klar am Tage die wirklichen Ursachen, durch welche die neue Ordnung der Dinge herbegeführt ward! — Selbst die so hoch gepriesene classische Bildung, welche in den Schulen die Oberhand erhielt; die Entdeckung von America, &c.)

6. Concentrisch mit diesem läuft der neu-ästhetische Weg, der theils die holden Sturen der so genannten Romantischen Poesie nicht verlassen will;

theils auch von der Ueberzeugung nicht abgeht, daß es keine Poesie, keine Kunst überhaupt geben kann, ohne religiöse Mythen, Legenden, darzustellende Figuren und Begebenheiten. Also ist denen, die auf diesem Wege wandeln, um der Poesie und der Kunst willen, der mythenreiche Catholicismus, dem kalten, begeistungslosen, bloß dem trockenen Verstande huldigenden Protestantismus vorzuziehen. (So kalt und begeisterungslos hat sich doch wahrhaftig der Protestantismus in unseren Tagen nicht gezeigt!)

7. Hier müssen wir auch diejenigen erwähnen, deren sinnliche Beschaffenheit, alles Religiöse- und Göttliche in den Außerlichkeiten des Cultus suchen, oder durch sie allein dargestellt wissen wollen. Sie wollen Mystiker heißen, und sind es wahrlich nicht! Prachtige Gebäude, mit Stierathen und ausgesuchten Gemälden überdeckte Wände, Marmor und Metalle, woraus die Plastik reizende Bilder von Jungfrauen, von Cherubinen gemacht hat, entzückende Orchester, schönes Orgelspiel, reiche Priestergewänder, das pompöse Gepränge der catholischen Ceremonien, daran hängt ihr ganzes Herz und Gemüth; zuwider ist ihnen der nackte Tempel der Evangelischen, worin sie nichts finden als — die Allgegenwart Gottes, die daselbst ohne Tand angekündigt wird.

8. Kein Zweifel auch, daß eine pantheistische Philosophie, deren Haupttendenz ist, allen Dualismus aufzuheben, und die intellectuelle Welt mit der sinnlichen als eins und dasselbe zu vermengen, oder zu indifferenziren; kein Zweifel, daß auch sie viel dazu beygetragen hat, den äußeren Cultus zu dem Wesen der Religion zu erheben, und also Abneigung gegen den Protestantismus zu verbreiten.

Doch Sapienti sat! Diese, und etliche andere Neben Gründe, die wir noch anführen könnten, sind die Quellen woraus das gerügte Uebel, diese apostatische, geschäftige Feindschaft, die so viele Protestanten in unseren Tagen ergriffen hatte, herrührt. Dagegen empfehlen wir, mit dem trefflichen Vorredner, die Lesung dieser Biographie Luther's durch seinen Freund Melanchron, folgenden Ausspruch eines geistreichen Schriftstellers für eine fest begründete historische Wahrheit haltend: "Dafür, daß wir noch Deutsche sind, haben Luther und die Reformation das Meiste gethan, seit Zermann."

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 28. May 1814.

Haarlem.

By N. Voosjes: Lotgevallen en Ontmoetingen op eene mislukte reize naar de Kaap de Goede Hoop in de Jaren 1804, 1805 en 1806. In Brieven door H. Potter. Met Platten. D. I. 167 S. D. II. 208 S. D. III. 304 S. D. IV. 373 S. 1806—1807. in groß Octav.

Wir haben bereits unser Urtheil über Hrn. Potter's schriftstellerischen Character bey der Anzeige seiner Reise nach Holland abgegeben. Das vor uns liegende Werk ist in jeder Hinsicht Hrn. P. vorzüglichste Arbeit, und zeichnet sich besonders durch Reichhaltigkeit aus. Verufen zum Prediger bey der reformirten Gemeinde am Vorgebirge der guten Hoffnung, begab sich der Verf. im May 1805 in Emden auf die große Reise. Aber sein Schiff wurde von einem Englischen Kriegsschiffe genommen, und wurde dann nach St. Helena und endlich nach England geführt.

Der erste Theil beschreibt die Reise bis zur Ankunft in St. Helena am 22. Jul. Den guten, rechtlichen, geistreichen Ostfriesen widerfährt volle Ge-

rechtigkeit. Aber an festlichen Tagen essen und trinken sie in gar zu großem Uebermaße. Da kann man Abends zwischen 7 und 8 Uhr sich zu Tisch setzen und Morgens zwischen 5 und 6 wieder aufstehen. In Emden wird der Fremde schändlich übersezt. Jeder nimmt ihm ab, so viel er nur immer erpressen kann. Für ein Huhn mußten 30 Stüber bezahlt werden. — Die Bemerkungen über das Leben der Seeleute liefern einen neuen Beweis, daß in der moralischen wie in der physischen Welt mit jedem unserer Fortschritte in der Kenntniß dessen, was ist, der Schauplatz unermesslicher wird, und daß der, welcher eine Erscheinung erklären oder ihre Wirkungen bis zum gegenwärtigen Augenblick angeben will, gleich dem unendlichen Verstande das Ganze überschauen muß. — Große Verschiedenheit zwischen der Küste Englands und Hollands. Dort huldigt man dem Urheber der Natur, hier dem Geiste des Menschen. — Die Urbewohner der Canarischen Inseln waren gutmüthige, sanfte, milde Menschen, die, unfähig Menschenblut zu vergießen, ihre Feinde nur dazu verdammen konnten, ihnen ihre Ziegen zu hüten. Wie ganz anders jetzt, da Rätze in des Königs und des Ewigen Nahmen diejenigen verbrennen lassen, die nicht den ihnen vorgeschriebenen Weg zum Himmel betreten können. Jene waren Heiden, diese sind Christen!

Weit reichhaltiger, als der erste, ist der zweite Theil, der bis zur Ankunft im Hafen von Plymouth, am 6. October 1805, geht. Die Tage in St. Helena waren Hrn. P. Tage der höchsten Wonne. Die Insel ist in jeder Hinsicht ein Paradies; aber die Zehnung unglaublich. Zu der Beantwortung der Frage: wie der Preis, der wirkliche wie der Geldpreis, sich bestimme, liefert Herr P. hier einen trefflichen Beitrag. In St. James Town zahlte man

für eine Gans 24 Gulden, für eine Ente 12, eben so viel für ein Huhn und für ein noch nicht jähriges Schwein 170, eben so theuer war das Rind- und Hammelfleisch. Thee und Kaffee sind fast unbezahlbar, kann man sie nicht vom Schleichhändler haben, was doch oft der Fall ist. Gemüse und Früchte stehen in einem mäßigen Preise, wenigstens in der Zeit, wo nicht viele Schiffe ankommen. Sehr willkommen sind den Insulanern die kreuzenden Kriegsschiffe, die mit ihrer Beute erscheinen, nur eine kurze Zeit bleiben und dann unglaubliche Summen aufgehen lassen. Aber auch zu sehr hohen Preisen kaufen die Insulaner. Sie bezahlen einen Westphälischen Schinken mit 30 Gulden, einen Holländischen Süßmilchkäse mit 10 und 12, und einen Leidenschen mit mehr als 30; Nadeln, Zwirn und dergleichen Kleinigkeiten werden zu unglaublichen Preisen verkauft. Mit dergleichen Waren lassen sich gar leicht 100 Procent verdienen. So selten am Vorgebirge der guten Hoffnung das baare Geld ist, so häufig ist es auf St. Helena, wo es van pagoden en guines krielt. Vielleicht mehr als irgend ein Land ist diese so geldreiche Insel von der Natur besesigt. Dort wurden die Todesstrafen gänzlich abgeschafft, und die Verbrecher einzig zu Arbeiten verdammt. Dieß hatte denn auch zur größten Freude des Verk., der Todfeind der Todesstrafen ist, die glückliche Folge, daß das Krankenhaus, das ehemahls an einem Krankheiten aushauchenden meekthoop lag, nun von einem Paradiese umgeben ist. Alle Arbeit auf der Insel wird von Schwarzen verrichtet (S. 29 f.). Die Auherrn dieser Menschen waren wahre Sklaven. Dann wurde ihr Zustand durch Gesetze gemildert, bis endlich die Englisch-Ostindische Compagnie sie für frey erklärte und die fernere Einfuhr von Sklaven

gänzlich unterfagte. Die Unglücklichen waren gänzlich der Willführ ihrer Herren Preis gegeben, und wurden hier härter behandelt als vielleicht in irgend einer andern Colonie. Schon die Milderung ihres Zustandes machte, daß die Schwarzen neu auflebten. Sie heiratheten, zeugten Kinder, und wenn ihre Anzahl vorher einen jährlichen Abgang von zehn von hundert erlitt, so vermehrten sie sich nun in kurzer Zeit ganz außerordentlich. Aber noch herrschte unter ihnen Faulheit und Trunkenheit. Was Furcht vor Strafe nicht bewirken konnte, versuchte man zu bewirken durch das Gefühl von eigenem Interesse und durch die Aussicht auf Belohnung: man gab ihnen die Freyheit, und die Folgen davon waren die glücklichsten. Viele von den ehemahligen Sclaven, die sich in der Stadt besetzten, wurden wohlhabende Leute. Von den Frauen, deren Anzahl die der Männer weit übertrifft, wohnen viele in der Stadt. Sie wissen künstlich die Nadel zu führen, sie waschen, führen die Haushaltung, und da es hier nur wenige weiße Frauenzimmer gibt, so vertreten viele derselben die Stelle der Frau ganz und gar. Viele Schwarze aber blieben willig bey ihren Herren. Herr P. fragte eine von den alten schwarzen Frauen nach ihrem Alter. Die Antwort war: "Sie sey 300 Proviantschiffe alt." Viermahl jährlich kommen Schiffe von England, die den nöthigen Proviant herbeiführen: nach diesen Schiffen rechnete die Alte: sie war also 75 Jahr alt, war ihre Rechnung richtig. Ein Schwarzer, den der Verf. auf dem Lande fand; sagte: "er sey auf der Insel als Sclave geboren und habe immer gute Herren gehabt; dennoch habe die Abschaffung der Slavery ihm große Freude gemacht: die freywillige Arbeit wäre nicht halb so sauer: nun arbeiteten sie denn auch für ihre Kinder; und dürften sich nicht weiter

mit dem Gedanken ängstigen, daß man ihnen ihre Kinder nehmen und an Ausländer verkaufen könne." — So herrlich das Clima St. Helena's ist, so sehr leidet die Insel an Dürre. Man hat Beispiele, daß die Dürre drey und mehrere Jahre anhält. Die Erfahrung aber lehrt, daß dieß Uebel abgenommen hat, und daß man auf eine fernere Abnahme desselben hoffen darf. Man hat seit mehreren Jahren bemerkt, daß die Wolken, welche häufig auch ohne einen Tropfen fallen zu lassen, über die nackten Felsen hinwegziehen, in Regen hinabkommen auf die mit Holz bepflanzten und belaubten Theile der Insel. Auch bemerkte man von Zeit zu Zeit eine größere Feuchtigkeit im Dunstkreise. In dem letzten halben Jahrhundert hatte man sogar zu verschiedenen Mahlen heftige Plagregen, verbunden mit Blitz und Donner: eine Erscheinung, sonst den ältesten Menschen ganz unbekannt. Man kann daher hoffen, daß die fortschreitende, seit einiger Zeit mit mehr Fleiß und Aufmerksamkeit betriebene Cultivirung der Insel zwiefach heilsame und nützliche Folgen für die Insulaner haben wird. — Am 7. October kam Herr P. endlich in Cowfend Bay an. Hier sah er in der ersten Frühe des Morgens eine Menge Schaluppen voll Damen, in Mäntel, Pelze von allen Farben gehüllet; wenigstens volle zweytausend. Es war ein herrlicher Anblick für Hrn. P. aber leider nur von sehr kurzer Dauer, denn man bedeutete ihm, daß diese Damen Freudenmädchen wären, welche die Nacht an Bord der Schiffe zugebracht, nun zurückgingen und auf den Abend sich wieder einstellen würden. So sehr nun dieser Anblick auch den Verf. empörte, so zeigte sich derselbe doch bald wieder in einem andern Lichte. In England ist die Einrichtung, daß in den fünf ersten Häfen dem Schiffsvolke der Sold und die

Prisengelder ausgezahlt werden: selten spart der Matrose, vielmehr eilt er, so sehr er nur kann, sein Geld anzubringen, und nach einer langen, aller Genüsse beraubten und mühevollen Reise pflegt er sich goldene Tage zu bereiten: da es nun in England keine öffentliche Häuser wie in Holland gibt, und die Matrosen auf Kriegsschiffen diese des Nachts nicht verlassen dürfen, so hat man jedem Matrosen die Freiheit gegeben, ein Mädchen mit aufs Schiff zu nehmen; jedoch mit der Bedingung, daß die Schöne erst erscheinen darf nach vollendeter Tagesarbeit, und wieder verschwinden muß mit Tagesanfang. Jene Freiheit ist dem Matrosen in einem eigenen Gesetze ertheilt, also ein Recht, das selbst vom Admiral respectirt werden muß. Die Folge davon ist, daß in den Städten des Nachts nicht die geringste Unordnung und Unregelmäßigkeit vernommen wird, und daß der Matrose, den sein Geld drückt, gar leicht es loswerden kann. Die Mädchen bringen nicht bloß ihre Person an-Bord. Sie kommen mit Brandtwein, Tabak und allen Artikeln, welche der Matrose sucht. Sie lassen sich alles reichlich bezahlen, und der Matrose achtet nicht Kleinigkeiten, vollends wenn es wieder in See geht, wo er doch kein Geld brauchen kann. Eben deswegen aber sind es gerade jene Mädchen, denen das meiste von der auf dem Meere gemachten Beute zu Theil wird.

Im dritten und vierten Theil sind bloß Bemerkungen über England mitgetheilt.

Plymouth und die Nachbarschaft bereiste Hr. P. zuerst. Die Häuser in Plymouth gewähren einen traurigen Anblick, was man zum Theil der Pestertaxe zuschreiben muß, die 15 Schillinge oder 9 Gulden von jedem Fenster, groß oder klein, trägt. Manches Fenster wurde zugemauert und manches andere gegen Laden vertauscht. Desto schöner aber

ist das Innere der Häuser. Hier bleibt kein Wunsch unbefriedigt. Dem berühmten Franz Drake, der viele nützliche Einrichtungen für diese Stadt traf, verdankt sie auch ihr herrliches Wasser. Auf eigene Kosten führte Drake eine Wasserleitung von Dartmoor, 24 Englische Meilen weit. Herr P. sah in den Hafen fünf Linienschiffe einkaufen unterm Geräusche aller Glocken und einem unnennbaren Gejauchze einer zahllosen Menge von Menschen. Jene Schiffe hatten zu Nelsons Flotte gehört und bei Trafalgar mitgefochten. Der Enthusiasmus des Volks ging weit über alle Beschreibung hinaus, und während die Freude des einen Theils grenzenlos war, riefen Andere, die Hände ringend und weinend, daß eine Thräne die andere jagte, "Nelson is killed, Nelson is killed." Bei einer Volksmenge von 40,000, (S. 34 f.) besitzt Plymouth nur zwei Kirchen, und jede dieser Kirchen nur einen Prediger, aber noch eine große Menge Kapellen für die verschiedenen Secten. Nur die Katholiken sind ohne Kirche und Kapelle. Sie müssen zum Gottesdienste nach der Stadt Dock, die eine halbe Stunde entfernt ist, sich begeben. Die Religionsfreiheit ist ganz uneingeschränkt. Jede Secte kann Versammlung halten, und zu dem Ende große Gebäude, ganz nach ihrem Belieben eingerichtet, aufführen. Candidaten, die keine Pfarre erlangen könnten, kündigen in Zeitungen Predigten an, die sie für Geld halten wollen. Viele Neugierige subscribiren — wenigstens eine Guinee — auf ein Jahr. Mancher macht so sein Glück. Er bauet sich keine Kapelle, hält keine Predigten und bleibt übrigens ein ganz unabhängiger Mann. Gefällt es ihm dann nicht länger, so schließt er seine Kapelle, oder verkauft oder vermicthet sie an einen andern geistlichen Speculanten. In Plymouth Dock hatten zwei solche

Geistliche ihre eigenen Kapellen, die stattliche Gebäude waren, und hohe Thürme und Glocken hatten: zu jeder dieser beiden Kapellen gehörten mehr als 4000 Mitglieder: mithin hatte jeder dieser Herren wenigstens 4000 Guineen jährliches Einkommen. Wer so, wie diese beiden Herren, einmahl in Zug gekommen ist, kann dann auch sicher darauf rechnen, daß er einst sehr theuer seine in gutem Rufe stehende Kirche verkaufen werde. Aber die Geistlichen an solchen Kirchen, wenn sie auch zur herrschenden Bischöflichen Kirche gehören, werden doch nicht zur Englischen Kirche, sondern zu den Dissenters gerechnet. Alle Kirchen und alle Kapellen fand der Verf. an Sonntagen gedrängt voll. Auch in Plymouth wird nach S. 38 der Sonntag äußerst strenge gefeyert. Wer an diesem Tage es wagen würde in Karten zu spielen, dem ließe sicher sein Gesinde davon, und der Spieler selbst würde unter seinen Mitbürgern alle Achtung und alles Vertrauen verlieren. Den Nationalhaß gegen die Franzosen findet man schon in den Kindern. Sehr oft sah der Verf. die Kinder Krieg spielen, aber immer war die Partie der Franzosen die weit stärkere, und immer wurden die Franzosen von den Engländern geschlagen und gefangen genommen. In Plymouth waren die Preise der Lebensmittel sehr mäßig. Das Pfund Rindfleisch wurde bezahlt mit 5 oder 6 Schillingen, Hammelfleisch mit 4 bis 5, und ein großer Schelfisch mit 1½, höchstens mit 2. Nicht jede Englische Stadt besitzt eine Lateinische Schule vom Staate errichtet; aber Plymouth hat eine solche seit dem Jahre 1573. Der Rector erhält außer seiner Wohnung und einem Garten ein Jahrgeld von 30 Pf. St. Dazu kommt dann noch das Schulgeld, und was der Privatunterricht und die Kostgänger eintragen. In den sehr ansehnlichen Leib-

bibliotheken hat man nur Englische Bücher, allenfalls auch wohl ein Lateinisches; aber weder Französische, noch Deutsche, noch Holländische Bücher. — Der Leuchtturm, eine Stunde von Plymouth, wurde in den Jahren 1696 — 1698 erbauet. Mehrere Male wurde er vom Sturm niedgerissen. Der jetzige steht seit 1759. Seit mehreren Jahren sind drey Wächter dort, früher nur zwey. Aber da starb einer der Wächter, kein Schiff kam und der Ueberlebende wagte es nicht den Todten ins Wasser zu werfen, aus Furcht, man möge ihn als Mörder in Anspruch nehmen: beerdigen aber konnte er ihn schlechterdings nirgends. Vier Wochen lang mußte er den Todten neben sich haben, und dabey Tag und Nacht seinen Dienst abwarten; seine Lage wurde verzweifelungsvoll. Endlich kam Hilfe und nun stellte man denn auch einen dritten Wächter an. Die Einsamkeit, worin diese Wächter leben, ist schrecklich, aber durch ihre Thätigkeit und Wachsamkeit wird das Leben von Tausenden erhalten. Als man den Thurm zum zweyten Male aufbaute, kam ein französischer Kaper und holte die Arbeiter hinweg, sammt allem was sie von Werth fanden. Ludwig XIV. empörte dieß Verfahren dergestalt, daß er den Kapercapitain und seine Gehülfen einferkern ließ, und die Arbeitsleute reichlich beschenkt in ihr Vaterland zurücksandte. — In dem Theater zu Plymouth war der Lärm und das Umherlaufen der Zuschauer eben so arg, als zu Doct und St. Helena. 'Es scheint, sagt Herr P., die Engländer gehen ins Theater nur um zu schwätzen, zu lachen, hin und her zu wandern und Lärm zu machen. Im Schauspielhause, wohin man doch geht, um zu hören, ist ein so großer Unfug, daß keiner hören kann; und dagegen ist es auf den Kaffeehäusern, wohin man geht, um zu sprechen, so still als in der

Kirche." Ueberall in Plymouth wie in der Nachbarschaft zeigten sich die unzweideutigsten Beweise der glücklichsten Zunahme sowohl der Industrie wie der Volksmenge. Auch der Geistlichen Einkommen ist in jenem Theile Englands im Ganzen bedeutend, da sie viele Ländereien besitzen. Aber das Leben so mancher Englischen Geistlichen ist ein wahres Scandal. Diese Menschen wohnen gar nicht bey ihren Gemeinden, sondern an Orten, die ihren Wünschen mehr zusagen. Einige derselben lassen sich alle Jahr nur einmahl sehen, um ihre Einkünfte einzuziehen, während die andern nur des Sonntags sichtbar werden. Diese letztere kommen dann auf ihren Rennern im Galopp angesprengt, eilen auf die Kanzel, eilen wieder von der Kanzel, und dann im vollen Fluge wieder zum Dorfe hinaus. Jene erstere miethen sich Stellvertreter für 30, 40, selten 50 und höchst selten 60 Pfund; meist höchst unwise, elende Menschen. Hat ein solcher Tagelöhner kein Vermögen, aber Frau und Kinder, so verrichtet er wirklich den Dienst und wird eine Plage seiner Gemeinde. Hat er aber etwas Vermögen und empfängt er 60 Pf. St. jährlich von dem, da ihn gedungen, so dingt er wieder einen andern für 25 bis 30 Pf. und streicht die Hälfte des Jahresgedes ein. Jeder verständige Mensch in England ärgert sich über diese Wirthschaft. Aber wie soll man helfen? Die ältesten Söhne des Adels sind die einzigen Erben ihrer Väter: die nachgebohrnen Söhne widmen sich den Rechten, dem Seedienste, dem Militär und dem geistlichen Stande: nun aber werden in der herrschenden Kirche die meisten Geistlichen, wenigstens die der Parochialkirchen, von den Bischöfen gewählt, und diese geben sehr begreiflich den jungen Geistlichen aus der Adels-Classe den Vorzug. Hat dann der junge Herr, der mehr durch

die Noth gezwungen, als durch freye Wahl Geistlicher wurde, eine Rectorstelle erhalten, so folgt er dem Beyspiel und treibt es fort, wie so viele vor und neben ihm es auch trieben und noch treiben. — Ueber Devonshire, Dorsetshire und Cornwallis sind mehrere sehr schätzbare Beobachtungen mitgetheilt. Salisbury hat einen 410 Fuß hohen Thurm, der so schlank ist, daß man nur mit schwindelnder Angst ihn ansehen kann. Auch des jetzigen Königs Georg III. Majestät bestieg ihn einst. Ganz oben auf dem Außenwerke hörte der König das bekannte God save. Es war, als künne der Gesang aus dem Wolken. Voll Erstaunen hob der König seine Augen empor und erblickte die Sänger oben auf den Kreuze: und diese Sänger waren zwey Jungen, die mit fliegender Fahne aus Leibeskraften sangen. Sie erhielten eine sehr große Belohnung. — London und die Nachbarschaft schildert der vierte Theil, der in großer Menge höchst schätzbare Nachrichten enthält. Schade, daß der Erbauungen so gar viele vorkommen. Einige liebliche Kupfer sind beigefügt, und auch eine Abbildung von Nelson's herrlichem Leichenwagen.

Oldenburg und Greifswald.

Gern zeigen wir die beiden Venträge zu J. G. Schneiders Griechisch-Deutschem Wörterbuche an, welche der Hr. Rector Christ. Wilh. Ahlwardt im J. 1808 zu Oldenburg, und im J. 1813 zu Greifswald als Schulprogramme S. 24 und 30 in Quart herausgegeben hat. Der erste Venträg befaßt die Wörter, *ἀδώνω*, welches der Verf. schükt, doch hat H. Seidler in Eurip. Troad. 768. (808.) aus dem Harleyschen Miscr. und aus der Aldina dafür *ἀδύω* in den Text genommen. *Ἄτρος* aus Pindar Olymp. 3, 30, *τέμενος*, Wohnsig. *ἄμυλβω*, ich

folge. Orph. Arg. 914. ἀμπλάκητος, ἀναπλάκητος, ἀπλακητός, ἀναμπλακητός. Die Formen ἀπλακῆν, ἀπλάκητος, ἀπλάκημος und ἀπλακία werden mit Recht als sprachwidrig verworfen. ἀμψιστρατιάομαι aus Il. II. 713 umlagern, bekämpfen. ἀνδάτω für ἀνάδατω Aeschyl. Ag 315. (304.). ἀνβαίτος Soph. Oed. Col. 883. ἀνθαλλοσκουμαι dagegen, oder, wie ein anderer verdammt werden. Aesch. Ag. 359. wo es aber Stanley's Conjectur ist, und sonst nicht vorkommt. ἀπάδις, αἰ ist wohl im Wörterbuche auszustreichen. ἀπορίβατος dorisch für ἀπροσβατος, unzugangbar. Soph. Trach. 1029. ἀργάστηρ. Hiervon kennt der Verf. keine Beweisstelle. Aeschyl. Sept. c. Theb. 60. hat sic. ἀρημαι. ἀρημενος. ἀρημεναι: von Wünschen im guten und bösen Sinne: also auch vom Verwünschen, Flüchen: daher ist ἀρημενος von der Wirkung des Fluchs getroffen, geschwächt, entkräftet, wie Hom. Il. 18. 435. über die Quantität dieses Wortes (ἀρά), sagt der Verf., worüber verjährte unrichtige Begriffe bey Metrikern und Philologen herrschen, bey einer andern Gelegenheit. Bis jetzt hat der Verf. aber weder dieß noch manches andere Versprechen zu erfüllen Anlaß gefunden. ἀφνοος auch mit 3 Endungen. Pind. Ol. I, 16. Den zweyten Beitrag eröffnet eine weitläufige Abhandlung über ἔνεκα. εἰνεκα, ἔνεκεν, εἰνεκεν, οὔνεκα, οὔνεκεν, gegen Grund u. a. Der Verf. sucht zu beweisen, daß οὔνεκα nicht statt ἔνεκα gesetzt sey, und es sey gänzlich grundlos und unwahr, daß die Attischen Dichter niemahls εἰνεκα sondern statt dessen οὔνεκα gesetzt, wenn die erste Sylbe des Sylbenmaßes wegen lang seyn müßte. Der Beweis ist zwar sehr gelehrt geführt, gibt aber, nach des Rec. unbefangenen Urtheile, nur dieses dem Verf. unangünstige Resultat, daß οὔνεκα, ἔνεκα, εἰνεκα Attisch sind,

daß sie auch wohl für einander gesetzt werden, wenn gleich es einigen Grammatikern mißfiel, die dem Wörtchen *οὐνεκα* bloß die Bedeutung *διότι* vindicirten: z. B. Fragm. Solon. XXVIII, 26. Brundt *Τῶν οὐνεκ*. Leontius XVI, 2. wo Brundt (Anal. III. Lectt. p. 250 seq.) *Matron. in coena* 54 anführt. Das Zeugniß der Handschriften will der Verf. nicht gelten lassen; schwerlich mit Recht: und wenn er in die eine Hälfte der Stellen, wo jetzt *οὐνεκα* steht, *εὐνεκῶ* oder *εὐνεκα* hinein corrigirt — schon ein mißliches Verfahren! — ist dann die andere Hälfte nicht gegen ihn? Es scheint, daß er den Eigensinn des Sprachgebrauchs, der bekanntlich tyrannisch genug ist, nicht unbefangen genug gewürdigt habe, wiewohl auch nicht zu leugnen ist, daß Brundt, wie er oft that, zu rasch und einseitig verfuhr, da er *οὐνεκα* und andere Wörter, als *γὰρ*, *γάρ* für *γὰρ* so gern einschob. *ἀνδραγαθία*. Keine der Bedeutungen paßt auf Aristoph. Fragm. Tagenist. 1. Brundt S. 267, welche Stelle daher verbessert wird. *καταμύω* im Wörterbuch ist Druckfehler: es soll bespeien, anspeien stehen. *ρυπαρῆς*, Honigluchen. Athen. XIV. p. 642. f. 647 c. Etym. M. 697, 27. kommt das Wort vor. Die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn, die in diesen Beyträgen herrschen, verdienen alles Lob und würdige Nachfolger. Gelegentlich sind viele Versuche mitgetheilt worden, verdorbene Stellen der Dichter, besonders im Athenäus, auch durch Hülf der Metrik herzustellen: welche, wenn gleich das Wahre nicht treffend, doch Achtung verdienen, und zur Entdeckung der Wahrheit hinführen. Wäre der Ton des Vortrages in diesen Beyträgen gemildeter, und die Laune nicht so verbe, womit Brundt und andere achtungswerthe Gelehrte zurecht gewiesen werden, so würde der Verf. mehr Beyfall er-

Sälten. Warum sollten Erinnerungen gegen Andersdenkende nicht ohne Anmaßung und mit Humanität, wie selbst der Rahme dieser Studien verlangt, vorgetragen werden, zumahl wenn man selbst nicht fehlerlos ist?

Stuttgart.

Bei Mezler: Dr. G. C. Storr's, Churf. Würtemb. Oberhofpredigers und Consistorialraths, Lehrbuch der christlichen Dogmatik, ins Deutsche übersezt, mit Erläuterungen aus anderen, vornehmlich des Verfassers eigenen, Schriften und mit Zusäzen aus der theologischen Litteratur versehen von Dr. C. C. Blatz. Erster Theil. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1813. 408 Seiten in groß Octav.

Wir können sowohl das Lateinische Original, als die Deutsche Uebersetzung, welche auch zu ihrer Zeit in diesen Blättern angezeigt worden sind, hier als bekannt voraussehen. In dieser neuen Auflage der Uebersetzung sind die eigenhändigen Zusäze des verewigten Verfassers, welche in die nach seinem Tode erschienene Ausgabe des Originals vom J. 1807 eingerückt worden sind, aufgenommen, viele litterarische Zusäze und kleine Verbesserungen im Ausdrucke, in der Stellung der Anmerkungen und Citate vom Uebersetzer beygebracht, und der Druckfehler weit weniger, als in der ersten. In der ersten Auflage betrug das Ganze nur Einen Band, in der zweyten wird es wohl zwey Bände betragen. Der erste begreift nur die Lehren von der Autorität der h. Schrift und von Gott. Jene Lehre, worunter auch die Wahrheit und Götlichkeit des Christenthums begriffen wird, war schon von Storr in Beziehung auf die Bedürfnisse der Zeit mit besonderer Ausführlichkeit abgehandelt worden, und der Ueber-

fezer hatte ihr auch schon in der ersten Auflage am meisten Zusätze gegeben, darin eine Geschichte des Canons geliefert, und selbst die dahingehörigen Stellen aus den Kirchenvätern wörtlich eingeschaltet. Da nun noch neue Zusätze hinzugekommen sind, so wird man sich nicht wundern, daß diese Lehre den größten Theil dieses Bandes bis S. 251 einnimmt. Man findet aber auch hier darüber so viel und mancherley besfammen, wie nicht leicht in einem andern dogmatischen Handbuche. Wir finden es auch ganz zweckmäßig, daß dieser Lehre ein so ausgehnter Raum geschenkt, so viel Sorgfalt gewidmet und so große Wichtigkeit beigelegt ist. Die Bedürfnisse des Zeitalters sind in dieser Rücksicht noch dringender geworden, als vorher: denn es ist in der Critik und Exegese der Bibel wenigstens bey den meisten öffentlichen Wortführern ein Geist und Ton herrschend geworden, wie er auch nach des Rec. Ueberzeugung durchaus dem inneren Gehalte und Werthe dieser heiligen Schriften widerspricht und vorher nicht einmahl bey den ätgsten Feinden des Christenthums statt fand, wodurch auch diese Schriften für eine Dogmatik ganz unbrauchbar und unbedeutend werden. Man sieht überall nur Sagen, Fabeln, Poese, Historien, schwebt auf der Oberfläche, hält sich an die Hülle, den inneren, göttlichen Geist und Gehalt, den tieferen, geheimeren Sinn dieser heiligen Urkunden, welcher im Einzelnen, wie im Ganzen derselben ruht, ergründet, faßt und empfindet man nicht. Man behandelt Bücher bloß als litterarische Merkwürdigkeiten, in welchen der Geist des Ewigen weht und welche im ganzen Umfange der Litteratur die vornehmsten Triebräder in der religiösen und moralischen Welt geworden sind. Wo mehrere Hypothesen und Erklärungen möglich sind, gibt man denjenigen den

864 G. g. A. 86. St., den 28. May 1814.

Vorzug, welche der Bibel am meisten zur Unehre gereichen und den schlechtesten Sinn geben. Dafür lobt man sich und läßt sich loben, und schmäht diejenige, welche anders in der Bibelerklärung verfahren und andere Grundsätze darüber aufstellen, sich selbst aber verwickelt man in unauf löbliche Widersprüche und Inconsequenzen. Doch dieß kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Wir sind übrigens nicht gemeint, die Vorstellung des Verf. von der Autorität der h. Schrift ganz und in allen Stücken für die unsrige zu erklären.

Amsterdam.

Bei Joh. Allart: Nederduitsch taalkundig woordenboek, door P. Weiland. (Deel XI.) W...Z. 1811. in Octav.

Mit diesem Bande ist das im Jahre 1799 angefangene Werk beendigt. Einige Nachträge deutet der Verfasser noch nachzuliefern. Der erste und zweite Theil wurden 1804 im 56. St. unserer Blätter S. 554 angezeigt. Ohne uns auf eine genauere Beurtheilung dieses Werkes einzulassen, die hier ohnedieß nicht an ihrem Orte seyn würde, halten wir es für Pflicht unsern Lesern im Allgemeinen zu versichern, daß Herr Weiland sich einen gerechten Anspruch auf den Dank seiner Landsleute sowohl, als auch derjenigen Ausländer erworben hat, welche die Holländische Sprache theils um ihrer selbst willen, theils zum Behuf des ganzen Germanischen Sprachstammes genauer kennen zu lernen wünschen. Ueberhaupt verdienen die Bemühungen der Holländischen Sprachforscher von Deutschen Gelehrten dieses Faches mehr beachtet zu werden, als dieses bis jetzt geschehen ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 30. May 1814.

Göttingen.

Die Königl. Societät der Wissenschaften hat durch Hrn. August Plachner, der sich auf hiesiger Universität mit vorzüglichem Erfolge den cameralistischen Studien widmet, eine lehrreiche geognostische Abhandlung, über die Muschelbank bey Diekholzen und die Petrefacten des südlich die Stadt Hildesheim begränzenden Wallgrabens, nebst einer Sammlung von einigen merkwürdigen Versteinerungen aus der Hildesheimischen Gegend erhalten. Diese gehört in geognostischer Hinsicht unstreitig zu den merkwürdigsten Gegenden des nördlichen Deutschlands. Die jüngste, große Flözkalksteinformation stellt sich in ihr, an den zweyten, oder so genannten bunten Flözsandstein gelehnt, in den mannigfaltigsten Lagern dar, von denen einige sich bisher nur in wenigen Gegenden gezeigt haben; und mehrere dieser Lager wimmeln von den verschiedenartigsten Petrefacten, auf welche zum Theil schon der für seine Zeit gute Naturforscher, Friedrich Lachmund, in der *Opusculum* Hildesheimensis vom Jahre 1669 aufmerksam gemacht hat. Der größte Reichthum von Versteinerungen findet sich

D (4)

an den beiden vorhin bemerkten Stellen, von denen die eine bey dem Dorfe Diekholzen, eine Stunde südlich von Hildesheim, an der Huerstraße nach Alfeld gelegene, dem, welcher jene Gegend bereiset, nicht wohl entgehen kann, da man den Weg mit dem Muschel Conglomerate beffert. Das hier vorkommende Lager ist dadurch ausgezeichnet, daß die mannigfaltigen in einem losen, sandigen, von Eisenorydhydrat gelblich gefärbten Mergel liegenden Versteinerungen, zum Theil noch völlig erhaltene Schalen haben. Herr Plathner entscheidet nicht darüber, ob dieses Lager dem aufgeschwemmten Lande, oder den neueren Gliedern der jüngsten Flözkalkeformation angehöre. Referent, der mit dem dortigen Vorkommen bekannt ist, möchte, besonders auch nach der Analogie anderer von ihm untersuchter Gegenden, für das letztere stimmen und das angeführte Lager, welches bey Diekholzen isolirt, auf Muschelkalkstein liegend und gegen den in der Nähe jäh einschließenden, bunten Sandstein scharf abgegrenzt erscheint, zu den an Petrefacten reichen, sandigen Kalk- und Mergellagern zählen, die in größerer Mächtigkeit gegen den nördlichen Harzrand sich verbreiten und hier u. a. den merkwürdigen Sommerberg unweit Goslar und der Ocker bilden (— der von dem Hrn. von Böhmér und auf sein Wort von Freiesleben, sehr irrig für ein Glied der Harzer Uebergangskalksteinformation ausgesprochen wurde —). Unter den Versteinerungen, die bey Diekholzen sich finden, sind besonders zu merken: Succiniten; Bucarditen, oft von bedeutender Größe; Pectunculiten, in größter Menge von sehr verschiedener Größe, mit besonders nett erhaltenen Schalen; Balaniten, auf den Pectunculiten sitzend; Schiniten und deren Stacheln; verschiedene Gattungen von Madreporiten, Globulopactern.

Völlig abweichend ist das Vorkommen der Petrefacten in dem Stadtgraben von Hildesheim. Hier ist ein blaulich grauer Schieferthon, der sie einschließt. Herr Plathner hält es für wahrscheinlich, daß dieses Lager zum aufgeschwemmten Lande gehöre; welchem aber Referent, der ganz ähnliche Lager mit denselben Petrefacten in anderen Gegenden als untergeordnete Glieder der jüngsten Flözkalffsteinformation zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, nicht verpflichtet möchte. Außer versteinerten Ammoniten, wohl erhaltenen Myrtiliten, versteinertem Holze, zeichnen sich besonders aus: Ostraciten, oft von bedeutender Größe und aufsitzen den Vermiculiten und Belemniten (— welche Lachmünd bereits sehr genau beschrieben und abgebildet hat: a. a. O. S. 24—28 —) von den kleinsten Dimensionen bis zu einer seltenen Größe.

Dorpat und Leipzig.

In Commission bey Kummer: Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden von *Karl Morgenstern*. Reise nach Italien. Ersten Bandes drittes Heft. Milano, Parma u. s. w. 1813. Octav. (S. diese Anzeigen vom J. 1812. St. 99, 105. S. 981. 1046.)

Indem wir voraussetzen dürfen, daß unsern Lesern der Eifer bekannt seyn wird, mit welchem der Verf. den Zustand der Wissenschaften und Künste in Italien zu erforschen bemüht gewesen ist, können wir gleich zur Inhaltsanzeige des vor uns liegenden Bandes übergehen, der ebenfalls einen großen Reichthum von Bemerkungen und gelehrten Untersuchungen enthält. Von Eugano reiste der Verf. nach den Vorromäischen Inseln, deren reizende Lage, blühende Vegetation und milde Himmel, so wie der Lago maggiore und Isola bella genau beschrieben werden. Isola bella besteht aus zehn Terrassen, von denen

man eine herrliche Aussicht auf die Schweizergebirge, den Simplon, Mont-Rosa u. s. w. genießt. Der Verf. besah den Palast, obgleich der Besizer mit seiner Familie gegenwärtig waren, fand die Zimmer grandios, aber ohne merkwürdige Gegenstände. Die zahlreichen Malereien, mit denen sie geschmückt sind, scheinen zum Theil Copien bekannter Meisterstücke zu seyn. Auf der Reise von Lugano nach Milano (S. 559 ff.) besuchte der Verf. Como, den Lago und die Villa des Plinius, die ihm zu mehreren litterarischen und antiquarischen Bemerkungen Gelegenheit gibt. Fünf Tage in Mailand. Von der gegenwärtigen Lage des Buchhandels in Italien, von den neuesten Ausgaben der Italiänischen Classiker, von den öffentlichen Gebäuden, Palästen, Willen u. s. w. Weil der Verf. gerade zur Zeit der Ferien nach Mailand kam, so hatte er keine Gelegenheit die vortrefflichen Gelehrten Bossi, Amoretti, Ugo Foscolo und Andre zu sehen, welche auf dem Lande waren. Die Ferien dauern vom 1. Sept. bis zum 4. Novemb. Von S. 576—587, eine Beschreibung einer neuen Gemälde-Galerie, welche unter der Aufsicht des Ritters Appiani, eines achtungswürdigen Malers, steht. Interessante Nachrichten das Abendmahl von Lionardo da Vinci betreffend, das, nach einer Copie von Giuseppe Bossi, von Ruffaelli in Mosail übertragen werden soll. S. 612. Beschreibung des Doms zu Mailand, dessen äußere Mauern mit 4400 Statuen geziert sind, deren größter Theil jedoch nur von Vögeln beschaubt werden kann. S. 621. Piacenza, Parma, Modena, Bologna. Die Cappel des Doms zu Piacenza ist mit Gemälden von Guercino geschmückt; auch besitzt die Kirche andre von L. Caracci, Franceschini &c. Mehrere mußten nach Paris wandern. In Parma hielt sich der Verf. nur einen Tag auf. Beschreibung der Gemälde an der Cappel

der Kirche St. Giovanni und des Doms, von der Hand des unsterblichen Correggio. Es glückte dem Verf., die Erlaubniß zu erhalten, auch die Malereien von Correggio im Nonnenkloster S. Paolo zu besehen. S. 673. Von den Antiquitäten die zu Veveja ausgegraben worden sind, worunter die Büsten des Vespasian, Vitellius, L. Verus besonders merkwürdig seyn sollen. S. 681. Nachrichten von dem wackern Bodoni und seinen typographischen Prachtwerken. S. 691. Reise über Modena nach Bologna. Von Reggio und Modena nur im Fluge. S. 700. Reise über Bologna nach Florenz. Nachdem der Verf. einen Blick auf Piazza maggiore, auf die Paläste, die Kirche des heil. Petronius, und andre Merkwürdigkeiten geworfen hat, bebauert er mit Recht den Verlust so vieler Malereien, welche nach Paris geschleppt worden sind, um dort in dem großen Magazin aufgespeichert zu werden. Aber am schmerzhaftesten war es für den Recensenten zu lesen, daß das ehemalige prächtige Olivetanerkloster S. Michaele in Bolco, seit 1801, durch Gebrauch zu Gefängnissen und zum Hospital größtentheils verdorben worden sey. Beschreibung des Kunstschazes in dem Palast Sampieri, wo man den heil. Petrus von Guido's Pinsel bewundert. Hier schließt sich unmittelbar an, was im zweyten Hefte die Ueberschrift hat: Nähe von Florenz S. 209 ff. — S. 725. Arezzo, Cortona, Perugia, Spoleti, Terni. Narni. Reise von Florenz bis zum letzten Nachtquartier vor Rom. Der Dom zu Arezzo ist ein so genanntes Gothisches Gebäude aus dem 13ten Jahrhundert, mit verschiedenen neuern Malereien ausgeschmückt. Das Haus, in welchem Petrarcha geboren ward, bietet dem Verf. eine Gelegenheit, von mehreren berühmten Männern zu reden, deren Geburtsort Arezzo gewesen ist. Die Mauern von Arezzo sind mit unge-

heuren Wälden zusammengesetzt. Natürlicherweise wird von der so viel besprochenen Cyclopischen Baukunst, von der Hypothese des Hrn. Petit: Radel, und allen dahin gehörenden Dingen gehandelt. S. 744. Perugia. Von den Gemälden des Lehrers Raphael's, Pietro Vanucci. Diese Stadt ist von den Franzosen auf eine unglaubliche Weise ihrer Kunstschätze beraubt worden. Man vergleiche nur das vortreffliche Werk von Baldassare Orsini (1804. 8.), welches der Aufmerksamkeit des Verf. entgangen zu seyn scheint. Endlich: zum Beschluß, einige antiquarische Notizen von dem Clitumnus-Tempel, Spoleti, Terni, Narni, Otricoli, Civita Castellana, Nepi und Rom. — Der Fortsetzung dieses lehrreichen Werks sehen wir mit Verlangen entgegen.

Leipzig.

Bei Breitkopf und Härtel: Grundregeln der Harmonie, nach dem Verwechslungs-System entworfen und mit Beispielen erläutert, von J. G. Schicht, Musikdirector und Cantor an der Thomas-Schule zu Leipzig. 66 Seiten in Folio.

Was Herr Schicht hier Verwechslungs-System nennt, ist daselbe, was man sonst und auch noch jetzt Ableitung aus Stamm-Accorden durch Verwechslung einzelner Intervalle nach oben oder unten, und durch Vorausnahme (anticipatio) oder Aufhaltung (retardatio) genannt hat und nennt. Kirnberger hat es zuerst in einem bedeutenden Umfange aus den so tief gedachten Werken Seb. Bachs entwickelt. Wer gründliche Musikwerke gehörig fassen und genießen, oder selbst ein gründliches Musikwerk hervorbringen will, muß es nothwendig kennen, weil er sonst sehr oft nicht wissen wird, was er hört oder schreibt, folglich auch nicht im Stande seyn kann, ein musicalisches Kunstwerk mit Klarheit zu fassen oder hervorzubringen.

Der Theorie nach hat zwar der Verf. dieses von ihm so genannte Verwechslungs-System nicht zu weit ausgedehnt. Denn man kann und muß alle Möglichkeiten versuchen, den musicalischen Sprachreichtum, und damit die Mittel des Kunstausdrucks zu vermehren. Aber was in der Theorie gut scheint, läßt sich nicht immer mit Erfolg in Ausübung bringen. Die erste und höchste Eigenschaft aller Harmonie und Modulation ist Wohlklang. Wenn eine Verwechslung oder Verwechslung der Intervallen eines Accords, er sey von welcher Art er wolle, diesem Wohlklange hinderlich ist, so raugt die Verwechslung nichts. Wir können alles in der Welt umkehren, aber nicht alles wird oder bleibt in der Umkehrung schön. Seb. Bach, der vielleicht in diesen Verwechslungen mehr als irgend ein anderer Componist versuchte und wagte, in dessen Werken man es jedem einzelnen Satz ansieht, daß er dabei auf Vermehrung des musicalischen Sprachreichtums gedacht hat, gieng doch nie weiter darin, als es der Wohlklang erlauben wollte. Er hat Versuche gemacht, die zwar nicht gedruckt, aber doch noch vorhanden sind, und von Kennern aufbewahrt werden, wobey er selbst gefühlt haben muß, daß sie zu weit führten, und unnatürlich würden; denn er hat sie nur angefangen, aber nicht vollendet.

Der Verf. sagt zwar in seinem Vorberichte selbst, daß er anfänglich manche aus solchen Verwechslungen entstehende Harmonie hart gefunden habe, die ihm nach näherer Bekanntschaft damit immer angenehmer geworden sey. Allerdings kann man durch Übung und nähere Bekanntschaft mit solchen zusammengesetzten Accorden zu einem höhern Wohlgefallen daran gewöhnt werden, als sie anfänglich gewähren wollen; aber auch dieses durch Angewöhnung entstandene Wohlgefallen nimmt ein Ende, wenn die Verwechslung zu weit getrieben wird, wenn auch bloß durch

gehende Töne aller Art als anschlagende und als besondere Accorde behandelt werden sollen, wie sie hier oft behandelt werden. Rec. hätte sehr gewünscht, daß die Beispiele zum Gebrauch aller ungewöhnlichen Verwechslungen aus den Werken anerkannt großer Harmonisten genommen seyn möchten: denn nur solche können ungewöhnliche Accorde durch ihre vorsichtige Anwendung empfehlen, weil ihnen in aller Harmonie und Modulation der Wohlklang stets das höchste Gesetz ist und seyn muß. Die Beispiele, die der Verf. gibt, können nur wenige von diesen Seltenheiten empfehlen.

Uebrigens enthält das Werk auch die gewöhnliche Lehre von con- und dissonirenden Accorden, nebst ihren Ableitungen, und wenn der Verf. seine Schüler nach den darin enthaltenen Grundsätzen unterrichtet, so werden sie gewiß nicht nur richtige Ansichten davon bekommen, sondern auch die bloßen Beschaulichkeiten nach ihrem wahren Werthe würdigen lernen. Die Methode der Bezifferung, die der Verf. nennt, ist unbedeutend. Ob die Erhöhungs-, Erniedrigungs- und Wiederherstellungs-Zeichen vor oder hinter der Ziffer stehen, ist eine sehr gleichgültige Sache. Das Auge muß sich ja doch gewöhnen, beides auf einmahl zu übersehen. Sie sind daher auch von den meisten Componisten sehr willkürlich, bald vor bald hinter der Zahl gebraucht worden. Und wenn doch einmahl eine feste Regel hierin angenommen werden soll, warum soll denn bey der Ziffer eine andere gelten, als bey der Note selbst, die durch die Ziffer angedeutet wird? Würde es Herr Schicht wohl besser finden, die Been, Quasdrata und Kreuze hinter die Noten zu schreiben, anstatt daß sie bisher von aller Welt vor die Noten gesetzt worden sind?

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1814.

Landskut.

Hey Thomann: Die öffentlichen Gottesverehrungen der katholischen Christen waren anfangs anders beschaffen als jetzt und sollten wieder anders werden. Aus der Geschichte, Religion und Vernunft dargestellt von einem alten katholischen Pfarrer in Baiern und königlichen Bezirksinspektor der Volksschulen. 1810. 675 Seiten in groß Octav.

Da diejenige, welche sich den in Deutschland immer zahlreicher werdenden Vorschlägen zu Verbesserungen im katholischen Gottesdienste widersetzen, sich auf Alterthum und Tradition berufen, um das Bestehende zu vertheidigen, so beweist der Verf., daß ehemahls vieles gar anders darin gewesen sey. Er beschränkt sich auf die Beschaffenheit und Einrichtung der Kirchen, das Vorlesen, Erklären, Ermahnen, gemeinschaftliche Beten und Singen, Feyer des Abendmahls und Gebrauch der Landessprachen bey dem Cultus, und bleibt meistens nur bey den früheren Jahrhunderten stehen. Der Beweis war nicht schwer zu führen, wiewohl man doch bey der Art, wie er geführt wird, statt

der bloßen Zusammenreihung von Stellen mehr Critik und historische Deduction wünschen möchte, auch in dem Historischen, besonders bey der Einrichtung der Kirchen, gar Manches vorkommt, was hierher nicht gehörte, und auf den alten Fuß zurückzustellen, weder möglich noch von Bedeutung ist. Es würde sich auch leicht zeigen lassen, daß manches Anfangs zwar nicht, wie jetzt, doch anders gewesen, als der Verf. es beschreibet. Die Hauptsache aber in diesem Buche ist die zuletzt vorkommende Beantwortung der Frage: Darf und soll der katholische Gottesdienst, und was und wie soll darin geändert werden? Die Antwort ins Kurze zusammengezogen ist folgende: 1) Er darf geändert werden. Nur das Wesen der Dinge besteht immer, alles Uebrige ist Aenderungen unterworfen. Die Gebräuche, mit welchen ein Geschäft vorgenommen wird, und die Gestalt, in welcher eine Sache erscheint, unterliegen dem Wechsel und gehören namentlich in der Religion nicht zum Wesen. Der Stifter des Christenthums hat es mit wenigen heiligen Gebräuchen und Uebungen versehen, um ihm, da die Menschen und Völker so sehr verschieden sind, den Eingang in alle Länder zu erleichtern und sie allen Zeiten anzupassen. Die Apostel, ihre Gehülften und Nachfolger haben daher den Gottesdienst nach Zeiten und Umständen eingerichtet. Die Kirchen der verschiedenen Länder stimmten zwar in der Hauptsache zusammen, wichen aber in vielen Gebräuchen von einander ab. Dieß Recht steht noch jetzt allen Kirchen zu. Es gehört zur christlichen Freyheit. Christus hat uns von dem Joche der Jüdischen Gebräuche erlöst, niemand darf uns ein anderes Joch dieser Art auflegen. Dieß Recht ist auch in allen Zeiten von Kirchenvätern, Bischöfen, Synoden angenommen, vertheidiget und geübt worden. Nur die Glaubens- und Sittenlehre ist unveränderlich, nicht

aber der Ritus. 2) Der katholische Gottesdienst soll geändert werden. Er hat viele Gebrechen, welche mit dem Geiste und Zwecke des Christenthums im Widerspruche stehen. Der Cleriker und das Volk sind in der Kirche zu sehr von einander getrennt, es kann zur Aufklärung und Veredlung des letzten dabei geschehen. Was bey Messen, Vespereu u. gesungen und gebetet wird, versteht das Volk nicht. Die Messe ist für Belehrung und Erbauung unfruchtbar und voll von Irthümern und Ungereimtheiten u. s. f. 3) Es soll an dem katholischen Cultus sehr viel geändert werden; alles, was nicht belehrt, nicht ergreift, nicht erbaut und bessert, dem Geiste des Urchristenthums widerspricht, die Vernünftigen aus den Kirchen verreibt, muß aus ihnen verbannt und etwas Besseres eingeführt werden. Kleine Veränderungen helfen nichts, die Zahl zweckloser und schädlicher Gebräuche ist sehr groß, es muß eine durchgreifende Reforme vorgehen. Der Gebrauch der Lateinischen Sprache bey dem Gottesdienste, die stillen Messen, die vielen Bekreuzungen und Verbeugungen, die fremde Kleidung der Priester, die vielen ungeschickt gewählten Abschnitte aus der Bibel, die häufigen Anrufungen der Heiligen, die Monotonie und lange Dauer des Gottesdienstes u. müssen aufhören. Damit der Geistliche vom Volke wohl verstanden werde, soll auf der Kanzel vorgelesen und vorgebetet werden; was am Altare geschehen muß, soll er hinter dem Altare stehend verrichten, wodurch auch die vielen Umwendungen wegfallen, der Altar soll dem Volke näher gerückt werden. Man lese die belehrendsten und ergreifendsten Stellen der Bibel deutlich und kräftig übersetzt im Zusammenhange, auch vorzügliche Unterweisungen und Ermahnungen alter und neuer Tugendlehrer vor. Es werde in den Landessprachen unter Begleitung von Musik mit Deutlichkeit, Kraft

und Würde gesungen. Die Lesestücke, der Vortrag, die Lieder und Gebete, welche an Einem Tage vorkommen, müssen mehr zu Einem Zwecke zusammenstimmen u. s. w. 4) Wie sollen diese Veränderungen eingeführt werden? Wenn man die dem Volke verständlichen und erbaulichen Stücke der h. Schrift nicht aus einer katholischen Volksbibel, die noch nicht, wie sie seyn sollte, verfaßt ist, nach einander in der Kirche vorlesen will, so muß man mit prüfender Ueberlegung diejenige Stücke, welche am meisten belehren und erbauen, auf Sonn- und Festtage und auf verschiedene Ereignisse in angemessener Ordnung zusammentragen und an sie einen Anfang von belehrenden und erhebenden Unterweisungen und Ermahnungen reihen. Diese Schrift muß auch das Evangelienbuch des Volks oder die Volksbibel werden. Dazu muß ein verbessertes Gesang-, Gebet- und Meßbuch kommen. Diese Bücher müssen in die Kirchen eingeführt werden. In den Städten muß die verbesserte öffentliche Gottesverehrung beginnen, die Flecken und Dörfer werden bald nachfolgen. Die Bischöfe leiten dieß Geschäft mit weiser Liebe, empfehlen die Verbesserungen durch ihr Beyspiel und ermahnen dazu durch Hirtenbriefe. Der Staat fordert alle Unterthanen mächtig auf, diese Wohlthat mit christlicher Theilnahme zu ergreifen, und droht dem Frevler, welcher dem Volke diese Veränderung verdächtig zu machen wagt, die Verweisung aus dem Landgerichte, in welchem er wohnt, und bey Wiederholung des Verbrechens aus dem Kreise. Der Staat nimmt selbst daran aufmerksam und innigen Antheil, und hindert alle Geringschätzung dieser Verbesserungen. Sollten die geistlichen Behörden, von welchen hierin die erste Bewegung ausgehen soll, unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen, so würden die Landesherren gemäß der Macht und Pflicht, für die Erziehung

und Bildung ihrer Völker zu sorgen, berechtigt und verbunden seyn, eine verbesserte Gottesverehrung einzuführen. Diese soll drey Monate darauf, nachdem sie in den Städten und Gegenden, wo weise und geachtete Religionslehrer angeordnet sind, begonnen hat, an Einem Tage in allen Kirchen eingeführt und ununterbrochen fortgesetzt werden. Um ihr die gute Aufnahme zu erleichtern, sollen sich die Pfarrer auf den Landcapiteln und bey anderen Gelegenheiten über die Art, wie in ihrer Gegend die Hindernisse am leichtesten zu besiegen und die Menschen der guten Sache zuzuwenden wären, ihre Gedanken und Rathschläge mittheilen. Sie sollen dem Volke die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit dieser Veränderung deutlich, lebhaft und rührend erklären, sich, die Schullehrer und die Schule darauf vorbereiten und das Werk mit Würde und Kraft beginnen und fortsetzen. Diese Behauptungen und Vorschläge sind gewiß aus Ueberzeugung hergestossen und aufs beste gemeint; aber jeder Kenner wird einsehen, daß sie das innerste Wesen, die Wurzel, die obersten Principien des Katholicismus anzureißen und seine Consequenz zerstören, daß die katholische Kirche, wie sie bisher war, sich erst selbst aufgeben und reformiren muß, ehe so etwas geltend werden kann, daß noch weit mehr, als der Verf. sich vorstellt, mit wegfällen muß, daß solche partielle Verbesserungen, als er vorschlägt, in dem Contraste mit alten bestehenden Einrichtungen, leicht der Religion mehr schaden als nützen. Die Art und Weise, wie er die Verbesserungen eingeführt wissen will, ist in der Ausführung weit schwieriger, als er sich vorstellt, und die Macht, die er der weltlichen Obrigkeit in Kirchensachen einräumt, gefährlich und dem Katholicismus wie dem Protestantismus entgegengesetzt. Uebrigens lassen

sich allerdings Verbesserungen in dem katholischen Cultus vornehmen und die von dem Verf. vorgeschlagenen sind zum Theil selbst von dieser Art, welche seinem inneren Wesen nicht widersprechen und auch an das Alte und Bestehende läßt sich viel Neues und Herrliches anschließen, ohne das Gebäude in seinen Fundamenten zu erschüttern.

Amsterdam und Leipzig.

Litteratur der Geschichte, und deren Hülfswissenschaften, seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet, und mit den nöthigen Registern versehen von Joh. Samuel Erich; aus dessen Handbuche der Deutschen Litteratur besonders abgedruckt. 1813. 417 Seiten in groß Octav.

Das Bedürfniß der neuern Litteratur der Geschichte ist gewiß von so vielen gefühlt, und der Nahme eines so vorzüglichen Litterators gibt für die Ausführung eine so hinreichende Bürgschaft, daß wir unsrer Verpflichtung eine Genüge zu leisten glauben, wenn wir nur den Umfang und die Einrichtung eines so nützlichen Buches genauer angeben. Den Zeitraum, den es umfaßt, bestimmt schon der Titel. Da es ein Abschnitt des Handbuchs der Deutschen Litteratur ist, so kann es sich auch nur zunächst auf die Werke Deutscher Schriftsteller beziehen; jedoch sind von Ausländern alle die Werke mit angegeben, welche ins Deutsche überlegt sind; und da dieß mit den wichtigern wohl größtentheils der Fall ist, so wird wohl in dieser Rücksicht nicht viel vermisst werden. Der Verf. nimmt den Ausdruck Geschichte in dem weitesten Umfange, so daß nicht nur die historischen Hülfswissenschaften, sondern auch Culturgeschichte, Kirchengeschichte, Litteraturgeschichte, Biographien, Statistik mit herein

gezogen sind. Er gibt zwar nicht mehr als den bloßen Titel an; aber nach einer systematischen Ordnung, welche ein am Ende angefügtes Schema darlegt. Dieses, mit seinen Abtheilungen und Unterabtheilungen, füllt sieben Seiten aus; woraus man auf die Sorgfalt des Verf. aber auch auf die Unmöglichkeit es hier weiter mitzutheilen leicht wird zurückschließen können. Es ist für den Gebrauch des Buchs nothwendig, sich mit demselben vertraut zu machen; um die Gegenstände über welche man Belehrung wünscht, was über jeden derselben geschrieben sey, schnell auffinden zu können. Bey jeder Schrift ist der vollständige Titel, mit Jahrszahl, Druckort, Preis und Verleger angegeben. Sie sind mit einer, vom Anfang bis zu Ende fortlaufenden Nummer versehen, die bis 6062 läuft. Beygefügt ist dann ein doppeltes alphabetisches Register, der Autoren und der Sachen; welches immer auf jene Nummern zurückweist; so daß man darnach sogleich sowohl die Schriften jedes einzelnen Verfassers, als auch was über jeden Gegenstand geschrieben sey, nachsehen kann. Das Buch ist mit kleiner, aber sehr deutlicher Lateinischer Schrift sauber gedruckt; und zwar in gespalteten Columnen, deren Zahl bis auf 834 (das doppelte der Seitenzahl) steigt. Auf diese Art ist die möglichste Raumerparnis mit der nöthigen Deutlichkeit vereinigt; und die Columnentitel, welche jedesmahl den Abschnitt des Schema anzeigen, erleichtern das Auffinden auf den ersten Blick. Auf diese Weise hat der Verf. für die Bequemlichkeit seiner Leser möglichst gesorgt; und wir wüßten nichts was hier noch vermist werden könnte. Einzelne Verbesserungen oder Supplemente anzugeben liegt nicht in dem Zweck unserer Blätter. Aber die Nützlichkeit und Brauchbarkeit des Buchs, für welches gewiß viele

820 G. g. N. 88. St., den 2. Jun. 1814.

mit uns den Verf. danken werden, glauben wir auch durch diese bloße Anzeige hinreichend dargelegt zu haben.

Duderstadt.

In der Fleckenschen Buchdruckerey: Von Stubenöfen und dem Rauchzuge in Verbindung mit den dazu gehörenden Beyträgen, von Joseph Altkhard, pensionirtem Senator zu Duderstadt, Ehrenmitgließe der Academie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt. 1814. 32 Seiten in Octav.

Der für die Verbesserung der Stubenöfen rastlos bemühte Herr Verfasser dieser kleinen Schrift, hatte bereits im September des vorigen Jahrs der hiesigen königl. Societät der Wissenschaften einen schriftlichen Aufsatz über zweckmäßigere Einrichtung der gewöhnlichen, außerhalb des Zimmers zu heizenden Stubenöfen mitgetheilt. Zu den darin angegebenen Verbesserungen gehört unter andern, daß man dem Unterofen, statt eines gewöhnlich zu hohen Aufsatzes, zwey niedrigere und dem Deckblatte des ersten Aufsatzes, zwey engere Zugöffnungen als die im Oberblatte des Unterofens befindlichen, geben soll. In der vorliegenden Schrift ist nun nicht allein von diesen Verbesserungen der gewöhnlichen Stubenöfen, sondern auch über viele, die Windöfen betreffenden Gegenstände die Rede, wodurch manches in den früheren Beyträgen enthaltene ergänzt wird. Außerdem gehet der Herr Verfasser zwey von Oefen handelnde Schriften durch (— eine Abhandlung über Holzsparende Stubenöfen in den Schriften der Leipziger öconomischen Societät 1774. 11. und eine andere von Verbesserung der Stubenöfen in den gelehrten Beyträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen vom Jahre 1762 —) und begleitet die Hauptsätze derselben mit Anmerkungen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1814.

Leipzig.

Bey Hahn: *Francisci Vigeri Rotomagensis de praecipuis Graecae dictionis Idiotismis Liber cum animadversionibus Henrici Hoogeveeni, Joannis Caroli Zeunni, et Godofredi Hermannii.* Editio secunda auctior et emendatior. 1813. XXXVI und 1010 Seiten.

Herr Professor Hermann, welcher sich um das gründliche Studium der Griechischen Sprache unvergeßliche Verdienste erworben hat, gibt hier in seiner zweyten Ausgabe des Vigerus einen neuen Beweis von seinem unermüdeten Fleiße, den regen Eifer für die Griechische Literatur durch Mittheilungen aus seinem Sprachschätze zu unterstützen. Denn durch seine Zusätze und Anhänge hat diese Ausgabe an hundert vier und zwanzig Seiten gewonnen. Die Einrichtung des Buches selbst ist die alte geblieben. Die in dem ursprünglichen Texte oder in Hoogeveens und Zeunnes Noten hinzugekommenen Bemerkungen sind, wie vormahls, kurz gefaßt, so daß auch in dieser Ausgabe die Seitenzahl mit der alten vollkommen übereinstimmt. So ist auch,

D (4)

da seine Adnotationes um 46 Seiten gemachfen sind, das Citiren zum Lesen der Befiger der frühern Ausgabe durch die Zufegung der alten Pagina erleichtert. — Die Refultate feiner neuen Forschungen legte der Hr. Prof. Hermann in den Annotatienen nieder, welche er zum Theil nach berichtigten und erläuterten Anfichten umarbeitete, theils mit einer Reihe von neuen Bemerkungen von sich oder andern zierte, wo der vorigen Herausgeber Irrthümer es foderten oder dazu Gelegenheit gaben. So wird S. 745 die nicht sehr häufige Beziehung des Infinitivus des Hauptsatzes auf das Hauptverbum des Zwischensatzes, vor welchem *ac* steht, nachgetragen und auch mit einem treffenden Beyspiele aus Cicero de Off. 1, 7, 5. erläutert; S. 746 die richtige Bestimmung gegeben über den Gebrauch des Imperfects, wenn man es mit pflegen übersetzen kann; gelegentlich auch über *reditum rupere* Horat. Epod. 13, 15. Wir hätten auch den groben Irrthum Hogeveens gerügt gewünscht, welcher in der Stelle des Horatius *rupere — rivehet — levato* ein triplex tempus erkannte, und auch den Imperativ zu einem Tempus erhob. S. 748 geschiel der treffende Unterschied zwischen den Imperativen des Aorists und des Präsens. Ueberall sieht man auch in seinen ehemaligen Zusätzen den prüfenden Scharfsinn, die verbessernde Hand, selbst in Hinsicht des Lateinischen Ausdrucks. Nur wurde S. 745 in der Stelle aus den Wolken des Aristophanes 816. seine ehemahlige Verbesserung *Τὸ Δία πολΰειν* für die echte alte Lesart *Τὸν Δία πολΰειν*, die er selbst nachher als richtig anerkannt hat (S. Hecub. Eurip 794.) aus Versehen wieder abgedruckt; ebenfalls vergessen das *Επιμαρπον* am Ende der ersten Ausgabe S. 741 einzurücken, wohin diese Bemerkung von Keiz gehört. S. 744 erwarteten

wir in dieser Ausgabe einen schärfern auf Begriffe begründeten Unterschied zwischen *paene* und *prope* oder *propemodum*. Denn *prope nonaginta annos natus* erlaubt wohl kein ziemlich. So erhalten S. 206 die Leser auch keine Berichtigung von Wigerus falscher Auffassung der Stelle des Demosthenes Olynth. III, p. 30. L. 15. ed. R. οὗτος Φίλιππος ἐδάραυε τοὺτους, οὐδ' οὗτοι Φίλιππον. wo Keiske den seltenen Sprachgebrauch ἐδάραυε *iva* einem Trauen richtig verstand. So wird endlich S. 197 Hoogeveens ungerichtigte Bemerkung, die sich zum Streichen vortrefflich geeignet hätte, nicht verbessert: Sed perfectum indicativi pro futuro subjunctivi est apud Ciceronem ad Cassium: qui si conservatus erit, vicimus pro vicimus. Ist die Stelle so, so muß sie veralteter werden mit Liv. 21, 43. Si eundem mox (animum) in aestimanda fortuna vestra habueritis, vicimus, milites. Es wird hier eine unter einer Bedingung gewiß hervortretende Folge ausgesprochen, und diese durch den Gebrauch des präsentischen Perfects noch gewisser gemacht: wir sind schon Sieger.

Es findet sich bei Aufstellung wichtiger Regeln Gelegenheit zu Verbesserungen, wo andere, des Grundes und des Gebrauchs unkundig, den Fehler nicht entdeckt hatten. Zur Bestätigung der unrichtigen Bemerkung von Wigerus, die Indicativen Futuri ständen für den Optativ mit *αν*, führte Hoogeveen die schlechte Sentenz aus dem Theognis an 216. Πολύπου ἀργηῖ ἰσχυε πολυπλάνου, ὅς ποτι πέτρῃ, Ἴη προσομιλήσει. τοῖος ἰδαῖν ἐφάγγη. als ob προσομιλήσει für προσομιλήσειεν *αν* stehen könnte. H. P. H. emendirt richtig προσομιλήσει angemessen dem Sprachgebrauche, nach welchem ὅς *αν*, auch ὅς ohne *αν* für *εάν* mit dem Pronom gebraucht wird. Man könnte auch προσομιλήσειεν ver-

muthen. Wenn aber ebendasselbst in der Stelle des Aristoteles $\text{Ἡ κάμηλος ἀπὸ τῶν ποταμῶν οὐ πίνει πρότερον, ἢ συνταράξει}$ ebenfalls συνταράξη emendirt wird, so möchten wir nicht bestimmen. Denn οὐ πρότερον i' setzt ein bloßes Zeitenverhältniß an ohne Einfluß auf den modus. Man mache die Probe durch eine Umstellung $\text{Ἡ κάμηλος πρότερον συνταράττει τοὺς ποταμούς, ἢ πίνει ἀπ' αὐτῶν.}$

Die schätzbarsten Ausstattungen des Werks sind zwölf Appendices, meistens Auszüge aus seinen kleinen Schriften grammatischer Art, welche wenig in Umlauf wären. Einige von ihnen sind ganz neu. I) De Idiomatis universe. p. 865 - 68. Hier wird der Begriff von Idiom geprüft, und der Unterschied zwischen Idiom und Syntax begründet. Alles dasjenige ist nach Hrn. P. H. Idiom einer Sprache, was ihre Grammatik, als wissenschaftliches Gebäude, ausschließt, weil in ihm die Willkühr des Gebrauches herrscht. II) De Ellipsi und III) Pleonasmō. - p 889. Nach einer veränderten Einleitung folgen hier die beiden Tractate, welche in dem Museo Antiquitatis erschienen sind, allein concentrirter, auch an einigen Orten mit anderer Stellung des Stoffes und mit andern Ansichten. Die subtile Auseinandersetzung des für pleonastisch gehaltenen Gebrauchs von den Partikeln αἰ und οὐ Mus. p. 212 - 235 hat er hier ganz ausgelassen, weil ihr Gebrauch in den Annotationen zum Bigerus erläutert sey. Rec. gesteht, daß ihm vieles von αἰ οὐ auch nach dieser Auseinandersetzung nicht verständlich ist. IV) De confusionis notionum - 891. Dieses Capitel nimmt als Idiomem auf formulas, in quibus verba aliud quam quod cogitatur, indicant; wie οὐκ ἔστιν verbieten, abmahnen, ἐπιφρονή ἀστέρων Elect. Soph. 19. gestirnte Nacht $\text{ἐπιφρονή ἀστέρωσσα}$, was S. 879 unter der Rubrik von falschen Ellipsen schon erläutert war. Solche kühne Zusammenstellungen von Ge-

nitiven, wie herba veneni Ecl. Virg. IV. 24., wo der Genitiv des abhängigen Substantivs dasjenige anzeigt, was mit dem regierenden verbunden ist, sollten sie nicht in die Syntax in das Kapitel vom Genitio gehören, nicht aber unter die Idiomen? Ueberhaupt ist dieser Abschnitt in seinen Grenzen nicht bestimmt genug. V) De attractione — 894. Buttman, welcher hier trefflich vorgearbeitet hatte, wird ergänzt. Zu dem letzten Falle der Attraction S. 894 hätten die Stellen S. 745 von Notanda vero gesetzt werden sollen. In Beispielen, wie Thucyd. I. 8. *ἢ γὰρ ἐκ τῶν ἡρώων κακοῦργοι ἀνέστησαν ὑπ' αὐτοῦ* erkennt der H. eine attractio in vocabulis, quibus mansio vel motus aliquis significatur. Rec. fand diese Kürze der Zusammenstellung nur bey Zeitwörtern der Bewegung. Er erwartete auch eine vollständige Aufzählung aller in dem Falle gebrauchten Präpositionen. VI) De anacolutho — 900. Hier sind des H. Ansichten weniger genügend, sowohl in der Bestimmung dessen, was in das Kapitel der Anacoluthie gehört, als auch in Hinsicht einzelner Fälle. Denn nach seiner Bestimmung S. 868 umfaßt Idiom einer Sprache dasjenige, was nicht in eine vollkommen zusammenhängende Syntax dieser Sprache aufgenommen werden kann. Also alle Anacoluthien, d. h. Perioden mit Verletzung der strengen Construction, sie mögen den Ton des gemeinen Lebens kunstvoll nachahmen, oder von der Redekunst ausschließlich mit Nachdruck gebraucht werden, oder endlich die Folge von der Nachlässigkeit der Schriftsteller seyn, müssen in das Kapitel, das diese Idiome behandelt, aufgenommen werden. Und hat man die Syntax in ihrer richtigen Folge und nach ihren Grenzen bestimmt, so wird die Ordnung der Syntax am besten bey der Anordnung der Anacoluthien zu Grunde gelegt werden können. Der Hr. Pr. H. will die rhetorischen Anacoluthien durchaus ausgeschlossen wissen.

Wenn er ferner, um nur einige Fälle zu berühren, im Aesch. Prom. 613. *πρὸς βοροῖς δατῆρ' ὄρῳς Προμυθεῖα* eine Anacoluthie findet; denn *δοτῆρ* könne mit keinem Dativ verbunden werden; so bitten wir Folgendes zu erwägen. Die Worte *δοτῆρα πρὸς βοροῖς* sind Apposition. Apposition ist ein verkürztes Urtheil, und erlaubt die Auflösung durch das Relativ und die Copula. Jene Worte also so aufgelöst *ὃς ἐστὶ δοτῆρ πρὸς βοροῖς* geben eine natürliche Construction mit dem Dativ, wie sie in die Syntax gehört, und es verschwindet alle Anacoluthie. Wer wird im Valer. Flacc. 1, 557. *spes et metus omnibus esto arbiter* eine Anacoluthie finden? Eben so wenig vermögen wir eine zu entdecken in dem Verse *ἄμματα καὶ κεφαλὴν ἱκλας διὰ τσπινραίνω*. Der *κ* meint *ἱκλας* verlange *ἄμματα* und *ἄμματα* fordere *ὄμοια ἔχων*. Die richtige Ansicht vom Gebrauch des Griechischen Accusatives, wird diesem Falle, wie dem *ἐατὸ φανωμένος κῆρα* und Hundert ähnlichen, leicht einen Platz in der möglichen Syntax verschaffen. Im Philoct. Soph. 656. *ἄρ' ἔστιν ἄσπε καγγύδου θεῶν λαβαίν;* erkennen wir gar keine Anacoluthie, und die Auflösung mit *ἄρ' ἔστιν ὡς* (gewöhnlich *ἔστιν ὅπως*) *θεῶν ἂν λαβαίμ* ist wohl kaum echt Griechisch. *ἔστιν ἄσπε* ist eine urbane Wendung, entsprechend dem Lateinischen *est ut es ist möglich*, daß Terent. Adelph. III, 6, 4. *Si est factum ut sit officium tuum*; nur mit dem Unterschiede, daß *ἔστιν ἄσπε* nach dem Geiste der Griech. Sprache wie dem Infinitiv construiert wird. S. 949 soll dieselbe Stelle des Sophocles unter die Fälle gehören, wo *ἄσπε* mit *vel* oder *adeo* ausgedrückt werden könne. VIII) *De incertarum sententiarum in certas mutatione* — 901. Dieses Kapitel bezieht sich auf den Fall der *oratio obliqua*, wo die Schriftsteller bey Anführung der Meinung anderer in den Zwischensätzen oder abhängigen Sätzen in den Indicativ des Präsens übergehen, als ob die Personen selbst sprächen. Thucyd.

II, 5. καὶ αὐτοὶ ἐπαύσαν αὐτῶν τοὺς ἄνδρας ἀπαυτῶντες, οὐκ ἔχουσι ζῶντας statt οὐκ ἔχουσιν Allein würde die Rede durch οὐκ ἔχουσιν ungewisser? Ein geschenes Factum oder ein Zustand, von dem Denken eines Menschen abhängig gemacht, verliert von seiner Wirklichkeit nicht so viel. VIII) De modorum constructionibus apud Homerum - 910. IX) De usu modorum apud Homerum in comparationibus - 914. Von diesen beiden Abschnitten, welche viel Lehrreiches enthalten, wird bald bey der Beurtheilung der Acta Monacensia die Rede seyn; wie auch von dem folgenden X) Additamenta ad caput VIII. - 939. einer angenehmen Zugabe, welche, wie der Eingang uns belehrt, wir dem Buchdrucker verdanken, der, um seinem Contracte mit dem Verleger gemäß die bestimmte Vorgenzahl zu liefern, Hrn. Dr. H. um neues Manuscript bat. Dieser Veranlassung verdanken wir wohl auch die folgende XI) *De regulis syntacticis* - 948. Hier wird gezeigt, worauf man bey Aufstellung und Begründung grammatischer Regeln sich stützen müsse. Sehr richtig werden hier als die sichersten Quellen genannt der philosophische Grund der Dinge und der Gebrauch. Dieses, und wie der Gebrauch auf die Abänderung philosophisch richtiger Constructionen einwirkt, wird hierauf an einigen merkwürdigen Beyspielen gezeigt mit Scharfsinn. XII) Additamenta Adnotationum ad Vigerum - 950. Zusätze und Verbesserungen zu seinen eignen Annotationen.

Wenn wir des Hrn. P. H. richtige Ansichten von der Beschaffenheit eines Buches, welches Idiome einer Sprache liefern will, S. 867. 868 mit dem Reichthum dieser angefügten Anhänge und seiner umfassenden Belesenheit erwägen, so regt sich in uns der lebhafteste Wunsch, daß er in Zukunft die Freunde der Griech. Literatur mit einem ganz neuen Werke über Griechisches Idiom erfreuen möge. Diese Schätze zeigen hinlänglich, was auch ohnehin niemand in Wider-

888 G. g. A. 89. St., den 4. Jun. 1814.

rede steht, daß von seiner Aeußerung Praef. p. VI. *E-
quidem id facere nec potui nec volui* wenigstens der
erste Grund nicht angenommen werden kann. Es bietet
in der That die Gestalt dieses Buches, wie es jetzt ist,
einen sonderbaren Anblick dar, wenn man nur das be-
trachtet, ein halbes Buch Irthümer und ein halbes
Buch Berichtigungen. Wigerus Buch ist weder mit der
Sprachkenntniß noch in der Form geschrieben, daß es
eine stete Fortpflanzung verdiente, und in unsern Zei-
ten noch viel Nutzen schaffen könnte. Von gleichem Ge-
präge sind Hoogeveens Zusätze, von noch schlechterem
Zeunes Vermehrungen. Ein Latein. Vortrag herrscht
in ihm, welcher durch Mangel an Correctheit, Reinheit
und Eleganz den Geschmack der Jugend verdirbt. Man
kann den Wigerus vollkommen als einen Latine barba-
rus anerkennen, nach seiner eignen Zusammenstellung
Graece barbarus p. 198. Das Buch selbst ist nach den
wenig geläuterten Ansichten früherer Zeiten geschrie-
ben, wo man das Idiom der Griech. Sprache nicht nach
dem Geiste der Griech. Sprache selbst beurtheilte, son-
dern der Lateinischen, und eigentlich nur das für Idiom
erklärte, worin d. Griech. Sprache von der Lateinischen
abwich. Diese Vergleichung war oft die Quelle von
großen Irthümern u. lächerlichen Erklärungen. Kein
Wunder, wenn daher ganze Kapitel dieses Buchs, wie
S. II. de *Idiotismis Indicativi, Imperativi, Optativi
et Subjunctivi propriis* als durchaus falsch angesehen
werden müssen. Der größte Theil von dem, was Wige-
rus für ein Idiom erklärt, gehört der Grammatik oder
dem Lexicon der Griech. Sprache an. Dieser immer
mehr wachsende Vervollkommnung wird des Wigerus
Arbeit unbrauchbar machen. Wer, dieses alles erwä-
gend, wird nicht mit dem Rec. sich sehnen nach einem
vollständigen Werke über wirkliches Idiom der Griech.
Sprache von solcher Einsicht u. Tiefe des Geistes, wie
beides den Hrn. P. Hermann zielt? W.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 4. Junius 1814.

Strasburg.

Bey Levrault: Abrégé de l'histoire et de la statistique du ci-devant évêché de Bâle, réuni à la France en 1793; suivi de renseignements sur les principales familles et ses anciens châteaux, avec une carte du pays, par *Charles Ferd. Morel*, pasteur et président de l'église réformée consistoriale de Corgemont, membre du conseil général du Haut-Rhin, de la société d'émulation de Colmar, membre correspondant de l'Athénée de la langue françoise à Paris. 1814. 348 Seiten in Octav.

Eine genauere Kenntniß dieses kleinen Landes wird in mehrerer Beziehung, unter andern auch eben jetzt, ein besonderes Interesse darbieten, indem die dem Schweizer-Bunde vormahls durch Vertrag oder durch vielfach nachbarliche Verhältnisse verwandten Theile ihm wieder vereint werden sollen, welche durch Französische Gewalt und eigene Verblendung davon getrennt wurden. Die Geschichte der Lande des ehemahligen Bisthums Basel, die vordem theils der Schweizer Eidgenossenschaft näher

vereint waren, theils zum Reiche gezählt wurden, wird man, so wie dessen jezige physische, moralische und politische Zustände aus vorliegendem Werke ziemlich befriedigend erkennen.

Der Verf. gibt sich uns als einen wohlwollenden, gütgesinnten Mann zu erkennen; auf tiefe historische Gelehrsamkeit macht er keine Ansprüche. Manches, was über die Geschichte des frühern Mittelalters vorgetragen wird, hatte der Rec. angestrichen, weil es eine Berichtigung fordert: allein er unterdrückt sie, da der Verf. offenbar mehr ein Hand- und Lesebuch für die gebildeteren Classen seiner Landsleute beabsichtigt, welches ihnen über die vornehmsten Schicksale ihrer Landschaft eine Auskunft geben, und diese ihnen theurer und werthet machen sollte. Dieser Zweck ist erreicht worden, und zu solchem ist nicht eben erforderlich alles haarscharf zu nehmen.

In dem eigentlichen historischen Theile wird, nachdem von der frühern Geschichte des Landes im Allgemeinen geredet worden, von der Zeit an, daß Bischöfe waren und ihre Folge bekannt ist, an deren Person und Regierung die Landesgeschichte geknüpft; es werden die Erwerbungen, die man nach und nach gemacht, und das was man eingebüßt, so wie die Verdienste und Fehler der Herren und ihrer Diener frey geschildert. Man erwarte nicht große Blicke, die etwa von dem Einzelnen auf das Allgemeine geworfen würden, wodurch andere den Special-Geschichten einen eigenthümlichen Reiz verliehen; man erwarte nicht gelehrte Aufschlüsse, tief eindringende Untersuchungen, wodurch etwa der Geschichtsforscher eine große Ausbeute erhalten würde, man rechne eben nicht auf einen ausgezeichneten historischen Scharfsinn und seltene Combinationsgabe oder auf Kunst und Kraft in der Darstellung: allein man

wird beim Lesen ungefähr das Gefühl haben, welches aus der Gesellschaft eines ruhigen, verständigen, wohlgefunten Mannes hervorgeht, und wenn man sich eben nicht im Innersten tief ergriffen und erschütteret fühlt, so wird man auch nicht durch Paradoxen, Hypothesen und Phantastereien geplagt: das Buch liest sich leicht und bequem und hinterläßt einen freundlichen Eindruck.

Die mannigfaltigen, zarten, schwierigen, verwickelten Verhältnisse der Bischöfe von Basel und ihres Landes zur Schweizer Eidgenossenschaft und zu Kaiser und Reich, wird man auch in diesem Abrisse sehr wohl erkennen, so wie den Verstand, die Klugheit und den Character, der von den Bischöfen und den Nachbarn, und von den Bewohnern der einzelnen Theile des Ländchens unter und gegen einander aufgewandt ward, und wie diese Eigenschaften ihre Belohnung, der Unverstand, die Dummheit und Schwäche ihr beschieden Theil erhielten. In diesen Schluchten des Juras und auf diesen Hochgebirgen war doch viel freyes politisches Leben, mehr als in Ländern von größerem Umfange, wo schon längst die unumschränkte Fürstengewalt oder vielmehr reine ministerielle Willkühr galt. Endlich fand aber die verderbliche neue Lehre in diese verborgenen Gründe und auf die höchsten Gebirge auch Eingang; die Bewohner wurden gleichfalls von der Laramel gestochen. Wie solches in einem Theile des Landes statt gefunden, wie darauf später die Vereinigung des Ganzen mit Frankreich erfolgt, das ist belehrend erzählt. Wir können uns nicht versagen die Stelle auszuschreiben, womit der Verf. den Untergang der Bischöflichen Regierung S. 133 beschließt: *C'est ainsi qu'a pris fin l'evêché de Bâle, qui, dans une suite de quinze siècles, a été gouverné par soixante et dix-huit princes-*

évêques, et qui faisoit partie du cercle du Haut-Rhin, dont le prince avoit rang au-dessus des évêques de Liège et alternoit avec Brixen. — On doit à la justice et à la vérité de dire que le gouvernement de ces princes-évêques fut en général paternel et doux. Nul impôt ne pouvoit être perçu, que ceux qui étoient constitutionnellement établis, et chaque revenu recevoit l'emploi auquel il étoit destiné. Si les peuples de l'évêché de Bâle ne connoissoient pas les fortunes brillantes et colossales, ils jouissoient dans une heureuse médiocrité, d'un genre de vie doux et tranquille. A l'abri de leurs lois, et de leurs franchises, ils cultivoient en paix des terres peu fertiles. La loyauté et les bonnes moeurs faisoient leur principale richesse. Tous les rangs étoient rapprochés, tous les cultes tolérés, et le gouvernement pour être épiscopal, n'en étoit pas moins animé d'un esprit libéral et sage. On lui doit des ouvrages utiles, de bonnes routes au milieu des rochers, et, dans les escarpemens des montagnes, des digues contre l'impétuosité des torrens. Si quelques abus s'étoient introduits dans l'administration, quel est l'état, quelle est l'administration ou il ne s'en glisse aucun? —

Anmerkenswerth hat uns geschienen, und es führt zu tiefen Betrachtungen, daß die catholischen Unterthanen des Bischofs am ersten und gewaltigsten von der Neuerungsucht ergriffen wurden, während dessen protestantische Unterthanen ihm ergeben blieben und, dem größern Theile nach, ungern folgten. Aber der catholische Bischof drückte auch die Reformirten durchaus nicht, solches bezeugt hier einer ihrer Geistlichen; dann aber waren sie auch gebildeter. Durch ein verruchtes oder kindisches Spiel trat endlich die erbärmlichste Nachahmung, unter

dem Namen einer Republik Rauracim, hervor, die, nach einem sehr kurzen und jammervollen Leben, einen Theil der großen Republik, unter der Benennung eines Departements des mont terrible, bilden mußte, bis, in dem December des J. 1796, auch der übrige südliche Theil des Bisthums von den Franzosen besetzt, dann vereint ward, und das Ganze im Jahre 1800 zu zwey Arrondissements des Departements des Ober-Rheins umgeschaffen wurde. Dieß war das schöne Loos, welches die Vaterlandsfreunde ihren Landsleuten zugetheilt hatten, und dadurch wurde ihnen Gelegenheit verschafft, die Gensdarmen, die Douanen, die Conscription, die unerschwinglichen Steuern, die sorgsam wachende Polizei, das Heer gieriger fremder Beamten, und die Willkühr eines riesenmäßigen Despotismus satfam kennen zu lernen. Mit welchen Gefühlen mögen die Menschen, die solches über das kleine, vormahls so friedliche und glückliche Land gebracht, wenn nicht aller bessere Sinn bey ihnen erstorben, auf solche Folgen ihres Wahnsinns, ihrer Bosheit oder ihrer Verblendung und Schwärmeren zurückschauen! Man sage nicht, die unersättliche Ländergier der neuen Republik hätte das Ländchen doch nicht retten können: dieß ist keine Rechtfertigung. Die Schwachen können den Starcken nicht widerstehen, wenn diese nicht mehr erröthen: allein wenn ein Theil jener die Brüder verräth und verkauft, wer ist dann am meisten zu verdammen?

Der Verf. schließt den historischen Theil mit einer gebührenden, doch nicht entehrenden Reverenz gegen das kaiserl. Regiment; so ward's gefordert und geboten. Hierbey können wir nicht umhin zu gedenken, was Ganilh begegnet seyn soll, der, in seinem Werke sur le revenu public, eine der schärfsten Critiken der ältern, neuern und neuesten Fran-

zösischen Finanzverwaltung gab, und obendrein Englands Verfahren in dieser Beziehung als das höchste nachzuahmende Muster, nach des Rec. Ueberzeugung (s. Öbtt. gel. Anz. 1812. S. 953), selbst über die Gebühr aufstellte. Der Polizey-Minister wollte die Ausgabe des Werks nicht verstaten, wenn nicht ein recht tüchtiges Lob auf den Kaiser beigefügt würde; so geschah es denn, und der seltsamste Contrast ist daraus hervorgegangen; es war das Korbflechten; worauf das Buch schwimmen mußte. Weiß man einmahl, daß man auf einem Maskenballe sich befindet, so läßt sich doch auch hinter der Nummeren das wahre Antlitz leicht errathen. Die Theilung und Verschleuderung der Pfarrländereien und der Güter der Gemeinden, welche die letzten in großes Unheil gestürzt, verschweigt der Verf. nicht, und späterhin kommt, unter der Aufschrift sur les moeurs, wovon weiter unten, manches vor, was weit tiefer greift, obwohl es zum Theil im Dunkeln bleiben mußte, wie viel von dem überhand nehmenden Verderben der Einverleibung in das große Reich beizumessen sey.

Die Statistik hebt mit einer Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit des Landes, dessen Lage, Boden, Bergen, Thälern, Ebenen und Gewässern an, befriedigend und unterrichtend. Demnächst wird von den Geschenken der Natur nach allen drei Reichern geredet; es werden Bogenlange Catalogen von den daselbst vorkommenden Thieren und Pflanzen mit den Kunst- und gemeinen Nahmen gegeben; dann wird von den Aeckern, Feldern und Wiesen gesprochen, darauf von den Mineralien und Versteinerungen, weitläufiger als man in einer Statistik erwarten mochte, und für den Naturforscher, nach unserm Ermessen, gleichwohl nicht befriedigend. Zuletzt vom Gewerbfleiß und Handel, den Sitten

den verschiedenen Religionsparteyen, den Sprachen, den Alterthümern, den Schlössern, den altadlichen Familien, den Männern, die sich um das Land vorzüglich verdient gemacht, oder sonst einen dauernden Namen erworben. Man sieht, es herrscht hier eben nicht die beste Folge, auch möchte mancher in einer Statistik das eine kürzer berührt, das andere tiefer untersucht wünschen: allein wir wollen nicht weiter darüber rechten, sondern uns begnügen, durch die Auszeichnung von Einigem, die Freunde solcher Untersuchungen zur Durchsicht des Ganzen aufzumuntern.

Das Characteristische der physischen Bildung des Landes zwischen den Gebirgsketten des Jura ist interessant und für den Zweck genügend. Ackerbau und Viehzucht, und was damit verbunden, beschäftigen den größten Theil der Einwohner. Allein die Viehzucht und die Gewinnung von Butter und Käse, haben durch die Erhöhung der Preise eines Zentners Salz von 13 Fr. und 50 Cent. auf 27 bis 28 Fr. sehr gelitten, auch hat die Sterblichkeit des Viehs, wegen der geringern Verwendung des theuern Salzes auf dessen Futter, sehr zugenommen. Vormahls war, wegen Besorgniß einer kleinen Erhöhung des Preises dieses Artikels, unter der Bischöflichen Regierung, ein Aufstand des Volkes zu befürchten; jetzt, seit der Vereinigung mit dem großen Reiche, mußten die Einwohner weit Schwereres dulden und Schweigen, und einen ihrer vorzüglichsten Nahrungsweige zu Grunde gehen sehen. Wie viele Freude wird durch die großen Begebenheiten unserer Tage noch auch in die Hütte des Armen wiederkehren! — Das Spinnen von Flachs und Hanf, von Wolle, hier und da auch von Baumwolle, die Bereitung von Tüchern, Linnen, Zeugen, einige Gerbereyen und Färbereyen und einige Hüftenwerke geben sonst

noch, nebst einigem andern, gewinnvolle Beschäftigung. Seit etwa sechszig Jahren ist in einigen Gegenden die Uhrmacherkunst ganz ausnehmend aufgekommen, man wetteifert sehr glücklich in dieser Hinsicht mit den Genfern und Parifern, und liefert die Uhren wohlfeiler durch die Anwendung von Maschinen und die Theilung der Arbeit, denn nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder werden dabey gebraucht und arbeiten einander in die Hand. Aber auch diese zahlreiche Classe fühlt schwer und hart, durch den Mangel an Absatz, die Folgen des gestörten Handels mit den ferneren Gegenden. Viel's bedeutender, durch dessen Lage begünstigter, Verkehr ist durch die Douanen zu Grunde gerichtet worden, und die dort versuchten Baumwollen-Manufacturen würden besser gedeihen, wenn die Zollgesetze anders lauteten. Den armen Menschen wird nun auch eine bessere Sonne aufgehen.

Ein rührendes Bild hoher Unschuld liefert der Abschnitt von den Sitten der Landeseinwohner, mehr jedoch die Erzählung dessen wie sie waren; als wie sie sind. Von den Hirten und Landleuten ist die alte Sitze indeß treuer bewahrt worden, das Riltz gehen ist üblich und heißt bey dem Französischen Theile louvres. Das Wirthshaus, die Schenke werden fleißig besucht, an Trunkenheit und Schlägereyen fehlt es nicht. Wo die Uhrmacher leben, da ist mehr Wohlstand und gewählter Genuß. Dem Luxus wird viel übeles nachgeredet, das Verschwinden der alten einfachen Sitze ihm vornehmlich bemessen. So allgemein möchten wir solches nie behaupten; es kommen aber auch hier einige Stellen vor, die auf anderes hindeuten, und ob die Kauferey und Böllerey besser, als die gewählteren Bekäffe der Uhrmacher sind, das wollen wir unentschieden lassen. Jene bedeutenden Stellen aber

sind folgende. S. 263: Il était rare autrefois de voir les habitans de ces contrées manquer à leur parole. Leur promesse valoit un serment, leur engagement verbal un écrit. On n'employoit les scribes et les notaires que dans des transactions sérieuses et importantes. Heureux tems, où la promesse faite par attouchement tenoit lieu de contrat littéral, où l'on ne connoissoit point les détours de la fraude et de la chicane, et où l'on n'usoit du serment qu'avec réserve et avec le plus grand respect! Un tel peuple n'avoit pas besoin de beaucoup de lois et d'institutions, ses moeurs suffisoient et remplaçoient les meilleures lois. Aussi ce peuple se gouvernoit-il presque uniquement par ses coutumes et ses pratiques anciennes; il ne connoissoit point toutes ces regles et toutes ces formes de jurisprudence, qui ne se multiplient que quand un peuple est demoralisé; ses moeurs honnêtes et pures, fruit d'une vie active et agricole, et d'une religion justement reverée, faisoient sa gloire et sa richesse. Les pratiques particulières et publiques du culte étoient généralement observées avec dévotion; chacun se rendoit les dimanches avec assiduité dans les églises, et en remportoit un coeur et des intentions meilleures. Hierbey kann man freylich wohl nicht umhin, an das Heer von Notarien und Schreibern zu denken, die hinter dem Code Napoleon, als ein Heer von Heuschrecken, herzogen, und auch an anderes wird man erinnert, was als Geschenk bey der Vermählung mit dem großen Reiche diesen frommen Leuten verehrt ward. — S. 265: Mais, ce qui résulte surtout de facheux de cette licence de moeurs, c'est que beaucoup de malheureux enfans, désavoués par des peres cruels et perfides, sont abandonnés à des

meres trop crédules et victimes de la séduction. Wer wird hier nicht an das Geseh erinnert, das wollüstige und verdorbene Männer gegeben, und das diesem Volke aufgedrungen ward: Virgini non creditur! Wir haben auch an andern Orten diese fremde Pflanze wuchern und saubere Früchte tragen sehen.

Bettelen und Armuth ist viel im Lande, das *dépôt de mendicité* hilft nichts, kann auch nicht alle aufnehmen; was man längst wußte wird hier und mit Recht, denn es kann nie genug wiederholt werden, von neuem empfohlen: Sorgt für zweckmäßige Arbeit, oder eure Gabe wird nur das Elend mehren; zu solchem Zweck, glaubt der Verf., könnten die *bureaux de bienfaisance* dienen, die bey stattlichem Nahmen nichts leisten.

Noch ist Raub und Mord wenig im Lande bekannt; aber wohin hätte es kommen müssen, wenn es noch lange so fortgegangen wäre? Ohne Gefahr kann der Einzelne noch in des Waldes Dickicht, im leblosen Hochgebirg, in den einsamen Schluchten sich verlieren; unbewacht bleiben die Heerden, während der Sommernächte, im Freyen, und die Einwohner der Häuser schlafen in der Zeit ruhig bey unverschlossenen Thüren; sehr selten aber geschieht, daß solch Vertrauen mißbraucht würde.

An den langen Winterabenden kommen die Landteute quartierweise zusammen, mit ihren Arbeiten, reihum, jeder Theil bringt sein Bündel Holz mit, um am gemeinschaftlichen Feuer (*veillées de bûche* in der Gegend genannt) durch Gesang, Erzählung und zuweilen — durch das Lesen der Zeitung sich zu erheitern. Die neuesten Zeitblätter mögen den guten Leuten wohl gefallen haben; das Salz wird wohlfeiler werden, euer Vieh wird euch erhalten, Milch und Butter werden besser ausfallen, der Han-

del wird wieder aufblühen, und eure Kinder werden nicht mehr zu Ehren des großen Reichs in fernem Ländern erstieren, verhungern oder todgeschlagen werden.

Gemeine Schulen für die Kinder des geringen Mannes sind im Lande verbreitet, sie werden im Winter nur besucht, die Schulmeister haben 150 Franken jährlichen Gehalt; da sey, sagt der Verf., ein schöner Spielraum für die Thätigkeit des admirable établissement de l'université Impériale: wir hoffen, die Hülfe werde von anderer Seite kommen.

Zwey Drittel der Einwohner sind Catholiken, die übrigen Reformirte, einige Wiedertäufer leben im hohen Gebirg, wohin deren Vorfahren vor etwa zweyhundert Jahren, vertrieben aus dem Canton Bern, sich flüchteten, weil sie keinen Eid leisten und keinen Kriegsdienst thun wollten. Ungeßört lebten alle in ihrem Glauben unter den Bischöfen, welche auch die Predigerstellen der reformirten Gemeinden zu vergeben hatten; gleichwohl war nie die mindeste Klage über religiösen Druck; alle lebten neben einander in christlicher Eintracht. Die Wiedertäufer sind die fleißigsten Ackerbauer des un dankbarsten Bodens; ihr Leben ist ernst; ihre Kleidung einfach; Schiedsrichter und die Aeltesten schlichten ihre Streitigkeiten, welche sie nie vor die öffentlichen Gerichtshöfe bringen; sie tanzen nicht, weil sich Springen und Hüpfen gegen ihre Begriffe von menschlicher Würde ist; sie spielen nicht, weil das Spiel zum Betrug führen kann, und unbillig ihnen dünkt andern auf solche Weise Geld abzunehmen; sie kennen keine Schenken, weil Böllerey ihnen ein Gräuel; sie erreichen ein hohes und rüftiges Alter; ihre Gesänge sind fromme Lieder; Bettler gibt es unter ihnen nicht, und brüderlich helfen sie einander aus bey Feldarbeiten und der

Ernte ohne besondern Lohn, als daß dem Hülfelenden die Nahrung gegeben wird. Zur Verehrung des Höchsten versammeln sie sich reihum untereinander, beginnen mit geistlichen Liedern und schließen mit einem Brudermahl. Ihre Lehrer und Oberlehrer wählen sie aus denen, welche durch frommen Wandel und Bekanntschaft mit der Schrift sich auszeichnen; die Oberlehrer theilen die Sacramente aus, für solches nimmt keiner Geld. Sie heirathen früh, die Männer lassen von der Zeit an den Bart wachsen, über demselben schaut man ein heiteres Gesicht, ein freundlich Augenpaar, Zeugen der innern Ruhe und des innern Friedens. Zum Gruß geben sie sich die Hand und duzen einander. So sind diese Kinder der Unschuld, die man ehedem so schrecklich verfolgt. Einige klagen, nicht alles sey mehr ganz so bey ihnen wie vordem. Ist dieß auch Folge der Französischen Herrschaft?

Der Hof war vormahls ein Deutscher Hof, Deutsche Sprache ist im kleinern; die Französische im größern Theile des Landes herrschend; die Bauern (wir vermuthen die, welche Französisch reden) haben ein patois, dessen Aussprache von Gemeinde zu Gemeinde sich ändert. Aus dem *Annuaire du département du Haut-Rhin v. J. XII.* werden einige Worte dieses patois mitgetheilt, zur Seite stehen die gleichbedeutenden Celtischen, Lateinischen, Deutschen und Französischen; einige andere sind vom Verf. beygefügt, welche offenbar aus dem Deutschen, dem Latein oder dem Italienischen entlehnt sind. Vieles wäre noch wegen der Volkssprache in diesen und den benachbarten Alpenländern zu untersuchen, und manche Aufschlüsse von da zu erwarten; allein von drittehalb Seiten, die hier auf diesen Gegenstand gewandt werden, läßt sich nichts Befriedigendes erwarten. Was sonst

über einige Inschriften und andere aufgefundene Alterthümer im Lande vorkommt, hat uns von geringer Bedeutung erschienen. Die letzten Abschnitte, welche von den Schloßern, den altadeligen Familien des Landes und den vornehmlich durch Kunst und Wissenschaft berühmt gewordenen Männern handeln, sind befriedigender zu nennen. Der Vorzuehre Verdienste zu ehren und bey den Nachkommen ihr Andenken aufzufrischen, kann nur dahin wirken, die Letztern zum Nachseifer aufzumuntern, im Lande fest zu halten und es zu lieben; bey solcher Anhänglichkeit werden auch die Bewohner dieser Gebirge und Schluchten, vollends wenn sie ämmtlich mit dem Schweizer-Bunde vereint werden sollten, sich besser befinden, als da sie einen kleinen, verachteten und barbarisch gescholtenen Theil des übercultivirten großen Reichs ausmachten.

Göttingen.

Geschichte der historischen Forschung und Kunst, seit der Wiederherstellung der literarischen Cultur in Europa, von Dr. Ludwig Wachler. Ersten Bandes zweite Abtheilung. 1813. 183 - 954 Seiten.

Die baldige Fortsetzung dieses Werks, dessen ersten Theil wir gleich nach seiner Erscheinung anfündigten, (s. Göt. gel. Anz. St. 186. 1812.) wird gewiß vielen unserer Leser eine um so angenehmere Erscheinung seyn, je mehrere Hindernisse die Zeitumstände in den Weg zu legen schienen. Ueber den dabey zum Grunde liegenden Plan, über die Zwecke, die Ausführung, und über die Methoden die der Verf. befolgte, haben wir uns bey der Anzeige des ersten Theils so ausführlich erklärt, daß es überflüssig seyn würde, dieses zu wiederholen. Der Verf. umfaßt das ganze Gebiet der Geschichte; er geht bekanntlich nach Perioden; aber in jeder Pe-

riode befolgt er die ethnographische Methode. Diefem Plan gemäß, umfaßt der gegenwärtige Band das ganze fiebzehnte Jahrhundert. Die Länder folgen in nachstehender Ordnung: Italien, Portugal, Spanien, Frankreich, Niederlande, Großbritannien, Deutschland, Dänemark, Schweden, Polen, Ungarn. Die Rubriken bey jedem einzelnen Lande find zwar nicht genau dieselben; indefs geht der Verf. gewöhnlich von einer Uebersicht aus, in der er die Hauptmomente im voraus zusammenfaßt. Auf diese folgt die Behandlung der Hülfswissenschaften, Geographie, Chronologie, Alterthumskunde, dann die Geschichte der historischen Forschung, wie der historischen Behandlung; was für Weltgeschichte, Kirchengeschichte, Litterärsgeschichte, Ländergeschichte, sowohl allgemeiner als specieller geleistet worden sey. Auf diese Weise ist der unermessliche Reichthum des Stoffes doch bey aller seiner Reichhaltigkeit zu einer leichten und klaren Uebersicht geordnet; und der so schweren Aufgabe, diese ganze Periode in Einem Bände zusammen zu fassen, ohne in eine zweckwidrige Kürze zu verfallen, ein Genüge geleistet. An die großen und wesentlichen Vorzüge dieses Werks, daß sein Verfasser nicht andern nachschrieb, sondern fast immer nach Autopfe urtheilte, und an die Genauigkeiten der litterarischen Angaben wollen wir nur erinnern. Die Leser werden in diesem Theile auf eine Menge der interessantesten Untersuchungen über den Gang der historischen Studien, und die Ursachen welche ihn überhaupt, und doch wieder in den einzelnen Ländern so abweichend bestimmten; stoßen. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß es der Zeitraum ist, wo Frankreich, England, Deutschland durch ihre innern Veränderungen oder Umwälzungen der Geschichte den reichsten Stoff darbieten. Wer aber die Charakteristik und Würdigung der einzelnen großen Geschichtschreiber aussucht, der braucht nur

die eines Paolo Sarpi, eines de Thou u. a. anzusehn; um sich zu überzeugen, nicht nur mit wie viel Fleiß, sondern auch mit wie viel Geist diese Arbeit gemacht sey; übrigens ist auch hier der Verf. seinen Maximen treu geblieben, die weniger wichtigen kurz zu schildern; aber jedesmahl die nöthigen litterarischen Nachweisungen unter dem Text zu geben.

Möge die glückliche Veränderung der politischen Verhältnisse den Verfasser und Verleger aufmuntern, mit der Bearbeitung des noch rückständigen achtzehnten Jahrhunderts die baldige Vollendung des Werks zu geben. Daß daran beide es nicht an sich werden fehlen lassen, dafür bürgt der bisherige rasche Fortgang.

München.

Von Jos. Emdauer, 1813: Lied eines Fränkischen Dichters auf König Ludwig III. Ludwig des Stammers Sohn, als selber die Normannen im Jahre 881 besiegt hatte. Nach sieben früheren Abdrücken zum ersten Mahl strophisch eingetheilt, und an mehreren Stellen berichtigt. Erste Ausgabe. 2 Blätter in groß Octav.

Man hat diesen Abdruck als Ankündigung einer größern Ausgabe anzusehen, die sich Hr. Bibl. Custos Docen, dem wir diesen Versuch verdanken, dem kurzen Vorbericht zufolge, vorbehält. Da das Lied gleich bey seiner ersten Erscheinung im Druck strophisch eingetheilt war, so muß die, auf dem Titel enthaltene Angabe von dem letzten Drittel desselben verstanden werden, in welchem Herr D. drey ausgelassene Zeilenpaare bemerkte. Daß er in Ansehung der Annahme dieser Lücken Recht hat, scheint uns ausgemacht. — Ein unangenehmer Umstand ist es, daß die Original-Handschrift dieses alten Denkmahls, wie es scheint, verloren gegangen ist. Mabillon sagt zwar, daß er das Lied

gefunden habe (*reperi olim*), schwerlich aber hat er es selbst abgeschrieben, sondern dazu, wie wir vermuthen, einen der Deutschen Sprache kundigen Gehülfen gebraucht, der mit so weniger Critik zu Werke ging, daß er in den ersten Zeilen, statt abzuschreiben, übersezte, und erst als er sah, daß seine Sprachkenntniß dazu nicht ausreiche, abschrieb. Anders wenigstens läßt sich, unserer Meinung nach, die neue Sprache der ersten sechs Zeilen (die Hr. D. wieder in das alte Fränkische übersezt hat) nicht begreifen. Da dieser Sieg über die Normannen, einer alten Chronik zufolge, *non solum historis, sed etiam patriensium memoria quotidie cantari ac recoli dicitur* —, so wäre es wohl möglich, daß entweder dieses Lied oder ein andres ähnlichen Inhalts noch irgend wo verborgen läge. Fürs erste aber muß jeder Beytrag zur Berichtigung des Textes und zur Erläuterung der alten Sprache höchst willkommen seyn, und in beiden Hinsichten wird Herr D. zu einer reichen Ausstattung seiner zweyten Ausgabe Veranlassung genug finden. Das Lied verdient in jedem Betracht für die bisherige Vernachlässigung entschädigt zu werden. Schon jetzt sind einige Stellen durch Hrn. D. sehr glücklich verbessert, bey andern Stellen erfordert die Billigkeit erst seine ausführlichen Anmerkungen abzuwarten. In der Hoffnung, daß auch der Beytrag eines Schersteins für diese künftige Aussteuer nicht verschmäht werde, fügen wir dieser Anzeige noch ein Paar Bemerkungen bey. In der zweyten Strophe ist vielleicht zu lesen: *Thes warth imo sara buos*, — Str. 23. *Gode lob sageta Her siht ther her gereda*, er dankte Gott für den Anblick nach welchem ihn verlangte. Str. 28. verändert Herr D. die alte Lesart so wehin hio thes libes in so we in hio (io) thes libes; vielleicht: *sweih in hier thes libes*.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 6. Julius 1814.

Göttingen.

Unser dießmahliges Flugprogramm (Inest Anonymi Epistola de nova secta Quaerentium, sive Scrutatorum, vulgo Seekers, in Anglia exorta) liefert einen Beitrag zu den Quellen der historischen Kenntniß einer bisher nur wenig bekannten Englischen Religionspartey, die gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts entstanden, wohl nur kurze Zeit ihre ersten Stifter und Urheber überlebt zu haben scheint. Es sind dieß die so genannten Seekers oder Quaerentes, von denen Englische Kirchenhistoriker und Theologen, so viel der Herausgeber darüber zu Rathe ziehen konnte, gar nichts, Semler allein in seinen Zusätzen zu Baumgartenjurgins wenige, aber weder hinreichende, noch durch Anführung von Zeugen beglaubigte Nachrichten mittheilt. Desto interessanter muß dieser Brief, sowohl den Herr. Hofr. Meuß in der Wolfenbürtler Manuscriptensammlung, so lange für unferer Universitätsbibliothek nach angehört, aufgefunden, und eine Abschrift davon dem Herausgeber mitzutheilen die Güte gehabt hatte. Seine Bitterdageschichte ist

freylich ganz unbekannt; indessen scheint er doch einigen innern Erscheinungen nach, die in Noten bemerkt sind, nicht lange nach der Entstehung dieser Secte selbst abgefaßt zu seyn; denn diese wird als recens et superioris anni partus aufgeführt, und unmittelbar darauf ihr Ursprung aus dem Parlamentsdecret einer freyen Religionsübung für alle christlichen Parteyen im Lande hergeleitet, das bekanntlich im J. 1653 unter Cromwell's Herrschaft erfolgte. Was den Inhalt betrifft, so wird die Auseinandersetzung ihrer dogmatischen und kirchlichen Unterscheidungslehren, die freylich mehr Widersprüche gegen das alte kirchliche System, als eigene positive Unterscheidungsätze enthalten, und darum auch als Quaestiones vorgetragen werden, hier nach einer gewissen Ordnung gelesen, nach der wir noch kurz die Hauptsätze berühren wollen. Den Anfang macht die Fundamentallehre von der Unsicherheit der heil. Schrift, als Erkenntnißquelle der Offenbarung, indem die Autographa der heil. Verfasser untergegangen, und weder Esra, noch spätere Abschreiber und Uebersetzer auf denselben Grad von Glaubwürdigkeit in der Wiederherstellung und Ueberlieferung derselben Anspruch machen könnten. Daher der Schluß, der den Namen der Secte erklärt. Ist die Quelle unsicher, aus welcher die Religion abgeleitet, so muß dieselbe Unsicherheit auch bey den abgeleiteten Religionswahrheiten stark finden, und wir Recht ist daher eine neue, mehr sichere zu suchen. Die zweyte Streitfrage betrifft den ältern Schulbeweis von der Einfachheit des Wesens Gottes, den die Secten des Widerspruchs mit der Lehre von der Trinität anlagen. Mit der dritten wird die Dualität der Sacramente, als in der Schrift unbegründet, verworfen. Bey derselben Lehre von den Sacramenten bleiben auch die vierte und fünfte

Streitfrage stehen, wo die zum Theil schon in frühern Zeiten dagewesenen Controversen über Taufdiakonus, Taufformel, Taufzeit und Kindertaufe, so wie über die Austheilung des Abendmahls an Frauen, und durch geweihte Priester allein, überhaupt die Betrachtung desselben, als Sacrament, aufs neue in Anregung gebracht werden. Den Beschluß machen einige polemische Bemerkungen über den Satz vom Glauben, als Bedingung der Rechtfertigung, und dessen Widerspruch mit der Lehre von der Rechtfertigung, in so fern ersterer schon als Theil der Heiligung gedacht werde. Endlich noch eine Ausführung der Gründe für die Entfernung jedes Zwanges in der Duldung freyer, äußerer Religionsbekenntnisse, wobey man nur bedauern muß, daß diese Grundsätze nicht schon früher allgemeine Ueberzeugungskraft erhalten haben; sie würden unstreitig vielen Unruhen und Unordnungen in der Englischen Kirche zuvorgekommen seyn.

H. P.

Hannover.

Ben Helwing: J. N. D. Jones Abhandlung über den Proceß, den die Natur einschlägt, Blutungen aus zerschnittenen und angestochenen Arterien zu stillen, und über den Nutzen der Unterbindung; aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen von G. Spangenberg, M. D. 1813. 8. 300 Seiten und 11 Kupfertafeln.

Dieses aller Aufmerksamkeit würdige Werk kam im Jahre 1805 zu London unter folgendem Titel heraus: A treatise on the process employed by nature in suppressing the hemorrhage from divided and punctured arteries &c. Im Original sind fünfzehn Kupfertafeln, in der Uebersetzung nur vier, weil einige minder bedeutende weggelassen sind.

Der Verf. schickt folgende allgemeine Sätze voraus. Er findet an den Schlagadern drey Häute; die innere ist fein, glatt, elastisch, und gefäßreich, in ihrer Längenrichtung sehr fest, aber in der Breitenrichtung so schwach, daß einige Gewalt in dieser Direction angewendet dieselbe leicht zerreißt; in der mitlern Haut nimmt er wahre Muskelfasern an; die äußere bloß zellige Haut, welche zuletzt eine Art Scheide um die Schlagader bildet, ist dem Verfasser sehr wichtig. Wird nämlich eine Ligatur angelegt, so durchschneidet der Faden die mittlere und innere Haut vollkommen, allein die äußere bleibt unverletzt, und ist derjenige Theil, welcher der Arterie die Festigkeit gibt. Wird eine Arterie durchschnitten, so ziehen sich die Enden so weit zurück, als es das bald festere, bald lockerere Zellgewebe erlaubt. Da wie bekannt die Schlagadern in ihren Häuten noch eine Menge der feinsten Gefäße besitzen, so ist dieses der Grund, warum sich die Häute entzünden können, und gerinnbare Lymphe ergossen wird, wodurch die Höle gänzlich verstopft werden kann. — Nachdem der Verfasser im ersten Kapitel die verschiedenen Ansichten eines Petit, Morand, Pouteau, White, Kirkland und Bell über die Art, wie die Natur die Blutung stille, mit einander verglichen hat, fällt er das gegründete Urtheil, daß obgleich sie sämmtlich mangelhaft bleiben, eine jede doch richtige Beobachtungen enthalte, die aber deshalb zu einseitigen Ansichten verleitet haben, weil ein jeder Beobachter nur in verschiedenen Stadien des Processes die Untersuchung angestellt habe. Der Verf. gibt daher eine Reihe von Versuchen mit völlig durchschnittenen Arterien an Pferden und Hunden durch alle Zeiträume des Processes, und vergleicht sie nachher mit den Beobachtungen anderer Schriftsteller. Die Resultate derselben sind kurz folgende.

Ein heftiger Blutstrom, ein starkes Zurückziehen und zugleich leichtes Verengen der Arterie sind die ersten Wirkungen der Trennung. Das Blut ergießt sich in die zellige Substanz, und bildet ein Extravasat. Indem sich die Schlagader zurückzieht, werden viele zellige Fibern in der Scheide angespannt, welche das Blut aufhalten, und ein Coagulum an der Mündung erzeugen, das erst am Umfange der Scheide entsteht, endlich dieselbe ganz ausfüllt, und temporär der Blutung Einhalt thut. Zur Entstehung desselben trägt zugleich die verminderte Stärke des Blutstroms bey. Dieses Coagulum ähnelt auf den ersten Blick einer Fortsetzung der Arterie, aber bey dem Ausschneiden derselben unterscheidet man beides deutlich. In und über der Oeffnung in der Schlagader gerinnt das Blut, und erzeugt ein langes conisches Coagulum, welches aber die Höle der Ader nicht ausfüllt; auch nicht mit den Wänden vereinigt ist. Bald nach der Verletzung entzündet sich das Arterienende, und die Gefäße der innern Membran setzen eine plastische Lymphe ab, die mit dem äußern und innern Coagulum, und der innern Membran zusammenhängt. Allmählich ergießt sich mehr Lymphe ins umliegende Zellgewebe, und zwischen die Häute der Schlagadern, und alle Theile verwachsen so unter einander, daß das Ende der Arterie ganz undeutlich, und mit den benachbarten Theilen völlig verschmolzen ist. — Im zweyten Kapitel untersucht der Verfasser die Art, wie die Natur durch eigene Kräfte die Blutung aus halbdurchschnittenen oder angestochenen Schlagadern hemmt. Das Blut, was sich in das Folgewebe mehrere Zolle aufwärts und niederwärts ergießt, ist bloß ein temporäres Hülfsmittel, um die Blutung zu stillen. Nur das Verwachsen der Wunde wird der Blutung auf immer Einhalt thun. Hier kommt es auf die Größe und Richtung der Wunde an. Longitudinelle Einschnitte

heilen leicht, Schwere, die schrägen oder gar die Quersunden, indem die Enden der Schlagader sich mehr von einander entfernen. Beträgt die Verwundung nur den vierten Theil des Umfangs der Arterie, so folgt die Heilung leicht, es ergießt sich gerinnbare Lymphe, und die Wunde vernarbt ohne Verengerung der Schlagader. Diese Lymphe wird aber nicht bloß von den entzündeten Wundseften, sondern auch von den benachbarten Theilen abgesetzt, und bildet eine Decke, wodurch die Arterie von der äußern Wunde völlig abgeschieden ist. Sie verwandelt sich in Granulationen, und füllt die Oeffnung in der Ader völlig aus. Ist aber die Arterie über die Hälfte ihres Umfangs verletzt, so wird der noch nicht zerschnittene Rest entweder durch das stete Zurückziehen der Enden allmählich auch zerrissen, oder durch die folgende Eiterung zerstört, und die Arterie völlig getrennt. — Im dritten und vierten Kapitel wird von der Wirkung der Ligatur geredet. Der Verfasser zeigt aus zahlreichen Versuchen vortreflich, was die Ligatur für einen Einfluß auf das Schließen der Arterie habe. Rec. muß dem Uebersetzer danken, daß er am Schlusse des Abschnitts, wo die Experimente aufgezählt sind, einen Fall anführt, wo er nach der Amputation eines Oberschenkels, an deren Folgen der Kranke starb, die gleichen Erscheinungen, wie sie an Thieren sich zeigten, auch am menschlichen Körper beobachtete; ein Beweis, daß die Resultate aus Versuchen an warmblütigen Thieren mit ziemlicher Sicherheit auf den menschlichen Organismus übertragen werden können. Die ersten Wirkungen der Ligatur auf eine Arterie sind eine völlige Trennung der innern und mittlern Haut, eine Vereinerung ihrer verwundeten Oberflächen, und ein Aufhören des Blutumlaufs in dem Canal, indem die Seitenäste dem Blute den Durchgang erlauben. Das Blut, welches zwischen

dem zugebundenen Ende der Schlagader und dem ersten Seitenzweige befindlich ist, geräth in Stillstand, und gerinnt. Zuerst ist es bloß ein dünnes Coagulum, das aber nach und nach stärker wird. Zugleich entzündet sich die Arterienwände, sie verkleben, und bilden einen eitrigen Sack. Dieses Verwachsen geschieht durch die coagulable Lymphe, welche sich theils zwischen die Häute ergießt, theils das Arterienende ganz umhüllt. In kurzer Zeit verknüpft die Ligatur an der unterbundenen Stelle eine kleine Eiterung, es entsteht eine schmale Oeffnung in der Eimphlage, aus der zuletzt die Ligatur hervorgeht. Der leere Raum wird mit Granulationen ausgefüllt, und das Ganze verwächst. Im fernern Verlaufe des Lebens findet man das Arterienstück zwischen dem abgetrennten Ende und dem ersten Seitenäste zusammengehögen; seine Höhle oblig ausgefüllt, und endlich verwandelt es sich in einen dünnen Faden. Die Seitenzweige werden nun stärker ausgedehnt, aber mit dem Unterschiede, daß an einem amputirten Gliede diese Ausdehnung geringer ist, da aber, wo das Glied vollständig erhalten ist, und nur durch Verschließung der Hauptarterie der Blutumlauf eine andere Richtung bekommt, diese Ausdehnung viel bedeutender in die Augen fällt. — Im fünften Kapitel redet der Verfasser von der unpasslichen Form und Anwendung der Ligatur; als Veranlassung zu Nachblutungen. Zuerst spricht er von dem Unterbinden einer zerschnittenen Arterie. Der Zweck der Ligatur ist nicht bloß der, die Blutung zu stillen, sondern auch durch das Zerschneiden der innern und mittlern Membran eine reine Wunde zu erzeugen, die durch eine abhässliche Entzündung leicht verklebe. Um diesen Zweck erreichen zu können, muß man die größte Sorge tragen, die Ligatur von einer passlichen Form und auf eine solche Art anzuwenden, als zur Still-

dung einer solchen Wunde erforderlich ist. Die runde Form ist die beste. Eine breite flache Ligatur erzeugt keine reine Wunde, sie runzelt die Arterienhäute zu viel, und die Wunde wird unregelmäßig und mehr zerrissen. Zugleich vernichtet sie zu viele kleine Gefäße auf der Oberfläche der Arterie, durch welche doch die adhäsive Entzündung hervorgebracht werden soll. Es verkleben daher die Wände nicht gehörig, und so wie die Ligatur entfernt ist, folgt Nachblutung. Besitzt die Ligatur eine unregelmäßige Gestalt, so ist das Durchschneiden der Häute ungleich und unvollkommen, das Verwachsen gleichfalls, und so wie an einer Stelle Eiterung eintritt, folgt Nachblutung, die um so heftiger wird, je weiter der Proceß der Eiterung um sich greift. Fehlerhaft ist auch das Anlegen der Ligatur in ovaler, statt in einer Cirkelform. Die Wundstellen der Arterie erscheinen dann ungleich, und das Verkleben ist schwieriger. In Rücksicht der Anwendung der Kraft ist der Verf. der Meinung, die Arterie stark zusammen zu schnüren, weil dadurch die Wundstellen näher an einander gebracht werden, die Verwachsung geschwinder und fester geschieht, und die Vereiterung nicht langdauernd ist, indem die Ligatur als reizender Körper schnell entfernt wird. Das Abgleiten der Ligatur sey wohl selten Folge vom Andränge des Blutes, sondern vielmehr Folge einer sorglosen Unterbindung, oder einer unzweckmäßigen Form der Ligatur. Man treten aber auch Nachblutungen ein, wo ein Gefäß, ohne durchschnitten zu seyn, unterbunden ist. Gemeinlich hat man dann zu viel Zellgewebe von der Schlagader weggenommen, und sie also derjenigen Gefäße beraubt, wodurch eine adhäsive Entzündung herbeigeführt wird. So wie nun Eiterung an der Ligatur eintritt, werden die Häute aufgelöst, und Nachblutung ist die Folge.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. u. 93. St.

Den 9. Junius 1814.

Hamburg.

In der Bohnschen Buchhandlung: Dr. Gebhard Fr. Aug. Wendeborns Erinnerungen aus seinem Leben, herausgegeben von C. D. Ebeling, Professor am Hamburgischen Gymnasium und Stadtbibliothekar. Th. I. XVII und 368 S. — Th. II. mit fortlaufender Seitenzahl bis 754, in Octav.

Der Verf., welcher vornehmlich durch sein Werk: Ueber den Zustand Großbritanniens unter uns bekannt ist, ward im Jahre 1742 den 20. April zu Wolfsburg im Magdeburgischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Am Ende seines dreizehnten Jahrs kam er auf die Schule Klosterbergen, welcher damahls der verdiente Abt Steinmey vorstand; nachher bezog er die Universitäten Halle und Helmstädt, woselbst er die auf der Schule erlangten gelehrten und gründlichen Kenntnisse zu erweitern Gelegenheit fand. Nachdem er darauf an verschiedenen Orten als Haus- und Jugendlehrer gelebt, so ward er, von Hamburg aus, zu einer Deutsch-Lutherischen Predigerstelle zu London in Vorschlag gebracht, wohin er im J. 1767 abging.

L (4)

auch später daselbst, obwohl bey einer andern Gemeinde, als bey der, welcher er zuerst vorgeschlagen worden, angestellt ward. Mit Ausnahme einiger kurzen Reisen, die er, von England aus, durch Frankreich, die Schweiz, Holland und Deutschland, verschiedentlich unternahm, verblieb er, bis zu dem J. 1793, auf der Insel, von dieser Zeit an verließ er sie, lebte dann in Hamburg, wo er am 24 May, des Jahrs 1811, starb.

Durch große, ausgezeichnete Werke ist der Verf. nicht bekannt geworden; die Geschichte seiner Bildung, seines innern geistigen Lebens wird eben nichts bedeutendes darbieten, und auch sein äußeres Leben nicht, da es das friedliche, eines guten, verständigen, und, wie wir nicht zweifeln, manchen Nutzen stiftenden Predigers war. Vielleicht hat in der letzten Beziehung die Darstellung der Cabalen der Deutschen kirchlichen Gemeinden in London, wovon auch unser Verf. zu leiden hatte, noch das meiste Interesse. Das Stimmrecht aller derer bey den Prediger - Wahlen, welche für einen Kirchenstuhl jährlich eine halbe Guinee zahlen, wodurch Zuckersieder, plötzlich reich gewordene Deutsche Glückspilze, deren Character als sehr niederträchtig geschildert wird, zu einem Einfluß auf jene Wahlen und das Kirchenregiment gelangen, führt so manchen democratischen Unfug herbey, daß der Leser der mannigfaltigsten Betrachtungen sich nicht erwehren kann.

Die Reisebemerkungen unsers Verfassers sind, da er die Länder, auf welche sie sich beziehen, nur durchfliegt und da sie von andern oft und zu verschiedenen Zeiten besucht und genauer beschrieben worden, welche auch länger daselbst verweilten und größere Gaben besaßen, von keiner Bedeutung. In so ferne der Rec. Orte, Personen und Sachen,

die in diesen Bemerkungen berührt werden, genau kennt, kann er dem Verf. eben keinen scharfen, freyen und schnellen Blick zugestehen.

In einer ganz andern Absicht nahmen wir auch das Buch begierig zur Hand. Ein Aufenthalt von fast sechs und zwanzig Jahren zu London, und in einer so verhängnißvollen Zeit, schien uns zu manchen Aufschlüssen über das politische Leben der Briten in derselben zu berechtigen, vollends wenn man der anderweitigen Beschäftigungen des Verf. gedachte, seines früher erschienenen, oben angeführten Werks, und daß er während dreyzehn Jahren die Englischen Zeitungs-Artikel für den Hamburger Correspondenten besorgte. Indes fällt die Ernte auch in dieser Beziehung viel spärlicher aus, als wir erwarteten. Denn wiewohl man dem Verf. zugestehen muß, worauf er einen besondern Werth zu legen scheint, daß er eine recht profaische Natur sey, und daß er nicht von den Gaukeleyen einer kühnen Phantasie sich hinreißen lasse, welches ihm beym historisch-genauen Auffassen der Verhältnisse förderlich seyn konnte; so bemerkt man doch sogleich, daß er nur zu leicht von einer großen Leidenschaftlichkeit, Reizbarkeit und Bitterkeit fortgerissen wird, und daß er einen so anmaßenden Stolz nährt, der ihn verleitet, auch über das Höchste und Vortrefflichste, sobald es nicht in seinen Kram taugt, einseitig abzusprechen und Personen und Sachen auf eine Weise zu beurtheilen, daß man das Buch zuweilen unwillig zur Seite legt.

Gleichwohl halten wir dafür, daß eben der Theil des vorliegenden Werks, welcher sich auf England bezieht, bey weitem das meiste Interesse darbiete. Man sieht den Verf. gleichsam unter seinen Augen zu einem Engländer werden, aber nicht zu einem Engländer der zur herrschenden, sondern der zur

gedrückten Partey gehört; er wird allmählich ein wahrer Repräsentant der Dissenters, obschon des bessern und unterrichteteren Theils derselben. Er lebt fast allein mit solchen; ihre Ideen, Urtheile, Ansichten werden die seinigen; dieß aber verbunden mit seinem natürlichen Character, führt ihn zu den seltsamsten, besonders politischen, Urtheilen, die einen wahren Ingrimme verrathen. Die bischöfliche Geistlichkeit betrachtet er als seine Feindin, und da sie mit dem Hofe und den Ministern in genauer Verbindung steht, so gerathen beide sofort bey ihm in gleiche Verdammniß, auch glaubt er gern alle Schnurren, die ihm über den Ersten oder die Andern zugebracht werden. Besonders sind ihm die Minister ein Haufe von Tyrannen, verschworen gegen die Freyheit des Volks; und die bischöfliche Kirche besteht ihm fast allein aus dummen Pfaffen, die nichts eben verstehen, als die Dissenters zu drücken und den Kirchenzehnten und andere Abgaben mit Hartherzigkeit einzufordern. Nun kann auch die Behauptung nicht fehlen, die Britische Freyheit gehe ihrem Ende entgegen, besonders seit dem der verdammenwerthe Krieg gegen die Nord-Americanischen Colonien und gegen Frankreich unternommen worden; Abgaben und Schulden sind bereits zu seiner Zeit so groß, daß weiter keine Rettung mehr ist. Wenn man die Klagelieder dieses betrübten und betrübenden Propheten vernimmt, der in jeder Hinsicht zu den neuen gehört; so kann man sich oft kaum des Lächelns erwehren: dieses aber ahnet er gar nicht, vielmehr dringt er in seinem Testamente darauf, daß diese seine Erinnerungen zwey Jahre nach seinem Tode herausgegeben werden sollen, weil er sie von Bedeutung zu halten scheint, ohne zu bedenken, daß sie doch manche Berichtigungen, auch wegen der ganz veränderten

fentlichen Verhältnisse fordern möchten; der ver-
 diente Herausgeber hat jedoch, nebst andern schät-
 zbaren Anmerkungen, dergleichen beizufügen, sich
 zuweilen gemüthigt gesehen. In seinem Feuer-
 Eifer fällt er über den zu seiner Zeit aufgetommenen
 Gebrauch der seidenen Strümpfe und des gepuder-
 ten Haars bey den männlichen und weiblichen Do-
 mestiken in England eben so, als über Wichtiges
 her; die stets steigende Theuerung, die bischöf-
 liche Geistlichkeit, das Ministerium bleiben die
 Grundtöne seiner Klagesieder. Zwar bemerkt er,
 und mit Recht, daß die Episcopal-Kirche mit der
 Regierung und der Verfassung des Landes aufs ge-
 naueste zusammenhänge; allein eben dieß schmerzt
 ihn; auch scheint es ihm gar nicht einzufallen, daß,
 wenn alle kirchliche Gesellschaften unter dem Ein-
 flusse von Zuckerfedern und solchen Leuten ständen,
 worüber er bey seiner Gemeinde klagt, daß als-
 dann die Achtung für die Kirche überhaupt leicht
 verschwinden und auch für die politische Ordnung
 große Gefahr entstehen könne, wiewohl wir weit
 entfernt sind, alle Rechtsame der bischöflichen Geis-
 tlichkeit und alle ihre Verhältnisse zu den Dissenters
 in Schutz nehmen zu wollen. Sollte man aber nicht,
 auch zu der Ansicht, wenn man unbefangen ist, ge-
 führt werden, daß, wie in dem Politischen, also
 auch im Kirchlichen, in England zwey Parteien
 mit vielem Verstande neben einander gehalten wer-
 den, die sich wechselseitig beschränken, bewachen
 und dadurch zum Theil bewirken, daß keine gänz-
 lich verderbe, damit das große gemeine Gut um
 so gewisser errungen werde? Ohne die Möglichkeit
 einer kraftvollen Regierung, würde Anarchie, ohne
 eine Opposition, Despotismus zu befürchten seyn;
 ohne eine bischöfliche Kirche wäre vielleicht das Ue-
 bel bereits in England erfolgt, über welches unsere

Geistlichen, in mehrern Theilen des protestantischen Deutschlands, so sehr, so mit Recht, und doch so fruchtlos klagen, und ohne Dissenters wäre vielleicht etwas von dem aufgekomen, was Spanien lange Zeit gedrückt hat. — Unserm Verf. fällt nicht ein, daß die Eheuerung unter gewissen Voraussetzungen, eben nichts weiter ist, als daß andere Verhältniszahlen gebraucht werden, daß ein Volk dabey die größten Fortschritte machen kann (nicht immer macht), und daß allgemeine Klagen darüber nichts aufhellen, daß aber die Art, wie das Volk lebrt, entscheide. Pitt ist ihm der Mörder aller Britischen Freyheit; die alien bill vollends und die Folgen, die sie auf unsern Verfasser hätte haben können, nicht aber hatte, treiben ihn an, die Insel sofort zu verlassen. Er scheint nicht im mindesten zu bedenken, daß vormahls zuweilen die habeas corpus Acte suspendirt ward, wenn auch keine alien bill in Vorschlag kam; daß die fürchterliche, wir wollen hoffen, nimmer wiederkehrende Zeit, Maaßregeln förderte, um die Insel vor den Gräueln einer Revolution zu bewahren, Maaßregeln, die zu keiner andern hätten angewandt werden können, die selbst in dieser nur, im Vertrauen auf die Bestimmung der Mehrheit der Wessern und Einsichtsvollern, angewandt werden konnten. Vergift man, daß der Verf. zu den Dissenters gehört, vergift man seine ihm eigenthümliche Art und Weise; so möchte dem Leser bey einigen Stellen wirklich der Verstand stille stehen bleiben. So heißt es z. B. S. 640 "Burke's Pamphlet, (reflections on the revolution of France), nachdem man seiner Declamationen und seines Schimpfens sich müde gelesen, fiel in Vergessenheit;" (während das unsterbliche Werk mit jedem Jahre besser verstanden ward; und immer mehr Bewunderer gefunden).

“In Gesellschaften habe ich ihn ein Paar Male gesehen; er schien mir ein starkköpfiger Mensch, der seine einmahl angenommene Meinung mit Hestigkeit vertheidigte, und sie nur dann änderte und einstimzte, wenn ihn sein Egoismus und zeitliche Vortheile dazu aufforderten. Seine Einbildungskraft war lebhaft und feurig, allein sein Verstand hielt nicht gleichen Schritte mit ihr.” Solch ein Urtheil über solchen Mann! Man muß hiermit vergleichen, was der Verf. S. 296 sagt, als 1780 Gordons Tumult in London ausbrach, zu welcher Zeit er das Seinige, um es nicht auch im Rauche aufgehen zu sehen, theilweise flüchtete, mit der Furcht jedoch davon kam, indem Truppen anrückten, welche den Aufruhr stillten; bey dieser Gelegenheit fährt er also fort: “So wenig mir ehemahls der Anblick von Soldaten und ein gliedermäßiges Feuern angenehm war, so empfand ich nun, wenn ich feuern hörte, eine Erleichterung des Herzens, und die rothen Röcke der Soldaten, wie ich sie am andern Morgen durch die Straßen ziehen sah, hätten eben nichts Beleidigendes für meine Augen;” (sonst scheinen sie ihm unerträglich gewesen zu seyn.) “Ich fühlte es, daß, da wir einmahl im Gesellschaftszustande und in einer bürgerlichen Verfassung leben, Ordnung und Ruhe, wenn es nicht anders seyn kann, auch durch gewaltsame Mittel aufrecht erhalten werden müssen. — Mein Bischof erworbenes Eigenthum vermochten, daß ich jetzt ganz anders, als vormahls dachte. — Daß es aber nicht besser seyn sollte, wenn wir von diesen Dingen unabhängig wären, da die Natur des Menschen sie nicht fordert, und Tausende sie entbehren, darüber läßt sich gar nicht streiten.” — So! —

Ferner erzählt der Verf. wie ihm, als er mit seinen Whims und seinem Spleen aufs feste Land

kam, um einen Fleck aufzufuchen, wo er im Alter unabhängig leben könnte, kein solcher sich zeigen wollte; daß ihm vielmehr, als er nach einer Abwesenheit von siebzehn Jahren, wieder auf Deutschem Boden sich befand, ganz sonderbar zu Muthe ward: "denn ich fühlte, so heißt es weiter, wider meinen Willen, das Unangenehme des Gedankens, daß ich nicht lange darauf verweilen, sondern bald wieder in England seyn würde. Mangel an Vaterlandsliebe war dieß aber nicht, sondern die aus der Vergleichung beider Länder hervorgehenden Contraste, waren die Ursache." Eben so naiv erzählt er an einem andern Orte, daß wenn er auf seiner ersten Reise nach Paris mit dem ihn begleitenden Presbyterianischen Geistlichen vor der Bastille vorbegegangen, dieser immer die Farbe verändert und sich beklagt habe, das Athmen werde ihm schwer. Als sie darauf Beide nach Brüssel gekommen, wo wegen eines Kornmangels ein Aufruhr entstanden, und sie daselbst auf dem Markte einen Galgen aufgerichtet fanden, daneben aber den Henker mit dem Strick bereit stehen sahen, um den ersten, auf der That ergriffenen, Meuterer sogleich aufzuknüpfen; so bat der Presbyterianer seinen Reisegefährten um Gotteswillen, die Stadt sofort zu verlassen, weil er kein öffentliches Verhör und seine Jury nicht aus dem Gedächtnisse verlieren konnte.

Das Angeführte mag genügen, um die Leser des größern Werks unsers Verf. Ueber den Zustand Großbritanniens in den richtigen Gesichtspunct zu stellen, und ihnen zu einer gerechten Würdigung der darin vorkommenden einseitigen Urtheile behülflich zu seyn. Dieß Buch kann noch jetzt bey uns mit Nutzen gebraucht werden, wehn es mit Vorsicht geschieht, und man des Verf. Ansichten und

Weise sich immer gegenwärtig erhält. Gewiß hat er ein gesundes, freyes Urtheil über politische Gegenstände nie gehabt; wenn ihn aber sein Haß und seine Leidenschaft nicht bethört, so leitet ihn sein Gefühl besser, als sein Verstand; ist er nicht gereizt und beleidigt, so zeigt er Wohlwollen und Güte, ist er jenes, so kennt er weder Maß noch Ziel. Archenholzens Werk über England wird von den Deutschen günstiger aufgenommen, als Wendeborn's Zustand Großbritanniens, sogleich muß Archenholz büßen; Friedrich II. hat ihn aus dem Dienste gejagt, er hat gestohlen, gelogen, betrogen, macht unter verschiedenen Nahmen mehrere Bankrotte in England, hat im Gefängniß gefessen, und wäre unzweifelst deportirt worden, wenn er sich nicht heimlich davon gemacht hätte; W. glaubt alles, was Böses von ihm gesagt wird. Sprengel recensirt den Zustand Großbritanniens ungünstig in der Allgemeinen Litteratur Zeitung, sogleich fällt unser Verf. über Sprengel und die Litteratur Zeitungen her und verdammt sie sammt und sonders. Wir sind nicht gesonnen alle Recensenten in Schutz zu nehmen, wiewohl Sprengel in vielem Recht hatte, noch weniger wollen wir Archenholzens England, welches ein fehlervolles, schlechtes Buch ist, vertheidigen; aber wie kann ein wahrhaft edler Mann, solche Anklagen wie die gegen Archenholz, auch wenn sie durchaus gearündet wären, gegen seinen Feind drucken lassen? Den Stolz solche Widersacher oder Nebenbuhler, wie dieser war, zu verachten, kennt W. gar nicht. Gewiß aber thut man bey einem so reizbaren Menschen gar wohl, genau auf seiner Huth zu seyn, wenn er über Sachen, Personen und Verhältnisse urtheilt, mit welchen er in unangenehme Berührungen gekommen war oder es etwa noch ist.

Die vorliegenden Blätter wird man indeß in andrer Beziehung mit Nutzen durchsehen können. Der Verf. hatte mannigfaltige Bekanntschaften mit Britischen Gelehrten, meist mit solchen, die zu den Dissenters oder der Opposition gehörten; aber zum Theil mit den Vortrefflichsten unter ihnen; ferner wird man hier und da mehrerem begegnen, was den National-Character und die Individualität der Engländer ungesucht aber sehr treu darstellt, auch manche Anekdoten sonst antreffen, die bemerkt zu werden verdienen: indem man diesen untergeordneten Werth dem Werke lassen muß, wünscht man sogar, daß der Verf. bey diesem oder jenem, welches er berührt, länger hätte verweilen mögen. — So stiftete W. im Jahre 1770 die physico-philological society, welche an zwanzig Jahre gedauert, Veranlassung zur Ausarbeitung ausgezeichneter Werke gegeben, und von welcher Männer, mit so berühmt gewordenen Nahmen, als Kirwan, Priestley, Price und viele andere Mitglieder waren. — Als Verfasser der letters of Junius wird hier ein gewisser Rosenhagen angegeben, ohne daß wir jedoch von der Wahrheit dieser Behauptung wären überzeugt worden. — Als W., in Begleitung des Presbyterianischen Geistlichen, von Paris aus Versailles besuchen wollte, sagte man ihnen, sie müßten, um alles gehörig besehen zu können, in Hofkleidern mit Degen und Haarbeutel dahin fahren; dieß geschah trotz des Gelächters und des Unwillens des Presbyterianers, welcher behauptete, sähen ihn seine Freunde in diesem Aufzuge, so würden sie glauben, er sey toll geworden; allein Degen und Haarbeutel wollten nicht helfen, und selbst mit reichlich dargebotnem Gelde stand, bey dieser Maske, der Zweck nicht zu erreichen. Nun versuchten sie es auf andere Weise, sie zogen ihre Stiefeln und Englischen Ober-

röcke an, setzten ihre runden Perücken auf, stiegen zu Pferd und ritten hinaus. Schon unterwegs hörten sie von allen Seiten und auch aus den Rutschen den freundlichen Willkomm: Ah, voilà des Anglois! Kaum waren sie vor dem Bitterthor des Schlosses von Versailles angekommen, als ein Schweizer ihnen entgegen trat und seine Dienste anbot, um ihnen Schloß und Garten zu zeigen; da aber W. erwiederte, sie wären nicht dem gemäß angekleidet; so entgegnete der Schweizer: Es ist völlig hinreichend meine Herren, daß sie Engländer sind. Nun sahen sie alles, selbst den König und dessen Familie in der Messe. Dieß geschah im Jahre 1768. — W. machte auf seiner Reise von England aus durch Deutschland, unter andern zu Carlstrube, mit einem Englischen Prediger Taylor Bekanntschaft, der in der Nachbarschaft einen großen Bauernhof gepachtet, und, da er die Oeconomie wohl verstand, bedeutend verbessert hatte; er hielt sich daselbst auf, um seinen sieben oder acht Kindern eine gute und wohlfeile Erziehung zu verschaffen, welches ihm auch gelang, so daß er, nach seiner Aeußerung, mit 7000 Gulden jährlich so weit kam, als er mit 22000 in England kaum erreicht haben würde. Miß Taylor gab unserm Reisenden ein Schreiben an Miß Jennings nach Heidelberg mit; welche letztere nachmahls, wie unser Verf. glaubt, an einen Grafen Stadion verheirathet worden. Der Vater Jennings hatte sich in Heidelberg angekauft, und war Kammerherr bey der verwitweten Churfürstinn. Er und der Prediger Taylor waren, wie es, zufolge der Behauptung unsers Verfassers, in Deutschland Sitte seyn soll, sogleich ohne Adelsbrief in den Adelsstand, vom Adel, der mit ihnen umgehen wollte, erhoben worden; sowohl Jennings, als der gute Pastor hießen Herren von Jennings

und von Taylor und deren Töchter gnädige Fräulein. Mit solchen Titeln beehrt prangten beide auch mit ihren Familien in den Affembleen der Adelligen. Dahin wollte Jennings unsern Wendeborn eines Abends gleichfalls mitnehmen, auf dessen Antwort aber, als Bürgerlicher sey er davon ausgeschlossen, lachte J. und fügte hinzu: Sie kommen aus England das ist hinreichend, ungefähr wie oben der Schweizer sprach. W. folgte nun und ward aufs Beste aufgenommen; man erfährt nicht, ob er etwa zugleich zum Herrn von Wendeborn erhoben worden. Solches geschah im Jahre 1785. — Von Kirwan werden zwey Eigenschaften oder Grillen erzählt; die eine war, daß er nie mit jemanden in Gesellschaft essen wollte; wenn daher die Clubgenossen in einer Taverne ein gemeinschaftliches Mahl einnahmen, so ließ er sich immer in einem besondern Zimmer auftragen; W. glaubt dieß sey daher gekommen, weil er beym Essen seltsame Gesichtser geschnitten, die er nicht habe sehen lassen wollen. Seine andere Grille war, es gebe keine Materie; als er sich nun einst gewaltig mit dem Kopfe an das Gesimse eines Camins stieß, so sagte W. der bey ihm saß: what is the matter Mr. Kirwan, welches Wortspiel jenem mehr, als diesem zu gefallen schien. — Wendeborn litt einst sehr vom Schwindel; die Aerzte wandten ihre Kunst vergebens an, darauf heilte sich der Leidende selbst, indem er, wie er beschreibt, über seine baumwollene Nachtmüge, weil er im kalten Zimmer zu schlafen pflegte, noch eine wollene setzte, zwischen beide aber einige Lappen Flanell legte. — Einst fuhr W. mit der Postkutsche vom Lande nach London, zu Walhamareen stieg ein ältlicher Mann langsam und mit Mühe ein, der wegen des dadurch veranlaßten Aufenthalts bey den Reisefahrten sich

entschuldigte, weil er nach einer zwey Monathe hindurch ausgehaltenen Krankheit sich heute zum ersten Mahle auswage, wiewohl er zuvor nie länger als zwey Tage bettlägerig gewesen; und als ihm darauf unser Verf. erwiederte, da sind sie wohl glücklich zu preisen, denn sie scheinen mir über sechszig Jahre alt zu seyn; so antwortete der Alte: Sechszig! ich habe einen Sohn der so alt ist, seit drey Monathen habe ich mein drey und neunzigstes Jahr zurückgelegt. Als ihn W. ferner fragte, ob er wohl Lust habe, sein langes Leben wieder zu leben, und was er von der Verbesserung, oder Verschlechterung der Menschen, während seiner Zeit, halte; so schien er, was das Erste betraf, entschieden den Lauf nochmahls beginnen zu wollen, wenn ihn nicht größeres Ungemach, als ihm früher begegnet, treffen sollte; in Bezug auf die andere Frage äußerte er sich: das jetzt lebende Geschlecht sey entschieden besser, höflicher, gefälliger, mitleidiger, den Sitten nach weniger roh, und mindestens dem Scheine nach weniger lasterhaft, als die früheren. — Als der Prediger Dodd, zum Tode bereits verurtheilt, in Newgate saß, ward W. schriftlich von ihm eingeladen, ihn zu besuchen. Er fand ihn in einem geräumigen Zimmer am Camin sitzend, seine Frau nähte an einem daneben stehenden Tische; die oben an der Decke angebrachten kleinen Fenster, mit dicken eisernen Stäben versehen, standen offen, so daß man nur zu deutlich das Geräusch der Ketten der Gefangenen vernahm, denen es in dieser Stunde vergönnt war, in Hofräume Luft zu schöpfen. So weit war der Mann aus Leichtsinne und Eitelkeit gekommen, (indem er bekanntlich falsche Wechsel gemacht) der als Kanzelredner der gefeyerte Liebling der eleganten Welt der Hauptstadt war, und um welchen sich die Großen beiderley Geschlech-

drängten, wenn er, nach gehaltener Abendpredigt in der Kirche des Magdalenen-Hauses, in einem dazu eingerichteten Zimmer, nebst dem wohlhabenden Theile seiner Zuhörer, auf das Vorfahren seines Wagens wartete, da eine unabsehbliche Reihe derselben, um sie abzuholen, allmählich vorfuhr, bey welcher Gelegenheit dann Lords und Ladies sich glücklich schätzten, ihm sich zu nähern, die Hand zu drücken, oder ihm etwas Verbindliches zu sagen. So weit war der Mann gekommen, der übrigens manches Verdienst hatte, wie er dann einer der Mitstifter der human Society, zur Rettung und Wiederbelebung der im Wasser Verunglückten, war, und den Verein zur Befreyung kleiner Schuldner aus dem Gefängniß zu Stande brachte. Nie sind vielleicht dem Könige so viele, so verschiedenartige und zahlreich unterzeichnete Bittschriften um Vergnadigung, als für ihn überreicht worden: allein nach einem zwey Mahl deshalb gehaltenen geheimen Rathe ward das Todesurtheil bestätigt, weil Treu und Glauben in einem Staate wie England über alles gehen muß. Dodd hoffte, wie es schien, durch W's Vermittelung, von Seiten der Gräfinn Chesterfield, auf deren Gemahl er falsche Wechsel ausgestellt hatte, Vorsprache zu finden, und als W. ihm dazu keine Hoffnung machte, so erklärte er, die Britischen Gesetze seyen zu blutdürstig, indef sey er aufs Schlimmste gefaßt; auch habe er von denen, die im Wasser untergegangen und nachher wieder zum Bewußtseyn gebracht worden, vernommen, daß sie von dem Augenblicke ihres Untergehens an bis zu ihrer Wiederbelebung nicht das mindeste Bewußtseyn gehabt hätten, und eben so erzähle man von dem, der aufgehängt worden und auf der Anatomie wieder aufgelebt sey, daß in dem Augenblicke, als der Karren unter seinen Füßen

weggezogen worden, ihm gewesen sey, als fahre ein Blitz schnell vor seinen Augen vorüber, demnächst hätte er nichts weiter empfunden. Dodds Frau rollten bey diesem Gespräche die Thränen über die Wangen. — Vergebens wurden bekanntlich, nachdem Dodd vom Galgen abgenommen worden, Versuche gemacht, ihn ins Leben zurück zu bringen. —

Allcin wir müssen abbrechen, wir hatten mehrere ähnliche Anekdoten ausgezeichnet, die uns in einer oder der andern Beziehung merkwürdig schienen; die Freunde derselben müssen sie im Buche selbst nachlesen, wir haben schon mehr gegeben, als der Raum und Geist unserer Blätter erlauben mag.

Salzburg.

Der Salzach = Kreis, geographisch historisch und statistisch beschrieben von Augustin Winkelhofer, Pfarrer zu Alrenhofen. 1813. 297 S. in Octav.

Specialgeographien und Statistiken wie die gegenwärtige, werden bey den veränderten politischen Eintheilungen der Länder wahres Bedürfnis; und können, mit Fleiß bearbeitet, zugleich als Grundlagen künftiger allgemeiner Werke über ganze Staaten betrachtet werden. Bekanntlich hat man auch in Frankreich mit den einzelnen Departements einen ähnlichen Weg eingeschlagen, um zu einer allgemeinen Reichsstatistik zu gelangen. Der jetzige Salzach-Kreis ist aus vorher ganz getrennten Ländern zusammengesetzt, aus dem größten Theil von Salzburg und Berchtolsgaden, aus Stücken von Tyrol, dem Inndiertel und Hausrückviertel. Diese jetzt vereinten Parcelen sind also hier nun als ein Ganzes dargestellt. Der Verf. fand sich in der vortheilhaften Lage, sowohl viele Localkenntnisse, als auch schriftliche Materialien zusammen bringen zu können; und seine Angabe des Flächeninhalts zu 260 Quadratmeilen, gründet sich auf eine von ihm selbst neu ent-

worfene und gezeichnete Charte. In der vorangeschickten kurzen Geschichte wird auch auf das Fortschreiten der Cultur und auf die darauf abzweckenden Institute Rücksicht genommen. In der physischen Geographie, Angaben der Höhen der Gebirge. Die des Großglockner, der höchsten Spitze, ist 1800 gemessen, und zu 12000 Fuß über der Meersfläche bestimmt worden. "Es war einmahl eine Zeit, sagt der Verf., wo unsre Gegenden noch unter dem Meer vergraben lagen, bis eine gewaltige Naturrevolution die Bergkette bey'm Lueg von einander sprengte, und den Abfluß der Gewässer bewirkte. Die Salzlager und die Versteinerungen von Meeresproducten geben davon die Beweise." Die Zahl der Einwohner wird auf 392000 angegeben; wovon 1508 auf eine Quadratmeile kommen. In einem Lande, das zur Hälfte Fläche, zur Hälfte hohes Gebirgland ist, muß Ackerbau und Viehzucht viel Eigenthümliches haben. Die Nachrichten davon, woben auch zugleich die einheimischen Kunstausdrücke mit bemerkt werden, kann man nicht ohne Interesse und Belehrung lesen. Getreide hat der Kreis im Ueberfluß. Obstcultur ist in Aufnahme; Weinbau wird gar nicht getrieben. Den größten Reichtum liefert das Salz. Man rechnete sonst, daß 1½ Million Eimer Salze gesotten wurden, die 300,000 Centner Salz gaben. Nach den allgemeinen Nachrichten wird sowohl die kirchliche Eintheilung des Kreises nach den Decanaten, als die politische nach den 32 Landgerichten gegeben; und nun von jedem Landgericht einzeln gehandelt, und die darin gelegnen Ortschaften aufgeführt und beschrieben. In Allem diesen wird man einen wohlunterrichteten und sorgfältigen Schriftsteller wahrnehmen, der von den wissenwürdigen Gegenständen nicht leicht etwas unbeachtet gelassen hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 11. Junius 1814.

Göttingen.

Ben Röwer: Lehrbuch der philosophischen Wissenschaften, nach einem neuen System entworfen. Zweyter Theil. Allgemeine practische Philosophie. Allgemeine philosophische Moral. Naturrecht. Von Friedrich Bouvierwerk. 1813. XLV und 282 Seiten in Octav.

Durch den zweyten Theil dieses Lehrbuchs, dessen Beurtheilung wir, wie die des ersten (s. Jahrg. 1813. S. 729), andern litterarischen Blättern überlassen, erhält in gewisser Hinsicht auch der erste seine Vollendung. Denn nach den Ansichten des Verfassers ist die Trennung der theoretischen Philosophie von der practischen so precär, daß der Verf. aus eben diesem Grunde lieber sein ganzes System der eigentlichen Philosophie in einem einzigen Lehrbuche zusammenpressen, als es, der gewöhnlichen Einrichtung gemäß, in mehrere Lehrbücher nach der Verschiedenheit der Vorlesungen zerstückeln wollte. Auch diejenigen Zuhörer, die nur die eine oder andere der philosophischen Vorlesungen des Verf. besuchen, sollten auf diese Art veranlaßt werden.

U (4)

wenigstens durch eignes Studium einen Ueberblick von dem Zusammenhange der philosophischen Wissenschaften sich zu verschaffen, und sich zu überzeugen, daß die Philosophie, als ein Ganzes, nur dadurch zur Wissenschaft wird, daß jeder ihrer Theile sich auf das genaueste an die übrigen anschließt. Unterdeffen bleibt der Unterschied zwischen dem Theoretischen und dem Practischen tief und fest in der menschlichen Natur begründet; in der Philosophie aber scheint er anfangs nur in so fern gültig, als die Philosophie geradezu auf den Willen wirken will durch Vorschriften des Thuns und Lassens. Solche Vorschriften können nun vortreflich seyn auch ohne Philosophie; die für eine Wissenschaft gelten kann. Wo nur irgend der schlichte Menschenverstand die Gefühl eines unverdorbenen Herzens zugleich mit den Resultaten der allgemeinen Erfahrung ausdrückt, da entsteht eine gesunde Moral. Philosophisch, im wissenschaftlichen Sinne, wird aber die Moral erst da, wo sie, zusammentreffend mit der Metaphysik und der philosophischen Religionslehre, die Grundsätze des Thuns und Lassens auf die letzten **Cräterien der Wahrheit und des Irrthums** zurückführt, um zu zeigen, warum der gute und edel gefünnte Mensch wahrhaft vernünftig, nicht schwärmerisch, handelt, wenn er sich selbst und seinen individuellen Genuß des Lebens aus dem Gesichte verliert, um zu leben und zu sterben für eine gute Sache. Diese Aufgabe zu lösen, reichen Gefühle des unverdorbenen Herzens eben so wenig hin, als Resultate der allgemeinen Erfahrung. Also gewinnt der Begriff des Practischen selbst eine theoretische Bedeutung, wenn wir uns befriedigende Rechenschaft geben wollen von den letzten vernünftigsten Gründen, nicht den psychologischen Ursachen, unsers Thuns und Lassens. Practisch heißt nun die Phi-

losophie auch in so fern, als sie das Thun und Lassen überhaupt in seiner Beziehung auf die letzten Gründe zum Gegenstande des Rásonnirens macht. Von diesem Rásonniren bis zu den Vorschriften, die wirklich in das thátige Leben eingreifen und die sittliche Bildung der Menschheit befördern, ist der Weg zuweilen sehr weit. Und doch bleibt practische Philosophie auch in diesem theoretischen Sinne ein Bedürfniß der Menschheit, um verderbliche Grundsätze abzuwöhren, die oft tiefer, als die guten, in das thátige Leben eingreifen. — Was des Verf. System der practischen Philosophie Eignes hat, werden denkende Köpfe, die es prüfen wollen, genauer bemerken können, als es hier angezeigt werden kann. Im Wesentlichen, was die Grundlehren betrifft, stimmt es meistens überein mit den im Jahre 1808 vom Verf. herausgegebenen philosophischen Aphorismen, die man als einen Vorläufer zu diesem Theile des Lehrbuches ansehen kann. Von dem in der Kantischen Schule so genannten categorischen Imperativ war der Verf. längst zurückgekommen. Den seit Kant so oft und vielfältig besprochenen Unterschied zwischen so genannten formalen und materialen Moralprincipien noch einmahl bey dieser Gelegenheit umständlich zur Sprache zu bringen, war um so überflüssiger, da die Sache längst hinlänglich verhandelt ist. Was darüber in den Vorlesungen mitgenommen werden muß, ist in den Anmerkungen angedeutet. Anstatt von einem unbedingten Sollen auszugehen, das so leicht mißverstanden werden kann, verfolgt der Verfasser vom Anfange bis zum Ende der allgemeinen practischen Philosophie die Idee des Guten. Indem er diese Idee zuerst von der objectiven Seite ins Auge faßt, zeigt sie sich ihm als die Wurzel aller ethischen Begriffe, die unter den Rahmen Vollkommenheit, Tugend, Pflicht

u. s. w. im Bewußtseyn hervortreten, durch den Verstand den Willen leiten, aber sich auch sämmtlich in Gefühlen verlieren, die sich der weiteren Analyse entziehen, sobald sie mit den metaphysischen Ideen zusammenfallen, durch die sich das Unendliche im menschlichen Geiste mit dem Endlichen verbindet. In dieser Hinsicht nennt der Verf. die erste Abtheilung der allgemeinen practischen Philosophie moralische Ideenlehre. Er sucht zu zeigen, daß wahre Sittlichkeit mit der Religion in der Theorie unzertrennlich zusammenhängt, wenn gleich nicht immer eben so in der Praxis. Practisch ruhet die Sittlichkeit unmittelbar auf einem Gefühle der Würde der menschlichen Natur, mit oder ohne bestimmte Beziehung auf religiöse Ideen. Der Mensch, der diesem Gefühle folgt (und er folgt ihm, wenn er nicht vor sich selbst seine innere Ehre verschmerzen will, bald willkürlich, bald unwillkürlich) denkt dabei gar nicht nothwendig an Gott und göttliche Dinge. Seine Sittlichkeit kann practisch sogar mit entschiedenem Atheismus bestehen. Aber wenn der wahrhaft edle Atheist ohne Vorurtheil über die letzten Gründe der moralischen Verpflichtung nachdenkt, muß er entweder sich selbst als ein Schwärmer lächerlich werden, oder mit der Schule Epicur's seine Aufopferungen selbst nur um des innern Genusses willen schätzen, den sie ihm wie ein Capital nach einem moralischen Zinsfuß eintragen; woraus denn aber für den consequenten Kopf weiter der Lehrsatz der cyrenaischen Schule folgt, nach welchem auch der Epicuräer zum Schwärmer wird, wenn er sich für eine gute Sache aufopfert, ohne beweisen zu können, daß das bloße Gefühl dieser Aufopferung, selbst wenn es das Leben kosten sollte, ihm mehr Genuß gewähre, als alle Freuden des Lebens ohne jenes Gefühl. Wer uneigennützig Sittlich-

keit für das Höchste im menschlichen Daseyn anerkennt, dem bleibt nichts übrig, wenn er sein Gefühl der Würde der menschlichen Natur vor seinem unbefangenen Verstande rechtfertigen will, als, eben diesem Gefühle gemäß, eine mehr als sinnliche und in dieser Hinsicht überirdische Weltordnung anzuerkennen, die sich dem denkenden Wesen durch dieses Gefühl offenbart und mit übersinnlicher Kraft als moralisches Gesetz im freyen Bewußtseyn hervortritt. Was dieser übersinnlichen Weltordnung gemäß ist, das ist das wahrhaft Gute im objectiven Sinne. Wollen wir metaphysisch erforschen, wie sich die übersinnliche Weltordnung, die wir moralisch erkennen, zur physischen Einheit des Weltalls verhält, und wie im Weltganzen überhaupt etwas anders, als einem Uebersatze gemäß seyn kann, das keinen Gegensatz des Physischen und Moralischen zuläßt; so eröffnet sich vor uns der Abgrund, in welchen, ungeachtet der Orakelsprüche des neuesten Pantheismus, alle unsre menschliche Metaphysik versinkt, wenn wir sie weiter treiben wollen als bis zur Anerkennung der Gränzen des menschlichen Wissens. Hier scheint es nun, als ob der Verf. nach seinem Systeme die allgemeine practische Philosophie in den Umfang derjenigen Metaphysik hätte aufnehmen müssen, die er selbst, laut dem ersten Theile des Lehrbuchs, in der Reihe der philosophischen Wissenschaften aufstellt. Auch hat er nichts dagegen, wenn man mit der Kantischen Schule die allgemeine practische Philosophie Metaphysik der Sitten zu nennen für gut findet. Aber dem natürlichen Zusammenhange der philosophischen Forschungen gemäßer schien ihm doch, die eigentliche Metaphysik als rein speculative Wissenschaft, die unmittelbar den Urgrund des Daseyns zum Gegenstande hat, mit der practischen Philosophie nicht zu ver-

mischen. Denn durch den metaphysischen Gehalt der moralischen Ueberzeugung lernen wir am Ende doch den Urgrund des Daseyns, als solchen, nicht theoretisch kennen. Was wir von der übersinnlichen Weltordnung, die auch die sittliche heißen kann, philosophisch wissen, ist nichts weiter, als eben dieß, daß, wenn die wahre Sittlichkeit, als das Höchste im Menschen, kein schwärmerischer Traum ist, wir die Gesetze, durch die sie sich dem Bewußtseyn offenbart, für Gesetze einer übersinnlichen Weltordnung halten müssen, in denen Bewußtseyn des Göttlichen zusammenfällt mit dem Guten. Aber daß jene wahre Sittlichkeit wirklich kein schwärmerischer Traum ist, läßt sich doch durchaus nicht metaphysisch beweisen. Ein Gefühl, vor welchem der Verstand verstummen muß, sagt uns, daß dem so sey. Daß man diesem Gefühle unbedingt vertraue, ist der Anfang aller moralischen Ueberzeugung. Was wir von diesem Gefühle begreifen, ist, nach dem Verfasser, im Wesentlichen die Lehre, daß das moralische Gefühl, wie das religiöse, durchaus verschieden ist von aller aus der Sinnlichkeit, als solcher, entspringenden Gefühlen, und daß es, als unmittelbar verbunden mit der Vernunft, nicht wohl einen andern Ursprung haben kann, als das wahrhaft religiöse Gefühl, mit welchem es in der Erhebung der Denkkraft über die Sinnlichkeit aus den höhern oder mehr als logischen Functionen der Denkkraft selbst entspringt. So wie nun, nach dem Verfasser, der Anfang alles philosophischen Wissens das unbedingte Vertrauen ist, das der Mensch, als denkendes Wesen, der Vernunft überhaupt schenkt, indem er die Meinung, daß auch das Vernünftige im Menschen vielleicht nur subjective Vorstellungsort sey, gerade zu als unvernünftig abweist, eben so ist der Anfang des practisch-philosophischen Wis-

sens jenes unbedingte Vertrauen zu der Vernunft, jener Glaube an die Vernunft, der sich nicht tiefer erforschen läßt. Der letzte Proberstein der Richtigkeit unsrer moralischen Urtheile bleibt aber immer jenes aus der Vernunft entsprungene Gefühl. Moral als eigentliche Sittenlehre kann nichts weiter seyn, als Aufklärung der verschiedenen Gefühle, in welche das sittliche Gefühl sich auflöst, wenn wir mit Besonnenheit auf Thun und Lassen reflectiren. Da nun aber jenes Gefühl selbst darauf dringt, daß der Mensch mit Besonnenheit handle, so wird eben dadurch die Sittlichkeit zur Sache des practischen Verstandes. Eine unverständige, nicht nach Grundfäden und bestimmten Zwecken handelnde Tugend ist ein Unding. Weiter erlaubt uns der Raum nicht, die Grundlehren der allgemeinen practischen Philosophie nach dem Systeme des Verf. genauer anzuzeigen. Auf die Analyse der objectiven Idee des Guten folgt die Zusammenstellung dieser Idee mit dem Vollkommenen, dem Schönen, und dem Nützlichen. Dann werden die Begriffe der Tugend, der Pflicht, und des Rechts als moralische Cardinalbegriffe erläutert, denen die objective Idee des Guten zum Grunde liegt; woraus denn von selbst folgt, daß, nach dem Verfasser, eine unrichtige Ansicht der moralischen Verhältnisse entsteht, wenn man mit Kant und seiner Schule den Pflichtbegriff und das in ihm liegende Sollen zur Grundlage der philosophischen Sittenlehre macht. Unter den moralischen Nebenbegriffen, wie der Verf. sie nennt, findet auch das Erlaubte seine Stelle. — Die zweite Abtheilung der allgemeinen practischen Philosophie ist moralische Willenslehre überschrieben. Unter diesem Titel wird die Sittlichkeit von der subjectiven Seite als ein Erzeugniß der unwillkürlichen Neigung und des freien Willens deducirt. Ohne unwillkür-

liche Herzensgüte, deren Element das Gefühl der sittlichen Liebe, verbunden mit dem eben so unwillkürlichen und mächtig wirkenden Gefühle der Selbstachtung oder innern Ehre, ist, würde, nach dem Verfasser, die eigentliche Tugend als Erzeugniß des freien Willens gar nicht statt finden. Die Moral kann also nur auf dem Grunde der unwillkürlichen Herzensgüte fortbauen; und je edler der Mensch durch Selbstbildung und Selbstbeherrschung wird, desto mehr wird ihm die Ausübung aller Tugenden zur andern Natur, deren Gesezen er auch unwillkürlich gemäß handelt, ohne dadurch das Vermögen zu verlieren, anders handeln zu können. Bey diesen Untersuchungen findet also die Betrachtung der Freyheit des Willens und ihres Verhältnisses zur wahren Sittlichkeit nach dem Systeme des Verf. die passendste Stelle. Der Glaube an metaphysische Willensfreyheit kann nach dieser Lehre eben so wenig, als der mit ihm verbundene Glaube an eine übersinnliche Weltordnung durch speculative Dogmen und Zweifel erschüttert werden, wenn die Speculation nicht über die Gränzen des menschlichen Wissens hinaus in das Gebiet der Dichtungen hinüberspringen will. Die Lehre des Verfassers vom Verhältnisse der Sittlichkeit zur Glückseligkeit ist wenig verschieden von der Platonischen, also merklich abweichend von den Lehren Kant's und seiner Schule. Aber wir müssen uns auch hier damit begnügen, alles dieß nur kurz anzuzeigen, und vieles, was dem Verfasser wohl eigen seyn möchte, unangezeigt zu lassen. — Die eigentliche Moral, die in diesem Lehrbuche auf die allgemeine practische Philosophie folgt, bietet denen, die sie prüfen wollen, Stoff zu critischen Reflexionen, die einen sehr bedeutenden Einfluß auf das thätige Leben erhalten können. Eine oberste Verhaltensregel kann der Verf. nach

seinem Systeme nicht anerkennen, außer dieser: "Handle übereinstimmend mit dir selbst in der Harmonie der Bestrebungen und Gefühle, durch die sich das Menschliche in dir von dem Thierischen scheidet;" denn nichts anders, als eben dasjenige, was die menschliche Natur über die thierische erhebt, jenes Gefühl der Würde der menschlichen Natur, durch das sich uns, als denkenden Wesen, eine höhere Weltordnung offenbart, gibt uns einen Begriff von unserer Bestimmung im Plane dieser höheren Weltordnung. Das Gute im Menschen kann also nichts anders als das Characteristisch-Menschliche seyn. Aber was das nun ist, läßt sich unmöglich durch irgend eine Formel erschöpfen. Der Verf. sucht zu zeigen, wie weit die verschiedenen Formeln, die man höchste Sittengesetze genannt hat, anwendbar und in ihrer Art nützlich sind. Aber in unzähligen Fällen des wirklichen Lebens verlassen den Menschen alle Formeln. Da weist ihn die Vernunft selbst unmittelbar auf das Gefühl zurück, das ihr Erzeugniß ist, und ohne das wir von wahrer Sittlichkeit keinen Begriff hätten. Bei dieser Gelegenheit erklärt sich der Verf. nachdrücklich gegen die Casuistik, die in der guten Meinung, für jeden möglichen moralischen Fall mit mathematisch bestimmten Verhaltungsregeln auszuhelfen, das natürliche Gewissen in sich selbst irre, und die Pflicht am Ende zur dialectischen Thorheit macht. — Abweichend von den meisten neueren Moralsystemen ist des Verfassers Lehre vom Verhältnisse der Sittlichkeit zur Geselligkeit. Bekanntlich suchten fast alle neueren Moralisten (man möchte sie moralische Socialisten nennen) in den Tugenden der Geselligkeit den Keim aller übrigen nachzuweisen, oder die Sittlichkeit überhaupt aus der Bestimmung des Menschen zur Geselligkeit zu erklären. Daher fast überall die ein-

seitigen Vorstellungen vom moralischen Werthe der Selbstbildung, der liberalen Geistesbeschäftigung, der Wissenschaften und Künste. Auch in den Schulen, die von andern Moralprincipien ausgehen, als die Socialisten, z. B. in der Kantischen, scheint jene Vorstellungsart sich fortgeerbt zu haben. Nach dem Verfasser hat jede Thätigkeit, die auf harmonische Ausbildung unsrer geistigen Kräfte gerichtet ist, in sich selbst, auch abgesehen von ihrer Beziehung auf die menschliche Gesellschaft, einen moralischen Werth. Damit soll aber keinesweges gesagt seyn, daß die Tugenden der Geselligkeit für geringer als die Tugenden der Selbstbildung zu achten wären. Ueberhaupt verdient alles, was man in einzelnen Verhältnissen unter den Menschen Tugend nennt, nach dem Verfasser nur in so fern diesen Namen, als es sich auf eine vollkommene Harmonie aller geistigen und sinnlichen Anlagen und Kräfte bezieht, durch die ein wahrhaft menschliches Daseyn, mit einem Worte die eigentliche Humanität, möglich wird, obgleich diese Humanität, wie alle Vollkommenheit, immer nur als Ideal dem Verstande sowohl, als dem Gefühle, vorschwebt. Darum findet auch der Verfasser eben nichts verdienstliches in den Bemühungen einiger Rigoristen, die den ästhetischen Reiz der Tugenden durch die Strenge der Pflichten verdunkeln wollen. Er sucht zu zeigen, daß der Begriff der Tugend überhaupt eine viel weitere Sphäre hat, als der Begriff der Pflicht. Deswegen ist bey ihm die Lehre von den Pflichten in der Lehre von den Tugenden, nicht diese in jener, enthalten. — Ueber das Naturrecht, das den Beschluß dieses Lehrbuchs der philosophischen Wissenschaften macht, möchten wir gern unsern Lesern eine Auskunft geben, die des Verfassers Begriff von dieser problematisch gewordenen Wissenschaft in das

rechte Licht stellte. Dazu aber ist in dieser Anzeige durchaus kein Raum. Also mit wenigen Worten nur eine Andeutung dessen, was der Verfasser den Zwangstheorien, die sich Naturrecht nennen, entgegenstellt. Es gibt, nach dem Verfasser, kein Naturrecht, das ein anderes Princip hätte, als die wahre Moral. Aber eines der wichtigsten, folgerichsten, und besonders in der Anwendung auf die Politik und die Wissenschaft der Gesetzgebung fruchtbarsten Kapitel der allgemeinen Moral ist die specielle Lehre von der Gerechtigkeit in den äußern Verhältnissen des Lebens. Nun gründen sich aber, nach dem Verfasser, alle philosophischen Begriffe von der Tugend der Gerechtigkeit auf den moralischen Stammbegriff des Rechts. Was diesem Begriffe in den äußern Verhältnissen des Lebens gemäß ist, also, was in diesen Verhältnissen zu thun unerlässliche Pflicht ist, wenn man die Rechte anderer nicht kränken will, das lehrt nach dem Verf. die Wissenschaft des Naturrechts. Wie weit man aber dem andern Gewalt anthun darf, damit er unse Rechte nicht kränke, läßt sich, nach dieser Theorie gar nicht beurtheilen ohne Rücksicht auf die Harmonie aller Tugenden und Pflichten.

Freyberg.

Hey Crag und Gerlach: Freyherrn S. G. Zernelin's, Kön. Schwed. Bergraths, Minerographie von Lappland und Westbochnien, nebst einem Auszuge aus Wahlenberg's Topographie von Kami-Lappmark. Aus dem Schwedischen mit einigen Anmerkungen von Joh. Georg Ludolph Blumbhof, Großherzogl. Hessischem Hofkammerrathe u. s. w. Mit drey Kupfertafeln. 1813. X und 179 Seiten. in Octav.

Herr Blumbhof, dem man bekanntlich schon viele Uebersetzungen aus dem Schwedischen verdankt, hat

sich auf's Neue um die Deutsche Litteratur durch die Herausgabe der vorliegenden Schrift verdient gemacht. Das Schwedische Original, dessen Uebersetzung den Hauptgegenstand derselben ausmacht, ist zu Stockholm im Jahre 1804 unter dem Titel: *Förfök till Mineral-historia öfver Lappmarken och Vesterbotten*, af Friherre S. G. Hermelin, auf 70 Quartseiten erschienen. Wenn gleich dieses Werk den Forderungen nicht völlig genügt, die man an eine ähnliche Deutsche Schrift zu machen bes rechtigt seyn würde, indem die darin gelieferten geognostischen und anorganographischen Nachrichten, bey Weitem nicht den Fortschritten entsprechen, welche Geognosie und Anorganographie in neueren Zeiten in Deutschland gemacht haben; so ist es dennoch sehr willkommen, da wir bisher so gar wenige und unvollständige Kenntnisse über die mineralogische Beschaffenheit jener Gegenden und über den Zustand des dortigen Bergbaues besaßen. Der Hauptzweck dieser Schrift gehet auch nicht dahin, eine vollständige mineralogische Geographie von Lappland und Westbothnien zu liefern, sondern vielmehr über die bebaueten und nicht bebaueten Erzlagerstätten dieser Gegenden, eine genauere Kunde zu verbreiten, als man bisher davon hatte; und man muß gestehen, daß dieser Zweck mit der umfassendsten Localkenntniß erfüllt ist. Der Verf. gehet in dieser Hinsicht Lappland und Westbothnien nach den verschiedenen Haupttheilen, und diese wieder nach den einzelnen Kirchspielen durch; wobei wir ihm indessen, wegen des beschränkten Raumes unserer Blätter, hier nicht in das einzelne Detail folgen können. Großes Staunen erregen die ungeheuern Eisensteinsmassen, welche in Lappland aufgetürmt sind, und in welcher Hinsicht sich besonders Svappavara und Gellivara auszeichnen. Ganze Stückgebirge der reichsten Eisenminen! Und

diese bisher noch sogar wenig benutzt, theils wegen ihrer strengflüssigen und nicht gutartigen Beschaffenheit, theils und besonders aber wohl, wegen der großen Schwierigkeiten ihres Transportes und der Ausfuhr der Producte. — Der Herr Uebersetzer hat den Text mit einigen Anmerkungen ausgestattet, welche zum Theil aus anderen Schriften, zumahl aus der bekannten Reise des Herrn von Buch entlehnt, zum Theil von dem Professor Hausmann handschriftlich ihm dargeboten worden sind.

Angehängt sind der Mineralographie von Lappland einige mineralogische und öconomische Nachrichten von Kemi-Lappmark, aus einem vortreflichen, im Jahre 1804 zu Stockholm erschienenen Werke über diese Gegend, von dem verdienten Wahlberg, welches den Titel führt: Geografisk och economisk Beskrifning om Kemi-Lappmarken. Der interessante Inhalt der wenigen, mitgetheilten Seiten, läßt es recht sehr bedauern, daß es dem Herrn Blumhof die Umstände nicht gestattet haben, diese im Originale nur 77 Quartseiten füllende Schrift, in einer vollständigen Uebersetzung mitzutheilen. Wir müssen uns begnügen, nur ein Paar Bemerkungen auszuheben, welche die Bären und Wölfe von Kemi-Lappland betreffen. "Der Bär ist hier zahlreicher als irgend an einem anderen Orte des Schwedischen Reichs. Wenn er im Frühling aus seiner Höhle kommt, und außer den Sümpfen keine Nahrung da ist, so thut er den Einwohnern oft Schaden an Schafen, trocknen Fischen u. a. m., und wenn der Lappe sein Eigenthum vertheidigen will, so kommt er zuweilen in Lebensgefahr. Im Sommer und Herbst hingegen thut der Bär keinen Schaden. Sein Winterlager gräbt er unter Birkengebüsch und macht den Eingang gegen Süden, welche Oeffnung er im Herbst, sobald er selbst hineingegangen ist, mit zusammengedrehtem Moos-

sorgfältig verstopft. Wölfe finden sich in großer Menge, so wie im ganzen nördlichen Lappland; sie richten weit mehr Schaden unter den Rennthieren und Schafen an, als der Bär. Wenn das Rennthier stillsteht, so wagt es der Wolf nicht, dasselbe anzugreifen; wenn es aber läuft (Hr. Blumhof hat "men springer han" im Original, unrichtig durch "wenn es aber springt" übersetzt —) so folgt der Wolf nach und holt es bey'm Hinunterlaufen von einem Berge oder einer Anhöhe leicht ein." Es ist in der That nicht uninteressant, auf das gegenseitige Benehmen verschiedener Thiere bey dem Angriffe zu achten. Recensent erinnert sich bey dieser Gelegenheit an eine Bemerkung, die ihm von glaubwürdigen Personen in Norwegen mitgetheilt worden ist, über das Benehmen des Pferdes, wenn es vom Bären oder vom Wolfe angegriffen wird. Sobald das Pferd den ersteren wittert, nimmt es die Flucht und ist, wenn es z. B. einen Schlitten ziehet, auf keine Weise zu halten; gegen den Wolf setzt es sich aber in Vertheidigung; es bleibt bey seinem Anfall stehen und schlägt mit den Hinterhufen so tapfer gegen den Wolf ein, daß dieser wohl zuweilen auf dem Kampfplatze bleibt.

Halle.

Ben Hemmerde und Schweisfke: Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische, von Günther; Lehrer an der Schule zu Bernburg; erster Cursus nebst Vorübungen zum Erlernen der hauptsächlich syntaktischen Regeln. 1813. XVI und 219 Seiten in Octav.

Höchst erfreulich war dem Recensenten die Erscheinung dieses Buches, als ein neuer Beweis, wie sehr auf auswärtigen Schulen das Bestreben wächst eine feste Kenntniß der Griechischen Sprache in der Jugend zu begründen. Wir gratuliren der Ver-

burger Schule, wo der verdienstvolle Verfasser, überzeugt, daß man in beiden Hauptsprachen des Alterthums eine gleiche Fertigkeit erlangen müsse, und daß die geringere Kenntniß des Griechischen zum Theil vom Mangel des Schreibens in dieser Sprache herrühre, diese Gattung von Uebung zuerst einführte. Mit Recht wird von ihm bemerkt, daß das Schreiben nicht nur zu Sprachreichthum führe, sondern vorzüglich in das Innere der Griechischen Syntax; aber der Satz: ohne Uebung im Schreiben mag niemand die nöthige Sicherheit und Fertigkeit erlangen, möchten wir nicht unbedingt einräumen. Indem der Verfasser mit Einsicht und Liebe die Uebungen leitete, bemerkte er bald, daß Werner's Anleitung nur Beispiele an einzelne Regeln knüpfte, aber der freyen Uebung keinen Stoff darbot. Er suchte daher beides zu vereinigen in dieser Anleitung, welche in Vorübungen und freye Uebungen zerfällt.

Die Vorübungen, zur Erlernung der hauptsächlich syntactischen Regeln bestimmt, sind nach den Grammatiken von Buzmann, Matthäi und Welsherin gearbeitet, mit steter Hinweisung auf ihre Paragraphen; aber in der Anordnung dieser syntactischen Uebungen ging er seinen eignen Weg, mit dem Streben zu vervollständigen und eine leichte Uebersicht zu gewähren. Vorausgesetzt wird, daß die Schüler den etymologischen Theil (hiermit scheint der Verf. die Formenlehre zu bezeichnen) inne haben; für solche werden faßliche Regeln aufgestellt, begleitet von zweckmäßigen Beispielen, ohne Ueberladung. Lobenswerth schloß der Verf. philosophirende Untersuchungen und schwankende Hypothesen aus dieser Anleitung aus. Wenn er aber der Anwendung der philosophischen Grammatik auf die alten Sprachen, oder, was einerley ist, der philosophischen Entwicklung der Grammatik der

alten Sprachen sich so abgeneigt zeigt, so bedachte er nicht, daß gerade der Mangel der Anwendung richtiger philosophischer Erkenntniß die Ursache ist, warum es uns bis auf den heutigen Tag in beiden Hauptsprachen des Alterthums an einer guten Syntax fehlt. Bey dieser Abneigung gegen die Anwendung der Philosophie auf die Syntax ist in seinen Vorübungen manches unbegründet hingestellt, wie S. 69. *δα* stehe, wenn im Nachsage ein imperativus oder futurum folge. Das Richtige hierüber wird ihm *Dissen, disquisitionum philologicarum specimen primum*, S. 20 und 21 darbieten. Daher findet sich selbst in der Syntax hier einiges vor, das in die Formenlehre gehört, wie die tempora S. 54 – 60. Die freyen Uebungsstücke im ersten Cursus sind Merkwürdigkeiten der Aegyptischen, Indischen und Persischen Geschichte aus Herodot; eine zweckmäßige Wahl, schon wegen des einfachen Periodenbaus. Es sollen aber diese Stücke nicht in den Ionischen Dialect zurück übersetzt werden; denn sehr richtig setzt er den reinen Atticismus, die Blüte der Griechischen Sprachvollkommenheit, sich in den Vorübungen und freyen Uebungen zum Ziele. Wir hätten indefs gewünscht, daß in den darunter gesetzten Redensarten, welche durch zweckmäßige Kürze und Wahl sich empfehlen, und mit Hinweisungen auf das Syntactische gut gemischt sind, Ionische Worte und Wortformeln vermieden worden wären, wie S. 122 *ἀκρίταρος ἀρηγησέως*, S. 117 *σρεῖνός*, S. 121 *ἰσθουαῖ*. Dieses und ähnliches (wie S. 120 *διὰ φέρω* c. Dativ. vor andern sich auszeichnen, sollte heißen c. Genit.) wird eine zweite Ausgabe tilgen, die wir bey der Brauchbarkeit dieser Anleitung bald erwarten; wie auch den zweyten Cursus, den der Verfasser den Schulen Deutschlands nicht lange vorenthalten möge. W.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 13. Junius 1814.

Göttingen.

Der Königl. Societät der Wissenschaften wurde in der Versammlung am 21. May von Hrn. Prof. Stromeyer die chemische Analyse eines Anhydrits aus der Gegend von Hefeld am Harz vorgelegt. Dieser Anhydrit ist dem, welcher unweit Osterode ebenfalls am Harz vorkömmt, ungemein ähnlich, und gehört auch wie dieser zur strahligen Abänderung dieses Fossils. Seine Farbe ist indessen mehr blaulich-grau oder auch selbst lichtgrau. Das specifische Gewicht desselben fand der Verfasser bey der größten Dichte des Wassers (4°, 35 C. Therm.) und dem mittlern Drucke der Luft (0^m, 76 Bar.) zu 2,8662. Nach den von Hrn. Conector Köhler zu Hefeld, dessen Güte der Prof. Stromeyer diesen Anhydrit verdankt, darüber erhaltenen Nachrichten, findet sich derselbe am Himmelsberge, einem etwa eine halbe Meile südwestwärts von Hefeld gelegenen Berge, woselbst er in älterem Flözgyps einbricht, und darin oft zwey bis drey dachter mächtige Lager bildet. Derselbe wird an manchen Stellen von dünnen lagern Stinkstein durchzogen, welcher an der Ober-

Z (4)

fläche verwittert ist, während der Anhydrit sich erhalten hat, so daß es das Ansehen gewinnt, als wäre der Anhydrit plattenweis mit Mörtel aufeinander geschichtet.

Nach der von dem Prof. Stromeyer mit der bläulich-grauen Abänderung dieses Anhydrits angestellten chemischen Untersuchung sind in hundert Theilen derselben enthalten:

Kalk	40,673
Schwefelsäure	55,801
Kohlensäure	0,087
Eisenorydul	0,254
Kieselerde	0,231
bituminöse Substanz	0,040
Wasser	2,914
salzsaures Natron	eine Spur
	100,000

Oder der bläulich-graue Anhydrit vom Himmelsberge bey Jiefeld besteht dieser Analyse zufolge in hundert Theilen aus:

wasserlosen schwefelsaurem Kalk	85,877
wasserhaltigen schwefelsaurem Kalk (Gyps)	13,400
Kohlensaurem Kalk	0,198
Eisenorydul	0,254
Kieselerde	0,231
bituminöse Substanz	0,040
Steinsalz	eine Spur
	100,000

Die bläulich-graue Farbe verdankt dieser Anhydrit der aller Wahrscheinlichkeit nur mechanisch beygemengten bituminösen Substanz, welche vermuthlich mit dem kohlensauren Kalk als Stinkkalk verbunden darin vorkommt. Vergleichende Versuche, welche mit dem blauen Anhydrit von Osterode und

von Sulz am Neckar angestellt wurden, zeigten, daß auch bey diesen die blaue Farbe ebenfalls von einer ähnlichen bituminösen Substanz herrühre, welche auch in ihnen mit kohlensaurem Kalk zu Stinkkalk vereinigt zu seyn scheint, denn beide enthalten die der Ipfelder Anhydrit geringe Antheile kohlensaurer Kalk.

Sulzbach.

Hey Seidel: Der erste Brief des Apostels Petrus übersetzt und mit einem Commentar versehen von C. G. Hensler. 1813. 256 S. in Octav.

Eine fleißig gearbeitete Schrift, die Anfängern gute Dienste leisten kann. Sie besteht aus einer umständlichen Vorrede, einer Einleitung in den Brief, dessen Uebersetzung und ausführlichen Erläuterung.

In der Vorrede gibt der Verfasser die Regeln an, welche ein Uebersetzer des N. T. zu befolgen habe. Sie sind der Natur und Bestimmung der Bücher, von denen die Rede ist, angemessen; wären sie nur eben so leicht in Ausübung zu bringen, als sie sich vorschreiben lassen. Indessen kann man, nach des Recensenten Einsicht, Uebersetzungen neutestamentlicher Bücher, die bis auf wenige Ausnahmen nicht wohl auf ästhetischen Werth angelegt seyn können, nur als ein Mittel betrachten, den Sinn, in welchem der Verfasser seinen Autor aufgefaßt hat, im Ganzen kurz darzustellen: wozu vor allem Deutlichkeit des Ausdrucks gehört. Und in dieser Hinsicht ertheilt dem Verf. mit Vergnügen das Lob einer gelungenen Arbeit: der Sinn des Briefs, so wie er ihn aufgefaßt hat, ist überall klar dargestellt: und der Deutlichkeit ist auch die Art der Wortstellung im Deutschen nicht nachtheilig gewesen, die zu den Eigenthümlichkeiten des Verfassers gehört, und einen Grund im Original hat.

Die Einleitung zu dem Brief geht nicht über das Gewöhnliche hinaus. Die ersten Leser desselben waren Judenchristen, weil die *ιδωλολατρῆσαι* 4, 8. nur heidnische Gewohnheiten wären, an denen sie in ihren frühern Jahren als Juden noch Antheil genommen hätten; der Ort der Abfassung ist Babylon, weil Petrus nicht von seinem Weibe zu Babylon, sondern von der Gemeinde daselbst 5, 13. grüße; die Zeit der Abfassung fällt um das Jahr Chr. 60, und der Concipient des Briefs ist Petrus selbst; der Verf. weiß sogar, daß sein Griechischer Ausdruck so beschaffen sey, wie man ihn von diesem Apostel in seinen spätern Lebensjahren, nach einem vieljährigen Aufenthalt in Heidenländern (wovon aber die Beweise vergessen worden sind), habe erwarten müssen.

In der ausführlichen Erläuterung des Briefs hat der Verf. immer solche Leser im Auge, die über jedes Wort etwas, sey es auch nur die Deutsch angegebene Bedeutung desselben, zu erhalten wünschen. Zur Erläuterung wählt er das Bessere von dem, was bisher geleistet ist, aus; hie und da mit einem eigenen Versuch. Im ersten Fall darf man nicht die Wiederholung einer kühnen Idee befürchten, und im letzten nichts Originales, wie es aus einem selbstständigen Geiste hervorgeht, erwarten: war so etwas kein Eigenthum des Verf. in seinen frühern gesunden Jahren, wie viel weniger in den spätern körperlicher Leiden, unter welchen er diesen seinen exegetischen Nachlaß niedergeschrieben hat. Mit Aengstlichkeit hielt er sich an das Herkömmliche, mit sichtbarem Bemühen, jede neue Ansicht zu entfernen. Die große Verwandtschaft des Ausdrucks mit der Paulinischen Sprache gibt er nicht einmahl zu: damit ist ihm eine schöne Erläuterungsquelle entgangen, aus welcher ein künstiger Aus-

leger, der ihr fleißiger nachgehen mag, als bisher geschehen ist, manches Treffende zur Aufhellung des Briefs schöpfen wird. Wie quält sich doch der Verf. mit dem *θανάτωδεῖς μὲν σαρκί, ζῶσαντες δὲ πνεύματι* 3, 18; und erhält zuletzt doch nichts weiter als die Erklärung "dem Leibe nach getödtet, ward er dem Geiste nach lebendig erhalten," was ihn, da er erkennt, daß *ἐν ᾧ ἐκήρυξ* mit *πνεύματι* verbunden werden müsse, zu der unnatürlichsten Erklärung führt, daß die *ἐν Φυλακῇ (ὄντα) πνεύματα*, welche durch den Geist Christi belehrt worden, "die vor ihrem Uebertritt zum Christenthum unglücklichen Juden und Heiden" wären, welche die Apostel durch den von Christus erhaltenen Geist belehrt hätten. Nach dem Paulinischen Sprachgebrauch gefaßt, wäre hier behauptet, "der hingetrichtete Christus wäre des mit ihm vereinigten göttlichen Geistes wegen wieder erweckt worden; und mit demselben habe er auch schon die ungläubigen Menschen der alten Welt belehrt" u. s. w. Aus ähnlicher Scheu vor dem Neuen und Neuesten, gibt sich der Verf. viele undankbare Mühe, jeder Condescendenz zu Volksmeinungen in dem Briefe auszuweichen. Man kann sich dieses sogleich aus dem eben angeführten Beyspiel erläutern. Wer wird ihm glauben, daß Juden und Heiden, die nachher von den Aposteln belehrt worden, wegen ihres unglücklichen Zustandes vor ihrer Bekehrung, *ταῖς ἐν Φυλακῇ πνεύματα* genannt wären? Aber es sollte nun einmahl nicht auf die Vorstellung von eingetorkelten Riesen der alten Welt angespielt seyn, weil davon die frühere bewährte Geschichte nichts wisse. Gleich als ob die Verfasser des N. T. die alte Geschichte so für ihre religiösen Zwecke verarbeitet, wie sie eine critische Prüfung ihrer

Quellen hinstellen würde, und sie nicht vielmehr dieselbe so brauchen, wie sie die Sage ausgebildet hatte, nach welcher sie auch ihren ersten Lesern allein bekannt war. Kann der Verf. 5, 8. ὁ ἀντιδίκος ὑμῶν διάβολος aus einer andern Ursache für "der wider euch feindselige Verläumder" genommen haben, als um der Vorstellung auszuweichen, daß der Satan zum Urheber alles Bösen gemacht werde, was doch nicht der Fall sey? Allerdings sind die Feinde und Verfolger der Christen gemeint; aber die Einkleidung bezieht sich auf jene berühmte Volksvorstellung, und, Idee und Einkleidung derselben unterschieden, verschwindet alle Schwierigkeit. Auch in den Worterklärungen stößt man auf einzelne eigenthümliche Versuche, die nicht immer glücklich sind. Sollte sich wohl der Unterschied, der zwischen τέσσα ὑπανοίης und τέσσα ὑπήκοα I, 14. gemacht wird, vertheidigen lassen? oder sollten ἀναγεννημένοι οὐκ ἐν σπορᾷς Φαρισαίων, ἀλλὰ ἀΦάρτου I, 22. sprachrichtig die seyn können, "welche nicht einen vergänglichen, sondern unvergänglichen Erzeuger haben?" Sie sollen ja ἀναγεννημένοι διὰ λόγου ζῶντος Ἰσοῦ seyn, folglich ist von einer ἀναγέννησις durch die Lehre des Christenthums die Rede, der die Bewirkung einer seligen Ewigkeit zugeschrieben wird; kann nun, wie auch die Worte es wollen, σπορὰ οὐ Φαρισηία ἀλλὰ ἀΦαρτ. was anderes seyn, als eine Zeugung, aus der keine Sterbliche, sondern Unsterbliche entspringen? u. s. w. u. s. w. Diese Stellen werden hinreichen, den eigenthümlichen Character der von demsel. Verf. herrührenden Erklärungen zu bezeichnen, die aber nur sehr einzeln vorkommen. Die Auswahl aus frühern Interpreten zeugt von Bedächtigkeit, Uebung und Sachkenntniß.

Leipzig.

Bei G. J. Göschen: Lehrbuch der mathematischen Geographie von Friedrich Kries, Professor am Gymnasium zu Gotha. Mit sieben Kupfertafeln. 236 Seiten in Octav.

Der Plan des Verfassers bey Abfassung dieses Lehrbuchs für eine Wissenschaft, welche für jeden Gebildeten ein so vielseitiges Interesse hat, ging dahin, zwischen den dürftigen und oberflächlichen Abrissen derselben, die den Lehrbüchern der politischen Erdbeschreibung vorangeschickt zu werden pflegen, und sich nur auf die Aufzählung von Hauptresultaten beschränken, ohne sie durch mathematische Behandlung zu begründen oder zu erläutern, — und den größern Werken, welche feinere, weniger allgemein verbreitete Kenntnisse der höhern Mathematik voraussetzen, eine schickliche Mittelstraße zu treffen. In einem solchen Werke erwartet man nicht neue Aufklärungen, die die Wissenschaft selbst weiter bringen, sondern nur, daß eine zweckmäßige Auswahl aus dem Bekannten mit Ordnung, Gründlichkeit und Klarheit dargestellt werde, und dieses Ziel hat der Verf. in der That erreicht. Er handelt in zehn Abschnitten von der Gestalt des Erdkörpers im Allgemeinen; von der mathematischen Eintheilung der Erdkugel und ihrer Größe; von der Umdrehung derselben um ihre Axe und den damit zusammenhängenden Erscheinungen; von den Mitteln, die geographische Breite eines Orts zu bestimmen, und eine Mittagslinie zu ziehen; von der Bewegung der Erde um die Sonne; von der Eintheilung der Himmels- und der Erdkugel in Beziehung auf die Bewegung der Erde um die Sonne, und den Erscheinungen, die auf der Erde aus dieser Bewegung entstehen; von der Zeitbestimmung und

den Mitteln zur Bestimmung der geographischen Länge; von der sphäroidischen Gestalt der Erde; von der Verfertigung künstlicher Erdkugeln und der Landkarten; vom Gebrauch der künstlichen Erdkugel zur Auflösung mathematisch geographischer Aufgaben. Wir können nicht anders, als dieser Anordnung und Auswahl im Allgemeinen unsern Beyfall geben, wenn gleich unsrer Ansicht nach hie und da noch einige Gegenstände, die nicht berührt sind, hätten aufgenommen, und dagegen andere z. B. die verschiedenen Projectionsarten der Karten allenfalls etwas kürzer hätten abgehandelt werden können. So hätten wir unter andern einige Anleitung gewünscht, die Oberfläche einzelner Länder, wenn auch nur bey der Kugelgestalt der Erde, und den Abstand einzelner Punkte auf der Erdoberfläche von einander zu berechnen, so wie überhaupt, daß der Gebrauch der sphärischen Trigonometrie nicht so ganz ausgeschlossen wäre. Auch bey der sphäroidischen Gestalt der Erde hätte wohl bestimmter herausgehoben werden können, wie der Begriff der geographischen Breite anders modificirt werden müsse als auf der Kugel, und wie von dieser Breite die relative Lage gegen den Erdäquator, die Erdaxe und den Erdmittelpunct abhängt. Doch dieß sind Kleinigkeiten, die dem allgemeinen Werthe des Buchs keinen Abbruch thun, und auf die der Verfasser, wenn vielleicht eine neue Auflage erforderlich seyn sollte, zu welcher ein für den Unterricht sehr empfehlenswerthes Buch wohl gelangen kann, leicht wird Rücksicht nehmen können.

In der Recension von Morel's Geschichte und Statistik des Bisthums Basel St. 90. S. 893 B. 1 von oben: Mauracim l. Mauracien.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1814.

Erlangen.

Bei J. J. Palm: Historisch-critische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des alten und neuen Testaments, von Dr. Leonhard Bertholdr. Dritter Theil, welcher die Einleitung in die historischen Schriften enthält. 1813. Von 745 — 1336 Seiten in Octav. (Die Anzeige der beiden ersten Theile von einer andern gelehrten Hand s. 1813. S. 753.)

Bei Schriften, welche einen Stoff von großem Umfang zu umfassen haben, bleibt dem Verfasser einer Anzeige, die nicht ins Einzelne gehen kann keine andere Wahl übrig, als sich auf den Geist derselben einzuschränken. Zu den Werken dieser Art gehört die genannte Einleitung in die historischen Schriften des A. und N. Testaments.

Seit den letzten drey Decennien betrachtet man diese Schriften aus ganz neuen Gesichtspuncten, durch deren Hülfe ein völlig neuer Stoff gewonnen und zur öffentlichen Discussion gebracht worden ist. Er hat auch in dieser Zeit alle die Schicksale erfahren, welche umgeschaffene Wissenschaften zu treffen

fen pflegen, man hat ihn wiederholt und erläutert, gelobt und getadelt, angenommen, bestritten und verworfen, und als er sich dessen ungeachtet im Ganzen zu einer Art allgemeiner Gültigkeit hindurch gekämpft hatte, hat man ihn durch Steigerung der angegebenen Gesichtspuncte zu vermehren und zu verschönern, und dadurch dieser Ehre würdiger zu machen gesucht. Wie bey jeder umgeschaffenen Wissenschaft hinter der Periode des Verwunders, Stillstehens und sich Besinnens, des Bekämpfens und Veränderns, endlich eine Vermittlungsperiode eintritt, in welcher der Reformator mit seinen Bestreitern und Verbesserern, falls ihre Neuheit ihn nicht in den Hintergrund gedrängt hat, ausgeglichen wird, und mit ihnen, auf gleicher Linie stehend, wechselseitig die Ehre des Vorzugs theilen muß: so bestimmte auch den Verfasser dieser neuen kritisch-historischen Einleitung in das A. und N. Testament sein Zeitalter und die Lage, in welcher er die Wissenschaft fand, bey den in diesem Bande bearbeiteten kanonischen Geschichtswerken des A. und N. Testaments zum Vermittler: denn bey den apokryphischen des A. T., an welchen die Polemik der neuesten Zeit weniger ihr Heil versucht hat, bedurfte es der Vermittlung weniger.

Ueber die historischen Schriften des A. T. (von denen aber Esther und Ruth ausgeschlossen sind, weil sie zu den romantischen gehören sollen), laufen die Abhandlungen von S. 745 — 1036 herab. Durchweg stellen sie das, was dem Verf. unter dem neuerdings Ausgemittelten das Bessere scheint, zusammen. Um die Weise desselben näher zu bezeichnen, wollen wir einige Proben seiner Resultate ausziehen.

Das hohe Alter der mosaischen Schriften suchte die neuere Zeit aus ihrem innern Gehalt haupt-

sächlich zu erweisen, ihre Darstellungsweise aus der alten Sprache und Vorstellungsart zu erläutern, wobey wohl zufällig die Wörter Epos und Mythos gebraucht wurden. Diese Nahmen wurden mit Wohlgefallen aufgegriffen und in ihrem neuesten Sinn auf die mosaïschen Schriften übergetragen, daß endlich aus dem Pentateuch eine Sammlung von gedichteten Erzählungen zu theokratischen Zwecken, aus einem sehr späten Zeitalter, geworden ist. Vermittelnd betrachtet nun der Verf. den Pentateuch als eine nach Moses Zeit gemachte Sammlung einzelner Aufsätze verschiedener Verfasser und Zeiten. Vor-mosaïsch ist die Genesis ihren einzelnen Bestandtheilen nach; Mosaïsch sind in den vier letzten Büchern einzelne Abschnitte, wie einzelne Aufsätze über vorgefallene Begebenheiten, einzelne Statuten, einzelne Gedichte, einzelne Particulargesammungen, welche Moses zur Aufbewahrung an die Seite der Bundeslade niedergelegt hatte; nach-mosaïsch ist mancherley. Die Geschichte der vier ersten Bücher kann nicht von Moses seyn, denn sie hat einen mythischen Character und ist in ein Epos gebracht, nur nicht nach künstlicher Zurichtung; von Moses können nicht die Gesetze seyn, welche zwischen dieser mythischen Geschichte stehen, auch nicht die rückwärtsstehenden Gesetze, zwar nicht gerade alle, welche ihre Anwendung erst nach dem Eintritt der Israeliten in das Land Canaan fanden, wohl aber die, welche den schon wirklichen Besitz des Landes und die bereits angefangene bürgerliche Verfassung voraussetzen. Alle diese Nachträge von Gesetzen späterer Zeit (wie z. B. das Königsgesetz) sind ausgedrückt und gestellt, als hätte sie Moses in der Wüste gegeben, und Jehova sie durch Moses ausgesprochen (?), und wurden gleichfalls nach ihrer Promulgation an die Seite der Bundeslade gelegt.

Das letzte Gesetz dieser Art war das Königsgesetz unter Samuel, der es auch an den Ort des Heiligthums brachte; nach der Zeit kam keines mehr dahin. Denn in der Geschichte anderer merkwürdiger Vorfälle, die nicht ohne neue Verfügungen vorübergehen konnten, wie der Organisation des Gottesdienstes durch David, der Errichtung des Tempels durch Salomo, des Abfalls der zehn Stämme, kommen keine Spuren vor, daß etwas Gesetzliches an den Ort des Heiligthums niedergelegt worden sey. Wann wurde nun aus den neben der Bundeslade niedergelegten Aufsätzen ein Ganzes gemacht? Die älteste Spur eines vorhandenen Gesetzes fällt in Davids Regierung: doch könnte dieses ein bloßer Codex legum und nicht der vollständige Pentateuch gewesen seyn. Vollständig war er aber zur Zeit des Abfalls der zehn Stämme vorhanden, weil diese den Pentateuch eben so, wie das Reich Juda, besaßen. Da nun in beiden Exemplaren das von Samuel an der Seite der Bundeslade gelegte Königsgesetz enthalten ist, so ist wahrscheinlich, daß der Pentateuch aus den Mosaischen, vor- und nachmosaischen Materialien — wahrscheinlich unter Samuels Aufsicht von den Prophetenschülern — zusammengesetzt worden. — Wäre nun der, welcher die Sünden solcher neuen Ansichten, die vermittelt werden sollen, verwirkt hat, noch Zeuge solcher irdischen Versuche, so möchte es ihm, wie dem Erfinder eines neuen Schlagwerks, das viele Nachahmung findet, gehen: jede Nachahmung erlaubt sich Abänderungen, vergrößert und verkleinert und versetzt Räder, oder nimmt einzelne gar hinweg: das Triebwerk geht zwar fort; aber (wenigstens in den Augen des Erfinders) nicht mit der ursprünglichen Richtigkeit und Leichtigkeit. Doch stände ihm am wenigsten an, seine ursprüngliche Beschaffenheit gegen die Abänderungen

zu vertheidigen: das Original steht neben den abgeänderten Copien: der weitere Gebrauch von beiden müßte über ihren innern Gehalt entscheiden.

In eben dem Geiste sind die iredischen Versuche über die übrigen historischen Bücher des N. T. abgefaßt. Bey den Apokryphen fanden sich der Nacharbeiten und daher auch der Verschiedenheiten weniger, und war weniger auszugleichen. Beym zweyten Buch der Maccabäer trifft man auf den eigenthümlichen Gedanken des Verfassers, daß die ihm vorgestellten beiden Briefe aus dem Hebräischen übersetzt wären; wovon wir die näher angegebenen Weise ungern vermist haben.

Vom Neuen Testament sind in diesem Bande noch die vier Evangelien und die Apostelgeschichte in Untersuchung genommen. Der Ursprung der drey ersten Evangelien aus einem Aramäischen Urevangelium mittelst Einschaltungen von verschiedenen Händen, wird für völlig erwiesen erklärt: doch sey die zur vollständigen Erklärung aller bemerkbaren Erscheinungen angewendete Kunst anstößig; das Anstößigste die Vorsetzung einer oder gar mehrerer Griechischer Uebersetzungen des Urevangeliums vor dem Daseyn unserer drey ersten Evangelisten. Sollte aber (wenn wir einmahl ein Wort dazwischen setzen dürfen) bey Einfachheit des Ursprungs nicht Kunstreiches in dem Wiederauffinden des Einfachen zulässig? sollte eine frühe Uebersetzung des Aramäischen Urtextes in die Griechische Sprache zum Gebrauch der Heidentänder nicht ein sehr natürliches Ereigniß seyn? Um sie entbehrlich zu machen, schlägt der Verf. (ob gleich schüchtern) die Hypothese vor, (welcher auch Semler und Schmidt geneigt scheinen,) daß den Evangelien die wörtlich vorkommenden Harmonien im Ausdruck nicht ursprünglich gewesen, sondern erst durch eine spätere Conformation in den drey ersten Jahrhun-

denken nach und nach gegeben seyn möchten. — Die Eigenthümlichkeiten der Reden Jesus beym Johannes möchte der Verf. aus ihrem frühen Aufzeichnen, wodurch der Evangelist im Stande war, alles bis auf die gebrauchten Worte selbst zu geben, sich erklären. Wir wünschen, daß es dem Verf. gelingen möge, dieses recht klar zu machen: es würde große Aufschlüsse über Jesus Geist und Character als Volkslehrer verbreiten, worüber wir bisher im völligen Dunkel sind.

Die ganze Manier, in welcher Herr Dr. B. gearbeitet hat, machte eine vollständige Bekanntschaft mit dem bisher Geleisteten nothwendig. Sein Werk ist daher auch äußerst vollständig in litterarischen Angaben. Der Rec. wüßte nichts von Bedeutung nachzutragen; vielmehr ist von dem Verf. manche Schrift in sein Gedächtniß zurückgerufen worden, an die er sich ohne ihn nicht mehr würde erinnert haben.

Dresden.

In der Arnoldischen Buchhandlung: Weitere Ausführung der Ideen zu einem Plan, nach welchem Kriegskosten in einem Staat am gleichförmigsten zu vertheilen wären; von Friedrich Joseph Peter von Uechtrig. 1814.

Der Herr Verfasser schreibt eigentlich für Sachsen, und schlägt in folgender Ordnung vor: die Zinsen der Staatsschuld, die Kriegsschäden, die Abtragung der Staatsschuld, und die Quartier- und Lieferungskosten, durch eine Steuer von drey Procent von dem gesammten Einkommen, welches er zu 193,460,000 Rthl. schätzt, zu berichtigen.

Bei der nunmehr wiederkehrenden Ruhe werden allerdings die erlittenen Kriegsschäden und getragenen Kriegslasten in allen Deutschen Staatsverwaltungen große Arbeit machen; indeß scheint an

eine Ausgleichung derselben, wo nicht die günstigsten Umstände eintreten, nicht zu denken zu seyn, weil dazu eine neue Steuer nöthig wäre, deren Erhebung neben so vielen anderen Ausgaben, das noch vorhandene Vermögen erschöpfen, deren Verwendung aber den verarmten Einwohnern eben so wenig aufhelfen würde, als es möglich ist, abgerissene Blüthen wieder anzusetzen. Eine solche Ausgleichung würde z. B. für die 500 Waisen, welche in der Lausitz hilflos umherirrten, von keinem Nutzen seyn. Wie diese verlassen Kinder ihre Rettung den Menschenfreunden dankten, welche sie zu Dippoldiswalde, Pirna und Grundberg versammelten, und sie dann weiter unterbrachten, so kann überhaupt das Elend welches der Krieg erzeugt hat, nicht sowohl durch Schadenersatz, als durch Maßregeln, welche nach Zeit und Umständen berechnet sind, verwischt werden. Dagegen scheint aber die jetzige erfahrungreiche Zeit besonders geeignet, um auf künftige Fälle allgemeine Grundsätze über die Vertheilung der Kriegslasten aufzustellen. Der geheime Grund, aus welchem bisher ihre allgemeine Ausgleichung bestritten wurde, fällt nunmehr weg: nämlich die Furcht, daß man durch die Ausgleichung dem Feinde das sicherste Mittel gebe, das ganze Land zu erschöpfen, auch ist das Kriegswesen durch die jetzige Landwehr- und Lieferungs-Ordnung verändert; und wenn der Deutsche Landbau wieder emporkommen soll, so ist es dringend nöthig, daß er eine feste und sichere Gewährleistung habe und erhalte, daß er die Kriegslieferungen nicht allein zu tragen, auch den Vorschuß derselben nicht Jahrelang zu leisten habe. Eine allgemeine Lieferungs- und Entschädigungs-Ordnung scheint daher ein wesentliches Bedürfnis für Deutschland und ein Hauptgegenstand seiner Gesetzgebung zu seyn. Einzelne vortreffliche Verordnungen sind darüber in

960 G. g. A. 96. St., den 16. Jun. 1814.

Menge erschienen, wovon die Berliner Quartier-Ordnung, welche sich auf das Einkommen der Bürger gründet, und die Chur-Braunschweigischen wegen des Vorspannswesens vom 31. Jan. 2. und 25. Febr. und 5. März 1814 die neuesten sind.

Nürnberg.

Ben Schrag: Anatomische Bemerkungen über die diverticula am Darmkanal, und über die Höhlen der Thymus; von Dr. J. C. Lucä, Prof. zu Frankfurt. 1813. 12 Seiten in Quart, mit einer Abbildung.

Beide Aufsätze sind aus den Denkschriften der physikal. medic. Soc. zu Erlangen besonders abgedruckt. Der Verf. fand am dünnen Darm eines Erwachsenen ein diverticulum, Dieser Anhang hatte das gleiche Gefröse und die gleichen Gefäße wie das obere Stück, und war eine wahre Fortsetzung desselben. Das untere Stück war dem obern eingefügt, ohne eine sichtbare Erhabenheit auf der innern Fläche. Aus dieser Beobachtung zieht er den Schluß, daß allerdings im Embryo der Darmkanal aus zwey getrennten Theilen bestehe, die sich allmählich vereinigen, daß aber die Stelle, wo die Vereinigung statt habe, sich nicht gleich, also da nicht immer befindlich sey, wo der dünne Darm in den dicken übergehe. — Ein jedes Läßchen an der Thymusdrüse hat eine Höhle, die mit Seitenrändern und Winkeln versehen ist. In letztern zeigen sich Oeffnungen, die gegen die Mitte eines Hauptlappens liegen, und Verbindungsmittel zwischen mehreren Höhlen ausmachen. Es schienen ihm wirklich kleine Kanäle die Haupttheile der Thymus zu vereinigen. Die weißgelbliche Feuchtigkeit in den Höhlen ist bald mehr bald weniger beträchtlich, immer findet man aber den obern Theil saftreicher.

Göttingische
 gelehrte Anzeigen
 unter der Aufsicht
 der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Junius 1814.

Göttingen.

Friderici Benjamin Oslander, Brit. Reg. a Consi-
 ul. Dr. et Prof. Medic. Artisq. obstetr. &c.
 Epigrammata in diversas res musei sui anatomici
 et pinacothecae cum figuris aere incisus et ex-
 pressis. Edit. altera, aucta et emendata. Sumti-
 bus auctoris impressa 1814. typis J. C. Baieri.
 venduntur apud filium auctoris C. F. Oslander,
 Bibliopolam Tubingensem. 240 Seiten in Octav,
 mit 6 Kupfern.

Der Verf. hat seit dreßzig Jahren eine Samm-
 lung von anatomischen Präparaten meist selbst mit
 besonderem Fleiße zubereitet, bey welcher sein Zweck
 vorzüglich dahin ging, die so dunkle Lehre der
 Fruchtbildung des Menschen aufzuhellen, und die
 damit verwandte Lehre von körperlicher Verschie-
 denheit beider Geschlechter, und von Krankheiten
 des weiblichen Geschlechts und der Kinder zu er-
 läutern, und zu dem Ende auch das, was aus dem
 Thierreich überhaupt und aus dem Pflanzenreich
 dazu dienen konnte, zu sammeln. Daher wurde
 es zuerst und vorzüglich eine geneanthropologische

Sammlung. Vieles merkwürdige ließ der Verf. seit zwanzig Jahren meist durch einen und denselben dazu angewiesenen Künstler, den hiesigen Zeichenmeister Besemann, zeichnen und mahlen, damit, wenn auch durch Zufall ein Präparat zu Grunde ginge, es doch nicht ganz für die Wissenschaft verloren wäre. Dieses veranlaßte ihn dann auch manche darauf Bezug habende andere Gemälde, Kupferstiche und plastische Werke zu sammeln und mit dieser anatomischen Sammlung in Verbindung zu bringen. Gerade dieser, das Ganze belebende, Kunstverein mit der todten Natur ist es, was oft Kennern und Nichtkennern so gefiel, daß sie diese, nur einen einzigen Saal anfüllende, Sammlung mit eben so viel Vergnügen sahen, als manche andere weit größere Sammlung. Beide Sammlungen benutzte der Verf. immer bey seinen Vorlesungen. Durch besonderen Zufall kam er vor Jahren darauf, über ein und andere Gegenstände derselben, aber bey weitem nicht über alle wichtige, lateinische Verse zu machen. Der Verf. hatte seine philologische Bildung in einer Württembergischen Stadt- und Klosterschule erhalten, in denen immer auf das Verse-machen gehalten wurde; besonders aber mußte er zwischen seinem vierzehnten und siebenzehnen Jahre in der Klosterschule viele Verse, vorzüglich Distichen, machen; davon blieb ihm die Kunst Verse zu machen. Aber etlich und dreyßig Jahre hatte er nicht ein einziges Distichon mehr gemacht, als es ihm im Winter 1806 in einer schlaflosen Nacht, wo ihn rheumatische Schmerzen quälten, einfiel, sich mit Lateinischen Versen die Zeit zu vertreiben. Mit Verwunderung bemerkte er an sich, was Aerzte oft an Fieberkranken wahrnahmen, daß ihm das Verse-machen gegen alles Erwarten sehr leicht wurde; daher setzte er den Zeitvertreib fort, und manche

schlaflose und schmerzhaftc Stunde wurde mit Versen
 nachen erleichtert und verkürzt. Die ersten Verse
 ingen verloren, denn des Morgens waren sie
 wie ein Traum vergessen, und wenn noch etwas
 davon im Gedächtniß geblieben war, so war doch
 nichts Ganzes mehr herauszubringen. Er nahm
 daher Papier und Bleyfeder mit zu Bett, und schrieb
 die Verse im Finstern auf, wie sie ihm einfielen.
 Am Tage sah er wohl oft, daß es nur Reminiscenzen
 aus dem Virgil, Tibull und Horaz waren, die er
 in vorigen Zeiten oft und gern gelesen hatte, und
 deren Phrasen und Sentenzen oft schnell zum Vers
 verhalfen. Da er sich bey Tage öfters in der Zeit
 mit seinen anatomischen Präparaten beschäftigen
 mußte, so waren natürlich diese meist die Gegen-
 stände der Verse. Der Verf. suchte dann immer,
 so möglich in einem Distichon, eine kurze Beschrei-
 ung des Gegenstandes, oder einen auf den Gegen-
 stand passenden Gedanken auszudrücken, und schrieb
 hernach diese Verse, theils auf die Zettel an den
 Präparaten, theils trug er sie zusammen in einen
 Theil seines Catalogs der Sammlung. Da fand
 er im Jahre 1807 bey einem Besuch der sel. Heyne,
 nahm sie mit sich, bezeugte dem Verfasser mündlich
 und schriftlich sein Vergnügen darüber, und munterte
 ihn, der sich nie damit vor das Publicum getraut
 hätte, auf, sie drucken zu lassen. Der Verf. folgte
 dieser Aufmunterung, aber nur in so fern, als er
 den Abdruck allein für seine Freunde bestimmte,
 nicht für das große Publicum. Daher wurde auch
 auf sein Verlangen von der ersten Ausgabe im Jahre
 1807 in diesen gelehrten Anzeigen keine Meldung
 gethan, weil er die Ausgabe nur wie ein für seine
 Freunde durch den Druck vervielfältigtes und zum
 Verschenken an sie bestimmtes Manuscript ansah.
 Sie kam daher auch nicht in den Buchhandel. Andere

gelehrte Zeitschriften thaten indeß doch ihrer Erwähnung, und mit Beyfall und Ermunterung zur Fortsetzung, ja mit Verwunderung über diese heutzuges Tages so seltene Erscheinung. Auch manche Freunde des Verf., besonders aber der sel. Heyne, munterten ihn auf, diese Inschriftenammlung fortzusetzen. Der Verf. machte daher auch von Zeit zu Zeit noch Zusätze, und gab in diesen Tagen die gegenwärtige sehr vermehrte und verbesserte für das große Publicum, wie für seine Freunde, bestimmte Ausgabe heraus. Die erste Ausgabe enthielt auf 89 Seiten nur 61 Epigramme. Diese zwente aber enthält ohne die in den Text hie und da eingeschaltete Verse 107 Epigramme. Der Verf. braucht das Wort Epigramm in seiner ursprünglichen Bedeutung, als Aufschrift oder Inschrift ohne den erst zu Martials Zeiten hinzugekommenen Nebenbegriff eines witzigen Sinngedichts. Wenn der Gegenstand es mit sich brachte, so mischte der Verf. wohl auch einen witzigen Gedanken ein, aber er suchte ihn nicht auf, er mußte sich von selbst ergeben. In den Erläuterungen bot sich manchemahl mehr Gelegenheit dar, den Gegenstand bald mit Scherz bald mit Ernst zu behandeln. Immer nahm er doch darauf besondere Rücksicht, physiologische, pathologische, naturhistorische und mancherley andere wissenschaftliche Velehrungen in den Text zu mischen, und so das utile mit dem dulci auf eine den Leser unterhaltende Weise zu verbinden. Einige Berichtigungen müssen wir jedoch hier anführen. Der in der Note der Vorrede S. VII erwähnte Mahler de Liagno ist kein Italiäner, sondern ein Spanier von Geburt, hielt sich aber in Italien auf, und seine Abbildungen von Skeleten in des Joh. Fabers Museum sind, wie schon in diesen gel. Anz. 1802. 59. St. S. 386 erinnert wurde, keine Holzschnitte.

sondern in Kupfer gegät und radirt. — Caspar Bauhins S. 121 angeführte Abbildung ist ein bloßer Nachschich von Fel. Platers zweyten Tafel im dritten Buch seiner Lib. de corp. hum. structura et usu; und die S. 181 abgebildete Cocosnuß ist die Cocos lapidea Gärtneri in s. T. I. p. 16. tab. 6. fig. 1. Der Käfer aber, der seine Eyer in die Nuß legt, ist nicht der Curculio palmarum, der sie in das Mark des Baums legt; auch nicht, wie unser sel. Beckmann in s. Waarenkunde 1. Bd. Seite 421 meinte, eine Silpha, sondern der Bruchus nucleorum. S. Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte, neueste Ausgabe S. 332. — Die neuen Epigramme sind zum Theil auf artistische Gegenstände gerichtet, z. B. auf Gemählde von unserem Hrn. Prof. Fiorillo und andern Künstlern, auf eine sehr schöne Statue der Ariadne von Alabaster, auf Gypsabgüsse, von den Gesichtern verstorbener berühmter Männer, wie Karl XII., Friedrich II., Heyne, Richter, Pfeffel ic. Die Schrift selbst ist mit sechs saubern Kupfern geziert, wovon das erste und zweyte ein ganzes und geöffnetes gesundes menschliches Ey aus dem zweyten Schwangerschaftsmonath darstellt; das dritte eine merkwürdige zweyleibige monströse menschliche Frucht; das vierte ein Känguruhskelet; das fünfte eine durchschnittene Kefosnuß, an welcher der Verf. zeigt, wie weise die Natur zu Beschüzung des Keims gleichsam eine kleine Festung angelegt hat, und das sechste den Kopf eines Rehbocks, dessen Gehörn in ein, über die Stirne und die Seiten herabhängendes, Perückenähnliches Knollengewächs ausgeartet ist. Angehängt sind einige Aufschriften in Lateinischen Versen von guten Freunden, nach Uebersendung von Exemplaren der ersten Ausgabe.

Nürnberg.

Wey Schrag: Critik der Schrift: Darstellung des Wesens der Philosophie des Hrn. Friedrich Köppen, von Friedrich Schafberger. Nebst Darlegung der eigenen Ansichten des Verfassers. 1813. XXIV und 232 Seiten in Octav.

Um den Gang, den die neue pantheistische Naturphilosophie nimmt, in unsern Blättern von Zeit zu Zeit historisch zu bezeichnen, da Theilnahme an der Fortsetzung der polemischen Verhandlungen weiter nicht hierher gehört, wählen wir dieses Mal die vor uns liegende Schrift des Hrn. Schafberger. Der Verf. nennt sich selbst in der Vorrede einen jungen Mann, dessen Name noch unbekannt sey in den Meßcatalogen. Er ist ein warmer Anhänger der neuen Philosophie, die in keinem Theile Deutschlands ein solches Glück gemacht hat, als in seinem Vaterlande Baiern. Es schmerzt ihn, daß anders denkende Köpfe, vorzüglich Hr. Köppen, dessen Philosophie der Jacobischen folgt, wenigstens einen negativen Einfluß auf die Bildung der Baierschen Jugend behaupten, indem sie der allgemeinen Verbreitung der Lehren, zu denen der Verf. sich bekennt, entgegen wirken. Es müsse, meint er, den verderblichsten Einfluß auf die jungen Gemüther haben, wenn Sätze, wie die folgenden, in ihren Verstand Eingang finden. Es gebe keine Wissenschaft des Absoluten; im Begriffe des menschlichen Wissens liege ein Widerspruch, der seiner Grundlage nach nicht aufzuheben sey, weil er auf dem Dualismus zwischen Freyheit und Nothwendigkeit beruhe; Freyheit sey das Unbedingte im Individuum; und auch in der Geschichte der Menschheit erscheine der Gegensatz zwischen Freyheit und Nothwendigkeit als ein fortwährender Kampf der

Individualität mit dem Schicksale. Wir lassen hier den Gehalt dieser Sätze auf sich beruhen. Es ist sehr natürlich, daß ein patriotischer junger Mann sich gegen Lehren ereifert, die denen widerstreiten, von deren Verbreitung er das Heil der Welt, und zunächst seines Vaterlandes, erwartet. Eben so natürlich ist es, daß mehrere selbstdenkende Männer von reiferem Alter, die schon mehrere Systeme mit gleicher Unbefangenheit geprüft haben (und ihre Anzahl in Deutschland ist nicht klein), von Herzen bedauern, in einem Lande, dessen liberale Regierung so eifrig um Verbreitung wahrer Aufklärung bemüht ist, mehr, als außerdem in Deutschland, eine Philosophie Wurzel schlagen zu sehen, die, nach den Ansichten jener Männer, zu den verderblichsten Verirrungen des menschlichen Verstandes gehört. *Suum cuique.* Philosophische Anlage und Combinationsgabe ist dem Verfasser nicht abzusprechen. Hrn. Köppen sucht er ad absurdum zu führen. Er muß sich also darauf gefaßt machen, daß ein Anderer es mit ihm eben so zu machen versuche. Auf die eignen Ansichten des Verfassers können wir hier nur durch historische Mittheilung einer Probe seiner Philosophie aufmerksam machen. Das Erkennen ist ihm ein durch und für sich selbst bestehendes Denken. Erkennend finde sich folglich die absolute Intelligenz, indem sie in Bezuge auf den Moment des Willens die Idee des Denkens ausspricht. Zuerst handelt er vom absoluten Acte des Selbstbewußtseyns, woben auch algebraische Formeln vorkommen; dann vom objectiven Seyn, woben die Grundlehren der Geometrie erläutert oder vielmehr deducirt werden sollen; dann von der Aufnahme des objectiven Seyns in das Selbstbewußtseyn, enthaltend eine Deduction der Schöpfung des menschlichen Organismus, mit besonderer Erörterung der Grundwahr-

heiten der Naturlehre. Im Momente der Vorstellung des Seyns erscheinen dem Verf. die vier Momente, *Hier und Dort, Jetzt und Nachher*. Darauf gründet er die physischen vier Elemente, die in einer Aethermasse vereinigt seyn sollen, wo sie einander entgegnetreten als Kohlenstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Wasserstoff. Dem Momente der Empfindung des Seyns entspreche die Metallbildung, dem Momente der Anschauung des Seyns die Erdbildung, dem Momente der Begreifung des Seyns die Salzbildung, dem Momente der Urtheilung des Seyns die Genesis der Vegetation, dem Momente der Beschließung des Seyns die Thiergenests, und endlich dem Momente der Fühlung des Seyns die Genesis des Menschen. — Die Philosophie der Geschichte wird vom Verfasser gegründet auf dreizehn Entwicklungsstufen des Selbstbewußtseyns, woraus dreizehn nothwendige historische Epochen folgen, die ohne Zweifel den meisten unsrer Geschichtsforscher neu seyn werden. Nach dem Verf. stellt sich nämlich die Identität der Selbstheit und Allheit, als das wahre Eins und Alles, historisch folgendermaßen dar: in der Form des Handelns, Geschichte der Thiberaner; Form des Denkens = Geschichte der Chinesen; Form des Seyns = Geschichte der Indier; Form der Vorstellung des Seyns = Geschichte der ältesten Trennung der Völker; Form der Empfindung des Seyns = Assyrische, Medische, Babilonische, Persische Geschichte; Form der Anschauung des Seyns = Aegyptische und Arabische Geschichte u. s. w. — Ob nun diese Schafbergerische Philosophie für eine echte oder unechte Tochter der Schellingischen gelten soll, überlassen wir Andern zu beurtheilen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 18. Junius 1814.

Freyburg und Constanz.

In der Herderschen Buchhandlung: *Beiträge zur Geschichte der Blausäure mit Versuchen über ihre Verbindungen und Wirkungen auf den thierischen Organismus.* Von J. von Itner, Doctor der Medicin. 150 Seiten in Octav.

Diese kleine gehaltvolle, aber noch wenig bekannte, Schrift ist schon seit einigen Jahren erschienen. Nach der Vorrede zu urtheilen vermuthlich schon 1809, denn weder auf dem Titel noch sonst in dem Buche ist das Jahr ihrer Bekanntmachung angegeben. Nachdem der Verfasser 1) einige historische Notizen über die Blausäure vorausgeschickt hat, handelt er 2) von den nothwendigen Vorbereitungen des Berlinerblaus zu chemischen Versuchen. Um das Berlinerblau von der Alaunerde die dasselbe seiner Bereitungsart zufolge immer enthält, den schwefelsauren, kohlen-sauren und phosphorsauren Kalksalzen, dem rothen Eisenoxyde, und den übrigen darin vorkommenden fremdartigen Beimischungen zu reinigen, räth der Verf. dasselbe mit Salzsäure zu digeriren, oder im Fall es keine Kalk-

A (5)

salze führt, mit einer Mischung von Schwefelsäure und Kochsalz. — 3) Hierauf wendet sich Hr. v. J. zur Blausäure selbst. Die hier erzählten Versuche bestätigen der Hauptsache nach die Angaben Scheele's und Proust's von den Eigenschaften dieser Säure. Westrumb's Meinung, daß Phosphor einen Bestandtheil der Blausäure ausmache, wird widerlegt, und nicht ohne Grund vermuthet der Verfasser, daß W. durch die in dem käuflichen Berlinerblau häufig vorkommende Phosphorsäure getäuscht worden sey. Einen Sauerstoffgehalt in der Blausäure zu entdecken glückte unserm Verf. eben so wenig, als seinen Vorgängern, und er ist daher geneigt, ihr denselben gänzlich abzuspochen. Die Angabe von Berthollet, daß die Blausäure einer Oxygenation fähig sey, und durch Behandlung mit oxygenirter Salzsäure in diesen Zustand übergeführt werde, fand J. nicht bestätigt, auch wollte es ihm nicht gelingen, dieselbe durch Zerlegen mit einem Uebermaße von oxygenirter Salzsäure und Aussetzen dieses Gemisches an die Sonne in einen im Wasser unauflöflichen und darin zu Boden sinkenden ährtigen Körper umzuändern. Das so genannte blausaure Gas fand er im Schwefeläther noch um vieles auflöflicher als im Alkohol. Die Verbindung besaß einen hohen Grad von Flüchtigkeit; auch die ätherischen Oehle nehmen dasselbe in gleicher Menge als Alkohol auf. In beiden Verbindungen widersteht die Blausäure der ihr in wässerichter Auflösung sonst eigenen spontanen Entmischung. Hierauf beruht es vermuthlich auch, warum die Blausäure in den sie enthaltenden Vegetabilien, worin sie stets in Verbindung mit einem flüchtigen Oehl vorzukommen scheint, sich so lange ohne Zerlegung zu erhalten kann. Die fetten Oehle absorbiren die gasförmige Blausäure nur in unbedeutender Menge. — Nun geht der Verf. 4) die blausauren Salze durch,

und zwar a) die bindern Verbindungen der Blausäure mit den Alkalien und Erden. Zur Darstellung des blausauren Kali und Natrons wird die Zerlegung des blausauren Kalts durch kohlensaures Kali oder Natron als die zweckmäßigste Methode empfohlen. Auch blausaures Ammoniak kann auf ähnliche Art erhalten werden, aber noch leichter verschafft man sich nach unserm Verf. dieses Salz durch Destillation des blausauren Eisen-Ammoniaks oder eines Gemenges von drey Theilen Salmiak und zwey Theilen blausauren Eisen-Kalts. Eine Verbindung zwischen Blausäure und Alaunerde zu bewerkstelligen wollte auch dem Verf. nicht gelingen. — b) Von den blausauren Eisen-Alkalien und Erden. Das blausaure Eisen-Kali verschafft sich der Verf. durch folgendes Verfahren mit leichter Mühe vollkommen chemisch rein. Man erhitzt eine beliebige Menge Berlinerblau, welches nach der oben angegebenen Methode zuvor gereinigt worden war, mit Wasser bis zum Kochen des letzteren, und setzt nun pulverisirten ägenden Kalk in kleinen Portionen unter stetem Umrühren so lange hinzu, bis die blaue Farbe des Berlinerblaus gänzlich verschwunden ist. Den hierdurch gebildeten blausauren Eisen-Kalk scheidet man hierauf durch Filtration und Auswaschen, und setzt die durchgelaufene Flüssigkeit zur Anziehung von Kohlensäure und Fällung des noch enthaltenen Aepfalks durch dieselbe, in einem weiten nur leicht bedeckten Gefäße der Luft aus. Ist auf diese Weise aller freye Kalk aus der blausauren Eisen-Kalkauflösung fortgeschafft worden, so versetzt man dieselbe so lange mit reinem kohlensauren Kali bis der letzte Tropfen davon keine Trübung weiter hervorbringt, worauf die Flüssigkeit zur vollständigen Abscheidung des kohlensauren Kalts erhitzt wird. Die vom kohlensauren Kalk alsdann befreyte Flüssigkeit

figkeit wird nun durch Verdunsten zur Krystallisation gebracht. Im Fall der angewandte Kalk oder auch das Berlinerblau etwas Gyps enthalten sollte, so darf man den blausauren Eisen-Kalk nur zuvor zur Trockne verdunsten, und nachgehends in der kleinsten Menge Wasser wieder aufnehmen, ehe man das kohlensaure Kali zusetzt. Diese Methode, das blausaure Eisen-Kali zu bereiten, hat mit der, welche von Henry vorgeschlagen worden ist, es nämlich durch Zerlegung des blausauren Eisen-Baryts darzustellen, Aehnlichkeit, verdient in praktischer Hinsicht aber unstreitig den Vorzug. Nach der Analyse des Verf. ist das blausaure Eisen-Kali in hundert Theilen zusammengesetzt aus: 38,0 blausaurem Eisenoxydul, 39,0 Kali, 11,0 Blausäure und 12,0 Krystallisationswasser. Hier theilt der Verf. auch einige nicht unwichtige Bemerkungen über die fabrikmäßige Gewinnung des blausauren Eisen-Kali zum technischen Gebrauch mit. Bey dieser Gelegenheit widerlegt er auch Curaudau's Meinung, daß das Product der Calcination von animalischer Kohle und mit dem Kali ein bloßes azote carboné de potasse sey, und sich erst Blausäure durch Einwirkung des selben auf das Wasser und dadurch bewirkte Zerlegung des letztern bilde. Das blausaure Eisen-Natron wurde von dem Verf. auf ähnliche Weise als das blausaure Eisen-Kali, durch Zerlegung des blausauren Eisen-Kalks mittelst kohlensauren Natrons dargestellt. Dasselbe besteht in hundert Theilen aus: 24,0 blausaurem Eisenoxydul, 23,0 Natron, 8,0 Blausäure und 45,0 Krystallisationswasser. Auch das blausaure Eisen-Ammoniak gewann J. am leichtesten aus dem blausauren Eisen-Kalk mit Hülfe von kohlensaurem Ammoniak. Um den blausauren Eisen-Baryt in großen Quantitäten zu gewinnen, rath der Verf. den durchs Gläßen von

Schwefelsaurem Baryt und Kohle erhaltenen Schwefel-Baryt in Wasser aufzulösen, der bis zum Kochen erhigten Auflösung so lange gereinigtes Berlinerblau zuzusetzen, bis die letzte Portion ihre Farbe nicht mehr verliert, und dann die Flüssigkeit noch heiß zu filtriren, weil bey dem Erkalten derselben der gebildete blausaure Eisen-Baryt sich sogleich auskrystallisirt. Dieses Salz kann vortreflich benutzt werden, um die übrigen blausauren Tripelsalze von einem Hinterhalte von Schwefelsäure zu reinigen. Anstatt des blausauren Eisen-Kali rühmt der Verf. die blausaure Eisen-Zalzerde als das vorzüglichste Reagens auf Eisen, weil nämlich dieses Salz viel leichter zu bereiten ist, und es fürs andere auch keiner Krystallisation bedarf, indem bey ihm ein Ueberschuß der Basis statt findet. Der durch blausaures Eisen-Kali in den Alaunerdesalzen entstehende Niederschlag ist nach dem Verf. ein Gemenge von Alaunerde und blausaurem Eisenoxydul. In der Kälte erfolge derselbe nur langsam, sey hingegen die Auflösung des Alaunerdesalzes siedend heiß, auf der Stelle. Eben so wenig, als die Alaunerde mit der Blausäure zu einer binären Verbindung zusammen träte, vereinige sie sich damit auch zu einer Eisen-Tripelverbindung. — c) Von den binären Verbindungen der Blausäure mit den Metallen. Beym blausauren Silber machte der Verf. die interessante Erfahrung, daß es nicht nöthig sey zur Darstellung desselben ein blausaures Alkali anzuwenden, sondern daß schon die reine Blausäure als Silber aus seiner salpetersauren und schwefelsauren Auflösung als blausaures Silber in Gestalt von dicken käsigen Flocken fälle, und daß diese Fällung vollständig sey, sobald man die Blausäure in hinreichender Menge zugesetzt habe. Aufmerksamkeit verdient der Gedanke, dieses Salz zur Ge-

winnung eines chemisch reinen Silbers zu benutzen,
 ließe es sich nur eben so wohlfeil als das salzsaure
 Silber erhalten. Da die Blausäure für sich kein
 anderes Metall fällt, Quecksilberoxydul ausgenom-
 men, und das blausaure Silber im Wasser eben
 so unauflöslich ist als das salzsaure Silber, auch
 durch Salpetersäure und Schwefelsäure nicht zerlegt
 wird, so verspricht diese Erfahrung selbst für die
 chemische Analyse nützlich zu werden. Von der
 Salzsäure wird dieses Salz auf der Stelle unter
 Ausscheidung von Blausäure zerlegt, aber nicht vom
 salzsauren Ammoniak, salzsaurem Kali und salzsaurem
 Eisenoxydul. Desgleichen auch nicht vom ägner-
 ten und kohlensaurem Kali und Natron. Ammoniak
 löset es leicht und vollkommen auf. 100 Gran blau-
 saures Quecksilber lieferten dem Verf. 75 Gran re-
 ducirtes Quecksilber. Das rothe Quecksilberoxyd
 nun zu 0,10 Sauerstoff gerechnet (welches indessen
 zu hoch ist und nur zu 0,774 angenommen werden
 darf), so besteht das blausaure Quecksilber aus
 83,5 rothem Quecksilberoxyd und 16,5 Blausäure.
 Das blausaure Kupfer erhielt der Verf. von Farbe
 kess grünlich. Mit dem zum Maximum oxydirten
 Zinn verbindet sich die Blausäure nicht, und der
 durch blausaure Alkalien in der salpetersalzsauren
 Auflösung dieses Oxydes entstehende Niederschlag
 ist reines Zinnoxid. Eben so verhält sich die sal-
 petersalzsaure Antimoniumauflösung. Die blausau-
 ren Eisen- und Alkalien fällen das Silber ebenfalls weiß.
 Dieser Niederschlag ist aber von dem oben erwähnten
 blauen blausauren Silber verschieden und ein wahres
 blausaures Eisen-Silber. Auf dieses haben die Sä-
 ren keine Wirkung, selbst die Salzsäure nicht, hingegen
 von den Alkalien wird es unter Ausscheidung von
 Silberoxyd und unter Bildung von blausaurem Eisen-
 Kali zerlegt. Durch Röthen von rothem Quecksilber

oxyd mit einem Ueberschuß von blausaurem Eisen erhielt der Verf. ein blausaures Eisen-Quecksilber, welches sich von dem binären Quecksilbersalze dadurch unterscheidet, daß seine Auflösung gelblich gefärbt ist und in ebenfalls gelblich gefärbten prismatischen Krystallen anschießt. Der weiße durch blausaures Eisen-Kali in der Quecksilbersublimatauflösung bewirkte Niederschlag ist blausaures Eisenoxydul. Das blausaure Eisen-Kali ist nach dem Verf. eins der besten Mittel den Kupfergehalt irgend einer Flüssigkeit zu entdecken, worin wir ihm beypflichten. Das metallische Eisen und das Ammoniak, welche hierzu gewöhnlich angewandt werden, stehen diesem Salze bey weitem nach. Durch Ausglühen von möglichst getrocknetem blausaurem Eisenoxyd erhielt der Verfasser nur 0,52 braunrothes Eisenoxyd. Proust bekam 0,53 Eisenoxyd. Dieses Eisenoxyd enthielt auch nicht eine Spur von Kali, wodurch Berthollets Vermuthung, daß in diesem Salze immer ein Antheil blausaures Kali chemisch gebunden vorkomme, widerlegt wird. Der in der oxydirten salzsauren Zinnauflösung durch blausaures Eisen-Kali hervorgerachene Niederschlag ist weiß, und geht bey Berührung der Luft nach und nach in gelb über, dagegen der in der oxydirten salzsauren Zinnauflösung bewirkte Niederschlag eine bräunlich gelbe Farbe hat, die sich nicht weiter verändert. Beide sind blausaure Eisen-Tripelsalze, ersteres blausaures Eisen-Zinnoxydul und das zweyte blausaures Eisen-Zinnoxyd. Auch nach dem Verf. wird das Magnesium durch blausaures Eisen-Kali vollkommen weiß gefällt. Ein pfeischnblüthfarbener Niederschlag rührt von einem Kupfergehalte her, so wie ein leinblüthfarbener von Eisen. — d) Ueber dreyfache Verbindungen zwischen Blausäure, Kali, Gold-, Silber- und Kupferoxyd. Aus den hier erzählten Versuchen

geht hervor, daß bey der Behandlung von blausaurem Golde, Silber und Kupfer mit blausauren Alkalien wirklich dreifache Salze gebildet werden, wodurch Scheele's Meinung also bestätigt wird. Diese Salze verändern die Pflanzenfarben nicht mehr, krystallisiren regelmäßig, werden durch Kohlen- säure nicht zerlegt und geben mit den Metallauflösungen eigenthümliche Niederschläge. Das blausaure Silber-Kali widersteht der Einwirkung der salzsauren Alkalien, das blausaure Kupfer-Kali färbt das Ammoniak nicht blau, und blausaures Gold-Kali bringt in der Zinnlösung keinen Purpur hervor. — 5) Ueber die Gegenwart der Blausäure in den Pflanzen. Rohm's, Schrader's, Gehlen's, Vauquelin's und Buchholz's Versuche hierüber werden bestätigt. Aber zugleich beweiset auch der Verf., daß durch die Reaction von Kali auf das die Blausäure enthaltende und durch Destillation aus den Blausäure liefernden Gewächsen gewonnene ätherische Oehl diese Säure nicht erst gebildet werde, sondern schon als wirkliche Blausäure darin vorkomme, und das Oehl also nur als Vehikel für dieselbe diene. — Den Beschluß machen 6) Untersuchungen über die Wirkungen der Blausäure auf den thierischen Organismus. Da es erwiesen war, daß das narcotische Princip des Kirschlorbeers Blausäure sey, so ließ sich erwarten, daß auch die reine Blausäure ganz dieselben Wirkungen auf den thierischen Organismus hervorbringen würde, als das Oehl und das Wasser aus den Blättern des Prunus laurocerasus. Und in der That bestätigten dieß auch die hier erzählten Versuche. 40 Tropfen reine Blausäure, wovon 8 Unzen aus 4 Unzen blausaurem Eisen-Kali mittelst Schwefelsäure erhalten worden waren, tödteten einen großen und starken Hund unter dem heftigsten Opisthotonus; alle

meiner Starrheit und äußerst gehemmter Respiration binnen 6 Minuten, und 12 Tropfen derselben Blausäure brachten bey einem gesunden starken Hunde mittler Größe, dessen Magen mit Speisen noch dazu vollgepropft war, ebenfalls augenblickliches Niederstürzen und alle Zufälle des heftigsten Opisthotonus zuwege. Dabey war die Respiration äußerst erschwert, und alle halbe Minute erfolgte ein mit äußerster Anstrengung verknüpfter Athemzug. In diesem Zustande lebte das Thier noch gegen vier Stunden. Als hierauf diese Thiere geöffnet wurden, zeigten sich an der Leber, der Milz und den Lungen eben die widernatürlichen Veränderungen und namentlich die Ueberfüllung derselben mit einem blauschwarzen dicklich flüssigen und klebrigen Blute, wie sie von Fontana und Andern bey den durch Kirschlorbeer getödteten Thieren wahrgenommen worden waren. 8 Tropfen der erwähnten Blausäure mit einem Theelöffel voll Wasser einem Hunde mittler Größe in eine Vene des rechten Vorderfußes eingesprützt, bewirkten bey diesem Thiere fast augenblicklich den Tod. Bey der Section fand sich beynah daselbe, was bey den durch innerlich gegebene Blausäure vergifteten Hunden gefunden worden war. Auf den Genuß von 5 Tropfen dieser Blausäure die auf ein Stückchen Zucker getropfelt waren, erfolgte bey dem Verf. in kurzer Zeit Betäubung im Kopfe, mit Begleitung von Schwindel, ohne jedoch irgend eine andere Wirkung hervorzubringen. Indessen zweifelt er nicht, daß 30 Tropfen mit blausaurem Gase vollkommen gesättigter Alkohol, oder 20 Tropfen damit gesättigter Aether hinreichend seyn würden einem Menschen in wenigen Minuten das Leben zu rauben. Eine stärkere Gabe z. B. von einer halben Linze, meint er, würde fast so schnell wie der Blitz tödten.

Auch das Einathmen der Blausäure scheint ähnliche Zufälle auf den Organismus hervorzubringen, wie ein dem Verf. selbst begegneteter Vorfall wahrscheinlich macht. Wurde hingegen die Blausäure mit liquidem Kalk oder Ammoniak vermischt Hunden beigebracht, so schienen diese Thiere einige Zeit nachher sich wohl etwas unbehaulich zu befinden, versuchten zu brechen, erhobten sich indessen in kurzer Zeit wieder ganz. Eben so ließen die durch Blausäure bey diesen Thieren bewirkten Zufälle augenblicklich nach, wenn man ihnen die genannten Alkalien eingab, und sie wurden darauf sehr bald wieder hergestellt. Dieses ist also ganz dem analog, was Mead und Schaub über die Wirkungen dieser Alkalien als Gegengift des Kirschlorbeers beobachtet haben. Noch wirksamer zeigten sich die Alkalien in dieser Hinsicht, wenn ihnen zuvor einige Tropfen einer grünen schwefelsauren Eisenauflösung zugesetzt werden. Da die Aqua Laurocerasi ohne Widerrede eines der stärksten Narcotica ist, welches wir kennen und als Medicament benutzen, und es jetzt genugsam erwiesen ist, daß dasselbe nur durch seinen Gehalt an Blausäure wirksam ist, die Blausäure aber in diesem Präparate sich leicht entmischet, auch die Dosis derselben nie mit erforderlicher Genauigkeit sich bestimmen läßt, so rath der Verf. anstatt der Aqua Laurocerasi oder auch des Oehls geradezu eine diluirte gelstige Auflösung der reinen Blausäure anzuwenden. Eine solche läßt sich nach dem Verf. durch Destillation von vier Theilen krystallisirten blausauren Eisen-Kali mit zwey Theilen concentrirter und zuvörderst durch vier Theile Wasser diluirter Schwefelsäure, wobey man zugleich sechs Theile Alkohol vorschlägt, gewinnen. Die Destillation wird übrigens bis zur Trockne fortgesetzt. Auch muß die zuerst erhaltene Blausäure nachgehends über

etwas gebrannte Zalkerde rectificirt werden, woben man abermahls zwey Theile Alkohol vorschlägt und die Destillation nur so lange fortsetzt, bis die Borslage 8 Theile enthält. Auf diese Weise erhält man immer ein für den ärztlichen Gebrauch gleichförmiges und sicheres Präparat, von dem man anfänglich sechs bis acht Tropfen auf 24 Stunden am schicklichsten mit destillirtem Wasser geben könnte. Gewiß verdient dieser Vorschlag des Verfassers von unsern Ärzten berücksichtigt zu werden.

Leipzig.

Bey Schönemann: Tractatiuncula de familiaritate, quae Paulo Apostolo cum Seneca philosopho intercessisse traditur, verisimillima. Auctore M. F. C. Gelpke. 1813. 28 Seiten in Quart.

Schon den frühern Kirchenvätern ist eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Seneca's und Paulus Lehre von Gott und ihren moralischen Ideen aufgefallen, woraus die Sage entstanden ist, daß beide mit einander in vertrautem Umgang gestanden hätten, eine Sage, die einen sehr frühen christlichen Schriftsteller veranlaßt hat, einen Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca zu erdichten. Die Unechtheit dieses christlichen Machwerks zugegeben, wie auch von dem Verf. dieser gut geschriebenen Schrift geschieht, bleibt doch immer noch der Ursprung dieser Verwandtschaft zwischen manchen Ideen beider Schriftsteller einer genauen Forschung würdig. Der Verf. sammelt Ideen und einzelne Ausdrücke, in denen sich beide begegnen, genauer, als noch geschehen ist, und sucht die Quellen davon in einer persönlichen Bekanntschaft, von beiden, von dem Gallio, der Bruder des Seneca, die entfernteste und Burrhus, Seneca's vertrauter Freund, die nächste

Mittelsperson gewesen seyn möchten, unter der Voraussetzung, daß jener seinen Bruder auf den christlichen Philosophen, den er zu Korinth hatte kennen lernen, in Briefen aufmerksam gemacht, und dieser, wenn er der praefectus praetorio war, dem Paulus zu Rom übergeben worden, (das sich freylich nicht erweisen läßt) persönliche Unterredungen von beiden vermittelt haben möge. Was irgend dazu dienen kann, die persönliche Bekanntschaft des heidnischen und christlichen Philosophen wahrscheinlich zu machen, das ist sorgfältig von dem Verf. der Schrift, die wir anzeigen, aufgesucht und geschickt an einander gereiht. Dennoch sind Zweifel dagegen vorhanden. Die analogen Ideen und Ausdrücke finden sich schon in Paulinischen Briefen, die lange vor der beiderseitigen Bekanntschaft geschrieben sind: Paulus kann sie also nicht von Seneca haben. Auch Seneca konnte nicht wohl von Paulus etwas entlehnt haben: sonst müßten alle die Schriften des Philosophen, in welchen verwandte Ideen und Ausdrücke vorkommen, zwischen den Jahren Ehr. 63–65 geschrieben seyn: denn im Jahre Ehr. 63 kam Paulus erst zu Rom an, und im Jahre 65 empfing Seneca sein Todesurtheil: und was im Seneca Paulinisches vorkommen soll, das steht in seinen Schriften aus den verschiedensten Perioden seines Lebens zerstreut. Nun läßt sich zwar denken, daß zwey gleichzeitige Philosophen durch vernünftiges Nachdenken über Gott, die moralische Natur des Menschen, und dessen Pflichten auf einerley Gedanken unabhängig von einander verfallen können; doch wird in ihrer Darstellung derselben immer große Verschiedenheit bleiben, zumahl wenn sie aus verschiedenen Nationen sind. Und doch sind einige (doch bey weitem nicht alle, die wir aufgestellt finden) auch auffallend ähnlich ausgedrückt. Das Problem ist erklärt, wenn

beide zu ihrer religiösen Philosophie aus einerley Quellen Stoff geschöpft haben. Und das scheint der Fall zu seyn. Von Paulus Rede auf dem Areopag zu Athen (Apg. 17, 22 — 31) sagt der Verfasser: "omnes fere (ejus) sententias hinc inde dispersas in Senecae operibus legi, ita ut, si quis hanc orationem in latinum idioma vertere velit, eam versionem pene totam ex Senecae scriptis consarcinare possit." Und daß Paulus in seinem auf dem Areopag gebrauchten Râsonnement von Griechischen Quellen abhing, zeigt die Anführung der Dichterstelle (v. 28). Wer auch mit dem Recensenten gegen das Resultat des Verfassers gleiche Zweifel theilt, wird seine Schrift doch mit Vergnügen lesen.

Eben daselbst.

Von Teubner: Vita Laelii Socini, Specimen historico-ecclesiasticum. Scripsit et ampl. philosophor. collegii autoritate defend. *Christ. Frid. Illgen*, Chemnit. Philos. Doct. etc. 1814. 85 S. in Octav.

Der erste, welcher eine ausführlichere Lebensbeschreibung des *Laelius Socinus* lieferte, war *Bock* in der *Hist. Antitrinitarior. maxime Socinismi et Socinianor.* T. II. 565 - 644. Er war im Grunde auch bisher der einzige, denn was *Przyrcovius* in der *Biblioth. frat. Polonor.*, *Sand* in der *Biblioth. Antitrinitarior.*, *Lubieniczki* in der *Hist. reform. Polon.*, *Bayle* im *Wörterbuche*, *Bengel* im *Magazin für christliche Dogmatik und Moral* und einige andere geschrieben haben, ist nicht umfassend und erschöpfend genug, um diesen Namen zu verdienen. *Bock* selbst aber hat weder die erwünschte historische Unparteilichkeit bewiesen, noch

auch tiefer erforscht, wie Lælius Socinus zu seiner Lehre gekommen sey. Hr. Ilgen fängt die ganze Untersuchung wiederum von vorne an, benützt zwar seine Vorgänger, berichtigt sie aber häufig, geht überall auf die Quellen zurück, gebraucht neuere Hülfsmittel, setzt alle polemische Rücksichten bey Seite, zeigt in dem Leben des Lælius, wie sich die Socinianische Lehre in ihren ersten Grundzügen gebildet habe, und stellt diesen merkwürdigen Mann in seinen Verhältnissen und Umgebungen dar, vornehmlich um es zu erklären, wie er zu seiner Ansicht des Christenthums und seiner einzelnen Lehren gekommen sey. Es ist eine sehr gründliche, durchdachte, verdienstliche Arbeit, welche offenbar ein langes fortgesetztes und angestrigtes Studium voraussetzt, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie vor ein größeres Publicum, als solche Lateinische Gelegenheitschriften zu erhalten pflegen, gelangte, welches etwa dadurch geschehen könnte, daß sie in einem Journale, etwa dem Archive für alte und neue Kirchengeschichte, Deutsch geliefert würde. In den vier ersten Capiteln wird das Leben des Lælius erzählt, im fünften wird von seiner Lehre, im sechsten von seinen Schriften gehandelt. Schriften hat er bekanntlich wenige herausgegeben, verschiedene, welche ihm zugeschrieben worden, muß man ihm absprechen, von einigen ist es zweifelhaft, ob sie von ihm geschrieben sind. Der Verf. glaubt, daß ihm nur folgende Schriften mit Gewißheit zugeschrieben werden können: *Martini Bellii farrago de haereticis, an sint persequendi* — *Paraphrasis in initium evangelii S. Iohannis* — *Dissert. de sacramentis — de resurrectione mortuorum* — *rhapsodia in Esaiam prophetam*. — Aus diesen Schriften, so wie aus einigen Spuren und Nachrichten bestimmt er,

was wirklich gewiß schon Lehre des Lätius gewesen sey. Bekanntlich hat Faustus Socinus das Meiste aus der Unterweisung und den gedruckten und ungedruckten Schriften seines Oheims genommen, deswegen aber war ihre Lehre nicht ganz identisch und immer ist es wichtig, zu bestimmen, was Lätius gewiß schon gelehrt habe.

Leiden.

Von J. Euchtman: *Γαλήνου Προτροπικὸς ἐπὶ τῶν τέχνης*. Galeni adhortatio ad artes sua annotatione et versione D. Erasmi edidit *Abramus Villet*. 1812. XIV und 153 Seiten in Octav.

Zu den Werken, welche die bestimmte Absichten die Jugend zur Philosophie und späterhin zur christlichen Religion zu ermuntern, und die schon aus Isocrates Zeit, von Aristippus, Aristoteles u. a. erkannt sind, gehört auch dieß Werkchen, welches dem berühmten Arzt und Vitterator Claudius Galenus aus dem zweyten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung zugeschrieben wird. Es ist wahrscheinlich der Anfang seines verloren gegangenen Werks, das er im Verzeichnisse seiner Schriften R. 9. unter dem Titel: *προτροπικὸν ἐπὶ ἰατρικῆν* anführt. Nachdem von dem Werthe der Wissenschaften im Allgemeinen und von dem Unwerthe der Athletik ziemlich bestimmt gehandelt ist, und nun der Uebergang zum Oben der Arzneykunde gemacht werden sollte, bricht das Werkchen mit dem vierzehnten Kapitel ab. Dieß lesenswürdige Bruchstück hat der Verf. nach den vorhandenen Ausgaben kritisch und exegetisch behandelt, und seinem würdigen Vater, einem geachteten Arzte, als Probe seiner besonders unter Byttenbach fortgesetzten Studien gewidmet. Wenn

man gleich den Ausspruch der Corinna, worin sie den Pindar tadelte, daß er mit dem ganzen Sacke säe, auch auf den jungen Verfasser anwenden kann, indem er seine Adversarien auch bey allbekanntesten Dingen ausleeret, so ist doch die Belesenheit und Gelehrsamkeit, womit er zur Erläuterung dieses an sich nicht schweren Werkchens ging, nicht zu verkennen, und wir dürfen hoffen, daß er bey der Herausgabe andrer Werke Galens, die er verspricht, mit mehr Umsicht und Sparsamkeit verfahren werde. Dabey wird ihm der Rath und die Hülfe seines Lehrers und Freundes Wyttenbach, wie schon bey dieser Arbeit, sehr nützlich seyn. Versehen, wie *ὀπωπιάζειν* für *ὑπωπιάζειν* S. 124 und im Register werden dann wegfallen. Aufgefallen ist uns, daß S. 27 vgl. 102 *περτευριπτειν* als echt anerkannt ist. Betrachtet man paläographisch dieß Wort, das gegen die Analogie ist, so sieht man gleich, daß hier *περτους ῥιπτειν* gestanden habe. Vergl. Vasis paläograph. Taf. V. Nr. 2. 3. hinter Schäfers Ausgabe von Gregorius Corinthus. Daß übrigens das Würfelspiel und Trictrac, die in der Note verwechselt werden, verschieden waren, ist ohne Zweifel. S. 46 in der Erzählung von dem Athleten Milo durfte *ἀπέδησε* nicht stehen bleiben, wo es heißt, Milo habe den Holzspalter weggetrieben (*ἐκείνον μὲν ἀπέδησε καταγυλάσας*). *Ἀπορδημι* ist nur im medio gebräuchlich. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß hier *ἀπώδησε* stehen müsse. Mit Vergnügen sehen wir, daß der Commentar des trefflichen Wyttenbach zum Plutarch schon ziemlich weit fortgeschritten und gedruckt sey, und daß schon eine Bemerkung desselben zum zweyten Theile, aber noch als ineditum, angeführt wird.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 20. Junius 1814.

Berlin.

In der Maurerschen Buchhandlung: Versuch über die Metrik der Hebräer. Ein Vortrag zu den Hebräischen Sprachlehren und zu den Einleitungen in die Schriften des A. T. von Joh. Joach. Sellenmann. 1813. 255 Seiten in Octav.

Dem Kreise, welchen die humanistischen Studien einer Nation, die sie mit Eifer betreibt, zu durchlaufen pflegen, war es vollkommen angemessen, daß sie sich seit einem Decennium zu der subtilen Lehre der Metrik hinwendeten; und eben so natürlich ist es, daß diese nun auch auf benachbarte Gebiete der Philologie ihren Einfluß erstrecken. Wie einst die etymologischen Forschungen der Holländischen Humanisten über den Bau der Griechischen und Römischen Sprache die Niederländischen Orientalisten ermunterte, den semitischen Dialecten einen hüllichen Fleiß zu widmen; so ist es nun in der Ordnung, daß der Eifer, mit welchem die Griechische Metrik bearbeitet wird, auch die Untersuchung über die rhythmische Form der ältesten Dichterwerke des Orients wieder erneuere. Denn Sprachgelehrte Orientalisten haben nicht auf diese

Veranlassung gewartet, um die Metrik der Hebräer zum Gegenstand ihrer Forschungen zu machen. Wen kennt nicht die Versuche eines Comar, Meibom, Hare und Grewe? Nur in ihre Fußstapfen durft ein neuer Forscher über diesen Punct des Alterthums nicht treten, wenn er nicht mit ihnen gleiche Verirrungen theilen wollte. Herr Bellermann schlägt, wie seine frühern scharfsinnigen Versuche über andere Gegenstände des semitischen Alterthums zum voraus erwarten ließen, einen von seinen Vorgängern noch nicht betretenen Weg ein, und gelangt auch auf diesem so weit, als er irgend führen kann.

Sein ganzes System, auf wenige Worte zurückgebracht, läuft darauf zusammen: die Masorethen sahen jede Sylbe als einen Tact von drey Drittheilen oder Moren an. Dem langen Vocal räumten sie zwey Drittheile; dem kurzen Vocal, so wie jedem Consonanten, jedesmahl ein Drittheil ein; desgleichen auch zwey Consonanten, die durch ein Schwa verbunden sind, ein Drittheil oder eine Mora; dem Schwa aber, sowohl dem einfachen als dem zusammengesetzten, keine Mora. Die Sylbe heißt in der Hebräischen Prosodie nur lang, welche den Ton oder Accent hat, kurz hingegen sind alle Sylben, die den Ton nicht haben; Kürze und Länge der Sylben hängt daher gar nicht von dem kurzen oder langen Vocal, den eine Sylbe hat, ab. So sind auch die drey Moren nichts weniger als Zeichen der Länge und Kürze der Sylben; sie sind bloß Maße der Einheiten; sie dienen nur zur Zählung der Sylben eines jeden Wortes. Der Stand des Accents zeigt die Betonung oder die lange Sylbe eines Wortes an. Denn bestehe auch ein Wort aus drey, vier und mehrern Sylben, so ist doch bloß eine, die betonte, lang. Nur durch die Zusammenziehung mehrerer Worte (die dabey den Ton verlieren) in ein einziges können Fälle vieler kurzen

Sylben, und durch die Nebeneinanderstellung mehrerer einshlbigen Wörter mit dem Ton können Füße von einigen hinter einander folgenden langen Sylben entstehen. Es gibt zwar drey-, vier- und mehrshlbige Versglieder; doch sind bey den Hebräern die gewöhnlichsten Dichtersüße Jamben und Anapäst, abwechselnd mit Trochäen und Tribrachen.

So unterscheidet sich also der Verf. dieser neuen Metrik von seinen Vorgängern dadurch, daß er alles auf die masorethische Punctuation und Accentuation allein baut; daß er dabey immer einerley Aussprache des Hebräischen zum Grunde legt; daß er nicht, wie seine Vorgänger, das Schwa, das einfache und zusammengesetzte, und das Patach furtivum bald ausspricht bald nicht ausspricht, sondern sie nur zur Sylbenbildung zuläßt; daß er die kurzen und langen Sylben nach dem Ort des Accents bestimmt. Er übertrifft auch seine Vorgänger in der Mäßigung, daß er nicht die Hebräischen Verse in die Versmaße eines Pindar oder Horaz einzwängt, und Hebräische und Griechische Metrik mit einander vermischt. Wo er Hebräische und Griechische Verse mit einander vergleicht, geschieht es nur, um zu zeigen, wie die Hebräische Sprache etwas Aehnliches in der Sylbenstellung gestatte; wie eine gewisse Abgemessenheit des Ausdrucks, der Wohl laut, der Sylbenanzahl bey den verschiedensten Völkern Eigenschaft der Dichtkunst wären, durch welche sie sich von der Prosa unterscheide, ohne dabey außer Acht zu lassen, daß der Zeilen-Parallelismus bey den Hebräern hervorstechender Character der Poesie sey.

Wenn wir nun alles, was der Verf. als richtig voraussetzt, seine Aussprache des Hebräischen, seine Lehre von den drey Moren, seine Bestimmung der Kürze und Länge der Sylben, auch als richtig annehmen; was ist durch seine scharfsinnige Untersuchung ausgemittelt? Wir glauben, nicht die

rhythmische Form der verschiedenen Dichterwerke der Hebräer, sondern die Vorstellung, welche sich die Masorethen von ihr gemacht haben; nicht die Metrik der alten Hebräer, sondern die der spätern gelehrten Juden. Der Verfasser sagt ja selbst S. 22: "nicht die Sprache Moses, Davids, Jesaias u. hatte das Moresystem, sondern die gelehrten Scholiasten zu Tiberias und Babylon, denen wir das Punctations- und Accentuationsystem verdanken, haben es eingeführt und darnach punctirt." "Die Metrik (sagt er S. 94) baut auf den jetzigen Hebräischen Text; da sind die Schwas gewiß keine Vocale." Soll nun, was Metrik der Masorethen war, auch für Metrik der alten Hebräer angesehen werden können, so muß die Aussprache und Betonung durch eine sichere Tradition auf die Masorethen gekommen seyn. "Wie wir jetzt aussprechen, Katal, Katla u. (sagt der Verf.) haben auch die Alten ausgesprochen. Nur wissen wir nicht, wie die Lautzeichen beschaffen waren, mit denen die Vocale mögen ausgedrückt worden seyn. Um die trappionellen Laute zu fixiren, haben die Masorethen die jetzigen vervielfältigten Zeichen erfunden, darauf an sie die alten Laute möglichst angeschlossen, die Syllben sorgfältig gemessen, und die Vocalzeichen so gewählt, daß dadurch drey Mores entstanden." Und bey diesem subtilen Verfahren sollte die alte wahre Aussprache erhalten, und keine Mannichfaltigkeit von Veränderungen vorgefallen seyn? Habe man nur erst ein künstliches System erfunden, so muß sich dann auch alles in dasselbe passen; man formt so lange an dem Einzupassenden, bis es sich gehörig einfügt. Der Recensent ist zwar so fest, wie irgend jemand, überzeugt, daß unsre Hebräische Punctuation nichts bloß Willkürliches sey; um sich davon zu überzeugen, darf man nur die Semitischen Dialecte im Zusammenhang studiren: in Haupt-

sachen, in dem allgemeinen Typus, trifft sie mit ihnen auf das Schönste zusammen. Aber wie will man beweisen, daß nach der Erfindung so vieler neuer Zeichen bey der Aufführung des so kunstreichen Punctationsgebäudes die Masorethen genau und einzig eine allgemeine Tradition befolgt haben? daß das Neue sich an das Alte genau angeschmiegt? daß in Laut und Accent nicht vieles im Lauf der Zeit verloren gegangen sey, was zur genauen Bestimmung des Meters nothwendig ist? Wie gut oder schlecht erben Laut und Accent, wenn beides der bloßen Tradition überlassen bleibt, auf die Nachwelt? war nicht der Gebrauch des Aramäischen Dialects im gemeinen Leben der richtigen Fortpflanzung des echten Lautes und Accents des Hebräischen nachtheilig? ward nicht das Ohr durch das Aramäische von Jugend auf verstimmt, daß selbst der Sprachgelehrte im Lauf der Jahrhunderte über Laute und Betonung des Hebräischen in vielen Fällen ungewiß werden mußte? Offenbar ist die Aussprache des Hebräischen häufig nach dem Aramäischen firt worden: und weichen nicht Dialecte in der Länge und Kürze der Sylben am häufigsten von einander ab? läßt sich mit Sicherheit auf die eingetragenen Accente bey der Bestimmung der rhytmischen Form eines Verses fußen? macht nicht schon die Erscheinung, daß jedes Wort, so viele Sylben es auch haben mag, aus lauter kurzen Sylben bestehen soll, außer der betonten, seiner einzigen langen, das ganze System unwahrscheinlich?

Ins Einzelne zu gehen, erlaubt dieser Ort nicht; von Mehrerem also, nur einige Bemerkungen. Die Einwendung, daß die vorausgesetzte Ueberschlagung des Schwa mit der Aussprache der Septuaginta und des Origenes, des Josephus und Philo nicht übereinstimme, berührt der Verf. selbst: die Septuaginta (um bey der ältesten Auctorität stehen zu

bleiben) drücken fast immer das Schwa mobile durch einen Vocal aus: קָוָה , קָוָה . Ist die Ueberspringung desselben in der Aussprache nicht eine späte Neuerung aus dem Aramäischen? Der Verf. erklärt sich zwar den Gebrauch eines Vocals für das Schwa mobile durch die Bemerkung, daß die Griechische Sprache solche Zusammenziehungen der Consonanten, welche durch ein Schwa verbunden würden, nicht gestatte. Aber haben die Septuaginta in andern Fällen durch Veränderung der Aussprache dem Griechischen Ohr geschmeichelt? Erlauben sich nicht auch die Griechen Cna , Cnai zu schreiben? Sagt nicht Stephanus von Byzanz: Κνα , οὕτως ἢ Φοινίκη ἐκαλεῖτο. Und: $\text{τὸ ἐθνικὸν ταύτης Κνώσι}$. Ist dieses Ueberspringen des Schwa nicht ein Aramäismus? war die althebräische Aussprache hierin nicht anders? Ist nicht überhaupt die gänzliche Ueberschlagung des Schwa mobilis selbst der Accentuation entgegen? rechnet diese nicht ein solches Schwa für einen kurzen Vocal? Wenn das zusammengesetzte Schwa nirgends in der Aussprache beachtet werden, und man z. B. קָוָה immer Ni sprechen soll, wie mochte man sich mit dem w , einem ganz überflüssigen Ballast, beständig im Schreiben schleppen? Das Patach furtivum mag immer ein bloßes Hilfszeichen zur Anzeige der starken Sucturalität seyn: aber ist es nicht auch das Sagol , Patach u. s. f. in den formis saegolatis? Darf die Metrik also קָוָה zweisylbig Maalech aussprechen? sollte sie beim Sylbenzählen nicht ein einsylbiges Wort Melch annehmen?

Doch hindert uns dieses alles nicht, das Verdienstliche in den Bemühungen des Verf. anzuerkennen, Licht in einen so dunkeln Gegenstand des Alterthums zu bringen. Denn daran läßt sich gar nicht zweifeln, daß die alten Hebräer ihren Ge-

dichten eine rhythmische Form und metrische Kunst gegeben haben. Schon der einzige 107 Psalm beweist, daß sie aus mehreren Zeilen zusammengesetzte Strophen liebten u. s. w.

Sein System erläutert der Verf. durch reiche Beispiele, aus den alphabetischen und nicht alphabetischen Liedern und den Stufenpsalmen, mit untermischten vielen interessanten Bemerkungen, die wir dem eigenen Studium empfehlen müssen. Ein eigener Abschnitt handelt vom Reim, den die Hebräischen Dichter, gesucht und ungesucht, hervortreten lassen; ein anderer sammelt die Urtheile der Alten über das Hebräische Metrum; die Urtheile des Josephus und der Kirchenväter, die nur schlecht passende Vergleichen mit den Griechischen Sylbenmaßen anstellen, und einiger Rabbinen, über das, wo nicht Metrische, doch Rhythmische in ihren alten Nationalpoesien.

Ulm.

In der Stettinschen Buchhandlung: Ueber das Podagra und seine Heilung; nebst Bekanntmachung einer neuen Methode, die podagraischen Anfälle zu behandeln; von Dr. Georg Lud. Osterdinger, königl. zweytem Physicus in Diberach. 1813. 88 Seiten in Octav.

Nachdem der Verf. eine nosologische Schilderung von dieser Krankheit gegeben hat, kommt er zu dem Wesen derselben, und zeigt, daß es in einem Mißverhältnisse zwischen der Sensibilität und dem Contractionvermögen bestehe, indem erstere gesteigert, letzteres aber gesunken sey. Auch sogar die Erblichkeit erklärt er aus der Disposition des fibrösen Systems am Fuße, eine krankhaft erhöhte Sensibilität anzunehmen. Rec. will über diese Ansicht mit dem Verf. nicht rechten. Ein jeder denkende Arzt bildet sich ja seine eigene Hypothese, die freylich bisweilen

durch die Phantasie verschönert wird. So auch hier, wo der Verf. die Sensibilität sich anhäufen, fluctuiren und sich explodiren läßt. Die wahre Heilungsmethode dieser Krankheit ist nach ihm keine andere, als diejenige, welche das Mißverhältniß der Kräfte nach und nach aufhebt, und jede Formverwandlung ausschließt. Der Verf. gibt nach seiner Idee folgende Beurtheilung über die Anwendung der Mittel. Das Opium sey nur da und in großen Dosen anzuwenden, wo die Energie des Wirkungsvermögens nicht zu sehr verlegt sey; sonst folgen Betäubung und Metastematismen; es hebe bloß die Anhäufung der Sensibilität. Den antiphlogistischen Apparat namentlich das Aderlassen verwirft er ganz, indem die Sensibilität zu sehr das Uebergewicht bekäme, und der reaelmäßige Lauf des Podagra unterbrochen werde. Aus gleichem Grunde misbilligt er den Gebrauch abführender Mittel. Hingegen empfiehlt er die Anwendung der China theils aus Erfahrung, theils nach seinen Ansichten, indem die Contractilität gehoben, und die Sensibilität beschränkt werde. Aus den angehängten Krankengeschichten erhellt, daß der Verf. während der heftigen Schmerzen sich des Opiums bediente, und sobald diese aufhörten, mit der China anfang, und binnen 24 Stunden 5 Drachmen bis zu 1 Unze verbrauchen ließ. Die kleinen Rückfälle behandelte er auf gleiche Art. Zuletzt redet er vom zurückgetretenen Podagra und von der Behandlung der hieraus hervorgehenden verschiedenen Krankheitsformen. Als Nachkur, wenn der podagratische Anfall verschwunden ist, nützen am besten bittere Mittel. Von der Mischeur hält er nicht viel. Die Schreibart ist häufig geziert, und mit sonderbaren Ausdrücken, wie Napellsturmhut Exallaren u. s. w. untermischt. Immer schreibt der Verf. podagratisch Podagraist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1814.

St. Petersburg.

Reise um die Welt in den Jahren 1803. 1804, 1805 und 1806 auf Befehl Sr. Kaiserl. Majestät *Alexander des I.* auf den Schiffen *Nadeshda* und *Newa* unter dem Commando des Cap. von der Kaiserl. Marine A. J. VON KRUSENSTERN. Dritter Theil. 1812. 378 Seiten in groß Quart.

Die ersten beiden Bände des Epochenmachenden Werks, welche die Reisebeschreibung selbst enthalten, sind bald nach ihrer Erscheinung in diesen Blättern angezeigt worden (der erste im 67. Stück von 1810, so wie der zweyte im 116. und folg. St. von 1811). Hier dieser dritte, mit welchem dasselbe nun als geschlossen anzusehen ist, enthält außer einem Supplement acht ausführlichere wissenschaftliche Aufsätze von dem edlen Capitain, so wie von dreien seiner trefflichen Gefährten, dem Naturforscher Hofr. Tilesius, dem Astronomen Hofr. Hornet und dem ersten Arzte Dr. Espenberg.

I. Hofr. Tilesius über die Seeblasen (*Holothurien*, *Physaliden* etc.) ein räthselhaftes Thiergeschlecht, von welchem Linné sagte: *tota structura ita a reliquis animalibus omnibus differt, ut vix describi*

C (5)

queat. Zur Erfüllung des Wunsches, den er hinzufügte, daß doch jemand das lebendige Thier (man könnte damals nur Eine Gattung, die wirklich in dieses wundersame Geschlecht gehört) untersuchen, und nach der Natur zeichnen möchte, hat der verdiente Verf. dieser Abhandlung reichlich beygetragen; denn er selbst will doch sehr bescheiden diese seine treffliche Arbeit nur für Materialien zu einer künftigen Naturgeschichte der Seeblasen gehalten wissen. Auf der Fläche der tropischen Weltmeere schwimmen diese prachtvollen Wunderthiere, an welchen dreyerley Hauptorgane zu unterscheiden sind. Erstens der zarthäutige Körper, bey einer der Gattungen wohl von der Größe einer Cocosnuß, in herrlichen Farben zumahl aus dem Blauhimmelblauen ins Rosenrothe spielend, ohne Spur irgend eines Eingeweidens, sondern bloß als eine mit Luft straff gefüllte Blase, die sich am vordern Ende in eine stumpfe sehr lebhaft bewegliche Spitze endigt. Dann längs des Rückens eine ebenfalls sehr mobile gleichsam Hahnenkammförmige meist carminrothe Kante, deren sich das Geschöpf allerdings gewissermaßen als Segel bedient. Und endlich an der entgegengesetzten Unterseite dreyerley ins Wasser herabhängende gallertige fadenförmige hohle Fingarme, die sehr dehnbar und überhaupt von verschiedener Länge sind, einige von der größten Art mehrere Ellen lang. Die kürzern und bey weiten zahlreichsten dienen dem prachtvollen Wunderthier statt Speiseröhren und Mägen, als in welchen sich oft Gräten und andere Reste von verzehrten Fischen und Mollusken finden. Diese Speiseröhren und Fingarme sind mit einem röthlichen Schleim überzogen, der nach der Berührung wohl über 24 Stunden lang ärger als Nesseln auf die Haut brennt. Die gleiche schmerzhafteste Wirkung verursachte noch nach acht Tagen das Abwischen mit Tüchern an welchen dieser

igende Schleim zufällig gehaftet hatte. — Den von Hrn. Bosc am stumpfen Ende der ganz luftdichten Blase angegebenen Mund hat der Verf. nicht finden können. Wohl aber hat er dagegen ein Paar zarte Papillen entdeckt, die zu diesem wundersamen pneumatischen Apparat zu gehören scheinen. Alle die musterhaften Beobachtungen und Versuche die er an dem lebendigen Thiere und zwar an mehreren Sattungen dieses Geschlechts angestellt, haben ihn überzeugt, daß es gewiß nicht zu den Zoophyten zu rechnen sey.

II. Ebendeselben Bemerkungen über den Joeko oder Orang-Outang von Borneo (*Simia satyrus*): Mancherley interessantes über die Bildung und das Betragen eines Weibchen von dieser so seltenen und so berühmten Menschenähnlichen Affengattung, das der Gouverneur von Macao lebendig besaß. Es hatte allerdings an allen seinen vier Händen Daumen-Nägel, und trug die Gall'schen Observationsorgane auffallend groß an seiner Stirne. Wie sorgfältig es alles was ihm unter die Hände kam, untersuchte; wie vorsichtig es alle ihm noch unbekannte Spelseth credenzte u. dergl. m. Besonders auffallend war die ganz eigne Weise wie es seine großen Lippen gleichsam Rüssel förmig zuspitzte, wenn ihm nach etwas gelüftete oder wenn es trank.

III. Hofr. Hörner über die Temperatur des Meerwassers in verschiedenen Tiefen. Zahlreiche Beobachtungen mittelst eines von Six angegebenen Thermometrogaphen in mancherley Weltgegenden angestellt, erweisen die abnehmende Wärme in zunehmender Tiefe, und dann das merkwürdige Factum einer constanten Temperatur des Meerwassers in großer Tiefe, die sich nach der climatischen Verschiedenheit der geographischen Breite zu richten scheint.

IV. Ebender selbe über das specifische Gewicht des Meerwassers, hauptsächlich nach dem verschie-

denen Salzgehalt desselben. Zwischen den Wendekreisen hält es um $\frac{1}{37}$ mehr Salz als in höhern Breiten; und im allgemeinen übertrifft der Salzgehalt des Wassers im atlantischen Ocean den der Südsee um $\frac{1}{800}$. Alle eingeschlossnen Meere zeigen sich auffallend süßter als der Ocean. Merkwürdig ist, daß das Wasser am Cap Horn um $\frac{1}{24}$ leichter ist als das in der nämlichen Breite in der Nordsee bey den Schottischen Inseln.

V. Ebenderselbe über die Oscillationen des Barometers zwischen den Wendekreisen, steht schon im ersten Bande der Memoiren der St. Petersburger Academie (— s. gel. Anz. 1812. S. 1341 —)

VI. Dr. Espenberg über den Gesundheitszustand der Mannschaft auf der Nadeshda, während der Reise um die Welt. Ein lehreicher, der reifen Einsicht und Urtheilskraft des Verf. wahre Ehre bringender Aufsatz, der zugleich die Leser von neuem mit küniger Hochachtung für die eben so verständige als humane Sorgfalt des verdienstvollen Capitäns von Krusenstern für seine Mannschaft erfüllt; die dafür, aber auch mit dem seltenen glücklichen Erfolge gekrönt ward, daß er auf der ganzen dreijährigen Reise, trotz der Verschiedenheiten des Klimas, der Abwechslung der Temperatur, der Entbehrung gewohnter Nahrungsmittel u. doch nicht einen Mann von der ganzen Equipage verlohren hat. — „Zu der Zeit, da auf die Officierstafel schon seit mehreren Wochen nichts frisches gekommen war, nämlich immer Salzfleisch, bekam der kranke Matrose seine Hühnersuppe, oder wenn er das Huhn lieber gebraten haben wollte, eine Saggshupe mit Wein. — Wundersätzlich wahr ist es, daß Seefahrende die ihnen so wohlthätige Landluft auf mehrere (See-) Meilen weit wittern können. An den Küsten von Sachalin konnte man drey bis vier Meilen in der See die balsamischen Ausdünstungen des Nadelholzes, wöml

sie bewachsen waren, sehr merklich riechen. — Das Bärenfleisch in Peter Pauls Hafen war schlecht und thranig, weil die dastigen Bären sich von Fischen nähren. — Auf der Reise von da nach Japan zeigten sich jetzt bey mehreren von der Mannschaft Wärmer, die nie vorher dergleichen gehabt hatten. — Das Sinesische Manifest, wodurch die Einfuhr des Opiums in dieses Reich verboten ist, soll in medicinischer Rücksicht ein wahres Meisterstück seyn; alle Wirkungen des Opiums sollen darin aufs treffendste und vollständigste geschildert seyn. — Noch ein Paar Zeilen heben wir aus dem trefflichen Aufsatze aus, weil sie eine der lästigsten und unvermeidlichsten Beschwerden auf weiten Seefahrten betreffen, die auch wohl manchmahl einen bedeutenden Einfluß auf die während derselben geführten Tagebücher gehabt haben mag und über manche Vorfälle in solchen schwimmenden Schiffsfern, wo man einander nicht weit aus dem Wege gehen kann, einen Aufschluß geben könnte: „lange Seereisen machen den Körper äußerst reizbar; das ewige Einerley wird einem endlich sehr zuwider, die Gemüther werden ganz verstimmt; wenn man über eine noch so unbedeutende Kleinigkeit disputirt, so geschieht es gleich mit Heftigkeit, oft mit Erbitterung; man behält einen Groll, maust hernach, spricht acht Tage lang kein Wort mit einander.“

VII. Der Capitain Krusenstern über die während der Reise beobachteten Strömungen. Ein für die Navigation sehr wichtiger Gegenstand; besonders dann, wenn sich die Ursachen derselben mit einiger Wahrscheinlichkeit erklären lassen. Die hier mitgetheilten zahlreichen Beobachtungen gründen sich auf eine mit möglichster Genauigkeit geführte Schiffsrechnung, und auf die tägliche Bestimmung des wahren Orts des Schiffs, und können daher mit einer geringen Unrichtigkeit unterworfen seyn. Aber

doch ist der edle Verf. weit entfernt, selbst die genaueste Schiffsrechnung als ein nur etwas gewisses Datum anzunehmen, da sie so mancherley Fehlern unterworfen ist. Die größte Schwierigkeit ist zumahl die genaue Bestimmung der Abweichung der Magnetnadel, die trotz aller gebrauchten Vorsicht doch oft einen Unterschied von 2 bis 3, auch 5 Graden zeigt, und das sowohl zwischen den zwey Troughtonschen Azimuthal-Compassen die man dazu gebrauchte, als auch zwischen den Beobachtungen, wenn sie an verschiedenen Stellen des Schiffs wiederholt wurden.

VIII. Ebenderfelbe über die Fluthbeobachtungen im Hafen von Nagasaky; steht schon im zweyten Bande der gedachten Mémoires de l'Acad. de St. Petersbourg. (— s. gel. Anz. 1812. S. 1726. —)

Ein Supplement (S. 310 — 76) enthält noch dreyerley: 1) Eine Instruction des Commerz-Ministers, jetzigen Reichs-Kanzlers Romanzoff, an den Capitain Krusenstern; betreffend ein vermeintes Eldorado das nach einer freylich unbestimmten Sage als eine große Insel auf dem nördlichen stillen Weltmeer von Japan östlich liegen sollte und seit 200 Jahren von Spanischen, Holländischen und Französischen Seefahrern — aber ohne Erfolg — aufgesucht worden; und daß auch der vortreffliche von Br. vergebens darnach gekreuzt, ist aus dem ersten Theile der Reise schon bekannt.

(— Ein zweydeutiges Wort in dieser Instruction hat den Rec. so kugig gemacht, daß ein Anschluß darüber für andre Leser die in den gleichen Fall kommen können, nicht überflüssig seyn wird. Es heißt S. 313: der Bürgermeister Wissen erzähle, daß Capitain Quast, da er 1639 von der Ostindischen Compagnie auf seine Entdeckung ausgesandt worden, 200 Meilen östlich von Japan Vogel und

Seenymphen gesehen habe. Es war nicht leicht diese Sirenen in der voluminösen und confusen Noord en Oost Tartarye aufzuspüren. Endlich zeigten sie sich (im ersten Bande S. 156 der zweyten Ausgabe), aber in der niedern Gestalt von *Puisbyters* oder Libellen, welches Ungeziefer wohl mancherley Deutsche Nahmen, doch schwerlich irgendwo den ganz unpassenden von Seenymphen führt. —)

2) Das tabellarische Journal der *Nadeshda* mit den auf diesem Schiffe gemachten astronomischen und meteorologischen Beobachtungen;

und 3) Erläuterungen über die in diesem tabellarischen Journal befindliche Columne mit dem Titel wahre Länge.

Eisenberg.

Hey Schöne: *Friedrich Taubmann's Leben und Verdienste*; Versuch einer genauern und billigern Beurtheilung des oft verkannten Mannes u. s. w. von *Jr. Adolf Ebert*. 1814. 176 S. in Octav.

Die Sagen von Taubmann's Schwänken und Unsauberkeiten gründen sich auf die *Taubmanniana*, eine uncritische Compilation von Anekdoten, die auf Taubmann's Rechnung gesetzt werden, ob gleich mehrere derselben auch unter der Firma andrer Witzlinge in Umlauf sind. Der Ehrenretter des von dieser Seite verkannten Mannes würde sich um seine Namen noch verdienter gemacht haben, wenn er umständlicher, als S. 141 geschehen ist, ins Einzelne gegangen wäre und die Unechtheit jener Anekdoten ins Licht gestellt hätte. Doch ist in seiner Schrift viel Gutes für Taubmann's ehrenvolles Andenken geschehen. Den Verdacht eines Lustigmachers am Sächsischen Hofe entfernt der Verf. hauptsächlich durch die Bemerkung der hohen Achtung, welche seine Wittenbergischen Collegen ihm noch nach seinem Tode bezeugten; was bey der damals noch herrschenden Sittenkrenge

1000 G. u. N. 100. St., den 23. Jun. 1814.

schwerlich geschehen wäre, wenn er während seines Lebens jene unwürdige Rolle gespielt hätte. Den Ursprung der Sage davon erklärt der Verf. aus der Stelle eines Sächsischen Hofpoeten, welche ihm Gelegenheit gegeben haben möge, manche Thorheiten des Hofes mit Laune zu belachen. Auch möge er nicht gleichgültig gegen die Freuden der Tafel gewesen seyn, und dabey zuweilen seinem Wize einen etwas freyern Lauf gelassen haben. Als Humanist war Laubmann kein Originalgenie, das in der Critik und Exegese Bahn zu brechen vermocht hätte; aber er war doch ein nützlicher Lehrer, der das Bessere, was ihm sein Zeitalter über Lateinische Schriftsteller darbot, bey seinen Zuhörern in Umlauf setzte, und daneben ein fertiger Versificator, mit einer seltenen Geläufigkeit der Lateinischen Metrik. Für Aufklärung seiner humanistischen Verdienste wird eine kurze Geschichte der Schicksale der humanistischen Studien in Sachsen während des 16ten Jahrhunderts eingeschaltet, die wir mit Vergnügen gelesen haben. Nur finden wir es nicht tadelhaft, daß die ersten Philologen des Landes, wie z. B. Camerarius, in ihren Ausgaben classischer Schriftsteller fast immer bloß die Jugend vor Augen gehabt haben: Wer kann seinem Zeitalter voreiten? mußten nicht erst die ersten Philologen in Deutschland erzogen werden? und dienten dazu nicht solche Ausgaben besser, als andere, in die bloß hohe philologische Gelehrsamkeit niedergelegt gewesen wäre? Auch können wir nicht zugeben, daß die Reformation den humanistischen Studien geschadet habe. Gerade die Glaubensreinigung gab ihnen in Deutschland den ersten Schwung; und der blieb auch, so lange sie ihre ursprüngliche Richtung, die von Sprachstudien und Geschichte ausging, nicht verließ. Daß es nach Melanchthon's Tod anders wurde, daran war nicht die Reformation Schuld, sondern die unselige Polemik.

nische übersezt, mit critischen Anmerkungen begleitet nächstens erscheinen wird. Zu dieser Arbeit gehört vorliegende Schrift, welche auf die übrigen Abhandlungen, die der Uebersetzung angehängt sind, begierig machen. Wir verdanken diese Nachricht dem würdigen Hrn. Dr. Oberthür, geistlichen Rath zu Würzburg, und glauben, unsern Lesern, denen es gewiß lieb ist, zu wissen, daß Deutsches Genie und Wissenschaft im Auslande geschätzt werde, mit der Mittheilung derselben einen Gefallen zu thun. Diese Abhandlung lehrt den Verf. als einen scharfsinnigen, einsichtsvollen Meister des Gegenstandes, den er behandelte, kennen und schätzen. Die Frage, die er beantwortet, ist bekannt, besonders seit unser Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie seinen Scharfsinn darauf richtete. Es gibt mehrere vom Verf. nicht übersehene Erklärungen der Aristotelischen Stelle Poet. c. 6. Der Verf. geht den richtigen Weg, indem er den Aristoteles aus seinen übrigen Werken erklärt, und sich wohl hütet, seine eigne ästhetische Ansicht dem Philosophen unterzulegen; oder ihn wohl gar zu tadeln, daß er sie als die viel richtigere nicht gekannt habe. Mit Recht bemerkt der Verf., daß hier nicht die Rede vom Schrecken (terror) sey, sondern von der Furcht und vom Mitleiden. Er geht an der Hand des Arist. vom Wohlwollen, von der allen Menschen eignen Sympathie aus, vermöge welcher wir für die guten, tugendhaften, angesehenen, bewunderten, wenn sie uns Unglück gerathen, Mitleiden und Furcht, Besorgnisse, empfinden, wofern nicht ein zu großes anhaltendes Glück oder Unglück gegen diese Gefühle unempfänglich gemacht hat: wir mögen diese Zustände nun im wirklichen Leben erblicken, oder der Dramatiker mag sie uns im Theater anschaulich darstellen. Die Vergleichung der Musik ist hier an ihrer Stelle, in so fern sie zur Milderung der Af-

fecten so wirksam ist. Die sonst schon hier benutzte Stelle des Aristoteles de Republ. VIII, 7. läßt der Verf. nicht ungebraucht, und sucht ihr durch eine sehr wahrscheinliche Verbesserung der Worte: ἐν δὲ ἐνδοσιασμοῖς in ἐν τῷ δὲ ἐνδοσιασμοῖς das nöthige Licht zu ertheilen. Aristoteles verspricht daselbst, daß er in der Poetik von dieser Reinigung des Mitleidens und der Furcht ausführlicher handeln wolle: gleichwohl ist er im 6. Kap. gar nicht ausführlich. Hier zeigt nun der Verf., daß Aristoteles seines Versprechens eingedenk von dieser Reinigung im 14 und 15 Kap. gehandelt habe, und daß diese Reinigung darin bestehe, daß der tragische Dichter in der Regel alles was dem Vergnügen zuwider sey aus seiner Darstellung der Affecte und Leidenschaften entfernen, und darnach streben müsse, (man hört den Peripatetiker!) weder zu viel noch zu wenig zu geben, um den Zuschauer in Gefühle zu versetzen, die wenn gleich wehmüthig doch nicht schmerzhaft, sondern angenehm sind. Die geistreiche und geschmackvolle Ausführung dieser Gedanken, wovon wir hier nur eine trockne Andeutung geben, läßt uns viel Vortreffliches von den versprochenen Arbeiten des Verfassers erwarten.

Halle.

Von der interessanten Zeitschrift: *Beiträge zur Beförderung der Kurmethode auf psychischem Wege* haben wir das Characteristische der von dem sel. Keil herrührenden Aufsätze jüngsthin (S. 169) angezeigt. Dem zweyten Herausgeber, Hrn. Hoffbauer, hat die Zeitschrift die meisten Beiträge zu verdanken. Sie enthalten vorzüglich Nachrichten von merkwürdigen Seelenkrankheiten, und von den psychischen Mitteln, wodurch sie geheilt worden sind, ferner Aufklärungen und Erweiterungen mehrerer Sätze der Psychologie, welche auf die psychischen

Heilmittel Beziehung haben, endlich Berichtigungen des noch immer sehr schwankenden Sprachgebrauchs in Ansehung derjenigen Wörter, wodurch die verschiedenen Seelenkrankheiten bezeichnet werden. Die Grundsätze aber, von denen der Verfasser in seinen Abhandlungen ausgeht, sind die der empirischen Psychologie, und wie sehr er der richtigen Anwendung derselben mächtig sey, um dadurch die Quellen der Erscheinungen der Seele im gesunden und kranken Zustande ausfindig zu machen, ist aus dessen psychologischen Schriften zu bekannt, als daß Bemerkung darüber aus seinen in dieser Zeitschrift befindlichen Abhandlungen noch nöthig wären. Die mitgetheilten Krankheitsgeschichten sind dadurch besonders lehrreich geworden, daß er die Fehler aufdeckt, welche bey der Behandlung der Kranken begangen wurden. Und wenn man auch mit seinen Erklärungen gewisser Erscheinungen nicht immer vollkommen einverstanden seyn sollte; so sind sie doch durch manche eingestreute Bemerkungen noch lehrreich.

Der von andern Verfassern herrührenden Abhandlungen sind zusammen fünf. Von zwey, in psychologischer Hinsicht merkwürdigen Krankheitsgeschichten ist die eine vom Hrn. Dr. Gregorini, und die andere vom Hrn. Landchirurgus Sarsleben mitgetheilt.

Ein, jedoch noch nicht beendigter Aufsatz über die Geburt der Psyche, ihre Verfinsternung und mögliche Heilung, hat den Hrn. Prof. Steffens zum Verfasser, und also spricht sich darin der Geist der Schellingschen Natur-Philosophie aus. Die Anhänger dieser Philosophie werden ihn als einen Gewinn für die wissenschaftliche Naturkunde und für die Construction der Welt verehren. Die Gegner derselben können ihn aber dazu benutzen, sich von dem Eigenthümlichen der absoluten Identitätslehre, was sowohl deren Inhalt, als auch Methode, die

Natur mit allen ihren besondern Bestimmungen aus dem Absoluten nach und nach sich entwickeln zu lassen, desgleichen das beständige Spiel mit Bildern betrifft, worin sie ihr vorgebliches Wissen um die Verhältnisse in der Natur zum Absoluten aufstellt, eine recht klare Ansicht zu verschaffen. Zur Würdigung der Ansprüche aber, welche eine metaphysische Speculation auf Befriedigung der menschlichen Vernunft macht, bleibt es immer nöthig, daß die darin liegende Weisheit sich erst mit einer gewissen Vollständigkeit, und alle ihre Eigenthümlichkeiten auch äußerlich genau bezeichnend, ausgesprochen habe.

Endlich hat auch die Lehre vom thierischen Magnetismus einen Zuwachs durch zwei Abhandlungen erhalten, in welchen Herr Dr. Tasse Ausichten auf eine ganz neue Art der Heilung der Wahnsinnigen durch die Anwendung jenes Magnetismus eröffnet, und aus denen man also die Höhe beurtheilen kann, bis zu welcher sich jener Magnetismus in Ansehung seiner heilenden Kraft bereits emporgeschwungen hat. In der ersten Abhandlung sind die bey einer Somnambule von Hrn. Tasse angestellten Beobachtungen mitgetheilt, welche zum Theil ganz neue Erscheinungen des Somnambulismus betreffen. Eine an Brustgeschwür und Convulsionen leidende Kranke nämlich, die durch den zu ihrer Heilung versuchten Magnetismus zur Somnambule ward, hatte während der Krise die volle Uebersicht über alle Vorgänge ihres gewöhnlichen wachen Zustandes, im Wachen aber gar keine Erinnerung aus dem Somnambulismus, dagegen in den Träumen, welche in der Nacht, so auf die Krisen folgten, erschienen, von den wirklichen Vorgängen in den Krisen Traumbilder, die ihr aber nicht als Erinnerungen, sondern als Originale, nach der bey Träumen gewöhnlichen Art vorkamen. Die Kranke war bereits völlig ge-

heilt entlassen, als sie, die katholisch ist, durch die Bearbeitung gewisser Personen in eine Gemüths-krankheit verfiel. "Man hatte ihr nämlich gesagt, sie habe sich durch Zulassung des Magnetisirens, das ihr als eine Art Zauberey vorgestellt war, mit dem Teufel in Verbindung eingelassen. Diese Insinuationen griffen bey der kaum Genesenen, deren Sensibilität durch den Somnambulismus ohnehin erhöht war, so tief ein, daß sie in kurzem anfang den schwarzen Gesellen wirklich zu sehen." Er saß neben ihr, arbeitete mit ihr u. s. w. (Das Magnetisiren hatte also ihre Geisteskräfte im wachenden Zustande geschwächt.) Herr Tasse ließ sich dadurch nicht irre machen, und magnetisirte sie wieder, nachdem er ihr heftiges Widerstreben durch Ueberredung und durch die ihr zur völligen Genesung gemachte Hoffnung besiegt hatte. Der Somnambulismus erschien bey der Magnetisirten bald in der gewohnten Klarheit und mit deutlicher Rück Erinnerung alles dessen, was in den vor sieben Wochen beendigten Crisen, und nachher in und mit ihr vorgegangen war. Als nun Herr Tasse während desselben ihrer seltsamen Visionen erwähnte, und wie sie sonst so vernünftig, jetzt den Teufel sehe, und das Magnetisiren für Zauberey halte; so lachte die Kranke über ihren eigenen Irrthum, und äußerte mehrmahls, wie sie durchaus nicht begreife, wie sie solchen albernen Grillen nachhängen könne, und spottete über sich selbst. Aber kaum war der Somnambulismus geendigt, so steng sie in demselben Augenblicke, worin sie die Augen öffnete, wieder vom Teufel zu reden an, fragte Hrn. Tasse, ob er ihn nicht gesehen; erzählte, wie jener da gewesen, u. s. w. In Rücksicht auf den Umstand, daß die Verrückte im Zustande des Somnambulismus vernünftig war, thut nun Herr Tasse, wenn die Heilung der Kranken von ihrem Wahnsinne nicht

von selbst und durch Entfernung von dem Orte, wo sie sich bisher aufhielt, erfolgen sollte, wie er hoffe, den Vorschlag, darüber Versuche anzustellen, ob man nicht die Ueberzeugung, welche die Kranke im Somnambulismus von der Nichtigkeit ihrer Visionen hatte, durch den Traum (weil in demselben, was in den magnetischen Crisen vorgefallen war, ihr wieder vorkam) in ihr wachendes Bewußtseyn hinüber führen, und auf diesem Wege zu ihrer Heilung beitragen könne. In Ansehung der Ausführbarkeit dieses Gedankens macht Herr Hoffbauer die Erinnerung, daß nach den Gesetzen der Natur, was auch als Reproduction aus den somnambulischen Crisen und aus dem Schwunge des Erkenntnißvermögens während derselben im Traume vorkommen möge, im Wachen doch nur für ein Traumbild aufgenommen werden, und folglich nicht dazu dienen könne, danach die Ueberzeugung im Wachen zu berichtigen, und daß es ferner große Schwierigkeit haben dürfte, einen solchen Traum absichtlich zu veranlassen. Auf die erste Erinnerung hat sich Herr Tasse, ihrer Wichtigkeit ungeachtet, gar nicht eingelassen. Er theilt eber in dem Aufsatze Vermuthungen und Entwürfe über die Kunst mit, auf Träume Anderer Einfluß zu haben, welche auch den Alten bereits bekannt gewesen sey. Eines Ausjuges sind jedoch diese Vermuthungen und Entwürfe nicht fähig, und wir müssen also den, nach der neuen oder nur wiederhergestellten Kunst der Traumsendung begierigen Leser auf die Abhandlung selbst verweisen.

Leipzig.

Deß Rühn: Briefe über die Mittel die atmosphärische Luft besonders bey allgemein verbreiteten ansteckenden Krankheiten zu reinigen; von Dr. Carl Gottlob Rühn, öffentl. ordentl.

1008 G. g. X. 101. St., den 25. Jun. 1814.

Professor der Chirurgie auf der Universität zu Leipzig.
1813. 108 Seiten in Octav.

In sieben Briefen handelt der Verfasser in einem ruhigen Ton und mit großer Deutlichkeit den angegebenen Gegenstand ab. Die Ursache der typhösen Fieber ist ein Contagium, das theils durch das zu enge Zusammenleben einer großen Anzahl von Menschen, theils durch schlechte Nahrungsmittel, theils durch traurige Leidenschaften entwickelt werde. Ist der Ansteckungsstoff mehrmahl durch den Körper gegangen, so erhalte er einen hohen Grad von Flüchtigkeit, und dringe in die gesundesten Personen ein. Dieses Contagium nun zu entfernen und zu zerstören sey die große Aufgabe. Große Feuer und das Verbrennen harziger Substanzen sind verwerfliche Mittel, in wie fern die Luft noch mehr verdorben, und der Sauerstoff ihr entzogen werde. Das Schießpulver wirke vorzüglich durch die Ausdehnung und Erschütterung der Luft, indem es dieselbe in Bewegung setze, und veranlasse, daß neue atmosphärische Luft hinzuströmen könne; es würde aber nicht dadurch, daß sich Säure entwickle, im Gegentheil kommen Gasarten zum Vorschein, die dem Athmen nicht günstig sind. Die Fontanellen schützen nicht durch Ableitung gegen die Ansteckung, sondern weil der Mensch, der ein solches künstliches Geschwür an sich trägt, sich überzeugt halte, er könne nicht angesteckt werden. Furchtlosigkeit widerstehe demnach der Ansteckung. Eben so wenig schütze das Tabakrauchen. Vom Kohlenpulver glaubt der Verfasser, daß freylich durch dasselbe der üble Geruch in den Hospitälern gedämpft werden könne, zweifelt aber mit Recht an der Kraft desselben, Contagien zu zerstören. Die Morveauschen Räucherungen zieht er allen andern Mitteln unbedenklich vor, und gibt von ihnen das schon Bekannte an.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 25. Junius 1814.

Landskut.

Von Krüll: Das heilige Abendmahl, von Dr. Heinrich Stephani, kbnigl. Baierschem Kreis-Schulrathe, des kbnigl. St. Michael-Ordens Ehrenritter und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. 1811. 158 Seiten in groß Octav.

Der Zweck dieser Schrift geht auf nichts Geringeres, als darauf, der Christenheit über ihre ehrwürdigste kirchliche Handlung die Augen zu öffnen, und auch dadurch zur Wiederherstellung des Urchristenthums und zur Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche beizutragen. "Sollte es mir gelingen, heißt es S. 8 f., die hohe Absicht wieder geltend zu machen, zu welcher das heilige Mahl von seinem göttlichen Stifter ursprünglich angeordnet wurde, so wird die ganze Felsenmasse christlicher Irrthümer auf einmahl ihres Stützpunkts beraubt vor unsern Augen herabstürzen, das Christenthum in seiner göttlichen Urgestalt sich uns zeigen und das heilige Mahl selbst wieder in einer Würde erscheinen, die niemand mehr in diesen Tagen geahnet hat." Zu diesem Zwecke wird zuerst das heilige

E (5)

Abendmahl in historischer Hinsicht beleuchtet, um in den früheren bey Juden und anderen Völkern gewöhnlichen ähnlichen Mahlzeiten die Idee aufzufinden, von welcher Jesus bey Einsetzung desselben ausgegangen ist. Darauf folgt eine exegetische Erläuterung der biblischen Stellen über diesen heiligen Gebrauch, um die Leser zu überzeugen, daß Jesus wirklich bey dem Abendmahle jene frühere Idee, nur in ihrer höchsten Einfachheit und Würde, zur Ausführung bringen wollte. Nach diesem wird das Abendmahl moralisch gewürdigt und zuletzt noch gezeigt, was in liturgischer Hinsicht für die zweckmäßige Anordnung desselben geschehen muß, wenn es seinem ursprünglichen Zwecke entsprechen soll, auch noch ein Musterformular zur würdigen Feier desselben beygefügt. So große und unerwartete Versprechungen erregen desto größere Erwartungen. Die Hauptsache, nämlich das Neue in der Ansicht des Abendmahls und in der Erklärung der Einsetzungsworte besteht kurz in folgenden Puncten. Die bey vielen alten Völkern gewöhnlichen Bundesmahlzeiten finden wir auch bey den Israeliten. Unter mehreren dahin gehörigen Erzählungen sind besonders die von den beiden Mahlzeiten, welche Moses zur Bestätigung des zwischen Jehova und dem Volke Israel errichteten Bundes anordnete, merkwürdig. In der Wüste am Fuße des Sinai weihte Moses diesen Bund durch Opfer, Blut und Mahl. Er las den gesammten von ihm niedergeschriebenen Bundesvertrag öffentlich vor, und forderte das Volk zu einer Erklärung auf, ob es denselben nach seinem ganzen Inhalte treu erfüllen wolle. Nach erfolgter Zusicherung besprengte er mit dem in ein Becken gesammelten Blute der Opferthiere das Volk und rief dabey aus: das ist das Blut des Bundes, welchen Gott nach Inhalt

der von euch vorhin vernommenen gesetzlichen Bedingungen mit euch heute errichtet. Darauf begann das festliche Bundesmahl 2. Mos. 24, 11. Moses hatte nun aber noch als ein weiser Gesetzgeber dafür zu sorgen, daß dieser Staatsbund und diese Weihe zu einem Volke Gottes in frischem Andenken blieb, und durch die dazu angeordnete Feierlichkeit von Zeit zu Zeit gleichsam wieder erneuert würde. Dieß bewirkte er durch ein kleineres Bundesmahl, das in einzelnen Familien jäblich von der ganzen Nation gefeyert werden mußte. Dieß war das Pascha, ein Opfermahl, wozu sich in der Folge jährlich zu einer bestimmten Zeit das Volk zu Jerusalem versammelte. Zu diesem Bundeserneuerungsmahle war ein Lamm vorgeschrieben, welches in jeder Familie geschlachtet und unter religiösen Ceremonien gegessen werden mußte. Der Familienvater mußte dabey die Worte sprechen: dieß ist das Paschaopfer des Herrn, der uns aus Egypten rettete. Lebendig ward dadurch der Gedanke bey allen Israeliten erneuert, daß sie das Volk seyen, mit welchem Gott einen Staatsbund abgeschlossen habe, zu dessen Andenken und Erneuerung sie jetzt diesen religiösen Gebrauch feyerten. Bey diesem Mahle wurde auch Wein getrunken, der nach der Mosaischen Anordnung statt des Bluts bey jedem Opfermahle seyn mußte. Jesus nahm von diesem Pascha, welches er zum letztenmahle mit seinen Jüngern feyerte, Veranlassung, sein Paschamahl für seine Bundesanstalt anzuordnen. Diese war von anderer Art als die Mosaische. Jesus wollte ein allgemeines, alle Völker umfassendes morales Gottesreich stiften, und ordnete ein diesem neuen Bundesvereine angemessenes Erinnerungsmahl an. Brod sollte an die Stelle des Lammes treten, der Wein sollte sein Bundesblut seyn. Das

Abendmahl ist also nichts anders als das Erneuerungsmahl für den hohen Bund des Christenthums. Der Sinn der Einsetzungsworte ist der: dieß Brod, das ich jetzt für euch in Stücke zerbreche, ist mein Paschaleib (meine Bundes Speise); und dieser Kelch — des neuen Bundes Kelch; der Wein in ihm — mein Bundesblut. Und dieses neue Bundesmahl sey euch ein unvergeßlicher Gebrauch. Der Hauptzeuge ist Matthäus, und dieser setzt nicht das Mindeste über die Absicht dieser Handlung hinzu. Hätte sich Jesus darüber besonders erklärt, so würde dieser Evangeliste eine so denkwürdige Eröffnung gewiß nicht verschwiegen haben. Wenn daher Lukas und Paulus Jesum eine Erklärung über diese Absicht beyfügen lassen, so kann man für gewiß annehmen, daß sie ihm diese Worte nur in den Mund legen, um eine Erklärung über den Zweck der Handlung nachzuschicken, welche Jesus bey der Einsetzung des Mahls sicher vorausgeschickt haben würde. Das Osterlamm hieß der Paschaleib $\alpha\omega\varsigma \lambda\upsilon \tau\alpha\varsigma$. Die Worte Jesu, in Beziehung auf das genommen, was die Jünger zum Theil so eben verzehrt hatten und zum Theil noch vor sich stehen sahen, sagten ihnen das Ueberausverständliche: dieser Brod Kuchen ist meine Bundes Speise. Die Worte: $\tau\omicron \upsilon\tau\omicron \nu \mu\omega\upsilon \delta\iota\delta\omicron\mu\epsilon\iota\omicron\nu$ oder $\kappa\lambda\omega\mu\epsilon\iota\omicron\nu$ beziehen sich auf den Brod Kuchen, welcher jetzt für die Jünger in Stücken zerbrochen oder unter ihnen ausgetheilt wurde. Der schon gedachte Zusatz: $\tau\omicron\upsilon\tau\omicron \pi\omicron\iota\epsilon\iota\tau\omicron \epsilon\iota\varsigma \tau\eta\upsilon \epsilon\upsilon\eta\gamma\alpha\gamma\omicron\mu\eta\sigma\iota\upsilon$ ist aus dem in den ersten christlichen Gemeinen gewöhnlichen Ritual hergenommen, welchem man diese Worte deswegen beyfügte, um die Christen besonders aufmerksam darauf zu machen, das Andenken des bald zurück erwarteten Jesus hiebei zu ehren, oder, was das Wahrscheinlichste ist, man

hat die von Jesus wirklich gebrauchten Worte in einem unrichtigen Sinne genommen. Die Meinung, daß das h. Abendmahl ein Gedächtnißmahl seyn sollte, um den Nahmen Jesu bey den Seinigen in ruhmvollem Andenken zu erhalten, ist verwerflich. Zu der Bedenklichkeit des Texts kommt noch der Umstand, daß diese Voraussetzung dem Character Jesu widerspricht. Er war zu groß, um klein zu handeln, er wollte sich nicht durch sinnliche Denkmahle bey der Nachkommenschaft verewigen, er brauchte ein so kleinliches Erinnerungsmittel nicht, er war nicht eitler Ehre geizig. Sollte er diese oder ähnliche Worte wirklich gesprochen haben, so können sie in ihrer Beziehung auf das neuangeordnete Bundesmahl nur dahin erklärt werden: dieß Mahl sey euch ein heiliger unvergesslicher Gebrauch. Das Wort *διαθήκη*, welches Jesus bey der Darreichung des Kelchs gebrauchte, zeigt schon bestimmt genug an, daß es sich hier von einer Bundesweihe handelte. Er will sagen: "Trinket alle aus diesem Kelche, denn dieß ist meines Bundes Blut; dieser Kelch nimmt euch auf zum neuen Bunde, welcher durch dieß mein Blut, diesen Wein eingeweiht wird *εὐ τῷ αἵματι μου*, den ich jetzt für euch einschenke, *τὸ ὑπὲρ ὑμῶν ἐκχυνόμενον*." Den Zusatz: *εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν* hat Matthäus allein. Da ihn die übrigen Berichterstatter weglassen, so macht er sich schon hierdurch als spätere Zuthat eines Dritten in hohem Grade verdächtig. Noch gewisser wird dieß, wenn man den Sinn der vorhergehenden Worte richtig aufgefaßt hat. Weil in diesen nur von dem in den Kelch gegossenen Wein die Rede ist, so gehörte wirklich ein höchst ungeschickter Ausleger dazu, der noch die erklärende Glosse beyfügen konnte: jener Wein sey zur Vergebung der Sünden eingeschenkt worden! Sie ist aus einer Zeit, wo

die dem Apostel Paulus allein angehörige, dem Stifter des Christenthums aber völlig fremde Lehre von einer durch Blut bewirkten Ausföhnung Gottes schon die reine Lehre Jesu nicht nur verdrängt, sondern sich auch bis zu dem Grade ausgebildet hatte, daß man selbst gegen die Lehre des Paulus, der nur von einer solchen Einmahl vorgegangenen allgemeinen Verföhnung spricht, im heiligen Abendmahle eine solche Verföhnungs-cerimonie wiederholen zu können glaubte. In den früheren Zeiten des Christenthums, wo die Beziehung des heiligen Mahls auf das Pascha, als eine Bundesfeierlichkeit, noch in frischem Angedenken stand, konnte eine solche verunglückte Erklärung nicht beigefügt werden: denn wo von einer *διαθήκη* ausdrücklich die Rede war, konnte nicht von einer Verföhnungsfeierlichkeit die Rede seyn. In der *κοινωνία του αιματος και του σωματος του Χριστου* bey Paulus ist *σωμα* das heilige Mahl, so fern das Brod die Bundes Speise war, welche der Herr verordnet hatte, und *αιμα* gleichfalls, weil der Wein dabey das vom Herrn verordnete Bundesblut war, *κοινωνία* aber die religiöse Verbrüderung, welche durch die Theilnahme an dem Mahle bewirkt wird. Offenbar will Paulus hier nur bezeichnen, wodurch wir in die christliche *κοινωνία*, in den christlichen Bundesverein treten, und die beiden Bestandtheile des Bundesmahls werden von ihm als die Mittel aufgeführt, durch welche wir dahin gelangen, keineswegs aber als das Object, mit welchen wir in Verbindung gesetzt werden. Wenn eben dieser Apostel von der Verfündigung am Leibe und Blute Jesu redet, so meint er damit gleichfalls die Verfündigung an dem Bundesmahle, an dem Brode und Weine.

Kenner der theologischen Litteratur werden wissen, daß diese Ansichten und Erklärungen nicht ganz neu

sind, und daß man schon vorher das Abendmahl aus dem Gesichtspuncte einer Bundesmahlzeit betrachtet und diesen selbst für den vornehmsten ausgegeben hat. Die Einfachheit, Verständlichkeit und Klarheit, welche der Verf. seiner Erklärung nachrühmt, werden wohl viele andere Leser eben so wenig darin finden können, als der Rec. Doch die Hauptfrage ist die, ob sie wahr und mit hinreichenden Gründen unterstützt ist? Daß Jesus bey dieser Handlung an den am Fuße des Sinai geschlossenen Bund, an jene Worte Moses: das ist das Blut des Bundes, und an den neuen Bund, den er stiften wollte, dachte, kann nicht verkannt werden, er gibt es selbst deutlich zu verstehen. Daß aber dort in der Wüste eine Bundesmahlzeit gehalten worden sey, ist schon nicht erweislich, ja es kommt gar nichts im Texte davon vor. Es wird 2. Mos. 24, 8—10. erzählt, daß nachdem Moses jene Worte ausgesprochen und das Volk mit Blut besprenget habe, er, Aaron, Nadab, Abihu und 70 Aelteste des Volks den Berg bestiegen und den Gott Israels gesehen haben, und darauf wird noch V. 11. hinzugesetzt: Gott legte seine Hand nicht an die Oberhäupter des Volks, und sie sahen Gott und aßen und tranken. Man kann jenes verschieden erklären, wahrscheinlich bezieht es sich auf den Glauben, daß man Gott nicht sehen könne, ohne Schaden zu nehmen oder zu vergehen. Wie dem aber auch sey, von einer Bundesmahlzeit kann hier nicht die Rede seyn: denn diese wäre gewiß nicht bloß von den Volksobehörtern auf dem Berge, sondern vom Volke und von allen in der Ebene gehalten worden. Was das Pascha betrifft, so kommt dabey gar nichts von einem Bunde vor. Es wurde zum Angedenken der Verschonung der Erstgeburt in Egypten und des schnellen glücklichen Auszugs aus diesem Lande ge-

fehert. Es wurde weit früher angeordnet, als der Staatsbund am Fuße des Sinai geschlossen wurde. Es war keine Mahlzeit, um das Andenken der Gesetzgebung und des durch sie errichteten Bundes zu erneuern. Wenn Jesus bey der Einsetzung des Abendmahls von einem Bunde redet, so läßt er ihn nicht durch das Mahl, sondern durch sein Blut, durch seinen bevorstehenden Tod geschlossen werden: *ταυτο γαρ εστι το αιμα μου, το της καινης διαθηκης* bey Matthäus, wofür bey Lucas steht: *ταυτο το ποτηριον η καινη διαθηκη εν τω αιματι μου*. Dort schließt gerade das Blut Jesu oder sein Opfertod den Bund, hier zwar der Kelch oder der Wein im Kelche, aber doch nur durch das Blut, d. h. der Wein bezeichnet den neuen Bund nur in so fern, als er das Blut Jesu oder seinen Tod, wodurch der Bund geschlossen wird, abbildet. Immer ist also das Abendmahl auch eine Bundesmahlzeit, aber bloß in so fern, als es auf den Tod Jesu Beziehung hat. Nicht der christliche Bundesverein überhaupt, nicht das große Gottesreich mit seinen Lehren, Gesetzen und Anstalten wird dadurch inaugurirt und erneuert; wie einst durch die Opfer am Sinai der Staatsbund bestätigt wurde, sondern dieses Mahl hat die bestimmteste Beziehung auf den Tod Jesu und ist nur in so fern ein Bundesmahl. Bey der Erklärung des *σωμα μου* durch: mein Paschaleib, meine Bundes Speise beruft sich der Verf. auf Pfaff *instituta theol. dogm.* p. 734, oder vielmehr dessen *Diss. de oblat. euchar.* §. 5. wo es heißt: *Vox σωμα ex judaica phrasi debet derivari. Judaeis enim agnus paschalis assus inque mensa positus altim dicebatur חסן כבש של פסח; vel חסן של פסח corpus paschalis.* (Non sane saltem figuratum sed verum.) Haec sine dubio alludit Christus, ut in-

paschatis comedisse h. e. typum corporis sui in mortem mox tradendi, nunc vero se ipsius dare verum *corpus suum*, in locum typorum veteris testamenti tanquam complementum successurum. So heißt die Stelle vollständig. Eine Anspielung auf diesen Jüdischen Sprachgebrauch mag man wohl zugeben. Etwas anderes aber ist es, wenn man Jesum nun sagen läßt: das ist mein Paschaleib, und wenn dieß so viel heißen soll: dieß Brod ist die von mir angeordnete Speise meines Bundesmahls. Warum wird alsdann nicht analog dem כֶּסֶף לֶחֶם gesetzt $\text{סוּמָא פֶּסַחִיָּוֹת}$. Dazu kommt, daß von der Idee eines Bundes nicht das geringste weder in diesem Hebräischen Ausdrucke, noch in dem Pascha liegt. Den Matthäus hält der Verf. für den vornehmsten und glaubwürdigsten Erzähler von der Einsetzung des Abendmahls. Demnach muß er auch annehmen, daß Jesus die Worte gesprochen hat: $\text{τοῦτο ἐστὶ τὸ αἶμα μου — τὸ περὶ πολλῶν ἐκχυνόμενον}$. — Da kann aber schlechterdings nur von der Vergießung des Bluts Jesu für die Menschen die Rede seyn, und es ist ganz willkürlich und ungereimt, hier unter dem Blute den Wein, und unter dem ἐκχυνόμενον das Einschenken in den Kelch zu verstehen, womit auch πολλῶν streift. Bey Marcus steht es eben so. Natürlich müssen hieraus die Worte, wie sie bey Lucas stehen: $\text{τῷ αἵματι μου, τὸ ὑπὲρ ἐκχυνόμενον}$ (statt ἐκχυνόμενον) erklärt werden. Und doch läßt der Verf. Jesum überhaupt den Sinn ausdrücken: der Wein, den ich jetzt für euch einschenke — noch dazu ein bey einer so erhabenen Handlung äußerst matter und leichter Sinn. Nimmt man aber nun die Worte in ihrem wahren Sinne, so muß man auch die correspondirenden: $\text{σῶμα τὸ ὑπὲρ δίδομενον}$ oder κλωμενον nicht auf das Brod, sondern auf sein Leib

Jesu beziehen, um so mehr, da auch sonst im N. T. *didonai* auf diese Art vom Tode Jesu gebraucht wird, Gal. 1, 4. 1. Tim. 2, 6. 1c. und *κλασθαι* gar wohl auf den Tod überhaupt bezogen werden, und eben so viel als *didonai* heißen kann; Paulus, der dieß Wort gebraucht, zog es nur deswegen vor, weil ihm das Brodbrechen noch vorschwebte. Daß die wichtigen Worte bey Mathäus: *sic accipite cibum* ein späterer Zusatz seyn, darf man nicht aus individuellen dogmatischen Gründen, die noch dazu im N. T. keinen Grund haben, annehmen. In keiner einzigen Handschrift und alten Uebersetzung fehlen diese Worte. Man braucht sie auch nicht auf eine rohe Art von einer durch Blut bewirkten Ausöhnung Gottes zu verstehen, und eben so wenig anzunehmen, daß diese Ausöhnung mit jeder Abendmahlsfeier wiederholt werde. Die Begriffe eines Bundes und einer Ausöhnung heben sich auch im Alterthum nicht auf, vielmehr wurden Bundesmahlzeiten nach der Ausöhnung durch Opfer veranstaltet. Der Verf. kann also nicht einmahl aus seiner Idee vom Abendmahle einen Grund wider die Echtheit dieser Worte hernehmen. Was die Erinnerung wider die Worte: *τοῦτο ποιεῖτε* u. betrifft, so bemerken wir nur, daß Jesus noch weit größere Ansprüche macht, und daß solche Ansprüche bey einem göttlichen Gesandten nicht für eitlem Ehrgeiz erklärt werden dürfen. Was die Erklärung von der *κοινωνία τοῦ αἵματος καὶ τοῦ σώματος τοῦ Χριστοῦ* betrifft, so bekennen wir aufrichtig, daß wir gar nicht wissen, wie wir unter Voraussetzung derselben die bekannte Stelle des Paulus übersetzen sollen. Wenn *κοινωνία* der christliche Bundesverein ist, *σῶμα* und *αἷμα* das Bundesmahl sind, was heißt es denn: *το ποτήριον τῆς εὐλογίας, ὃ εὐλογοῦμαι, οὐχὶ κοινωνία τοῦ αἵματος τοῦ Χριστοῦ ἐστὶ;*

του αργου, ου κλωμεν, ουχι κοινωμι του σωματος του Χριστου εστιν; Auch wüßten wir nicht, daß die angeführten Worte sonst in diesem Sinne vorkämen. Wir bemerken noch, daß vor diesem Buche ein Kupfer steht, welchem die Worte des Sallustius Catilin. c. 22. zum Commentare dienen: Fuere qui dicerent, Catilinam. quum ad jusjurandum populares sceleris sui adigeret, humani corpora sanguinem, vino permixtum in pateris circumtulisse, inde, quum post exsecrationem omnes degustavissent, sicuti in solemnibus sacris fieri consuevit, aperuisse consilium suum. Dieß trägt aber nach dem Bisherigen gar nichts zur Erklärung des h. Abendmahls bey, und mußte um so mehr wegen unschicklicher Ideenassociationen entfernt gehalten werden. Diese Schrift ist überhaupt individueller Ausdruck einer neuerdings herrschend werdenden Erregese, welche auf der Oberfläche schwebt, der Tiefe ermangelt, das Heilige und Unheilige vermischt, und zu einer gänzlichen Herabwürdigung der heiligen Schriften führt.

Berlin und Stettin.

Von Fr. Nicolai: Versuch einer Geschichte des Feldzugs von 1809 an der Donau, von dem Oberstleutenant Freiherrn von Valentini. Mit 3 Plänen. 1812. 297 Seiten in Octav.

Seit dem unglücklichen Kriege, welchen Oesterreich durch den Frieden zu Preßburg beendigte, war es fest entschlossen, seine verlorne Streikräfte wieder zu ergänzen. Es hatte deshalb bis jetzt seine Kriegesmacht auf fast eine halbe Million Menschen gebracht, wenn man die Landwehr mit dazu rechnet; eine National-Miliz, die vermöge ihrer innern Güte und Uebung in den Waffen den Linien-Truppen fast gleich kam. Man hätte die Tactik mehr vereinfacht, und

dadurch erleichtert, der Französischen Armee-Verfassung nachgeahmt, bey den Corps Generalkäbe angestellt, wodurch ein jedes ein Ganzes bildete, das aus allen Waffen bestand, und mit Allem versehen war, um selbstständig handeln zu können. Hierdurch wurde die oberste Leitung des Kriegs erleichtert, und die Ausführung der Entwürfe beschleuniget. Zum Kriege entschlossen, hatte es mit dem eintretenden Frühling seine Corps an seinen Gränzen versammelt.

Die Oesterreichische Armeen bestanden aus eilf solchen Corps, jedes auf 20 bis 30000 Mann im Durchschnitt angenommen. In Böhmen standen bey Eger und Pilsen unter den Befehlen der Grafen von Bellegarde und Kollowrath zwey Corps, deren Zweck war, den äußersten rechten Flügel der strategischen Aufmarschlinie zu bilden, und in die Oberpfalz und in Frankent einzudringen, wo eine Französische Armee unter dem Marschall Junot versammelt war.

Die Oesterreichische Hauptarmee unter dem Erzherzog Carl stand im Salzburgischen und am untern Jun. Sie enthielt sechs Corps, wovon zwey als Reserve dienen sollten, und wurde auf 180,000 Mann geschätzt. Ihr Hauptzweck war die Hauptmacht des Feindes anzugreifen, die an den Ufern der Donau und des Lechs sich festsetzte.

Eine andere Oesterreichische Armee aus zweyen Corps bestehend, unter dem Erzherzog Johann, hatte ihre Stellung an den Gränzen von Italien, theils um in selbtes einzudringen, theils mit dem rechten Flügel Tyrol zu erobern.

Die dritte Armee, unter dem Erzherzog Ferdinand, befand sich in West- Gallizien, um die Franzosen aus dem Herzogthum Warschau zu vertreiben, dann in Sachsen einzudringen, dessen Truppen sich mit den Franzosen vereinigt hatten. Der Erz-

Herzog fand aber so viele Beschäftigung mit den Franzosen, daß er gegen Deutschland nicht mitwirken konnte, welches doch der Hauptschauplatz des Kriegs seyn sollte.

Unterdessen die Oesterreicher sich in Bereitschaft setzten, die Feindseligkeiten zu eröffnen, war der größte Theil des Französischen Heers zwischen dem Lech und der Yser verlegt. Die Uebergänge über legten hatten die Bayern besetzt. Die Armes des Marschall Davoust von vier Divisionen befand sich auf dem linken Ufer der Donau längs dem Ufer der Altmühl, die Front nach Böhmen, das Hauptquartier in Hemmau, die Württembergischen Truppen in Heiderheim.

Die Stadt Augsburg war als Hauptwaffenplatz von den Franzosen besetzt, und ein Brückenkopf am Lech auf der Seite nach Friedberg angelegt. Donauperth, Neuburg, Ingolstadt, Straubing, Deckendorf und Passau wurden in der Geschwindigkeit so viel als nöthig besetzt, um ihnen als Brückenköpfe zu dienen, welche ihnen die Communication auf beiden Ufern der Donau sicherten, und ihnen Sicherheit verschafften, mit Leichtigkeit, auf welchem Ufer sie wollten, ihre Hauptmacht zu versammeln.

So standen beide Armeen, als am 10. April die Feindseligkeiten von den Oesterreichern angekündigt, und in der folgenden Nacht eröffnet wurden.

Wir würden hier der Beschreibung des Feldzugs gefolgt seyn, wenn der Verfasser nicht am Ende des Werks in einem Anhang das freymüthige Geständniß gethan hätte, daß da dieser sein Versuch des Feldzuges ic. erst erschienen sey, nachdem das Werk, Geschichte des Krieges von 1809 zwischen Frankreich und Oesterreich von einem Oesterreichischen Officier, (welches Herr von Valentini sehr vollkommen erklärt,) er mehr auf Nachsicht als auf

Beifall des Publicums zu rechnen habe. Dieß ist wohl nicht ganz zu bezweifeln, da er gleich anfänglich gesteht, daß sein Versuch größtentheils nach den Relationen der beiderseitigen Armeen verfertigt sey. Seite 12 sagt er von der Affaire bey Zan, daß die Unvollständigkeit der beiderseitigen Armeen, Berichte und die geographischen Widersprüche, vorzüglich in der Benennung der Orte, hier eine Lücke in der Geschichte des Feldzugs lasse, die sein Versuch nicht im Stande sey auszufüllen, und sich also mit dem Verdienste begnügen müsse, auf das Fehlende aufmerksam zu machen. Dieß ist aber eine Erklärung, die dem Leser nicht angenehm seyn kann.

Er läßt nun, nachdem er den ganzen Feldzug beschrieben, eine Characteristik der ersten Operationen des Feldzugs von 1809 an der Donau, von seiner Eröffnung bis zum Rückzuge der Oesterreichischen Armee von Regensburg nach dem linken Donauufer, folgen, die er aus der gerühmten "Geschichte des Krieges von 1809" verbessert hat, aber nur diesen geringen Theil, indem dem Hrn. von Valentini nur der erste Band dieses Werks zu Gesicht gekommen ist.

Da es bey der Beschreibung von Schlachten hauptsächlich auf Genauigkeit ankommt, wenn sie lehrreich seyn sollen; so wollen wir unser Urtheil über die hier gegebene Erzählung der Schlachten bey Aspern und Wagram zurückhalten, und nur bemerken, daß die Manöuvres in denselben deutlich auseinander gesetzt und die Pläne sehr gut gestochen sind. Nach dieser Characteristik findet man eine Abhandlung über die Oesterreichische Schlachordnung in Bataillonsmassen. Der Herr von Valentini gibt das Oesterreichische Bataillon zu ungefähr 1000 Feuergewehre an, die in drey Divisionen abgetheilt sind, jede besteht aus zwey Compagnien

und diese aus vier Zügen, mithin das Bataillon aus sechs Compagnien und 24 Zügen. Zwischen zwey Bataillonen ist eine Intervalle von zwölf Schritten ohne Geschütz. Die Züge haben keinen Zwischenraum. Die Breite einer Manövrir-Colonne von einem Bataillon ist gewöhnlich von einer halben Division oder der Fronte einer Compagnie, mithin stehen sechs Züge hinter einander, die dicht aufgeschlossen sind, und viere machen die Reite und die Quere, die nach allen Seiten Front machen und sich vertheidigen können. Dieß heißt alsdann eine Bataillons-Masse. In und nach der Schlacht bey Aspern ward sie die beliebteste Formirung zum Geächt, und hat die Quarres gegen Kavallerie fast verdrängt. Man stellte daher in der Schlachordnung die Bataillons gleich in Masse, und selten sahe man mehr eine zusammenhängende Linie von Bataillons. Waren die Bataillone in der Linie schon aufmarschirt, so formirte ein jedes sich in Bataillons-Masse, und die Linie bewegte sich mit diesen großen Intervallen vor-, rück- und seitwärts. Die Batterien standen 100 Schritte in der Position vor der Front, und das jedem Corps zugegebene Kavallerie-Regiment war hinter den großen Intervallen der Bataillone in Massen. Wird eine solche Masse von Kavallerie angegriffen, so drängt sich alles nach der Mitte, in welche sich die Staabs-officiere begeben. Hier entsteht durch ein fürchterliches Gedränge ein dichter Klumpen der undurchdringlich ist. Durch ein regelmäßiges Feuer kann er sich nicht vertheidigen, jeder Mann feuert so wie er geladen hat und einen Schuß anbringen kann. Die Ordnung und das Commando, des Commandeurs sängt nur dann wieder an, wenn der Kavallerie-Angriff abgeschlagen ist. Kanonenkugeln und Granaten sind für diese Massen sehr gefährlich; doch kann die Gefahr durch geschickte Bewegungen oft

1024 G. g. X. 102. St., den 25. Jun. 1814.

vermieden werden, da es nicht darauf ankommt, ob diese Massen etwas aus dem Allignement der Schlachtordnung herauskomme.

Die Quarrees werden aber noch, wie Herr von Valentini sagt, von der Oesterreichischen Infanterie geübt. Wird solches von einem Bataillon formirt, so machen zwey Compagnien die Tete, zwey die Queue dicht auf einander geschlossen. In jeder Flanke steht eine Compagnie in Colonne mit Zügen dicht aufgerückt. Ein solches Quarree vertheidigt sich durch regelmäßiges Gliederfeuer. Das erste Glied hat sein Gewehr gesenkt und spart das Feuer bis zum wirklichen Einbruch. Das zweite feuert schon auf ein Paar hundert Schritte, empfängt vom dritten und vierten Gliede die Gewehre zum Abfeuern, und gibt selbige an solche zum Laden zurück. Diese Quarrees werden gegen den Feind nicht so viel gebraucht als die Massen. Bey der Gefahr plötzlich von der feindlichen Kavallerie überfallen zu werden, formirt man aus einem Bataillon drey kleine Divisions-Massen, die vier Abtheilungen haben, jede zu zwey Zügen, wodurch also in dem Raum des Bataillons zwey Intervallen entstehen. Zuletzt folgt noch ein kleiner Aufsatz: Ueber innere und äußere Operationslinien. Es ist ein kurzer Auszug über diesen Gegenstand aus dem Werke: *Traité des grandes opérations militaires &c. par le baron de Jomini, Chef de l'Etat-Major-Général du 6me Corps d'Armée. à Paris. 5. Tomes avec plans et cartes, 1805 - 1809.* Dieser Aufsatz leidet hier keinen Auszug, da er ohne Zeichnung nicht verständlich werden würde.

J. K.

Hierzu eine Denklage, eine poetische Preisaußgabe betreffend.

Beylage zu Stück 102.

A u f f o r d e r u n g.

Die Hochherzigkeit der Engländer, und vorzüglich ihre neuliche gegen verwundete Deutsche Krieger und verunglückte Einwohner bewiesene Mildthätigkeit, hat einen Deutschen, allgemein verehrten und zugleich feingebildeten Mann in Hildesheim, dessen Namen verschweigen zu müssen schmerzt, veranlaßt, einen Preis von

Zwölf Louisd'or

Für den Verfasser der besten Lateinischen Ode anzufügen, in welcher der Britten Mildthätigkeit gepriesen, und England überhaupt als ein für Deutschlands Freiheit machender und vor Bedrückung und Slaverey schützender Genius vorgestellt wird. Als Kampfrichter über die eingehenden Lateinischen Gedichte sitzen der Herr Geheime Hofrath Eichstädt zu Jena, der Herr Hofr. Miescherlich zu Göttingen, der Herr Professor Rißemacker zu Münster, der Herr Präses Lüsken Hieselbst. Die Arbeiten unserer Gegend sind an den Hrn. Hofr. Miescherlich portofrey einzusenden; jedoch so, daß jede ihr

Motto hat, welches auf einem beyliegenden versiegelten Zettel, in welchem Nahmen, Character und Aufenthaltsort des Verfassers bezeichnet sind, ebenfalls gesetzt ist, um im Fall, daß sie des Preises würdig erkannt werde, den anonymen Autor sogleich kennen zu können. Es wird keine Arbeit zur Beurtheilung zugelassen werden, wenn sie diese Bedingungen nicht genau erfüllt. Die gekrönte Ode wird gedruckt, und der Name des Verfassers in den gelesesten Journalen und Litteraturzeitungen angezeigt. Vermaß und Umfang (amplificatio) des Gedichts sind den Verfassern überlassen. Die bis zum 1. Januar 1815 noch Einlaufenden werden der Beurtheilung zugelassen. Am 1. März 1815 wird das Resultat bekannt gemacht.

Ich fordere hierdurch alle Patrioten, vorzüglich unsers Hannovers, die zugleich ästhetische Sprachkenner sind, auf, diese Gelegenheit zu benutzen, um unserm Vaterlande zu zeigen, wie lebhaft wir jenes hohe Glück empfinden.

Hildesheim.

Rector Dr. Seebode.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 27. Junius 1814.

Göttingen.

Am 4. Junius ist es uns nach acht langen Jahren wieder vergönnt gewesen, den Geburtstag Seiner Majestät, unsers geliebtesten Königs, öffentlich zu feiern; mit welcher Gemüthsstimmung, dürfen wir nicht erst ausdrücken, da die dankbare Georgia Augusta nicht aufgehört hat, diesen heiligen Tag mit stillen Wünschen auch in den Jahren festlich zu begehen, wo es ihr nicht erlaubt war, öffentliche Dankgelübde für diesen ihren königlichen Wohlthäter darzubringen. Die auf diesen Tag festgesetzte Preisaustheilung an die hier Studirenden machte die Anwesenheit Ihrer Durchlaucht der durch ihre hohe Geistesbildung und seltene Regententugenden ausgezeichneten Frau Fürstin von Lippe demold feyerlicher, welche, im Besitze einer gehörten Kenntniß der Lateinischen Sprache, der Universität die unvergeßliche Ehre erwies, an diesem ihrem Feste durch die Anhörung der Lateinischen Rede des Herrn Hofraths Mischerlich Theil zu nehmen.

§ (5)

Das Programm, worin die eingereichten Preisschriften beurtheilt und die neuen Preisfragen auf das nächste Jahr bekannt gemacht worden, ist bey Dieterich auf 10 Seiten Folio erschienen. Die Aufgaben für dieses Jahr sind 1812 Stück 202. dieser Blätter umständlich angezeigt worden.

Ueber die Preisfrage der theologischen Facultät, die biblische Geschichte des Hebers betreffend, waren fünf Abhandlungen eingegangen; den Preis erhielt Herr Friedrich Kehm, aus Hessen, Mitglied des philologischen Seminariums; das Accessit Herr Gottfried Dürbach, aus Strassburg; den Predigerpreis über den hohen Werth einer frühen Tugend, der neun Bewerber hatte, erhielt Herr Ernst Georg Crome, aus Einbeck; das erste Accessit Herr Georg Sedelius, aus Oldenburg; das zweite Herr Friedrich Wilhelm Pustkuchen, aus dem Lippe- Detmoldischen.

Der juristische Preis ward diesesmahl nicht ausgetheilt, sondern die Frage noch einmahl für das folgende Jahr aufgestellt.

Der medicinische Preis über die Veränderungen des weiblichen Körpers während der Schwangerschaft ward Hrn. Lorenz Philipp Just Pott, aus Helmstädt, zu Theil.

Der ordentliche Preis der philosophischen Facultät über den physikotheologischen Beweis vom Daseyn Gottes ward Hrn. Friedrich Wulfert, aus dem Bergischen, zuerkannt; der außerordentliche aber über Law's Finanzsystem auf das nächste Jahr ausgesetzt.

Für den 4. Junius 1815 sind folgende Aufgaben bekannt gemacht worden:

Von der theologischen Facultät: Quid baptismi ritui, a Christo mandato, remotiorem et propiorum anam praebuerit? quid huncce ritum ex

mente Christi et hodieum recte servari demonstrat, et num verba Christi Matth. 28, 19. recte intellecta, pro formula, quam vocant, baptismali, in celebrando baptismo adhuc retinenda, haberi debeant? Die Preispredigt über Joh. 15, 12—17, soll handeln: Von der Pflicht der Freundschaft unter Berücksichtigung der beiden Fragen: 1) was zu derselben erfordert werde, 2) ob auch das Christenthum sie gebiete?

Von der juristischen Facultät wird verlangt: Ut exponatur et judicetur de ordine tum generali tum speciali, quo in adornandis Institutionibus Justiniani Imperatoris usi sunt auctores libelli.

Von der medicinischen Facultät wird gefragt: An solida virium, quibus medicamina gaudent, cognitio ex solius experientiae medicae fonte capienda sit? Quod si ita esse judicetur, quaeiam ad ejusmodi experientiam, vires illas recte robantem, necessario requirantur? Denique sive sufficiens sive insufficientis censetur experientia ad notitiam illam nobis parandam, quid ad illam conferat chemica medicaminum analysis, quinam ructus inde redundant?

Die ordentliche Aufgabe der philosophischen Facultät ist mit diesen Worten gefaßt: Quum post ovissima philosophorum conamina non desint, iri docti, qui, de vero et falso humanae mentis cumine dijudicando desperantes, ad veri similitudinem sive probabilitatem confugiant, atque in a acquiescendum esse arbitrentur, desiderat Ordo, t Academicorum juniorum, imprimis Arcesilae t Carneadis, de probabilitate disputatio denuo ecenseatur, examinetur, et cum novis philosophorum, qui probabilitatis causam susceperunt, tentiis comparetur.

Die außerordentliche Aufgabe der philosophischen Facultät verlangt, ut contexatur historia

critica principiorum, quae Jo. Law, Scotus, et Philippus, Dux Aurelianensis, regni Francogallici Vicarius, in tractandis debitis publicis fecuti sint.

Die Preisbewerber müssen ihre Abhandlungen vor dem 1. April bey dem Decan einer jeden Facultät so einreichen, daß sie selbst ihm unbekannt bleiben. Sie geben ihrer Schrift ein Motto, das sie ködrtlich auf einen versiegelten Zettel setzen, in welchem sie ihren Nahmen anzeigen. Der Preis jeder Aufgabe ist von nun an wieder, wie ehemals, eine goldne Medaille, 25 Ducaten werth.

Halle.

In Carl August Rümhels Verlage sind in den Jahren 1804 bis 1809 die philosophischen Werke Cicero's nach Joh. Davisius Ausgabe unter Besorgung des vor kurzem verstorbenen Rect. Rath, mit desselben kritischen Bemerkungen wieder in Octav abgedruckt worden, unter dem Titel: *M. Tullii Ciceronis Opera philosophica ex recensione Joannis Davisi et cum commentario ejus, edidit R. G. Rath.* Jeder der fünf Bände hat einen eignen Titel des Inhalts. Vol. I. enthält die fünf Bücher de finibus bonorum et malorum. Vol. II. dem Russischen Kaiser Alexander I. gewidmet, die fünf Bücher Tusculanarum disputationum. Vol. III. Academica. Vol. IV. de divinatione et de fato. Vol. V. de legibus.

Es macht uns ein wahres Vergnügen, wenn wir sehen, daß die Schriften des geistreichen in so vieler Absicht verdienstvollen und unsterblichen Römers, dem wir alle, denen Geistesbildung lieb ist, mehr oder weniger einen Theil unsrer Aufklärung verdanken, durch die Bemühung und Thätigkeit ein- sichtsvoller Gelehrten zugänglicher gemacht und ver-

vielfältigt werden. Insonderheit gilt dieß von Cicero's philosophischen Schriften, die uns außer andern Vorzügen die ihnen unbestritten eignen sind, den Verlust so mancher schätzbaren Griechischen Originalwerke ersetzen. In den neuern Zeiten hat sich Davies um sie sehr verdient gemacht, der außer dem Werke *de officiis* alle philosophische Schriften Cicero's critisch und exegetisch bearbeitete, und mit den Notizen älterer Gelehrten, und bey den Zusulanischen Disputationen u. mit den trefflichen Bemerkungen N. Ventleys versehen, nach und nach in sechs Bänden abdrucken ließ. Sein im J. 1731 erfolgter Tod hinderte ihn wahrscheinlich daran, auch das herrliche Werk *de officiis* eben so wie die übrigen zu bearbeiten. Obgleich nach ihm mehrere Gelehrte sich in critischer und exegetischer Hinsicht um diese Werke sehr wesentliche Verdienste erworben haben, so bleibt die Davisische Ausgabe doch immer noch von großem Werthe, und verdiente schon längst einen Abdruck, weil das Werk in Deutschland selten und theuer war. Diese und ähnliche Betrachtungen veranlaßten den vor einiger Zeit in der Reise seiner Jahre den Wissenschaften und dem schönen Kreise der Jugendbildung, den er so rühmlich ausfüllte, zu früh entrisenen Rector Rath zu Halle, diese Davisische Ausgabe der philosophischen Schriften in einem netten Abdrucke uns wohlfeiler und leichter zu liefern, als die Originalabdrücke zu bekommen waren. Schade, daß das Werk noch nicht vollendet ist, denn der sechste Band, welcher Cicero's Schrift *de natura deorum* enthielt, und dessen Bearbeitung der sel. Rath in der Handschrift hinterlassen hat, fehlt noch. Wir dürfen also hoffen, daß er nächstens den übrigen nachfolgen werde. Dem Verlangen des Buchhändlers zu genügen fügte Rath jedem Bande eigne critische Bemerkungen bey, welche er gleichsam als Vorläufer einer Bearbeitung

aller philosophischen Schriften Cicero's, womit er sich schon lange beschäftigte, angesehen wissen wollte. Er urtheilt selbst von diesen Bemerkungen sehr bescheiden. Sie betreffen entweder verdorbene, oder doch ihm als solche vorgekommene Stellen, oder Verbesserungen andrer Gelehrten, oder Lesarten die andre nicht beachtet hatten, oder die neu verglichene Handschriften dargeboten hatten. In der Vorrede zum ersten Bande gibt er die Regeln der Critik kurz an, nach welchen er sich gerichtet hat, die jedoch sowohl eine andre Stellung und Ordnung als eine weitere Ausführung verdient hätten. Die critischen Bemerkungen sind nicht zu verachten, und wenn sie auch, da wo sie Verbesserungsvorschläge u. dergl. enthalten, nicht immer des allgemeinen Beyfalls werth erscheinen, so ist doch der Fleiß des Verfassers, die nicht gemeine Bekanntschaft mit Cicero's Sprachgebrauche, eigenes von fremder Auctorität unabhängiges Forschen und Nachdenken und ein richtiges Gefühl darin gewiß nicht zu verkennen. Man erkennet allemahl den einsichtsvollen redlichen Gelehrten, der das Studium dieser Werke im critischen und exegetischen Betrachte, mit Rücksicht auf die Bemühungen neuerer Critiker, befördern und erleichtern wollte, er mochte nun die Wahrheit treffen, oder andern Veranlassung geben, sie richtiger als er zu treffen. So verdienen seine Gedanken über das Werk de legibus beherzigt zu werden, wo er Quintilian. XII, 3. nicht unwahrscheinlich auf dieses Werk bezieht, und hieraus sowohl als aus andern Gründen den Schluß bildet, daß Cicero diese Bücher de legg. nie herausgegeben, nicht mit einem Prooemio versehen, und deshalb auch nicht de Div. II, 1. angeführt, sondern es nur unvollendet zurückgelassen habe. Weniger hat dagegen seine Conjectur bey III, 6. welche Stelle er ohne Grund hieher zieht, unsern Beyfall, wo

er für: Nam veteres, welches ihm ein turpemendium ist, ceteri vorschlägt, ohne die Bemerkung gültig zu finden, daß dieß veteres ganz natürlich auf die ersten Stoiker, den Zeno u. a. gehe, wie schon von andern bemerkt worden ist. Sehr viele andre Stellen haben Licht durch den verstorbenen Verfasser erhalten, welcher gewiß, wenn er seinen oben gedachten Vorsatz hätte ausführen können, diesen philosophischen Schriften Cicero's sehr nützlich geworden wäre.

Rostock.

Gedruckt bey Adlers Erben 1813: Andenken an die hiesigen Gelehrten aus den drey letzten Jahrhunderten, vom Prediger M. Krey. Drey Stücke, jedes zwischen 50 - 70 Seiten in Octav.

Es ist angenehm zu bemerken, wie man in dem letzten Jahrzehnde in mehreren Deutschen Provinzen angefangen hat, das Andenken der um sie verdienten Männer zu erneuern, und sie der Nachwelt zur Nachahmung aufzustellen: könnte es nur immer mit der gehörigen Umständlichkeit geschehen! Solche Erinnerungen können nur fruchtbar für den Leser seyn, wenn Verdienste genau nachgewiesen, aus den Umständen der Zeit entwickelt und gemärdiget, und dabey die überwundenen Schwierigkeiten sammt den Mitteln, durch die sie besiegt worden, dargestellt werden. Eine magere Notiz von Geburts- und Sterbe-Jahr und den vornehmsten Amtsveränderungen (ob sie gleich zu gewissen Zwecken auch nicht zu verachten ist) kann nur zu Wenigem dienen.

Der Verfasser dieser Andenken hat es größtentheils mit Männern zu thun, die eine berühmte und um die Gelehrsamkeit verdiente Universität einst geschmückt haben; wem sollten sie daher nicht willkommen heißen? Mehrere dieser Gelehrten haben sich größtentheils nur Localverdienste als Lehrer,

andere auch allgemeine um die Wissenschaften als Schriftsteller erworben. Es kommen hier die Namen eines Oldendorp, Caselius, Larnow, Lüttemann, Heinrich Müller, Cornarius, David Chyträus, Baumann u. s. w. vor, die auf ihr Zeitalter in wissenschaftlicher Theologie und practischem Christenthum, in Rechtsgelehrsamkeit und Medicin, und selbst durch Versuche in der schönen Litteratur mehr oder minder kräftig gewirkt haben: mehrer Andenken ist nicht bloß dem Gelehrten vom Fache, sondern mit unter auch dem Weltbürger ehrwürdig. Sie werden nur wünschen, daß es dem Verf. möglich gewesen wäre, einen reicheren Stoff über seine Helden zusammen zu bringen, und, wofern sie Schriftsteller waren, ein genaues Verzeichniß ihrer Schriften mit Jahrzahlen, Druckorten und Formaten mitzutheilen. Da ein großer Theil dieser Männer Universitätslehrer waren, so möchte man vermuthen, daß die Acten der Universität und der Facultäten, denen sie angehörten, zu ihrer äußeren Geschichte schöne Materialien hätten liefern können (und wer sollte zweifeln, daß nicht zu ihrem Gebrauch die Archive bereitwillig würden geöffnet worden seyn?); zur innern Geschichte der gepriesenen Männer sind ihre Werke die Quellen, und der Zugang zu diesen steht am leichtesten in der Heimath offen, in der sie gelebt haben, wo sich am ersten auch ihre Flugschriften zusammen bringen lassen. In Deutschland hing in den vorigen Jahrhunderten alles Heil der Wissenschaften von den Universitäten ab: eine pragmatische Darstellung der Verdienste der Deutschen um die Gelehrsamkeit erwartet daher noch manches Licht aus den ältern Universitätsacten, das aber nur in einzelnen Beiträgen gegeben werden kann. Mögen diese, so lange sie gegeben werden können, nicht ausbleiben!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1814.

Marburg.

Der Krieger: *Ueber den Blasenschnitt.*
Von Christian Fr. Michaelis, Prof. der Medicin zu
Marburg. Mit zwey Tafeln in Steindruck. 1813.
82 Seiten in Quart.

Der Verf. beschreibt in dieser Abhandlung die Instrumente zu seiner Modification des Guerrinschen Blasenschnitts. Er verrichtete zwar schon zweymahl den Steinschnitt an Lebenden, einmahl an einem jungen Burschen, und einmahl an einer Frau, aber nicht mit diesen Instrumenten, welche er jetzt empfiehlt. Obgleich er noch keine Gelegenheit hatte, den Steinschnitt bey Lebenden damit zu verrichten, so macht er doch diese Methode jetzt bekannt, weil sie sich bey mehr als hundert Versuchen an Leichnamen bewährt hat. Es zeigte sich bey der Untersuchung nach der Operation weder eine Verletzung der arter. pudend. commun. des Mastdarms, noch sonst eines Theiles, der nicht hätte verletzt werden sollen.

Erster Abschnitt. Die Instrumente, mit welchen der Verf. den Steinschnitt zu verrichten empfiehlt, bestehen in einem Catheter, Messer und einer Zange. Der Catheter bildet einen ziemlich stumpfen Winkel,

hat oben, wie das Guerrinsche Instrument, einen Ring, von welchem parallel mit dem Catheter eine Stange herabgeht, die noch durch ein nach oben zu convexes, und nach unten zu concaves Eisenstäbchen mit dem Catheter verbunden ist. Die Rinne des Catheters bildet drey Viertel eines Zirkels, damit das Knöpfchen des eingesezten Messers sie nicht verlassen kann. An der Spitze des Catheters ist noch in der Furche desselben eine feine Kerbe, damit die Spitze des bis an das Ende der Sonde gebrachten Messers nicht stumpf werde. Der Catheter hat eine etwas nach oben gebogene Spitze, damit man ihn mit dem auf den Unterleib gelegten Finger fühlen kann, und man mit dem bis ans Ende desselben gekommenen Messer den Boden der Blase nicht verlege. An dem unteren Theile des zweyten Schenkels des Catheters ist eine Scheide, die aus zwey Halbcylindern besteht, durch welche ein gefurchter und an seinem vorderen Theile stumpfer Messerleiter geschoben wird, der in die Furche des Catheters paßt. Damit der Messerleiter in der Richtung in die Scheide geschoben werde, daß seine Rinne gerade nach unten gerichtet ist, und mit der des Catheters nur eine bilde, so ist auf dem oberen Theile desselben eine Erhabenheit angebracht, die in die obere Rinne der Scheide genau paßt. Vollkommen wird dieses erreicht, wenn die an der rechten Seite der Scheide befindliche Feder in die dritte der Kerben paßt (von der Spitze des Messerleiters zu zählen angefangen) welche am Stiel des Messerleiters angebracht sind. An dem hinteren Ende des Messerleiters ist ein Ring angebracht, um das Vorwärtschieben zu erleichtern, und an dem hintern Schenkel des Catheters ist eine Feder befindlich. Wird auf diese gedrückt, so wird ein Haken, der die beiden Cylinder, welche die Scheide bilden, worin der Messerleiter befindlich ist, befestiget, über einen an dem beweglichen Cylinder angebrachten

Stift gehoben, und dadurch die Scheide geöffnet. So bald die Scheide geöffnet ist, fällt der Messerleiter heraus. Damit er nicht auf die Erde fällt, ist er durch ein Bändchen an den Stiel des Catheters befestiget. Das Messer des Verf. ist auf folgende Weise geformt: Aus einem $5\frac{1}{2}$ Zoll Rheinländisch langem, und 9 Linien breitem hölzernen Stiel steigt die Klinge hervor, welche 5 Zoll lang und 10 Linien breit ist. Diese Breite nimmt indessen $1\frac{1}{2}$ Zoll von der Spitze allmählich ab. Die Klinge ist nirgends scharf, außer die letzten $1\frac{1}{2}$ Zoll an der Spitze. Die Schneide ist bauchigt. 5 Linien von der Spitze entfernt ist auf dem Rücken des Messers ein Knöpfchen, welches gerade in die Rinne des Messerleiters und des Catheters paßt, aber so, daß es sie nicht wieder verlassen kann, außer wenn man es rückwärts zieht. Von diesem Knöpfchen bis zur Spitze ist der Rücken des Messers auch scharf. Der Rücken des Messers ist 10 Linien dick, das unterste Ende desselben aber ist $1\frac{1}{2}$ Zoll dick. Es sind die nämlichen Instrumente, welche Guerin empfahl. (Der Verf. hat aber die Form des Catheters dadurch verbessert, daß er einen ziemlich stumpfen Winkel bildet, wodurch die Furche desselben mehr vom Mastdarm entfernt wird, welches nicht so gut durch den rechtwinklichen Guerinschen erreicht werden kann. Auch ist die Form des Messers der des Guerinschen vorzuziehen, und es kann nicht so, wie das Guerinsche, aus der Rinne des Catheters gleiten. Ein Spizendecker wird durch das Knöpfchen ersetzt. Zu complicirt ist aber die Einrichtung an dem hinteren Schenkel. Guerin's Porte-Conducteur verdient den Vorzug.)

Zweiter Abschnitt. Es wird hier beschrieben, wie die Instrumente gebraucht werden. Der Verf. legt den Kranken auf den Pottschen oder Sieboldschen Tisch. Den Catheter faßt er so, daß der Mittelfinger der linken Hand durch den Ring desselben gesteckt

wird, und der Daumen gegen die Concavität des Querbalkens zu liegen kommt. Wenn der Catheter so gerichtet ist, daß die Concavität gegen die Schambeinvereinigung gedrückt ist, die Spitze hoch, sein Ring aber so niedrig als möglich zu stehen kommt, dann wird der an seiner Spitze stumpfe Messerleiter 1 Zoll unter dem Hodensack, etwas nach der linken Seite hin, gegen die Haut angeedrückt, woben der Daumen durch den Ring desselben gesteckt, der Zeigefinger gegen den hintern Schenkel des Instruments, und der Mittelfinger unter die Rinne des Messerleiters gelegt wird. Mit dem Daumen wird der Messerleiter so stark angeedrückt, daß die Feder in die dritte Kerbe kommt. Das Messer wird mit der rechten Hand so gefast, daß der Zeigefinger in eine Vertiefung am Griffe, und der Daumen auf dem Rücken zu liegen kommt. Der Griff ruhet in der Fläche der Hand. (Auf diese Weise kann man allerdings mehr Gewalt ausüben, als mit dem Guerinschen Messer.) Das Knöpfchen des Messers wird in die Rinne des Messerleiters gebracht, und dasselbe bis ans Ende der Catheterrinne in die Blase geschoben, woben die Spitze auswärts, und der Griff sehr niederwärts gerichtet ist. Das Messer wird in der nämlichen Richtung wieder zurückgezogen, in welcher es eingebracht war. Zugleich wird mit dem Zeigefinger der linken Hand auf die Feder gedrückt, wodurch der Haken über den Stift am beweglichen Cylinder gehoben wird, die Schneide des Messerleiters sich öffnet, und letzterer herausfällt, jedoch nicht auf die Erde, indem er durch ein Band an den Ring des Catheters befestiget ist. Die Fange wird auf dem Zeigefinger der linken Hand eingebracht.

Dritter Abschnitt. Der Verf. gibt die Vortheile seines Verfahrens an. Er hat Recht, wenn er sagt, daß sein stumpfwinkliger Catheter besser einzubringen ist, als der rechtwinkliche Guerinsche, und man

In äußerlich leicht fühlen kann, da die Spitze nach oben gerichtet ist. Unmöglich ist es mit dem Messer zwischen Blase und Mastdarm zu kommen, da dasselbe die Rinne des Messerleiters und des Catheters nicht verlassen kann. Man kann mit der Schneide des Messers nichts verletzen, was nicht zerschnitten werden soll. Einen großen Vortheil sucht er darin, daß der Operateur während der Operation die Sonde selbst hält. (Nach Beendigung des Hautschnittes und nach der Entblößung der Furche der Sonde faßt jeder Operateur die schon gehörig gerichtete Sonde selbst, und drückt sie gegen die Schambeinvereinigung. Bey der Verrichtung des Hautschnittes hält Rec. es doch für besser, wenn die linke Hand frey ist, um den Bulbus urethrae nach der rechten Seite zu schieben.) Der Schnitt soll immer die erforderliche Größe erreichen, woran nicht zu zweifeln ist. Der apparatus instrumentorum besteht nur aus drey Instrumenten, und das Verfahren ist sehr einfach und abgekürzt. Man schneidet nicht erst die Haut, die Muskeln, den häutigen Theil der Harnröhre u. s. w. ein, sondern alle diese Theile werden durch einen einzigen Schnitt getrennt. (Der geübte und mit anatomischen Kenntnissen versehene Wundarzt liebt mehr ein einfaches Messer, wo die Operation von seiner Hand verrichtet wird, und nicht dem Mechanismus des Instrumentes zuzuschreiben ist. Der Guerinsche Instrumenten-Apparat, so wie auch der des Verfassers, können daher nur den Ungeübten willkommen seyn. Ein mit dem Bistouri und Scalpell vertrauter Wundarzt trennt gerne die weichen Theile durch einen Messerzug, welches aber bey dieser Methode wegfällt. Immer bleibt der Zeigefinger der beste Leiter. Auch bey der Lithotomie ist es der beste Messerleiter, und leitet sicher die Spitze des Lithotoms zur Furche der Sonde.)

Vierter Abschnitt. Mit vieler Bescheidenheit führt der verdienstvolle Verf. manche Einwürfe selbst an, die man wider diese Methode machen kann. Der erste besteht darin, daß sie mit Einem Instrumenten-Apparat nicht allgemein anwendbar ist, und man nach dem verschiedenen Alter und Größe der Kranken drey verschiedene Catheter und Messer haben müsse. (Dagegen kann man aber auch wieder sagen, daß man bey jeder anderen Methode mehrere Sonden von verschiedener Dicke und Größe, mehrere Lithotome oder Gorgerets haben muß.) Wenn man einwirft, daß das Knöpfchen am Messer abbrechen könnte, so glaubt Rec., daß dieser Einwurf ungegründet ist, das Knöpfchen eben so wenig abbrechen könne, als das was an einem Gorgeret befindlich ist. Dagegen hält Rec. dieses für eine wesentliche Verbesserung, weil ein Messer mit einem Knöpfchen verkehen sich gewiß besser auf der Furche fortschieben läßt. Der Verf. erwartet auch den Einwurf, daß schon die Instrumente zum Steinschnitt zu sehr vielfacht sind. Gegen den Einwurf der ihm von einigen gemacht ward, daß die Spitze seines Messerleiters Schmerzen machen müsse, sagt er, daß eine sehr stumpfe Ründung, in welche sich der Messerleiter endigt, durchaus nicht schmerzen kann. (Durch diese stumpfe Ründung werden aber die weichen Theile gequetscht, indem besonders bey fetten Menschen ein starker Druck erforderlich seyn wird, um die Spitze des Messerleiters der Furche der Sonde so nahe zu bringen, daß der Uebergang des Messers von der Furche des Messerleiters zur Furche des Catheters bestimmt erfolgen könne, weßwegen Rec. die Spitze scharf machen lassen würde, so daß die weichen Theile durchstoßen werden könnten.) Der Verf. versichert zwar, daß es bey allen Versuchen an Leichnamen nicht schwer gewesen sey,

den Messerleiter so weit einzubringen, daß der Messerleiter und die Catheterrinne ein unterbrochtes Ganze ausmachen.

Fünfter Abschnitt. Der Verf. vergleicht seine Verfahrensart mit andern Methoden.

Sechster Abschnitt. Ueber den Steinschnitt bey Weibern. - Der Verf. empfiehlt dasselbe Instrument um den Seitensteinschnitt bey Weibern zu verrichten. Der Catheter, welchen er bey Weibern gebraucht, wird in Verbindung mit dem Messerleiter in die Blase geführt. Die Spitze des in die Blase gebrachten Catheters wird hoch in die Höhe, und der Ring des Messerleiters tief gegen die Erde gehalten. Der Catheter steht zwischen dem Mastdarm und der Hervorragung des Sigbeins. Ein schmäleres Messer als das, welches der Verfasser bey Männern gebraucht, wird mit in die Höhe gerichteter Spitze und mit gesenktem Griffe längst der Rinne des Messerleiters und der des Catheters in die Blase bis an das Ende der Catheterrinne gehoben. Das Messer und der Messerleiter werden, wie bey dem Steinschnitt bey Männern beschrieben ist, herausgezogen, nachdem durch einen Druck auf die beschriebene Feder der Messerleiter gelöst worden ist. Auf dem Zeigefinger wird die Zange eingebracht. Der Verf. zieht dieses Verfahren dem gewöhnlichen vor, wo man eine Hohlfonde in die Harnröhre bringt, und auf derselben den Blasenhalß zwischen der Kapsel und dem aufsteigenden Afte des ol. isch. aufschneidet, weil man die Sonde nicht so fest halten kann als den Catheter, von der Festigkeit der Haltung des Catheters der Ausgang der Operation vorzüglich abhängt, und das Messer auch leicht aus der Furche einer Sonde herausgleiten könne. Den Steinschnitt durch die Vagina macht der Verf. auf folgende Weise: der schiefe Catheter wird in die Blase ge-

bracht, mit der linken Hand senkrecht gehalten. Die äußerste Spitze desselben muß einen halben Zoll weniger tief in die Blase kommen als der Muttermund in die Mutterscheide hervorrage. Ragt der Muttermund widernatürlich tief in die Vagina herab, dann kann der Steinschnitt auf diesem Wege nicht gemacht werden. Damit die hintere Wand der Mutterscheide nicht verletzt werde, so wird der Catheter beim Schnitt fest gegen die Schaambeine gedrückt. Der Messerleiter wird mit dem Catheter eben so in Verbindung gebracht, wie beim männlichen Steinschnitt. In die Rinne des Messerleiters wird ein Messer, wie beim Steinschnitt bey Männern, gebracht, dessen Klinge aber nur 7 bis 8 Linien breit, und dessen schiefe Schneide ungleich kürzer ist. Das Messer wird beim Fortschieben bis an das Ende der Catheterrinne so gehalten, daß Spitze und Griff eine horizontale Linie bilden, wodurch der obere Theil der Mutterscheide und die über ihr liegende Blase aufgeschlitzt werden.

Siebenter Abschnitt. Der Verf. verrichtete den Steinschnitt bey einer Frau mit einem an seinem breitesten Theile einen starken Zoll breiten Bistourie, welches auf einer geraden gerinnten Sonde in die Blase gebracht und der Schnitt beim Herausziehen erweitert wird.

Achter Abschnitt. Steinschnitt bey kleinen Knaben. Da des Verf. Verfahrensart um so schwieriger und endlich ganz unthunlich ist, je kleiner die Knaben sind, weil der Hals des Knöpfchens, welches das Messer in der Rinne leitet, so dünne werden müsse, daß es leicht abbrechen könnte, so hat er seine Instrumente so umgeändert, daß sie bey Knaben auch gebraucht werden können.

Neunter Abschnitt. Ueber die Steinauflösende Kraft des Wildunger Wassers.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 2. Julius 1814.

Paris.

Bey Peter Blanchard: Histoire de St. Domingue depuis 1789, jusqu'en 1794. traduite pour la première fois de l'Anglois d'Eduard Bryand, témoin oculaire, sur la dernière édition de Londres, in 4to. 812. XXXI und 246 Seiten in groß Octav.

Je trauriger die Verühmtheit ist, welche Domingo durch seine beispiellosen Unglücksfälle, als eines der bedauerungswürdigsten Opfer der Revolution erhalten hat, desto interessanter wird die vorliegende Erzählung des Anfangs und der Ursachen des gräßlichen Unglücks. Der berühmte Name des Verfassers der Geschichte des Britischen Westindiens verbürgt in voraus die Reichhaltigkeit und Genauigkeit der Erzählung. Selbst der Uebersetzer gesteht dessen strenge Unparteylichkeit und Wahrheitsliebe ein, und nur in und wieder hat er sich die unfruchtbare Mühe genommen, in einzelnen Bemerkungen, nach der bisher beliebten Art seiner Landsleute, die Treulosigkeit der Engländer aufzudecken. Der Verf. besuchte selbst St. Domingo im Jahre 1791, kurz nach dem Ausbruche der Empörung, mit den ersten Englischen Schiffen, die zur Unterstützung der Colonie abgesandt waren; er benutzte die besten Quellen, sowohl mündliche Erzählungen gut unterrichteter Personen, als officielle Actenstücke, so daß sein Werk mit Recht als eine

B (5)

authentische Darstellung jener merkwürdigen Revolution angesehen werden kann. — Schon bey dem ersten Ausbruche der Französischen Revolution ward auch St. Domingo darein verwickelt; überhaupt war in Frankreich die öffentliche Stimme sehr gegen die Pflanze der Westindischen Inseln, hauptsächlich wegen des Sklavenhandels, der einmahl ein Lieblingssthemata der Declamationen so mancher Französischer Schriftsteller, — man denke nur an Raynal — geworden war. Die Gesellschaft der Amis des noirs zu Paris trug vorzüglich zu dieser Stimmung der Gemüther bey; ihnen war alles daran gelegen, gleich viel auf welche Art, in den verschiedenen Theilen der Französischen Besitzungen, Insurrectionen und Unruhen zu stiften. In dieser Absicht verlangte die Gesellschaft, an der Brissot und Robespierre den thätigsten Antheil nahmen, nicht nur Abschaffung des Sklavenhandels, sondern Abschaffung der Sklaverey überhaupt; nur abstracte Grundfätze wollte sie gelten lassen. Die Systemwuth hatte aber auch hier, so wie im ganzen Laufe der Revolution, die schrecklichsten Folgen. Die Gesellschaft zog die zahlreichen Mulatten, die sich zu Paris befanden, in ihr Interesse, und suchte auf jede Weise die öffentliche Meinung gegen die weißen Colonisten von St. Domingo zu stimmen, was ihr nur zu gut gelang. Die Erklärung der Menschenrechte reizte die Pflanze; es entstanden Provinzialversammlungen, um eine Nationalrepräsentation zu bilden, alles gerieth in eine gefährliche Gährung, und schon jetzt griffen die Mulatten zu den Waffen, wurden jedoch bald wieder zur Ruhe gebracht. Der Pöbel unter den Weißen war vorzüglich gegen die Mulatten und ihre Anhänger aufgebracht. Die Generalversammlung von St. Domingo, aus 213 Mitgliedern, größtentheils sehr läufigen Männern bestehend, versammelte sich am 16. April 1790. Ihre ersten Schritte gingen offenbar darauf hinaus, die Parteyen, vorzüglich die Mu-

lassen zu versöhnen und manche Mißbräuche abzuschaffen; allein dieß liberale Verfahren empörte zugleich alle diejenigen, die bey dem alten Despotismus gewonnen hatten. Dazu kamen Uneinigkeiten zwischen der Generalversammlung und den Provinzialversammlungen. Endlich erließ die erstere jenes berühmte Decret unter dem 28. May 1790, welches den Plan einer neuen Verfassung der Colonie enthielt, wodurch diese freylich der Sache nach für beynähe vollkommen unabhängig von dem Mutterlande erklärt ward, und der königliche Generalgouverneur nur einen Schatten von Autorität behielt. Die dem alten Despotismus ergebene Parthey erklärte diese Constitution für einen sträflichen Versuch, sich unabhängig zu machen, und schon schien ein Bürgerkrieg ausbrechen zu müssen, als die Colonialversammlung plötzlich den unerwarteten Entschluß faßte, nach Frankreich zu gehen und sich dort selbst zu rechtfertigen; 85 Personen, denn ein großer Theil der Mitglieder hatte sich früher entfernt, andre waren gestorben, schifften sich nach Europa ein. In Frankreich hatte die neue Verfassung von St. Domingo bey der königlichen sowohl, als bey der republicanischen Parthey, allgemeinen Unwillen erregt. Brissot und Robespierre benutzten diese Stimmung, um einen jungen angesehenen Mulatten aus St. Domingo, Jakob Ogé, durch ihre Lehren von Freyheit und Gleichheit und Menschenrechten zu entflammen und ihn zu überreden, auf St. Domingo das Signal zu einem allgemeinen Aufstande der farbigen Leute in den Westindischen Colonien zu geben. Im Jun. 1790 reifete Ogé zu diesem Ende nach America, um von dort die nöthigen Waffen und Kriegsbedürfnisse zu ziehen, und dann in sein Vaterland zurück. Jedoch noch ehe er am 12. Oct. 1790 auf der Insel landete, hatte man dort schon aus Frankreich Nachricht von seinem Vorhaben erhalten. Gleich nach seiner Ankunft forderte Ogé, in einem drohenden Briefe an den Gouverneur,

Gleichheit der Rechte der Mulatten und Weißen, hatte aber trotz aller angewandten Mittel nicht mehr als 600 Mulatten, größtentheils unerfahrene junge Leute, zusammenbringen können, die sich den wildesten Grausamkeiten überließen. Truppen, die aus Cap François gegen sie geschickt wurden, zerstreuten die Bande; Ogé und einer seiner Brüder entflohen auf das Spanische Gebiet. Die Erbitterung stieg, und wenn gleich noch der Frieden zwischen den bewaffneten Parteyen erhalten wurde, so machte dennoch das Schicksal von Ogé, der auf Verlangen des neuen Generalgouverneurs Blanchelande von den Spaniern ausgeliefert, und sammt seinem Bruder und einer großen Zahl von Gefangenen hingerichtet ward, einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Ogé soll den Tag vor seinem Tode ein weitläufiges Bekenntniß aller Plane der Verschworenen, die nachmahls die Colonie ins Verderben stürzten, abgelegt haben, daselbe aber nicht weiter beachtet worden seyn. Unser Verf. sagt selbst, daß er dieß politische Testament Ogé's erhalten und in einem Anhange zu seinem Werke habe abdrucken lassen; in der vorliegenden Uebersetzung fehlt jedoch dieses Aktenstück, auch versichert ein ehemaliges Mitglied der Colonialversammlung, daß man diese Aussagen allerdings berücksichtigt habe, aber dadurch zu keiner weitem Entdeckung gelangt sey. Die Mitglieder der Colonialversammlung fanden indeß zu Paris eine sehr ungünstige Aufnahme; man sah ihr Unternehmen als eine grobe Insubordination an, die Versammlung ward für aufgehoben erklärt; ein Verfahren, welches in St. Domingo allgemeines Mißvergnügen erregte. Neue Truppen wurden nach der Colonie geschickt, und bald erfolgte der erste blutige Austritt, indem der Obrist Mauduit, Haupt der royalistischen Partey von seinen eigenen Soldaten ermordet ward. In Frankreich arbeitete man indessen aus allen Kräften an dem Ruine der Colonie, der vergeblich von der Partey der Pflanzer verkündet

ward; — mögen die Colonien lieber sämmtlich zu Grunde gehen, ehe wir etwas von unsern Grundfäzen aufgeben, war die Antwort Robespierre's, und das berühmte Decret vom 15. May 1791, welches den freyen Mulatten alle Rechte der Französischen Bürger, also auch das Sitz- und Stimm-Recht in den Versammlungen der Pflanzler ertheilte, ward durchgesetzt. So ward mit einem Schlage die ganze bisherige Verfassung der Französischen Colonien vernichtet. Vergeblich widerlegte sich die Commitee der Colonien, vergeblich die Deputirten von St. Domingo; das Decret blieb. Kaum war am 3. Jun. die Nachricht davon nach St. Domingo gekommen, als sich das allgemeine Mißvergnügen unverholen äußerte, und man ging selbst so weit, laut von einer Trennung vom Mutterlande zu sprechen. Eine neue Generalversammlung bildete sich, die mit vieler Festigkeit und Mäßigung zu Werke ging und die Wiederherstellung der Ruhe hoffen ließ, als plötzlich in der nördlichen Provinz in der Nacht auf den 23. August 1791 ein allgemeiner Aufstand der Neger ausbrach. Feuer und Schwerdt verwandelte in wenigen Stunden die blühendste Landschaft in ein schaudererregendes Bild der Verwüstung. Vergeblich wurden einzelne Haufen der Rebellen geschlagen; immer neue Haufen folgten, und mit genauer Noth ward Cap Francois gegen einen Ueberfall befestigt. In den ersten beiden Monaten, nach dem Ausbruche des Aufruhrs, waren schon über 2000 Weiße von jedem Alter und Geschlechte ermordet, 180 Zucker- und 900 Kaffee-, Indigo- und Baumwollen-Pflanzungen verwüstet, und 1200 weiße Familien an den Bettelstab gebracht; der Verlust der Rebellen in dieser Zeit ward über 10,000 Mann berechnet. Von beiden Seiten wurden die entsetzlichsten Grausamkeiten begangen. Bald brach auch in dem westlichen Theile der Colonie der Aufruhr aus, vornämlich waren es hier die Mulatten, mit denen sich jedoch bald die Neger verbanden,

und nur mit Mühe ward Port au Prince gerettet. Am 11. Sept. gelang es den Colonisten endlich, in diesem Theile der Insel, mit den Rebellen ein Concordat zu schließen, wodurch die ersteren die Vollziehung des Decrets vom 15. May angeloben mußten; eine Proclamation ähnlichen Inhalts ward am 20. Sept. von der Generalversammlung erlassen, allein es war schon zu spät die aufgeregten Leidenschaften zu besänftigen. Auffallend muß allerdings die Vereinnigung der Neger und der Mulatten erscheinen, da erstere im Ganzen von den Weißen sehr milde, von den Mulatten dagegen sehr hart behandelt wurden. Der Verf. findet den Grund davon in den Maßregeln der Gesellschaft der Amis des noirs, die sich der Mulatten bedienten, um den Negern ihre mordbrennerischen Grundsätze zu predigen, und ihnen alle nöthige Unterstützung zur Ausführung ihrer blutigen Pläne angedeihen zu lassen. So wurden beide Classen mit einander verbunden, denn auch die Mulatten sahen bald ein, daß sie nur mit Hülfe der Neger ihre Rache an den Weißen, gegen die sie allerdings manche Beschwerden hatten, wüßten sättigen können. Erst im Anfange Septembers erfuhr man in Frankreich die Wirkungen des Decrets vom 15. May, von allen Seiten machten die See- und Handelsstädte Vorstellungen, die vormahls in der Nationalversammlung herrschende Partey hatte ihren Einfluß verloren, und am 24. Sept. 1791 ward jenes Decret annullirt, vier Tage später als es von der Colonialversammlung auf Cap François förmlich als Gesetz proclamirt war. Kaum war die Nachricht von der Zurücknahme des Decrets vom 15. May nach St. Domingo gekommen, als alle Hoffnung der Ausöhnung zwischen den Weißen und Mulatten verschwand; diese griffen zu den Waffen und der Krieg wüthete schrecklicher als je. Am Ende des Jahres 1791 läutete endlich drei von der Nationalversammlung ernannte Civilcommissäre auf St. Domingo an, alle in nur zu bald erkannte man,

daß man sich von ihnen nichts zu versprechen habe. Zwei derselben, Mirbeck und Roome, waren Parlamentsadvocaten zu Paris gewesen, St. Leger der dritte, ein Irländer von Geburt, war seines Handwerks ein Feldscherer; dieß waren die Männer, die die Colonie dem Verderben entreißen sollten! Das Decret vom 24. Sept. ward publicirt und bald darauf eine allgemeine Amnestie; dadurch verloren die Commissäre das Zutrauen der Weißen und gewannen nichts bey den Mulatten, die über die Annullirung des Decrets vom 15. May erbittert waren; ihre öffentliche Achtung sank immer mehr. Mirbeck ergab sich den Ausschweifungen; St. Leger suchte sich zu bereichern; der einzige Roome that weder etwas gutes, noch etwas böses. Im März und April 1792 kehrten die Commissäre einzeln nach Frankreich zurück; 4000 Mann Truppen waren zwar aus Frankreich gekommen, allein ohne Disciplin und Subordination. Bald wirkten auch die Veränderungen in Frankreich nach der Arrestation Ludwigs XVI. verderblich auf die Colonie zurück, und die Gesellschaft der Amis des noirs erhielt größern Einfluß als je. Danton, Robespierre und Marat herrschten, und auf ihren Antrag ward durch ein Decret, nicht nur das vom 24. Sept. wiederum aufgehoben, sondern auch eine allgemeine Amnestie in den Colonien bewilligt; die Colonialversammlungen sollten über die beste Methode, die Sklaverey gänzlich abzuschaffen, Vorschläge thun. Santhonax, Polverel und Ailhaud wurden zu Commissären für Domingo ernannt, und ihnen 8000 Mann Kerntruppen zugegeben, mit denen sie am 13. Sept. 1792 zu Cap François landeten. Ihre Ankunft verbreitete allgemeinen Schrecken in der Colonie, da sie sich bald ungescheut zu Verschüßern der rebellischen Negers und Mulatten aufwarfen, und alle Weiße, von denen sie Widerspruch befürchteten, gefangen nach Frankreich zurückschickten; ein Schicksal, welches auch der neue Gouverneur Desparbes, sammt seinem Vorgänger Blanchelande erfuhr. Bald wurden die Commissäre unter sich selbst uneins; Ailhaud ward zur Rückkehr nach Frankreich

genöthigt, Santhonar und Volberel waren im Anfange des J. 1793 unumschränkte Herren der Colonie. Endlich ernannte der Vollziehungsrath in Frankreich Galbaud zum Gouverneur der Insel, und nahm die Vollmachten der Commissäre zurück. Am 2. Mar. 1793 kam Galbaud auf Cap François an; bald entstand Streit zwischen ihm und den Commissären, die ihm befahlen nach Frankreich zurückzugehen. Am 20. May machte dagegen Galbaud mit 1200 Matrosen und vielen Freywilligen einen Versuch die Commissäre mit Gewalt zu stürzen; das Gefecht wack am folgenden Tage erneuert; allein die Commissäre riefen die rebellischen Negershaufen zu Hülfe, die 3000 Mann stark, ein fürchterliches Sturzbath unter den Weißen anrichteten. Zwey Tage lang wütheten die Unmenschen; die Hälfte der Stadt ging in Feuer auf, nur eine verhältnißmäßige geringe Anzahl von Weißen entkam auf die Schiffe — Seit der Rebellion der Neger waren viele Einwohner aus St Domingo nach Nordamerica ausgewandert; einige der vornehmsten Planzer hatten sich nach England begeben, und der Regierung Vorschläge zu einer Eroberung von Domingo gethan, in welche diese unvorsichtig einging, denn die Macht der republicanischen Partey auf der Insel belief sich nahe an 25000 Mann, und auf die erste Nachricht von einem drohenden Angriffe der Engländer hatten die Commissäre alle Sklaven für frey erklärt, die sich unter ihren Fahnen sammeln würden. Es war die Colonie für Europa verloren. Nicht 2000 überstieg die Zahl der Weißen, die sich nachmahls mit den Engländern vereinigten und die gesammte Englische Macht, mit der die Expedition gegen die Insel unternommen ward, betrug nicht über 870 Mann. Allerdings gaben die ersten glücklichen Erfolge nach der Landung im Sept. 1793 den Engländern große Hoffnungen. Einige feste Plätze fielen mit leichter Mühe in ihre Hände, allein bald sahen sie sich in der Erwartung auf die Hülfe der Colonisten getäuscht, Krankheiten verheerten das schwache Englische Korps, das bis zum April 1795 nie über 2200 Mann betrug, von denen vielleicht nur die Hälfte zum activen Dienste tauglich war, und ward gleich Port au Prince erobert, so nahm dennoch die Verlegenheit der Engländer mit jedem Tage zu. — Hier endigt das Werk unsers Verf. Was nachmahls geschah, ist wenigstens den Hauptresultaten nach, bekannt; nichts desto weniger aber wäre gewiß eine Geschichte der späteren Ereignisse mit gleicher Genauigkeit und Unparteylichkeit, eine sehr wünschenswerthe Erscheinung. — Ein dem Werke angehängter Appendix enthält eine Reihe interessanter Aktenstücke, unter denen wir ungetrübtes politisches Testament vermiffen haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 2. Julius 1814.

Leipzig und Basel.

Von Heinrich August Rottmann 1813: Theorie und Praxis der pharmaceutisch-chemischen Arbeiten, oder Darstellung der Bereitungsverfahren der wichtigsten pharmaceutisch-chemischen Präparate, nach den neuesten Erfahrungen und rücksichtlich ihrer Brauchbarkeit und Vorzüglichkeit geprüft von Christian Friedrich Bucholz, der Pharmacie und Weltweisheit Doctor, Medicinal-Assessor des Colleg. med. et sanitatis, und außerordentlicher Professor und Beisitzer der philos. Facultät, wie auch Apotheker zu Erfurth etc. Erster Theil XIV und 708 Seiten, zweyter Theil VIII und 742 Seiten in groß Octav.

Der würdige Verfasser beabsichtigt durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes die vorzüglichsten und seiner Erfahrung zufolge brauchbarsten Methoden kennen zu lehren, nach welchen die wichtigsten chemischen Präparate, welche sowohl unmittelbar als Medicamente angewandt, als auch zu der Darstellung und Prüfung derselben benutzt werden, in ihrer größten Reinheit und Güte erhalten werden können. Um dieser Bestimmung so viel als möglich

J (5)

Genüge zu leisten, gibt der Verfasser zugleich das beste Verfahren an, die Güte dieser verschiedenen Präparate zu prüfen, und schickt einem jeden Artikel historische Notizen nebst einer Critik über die verschiedenen vorgeschlagenen und in Anwendung gebrachten Bereitungsarten eines jeden Präparats voraus, woben wir nur gewünscht hätten, daß der Verf. mehr, als es geschehen ist, auf die Vorschriften unserer vorzüglichsten Dispensatorien und Pharmacopöen hätte Rücksicht nehmen mögen. Da übrigens dieses Werk zunächst für den ausübenden Pharmaceuten bestimmt ist, und wohl niemand besser als der Verfasser die Kenntnisse derselben zu beurtheilen im Stande gewesen ist, so hat er es außerdem für dienlich erachtet, von einer jeden von ihm hier beschriebenen Darstellungsmethode eine vollständige Aetiologie zu geben, so wie von einem jeden abgehandelten Präparate eine genaue Beschreibung seiner Eigenschaften und Angabe seines Mischungsverhältnisses beizufügen. Auf diese Weise hofft er sowohl das Gelingen dieser pharmaceutisch-chemischen Operationen selbst bey mittelmäßig guten Arbeitern zu befördern, als auch überhaupt bey dem Deutschen Pharmaceuten mehr wissenschaftlichen Sinn zu erwecken. Dieser Umstand entschuldigt auch die große Weiterschweifigkeit des Ganzen; und die häufig ins Kleinliche gehende Auseinandersetzung von Gegenständen, die für jeden, welcher sich nur mit den ersten Anfangsgründen der Chemie vertraut gemacht hat, völlig überflüssig gewesen wäre.

Das Werk selbst zerfällt übrigens in 14 Abtheilungen, von deren näherem Inhalte wir nun unsern Lesern eine kurze Uebersicht geben wollen. Erste Abtheilung. Vom Sauerstoffgas. Mit Recht gibt D. dem Braustein den Vorzug, um dieses Gas zu pharmaceutischen Zwecken darzustellen. Um dieses

Gas, wo es auf Genauigkeit ankommt, auf einen Kohlen säuregehalt zu prüfen, möchte wohl eine concentrirte Kalkauflösung schicklicher seyn, als das hier empfohlene Kalkwasser, da dieses vermöge seines großen Wassergehalts von dem Sauerstoffgas zugleich mit absorbirt. Für grobe Verunreinigungen dieses Gases mit Kohlen säure aber, bleibt Kalkwasser das beste Prüfungs- und Reinigungsmittel. — Zweyte Abtheilung. Von den gasförmigen oxygenir- und oxydirbaren Stoffen. a) Vom Salpeterstoffgase. B. empfiehlt Berthollets Methode als die beste dieses Gas zu gewinnen. b) Vom Wasserstoffgase. — Dritte Abtheilung. Von den festen oxygenirbaren und oxydirbaren nicht metallischen Stoffen. a) Von dem Phosphor. Hier vermiffen wir Gioberts Verfahren Phosphor zu gewinnen, so wie auch Pelletier's mit keinem Wort hiebey gedacht ist. b) Vom Schwefel. Zur Untersuchung des Schwefels auf einen Arsenikgehalt würden wir, anstatt nach Richter die Auflösung des mit Salpeter verpufften Schwefels mit schwefelsaurem Silber zu prüfen, durch dieselbe einen Strom Schwefel- Wasserstoffgas hindurchleiten. — Vierte Abtheil. Von den oxygenirbaren und oxydirbaren metallischen Stoffen. (Metalle.) a) Vom Golde. Die Goldblättchen sind keineswegs an sich sondern nur vermöge der in ihnen enthaltenen Poren durchsichtig. b) Vom Silber. B's Methode Silber vom Kupfer mittelst des schwefelsauren Liquor-Rückstandes zu reinigen verdient Beyfall. c) Vom Quecksilber. Um das Quecksilber auf mögliche Verunreinigungen mit Blei, Zinn und anderen metallischen Substanzen zu untersuchen, halten wir die Destillation nicht für hinreichend, indem diese Metalle durch Hülfe der Quecksilberdämpfe, sobald die Destillation bis zum völligen Uebertreiben des Quecksilbers fortgesetzt wird, mit verflüchtigt werden. d) Vom Kupfer. e) Vom

Eisen. f) Vom Zinn. g) Vom Zink. h) Vom Blei. i) Vom Wismuth. Die röthlich weiße Farbe, welche hier als characteristisch für dieses Metall angegeben wird, ist nach unserer Erfahrung Folge eines Kupfergehalts. Die eigentliche Farbe des Wismuths ist weiß ins gelbliche spielend. k) Vom Spießglanz. l) Vom Arsenik. m) Vom Mangan. — Fünfte Abtheilung. Von den oxydirten metallischen Stoffen (Metalloxyde, Metallkalk, Metallgläser). a) Von den Goldoxyden. Hier ist noch die Rede von einem gelben Goldoxyde. Was man bisher dafür genommen hat, ist bekanntlich nach den Erfahrungen von Oberkampf und Berzelius ein basisches Salz. Nach diesen Chemikern gibt es überhaupt in diesem Artikel noch manches zu berichtigen. b) Von den Quecksilberoxyden. Hier handelt der Verfasser von dem Mercurius solubilis Hahnemanni, dem Merc. cinereus Blackii, dem Merc. praecipitatus niger Saundersi, dem Merc. cinereus Moscati und dem Merc. praecipit. ruber. Den Hahnemannschen auflöflichen Quecksilberniederschlag sieht er als ein inniges Gemenge aus Quecksilberoxydul, einer weißen dreifachen Verbindung aus Salpetersäure, Ammoniak und Quecksilberoxydul und aus etwas regulinischem Quecksilber an. Des Verfassers Methode eine streng oxydulirte salpetersaure Quecksilberlösung zu erhalten, worauf bey der Darstellung dieses Präparats alles ankommt, dünkt uns viel zu umständlich und auch gewiß nicht ganz zum Ziele führend. Die Auflösung des Quecksilbers durch eine mäßig concentrirte Salpetersäure in der Kälte hat uns dagegen stets ein völlig genügendes Resultat gewährt. Sehr zweckmäßig ist die Vorschrift das zur Fällung bestimmte Ammoniak zuvörderst gehörig zu diluiren, denn um die Reduction des Quecksilbers so viel als möglich zu verhüten, ist es nicht genug eine diluirte

Quecksilberlösung anzuwenden. Bey Anwendung sehr concentrirter Auflösungen des salpetersauren Quecksilberoxyduls und des Ammoniaks scheint gar kein Merc. solubilis gebildet zu werden, sondern nur regulinisches Quecksilber niederzufallen. Sollte sich dieses wohl im Zustande eines Ammoniumamalgams befinden? Der Merc. cinereus Blackii unterscheidet sich nach unserm Verf. von dem Hahnemannischen Merc. solub. bloß durch einen größern Gehalt von der dreifachen Verbindung von Salpetersäure, Ammoniak und Quecksilberoxydul und einer Beymischung von kohlensaurem Quecksilberoxydul. Nach der Vorschrift des Edinburger Dispensatorium bereitet, möchte der Unterschied des letztern Präparats vom erstern wohl mehr in der stärkern Oxydation des beygemengten Tripelsalzes bestehen. Den Saunderschen und Moscatischen Quecksilberniederschlag hält V. für reine Quecksilberoxydule. d) Von den Bleynoxyden. Daß man das Vitrum Saturni auch durch Schmelzen von drey Theilen Menninge mit einem Theil Quarz oder Kieselerde gewinnen kann, ist falsch, obwohl man in den Inventarien älterer Apotheken häufigst ein solches antrifft. Das wahre Vitrum saturni ist ein reines vollkommenes geschmolzenes gelbes Bleynoxyd. Hier hätte auch wohl von der Darstellung der Menninge und Bleynglätte im Großen etwas angeführt werden können. Auch wäre es wohl überhaupt der ganzen Anlage und Bestimmung des Werks angemessen gewesen, wenn der Verf. bey denjenigen chemischen Präparaten, welche fabrikmäßig gewonnen und häufigst auch von den Apothekern aus Fabriken bezogen werden, die in den Fabriken üblichen Bereitungsarten derselben mehr, als es geschehen ist, berücksichtigt hätte. e) Von den Eisenoxyden. f) Von den Spießglangoxyden. Davon werden hier abgehandelt Proust's

gelbes Antimoniumoxyd nebst dem Vitrum antimoni, dem Crocus metallorum und dem Antimonium diaphoreticum. g) Vom Zinkoxyde. Hat man reinen von Eisen, Blei und Zinn freyen Zink, so räth der Verf. zur Darstellung der Flores Zinci das ältere Verfahren dem jetzt fast all gemein üblichen, dieses Präparat durch Glühen des kohlenfauren Zinks zu gewinnen, vorzuziehen. Unstreitig sind auch die durchs Verbrennen-gewonnenen Flores Zinci wegen ihrer lockeren Beschaffenheit wirksamer, als die aus dem kohlenfaurem Zink durch Glühen erhaltenen, und sicherlich verdient eine solche Verschiedenheit des Aggregat-Zustandes auch in medicinischer Hinsicht mehr als bisher berücksichtigt zu werden. — Sechste Abtheilung. Von den erdigen Stoffen. In dieser Abtheilung handelt der Verf. bloß von der Talkerde. — Siebente Abtheilung. Von den alkalischen Stoffen. a) Vom Kali. b) Vom Natron. c) Vom Kalk. d) Vom Baryt. Der von Bauquelin zuerst vorgeschlagenen Methode dieses Alkali aus dem salpetersauren Baryt durch Glühen desselben darzustellen gibt V. den Vorzug. e) Vom Ammoniak im flüssigen Zustande. Noch besser und mit weniger Umständlichkeit verknüpft, gelingt die Gewinnung eines vollkommen chemisch reinen und höchst concentrirten ägenden Salmiakgefässes, wenn man anstatt der hier angegebenen Geräthschaften sich des Woulfischen Apparats bedient, dabei zwei Sicherheitsflaschen anwendet, und außerdem die Mischung der Ingredienzien so wählt, daß das Ammoniak als Gas entbunden wird. Es bedarf dabei nur halbsenkrechten Sicherheitsröhren. Ueberhaupt fällt es uns auf, daß die meisten unserer Deutschen Chemiker und Pharmaceuten noch so wenig Anwendung von dem Woulfischen Apparate namentlich zur Darstellung aller liquiden Verbindungen gasförmiger Sub-

stanzen machen; aber freylich von der fehlerhaften Construction, wie er in den meisten unserer Laboratorien gewöhnlich angetroffen wird, darf er nicht seyn, und in vielen Fällen ist auch die Benutzung Welterscher Sicherheitsröhren nothwendig. — Achte Abtheilung. Von den sauren organirten Stoffen. (Säuren.) A. Von den Säuren mit einfacher Grundlage. a) Von der Schwefelsäure. b) Von der Salpetersäure. c) Von der Phosphorsäure. Hier hätte auch die von Lavoisier angegebene Methode, die Phosphorsäure unmittelbar aus dem Phosphor durch Behandlung desselben mit Salpetersäure zu gewinnen, näher beschrieben werden sollen, da sie allerdings practisch brauchbar ist, und in Fällen, wo man schnell diese Säure haben muß, den übrigen Methoden vorgeht. Uebrigens pflichten wir dem Verf. bey, daß er der Pelletierschen Methode die Phosphorsäure aus phosphorichter Säure, so wie diese durch das so genannte Zerfließen des Phosphors erhalten wird, mittelst Salpetersäure darzustellen, den Vorzug gibt. d) Von der Kohlensäure. Zur Darstellung dieser Säure sowohl in gasförmigem als liquidem Zustande erachten wir es um vieles zweckmäßiger die Kreide zur Schwefelsäure zu geben, als umgekehrt, wie hier angegeben, die Schwefelsäure zur Kreide. Durch Aufkitten eines durch ein Glasstäbchen zu verschließenden Trichters, in welchen man die pulverisirte Kreide mit Wasser gibt, auf die Tubulirung einer Woulfschen Flasche, läßt sich dieses leicht bewerkstelligen. Für die Anfertigung liquider Kohlensäure würde auch der Woulfsche Apparat Vorzüge gewähren. Die Parkersche Geräthschaft und ähnliche verwirft der Verf. mit Recht. B. Von den Säuren mit zweifacher Grundlage aus Kohlenstoff und Wasserstoff. a) Von der Essigsäure. b) Von der Citronensäure. Diese Säure verdient bey uns in den Pharmacieen und auch überhaupt

häufiger anstatt des meist verdorbenen Citronensafts oder selbst auch der Citronen, benutzt zu werden. Es war uns daher erfreulich, die Darstellung dieser Säure in diesem Buche zu finden. Zur allgemeinen Einführung dieser Säure ist es nur zu wünschen, daß man in den Ländern, wo die Citronen wachsen, sich mit der Darstellung des citronensauren Kalks im Großen beschäftigen und diesen dann als Handelswaare, so wie bisher den Citronensaft und die Citronen, einführen möchte. Auf diese Weise könnte man die Citronensäure zu außerordentlich wohlfeilen Preisen bereiten. c) Von der Weinsäure. d) Von der Bernsteinsäure. e) Von der Benzoesäure. Zur Darstellung dieser Säure aus dem Benzoeharz wird von dem Verf. hier eine ganz neue Methode angegeben, die darin besteht, daß man das Benzoeharz in Alkohol auflöst, die erhaltene geistige Auflösung mit Wasser versetzt, und sie dann bis zum völligen Abziehen alles Alkohols der Destillation unterwirft, und nun die zurückgebliebene wässrige Auflösung von dem ausgeschiedenen Harze noch heiß durch Filtration trennt. Worauf man die Säure, nachdem sie durch Verdunsten und Krystallisiren völlig aus dieser Auflösung in fester Gestalt geschieden ist, durch abermahliges Auflösen in Wasser und Kochen mit gröblich gepulverten Kohlen vollends reinigt. Durch dieses Verfahren gewann W. über $\frac{1}{3}$ des angewandten Benzoeharzes reine Benzoesäure. C. Von den Säuren, deren Gehalt an Sauerstoff noch nicht hat nachgewiesen werden können. a) Von der Hydrothionsäure. Die hier noch empfohlene so genannte Hahnemannische Weinsprobe ist gegenwärtig ein ganz überflüssiges Reagens, da man die Hydrothionsäure sowohl im gasförmigen als liquiden Zustande so leicht durch Anwendung des zum Minimum geschwefelten Eisens zu bereiten versteht. Der Gewinnung dieses Schwefel-Eisens aus

Schwefeltiefen hätte hier auch wohl gedacht werden können. D. Von den Säuren mit unbekannter Mischung. a) Von der Salzsäure. Was wir oben bey dem Kapitel vom Ammoniak über die Benutzung des Woulfischen Apparats zur Darstellung desselben, bemerkt haben, findet auch hier insbesondere wiederum volle Anwendung. b) Von der organirten Salzsäure. Zur Gewinnung der liquiden organirten Salzsäure im Großen würden wir die in den Bleichanstalten hierzu dienenden Geräthschaften vorzugsweise empfehlen. Von diesen hätte auch bey dieser Gelegenheit Erwähnung geschehen sollen. c) Von der Boraxsäure. Diese hätte jetzt nicht mehr unter den Säuren mit unbekannter Mischung aufgeführt seyn sollen. Um sie völlig von einem Hinterhalte von Schwefelsäure zu befreien, haben Thenard und Gay-Lussac das Glühen derselben mit Vortheil angewandt. — Neunte Abtheilung. Von den salzigen Stoffen (Salze). A. Von den schwefelsauren Salzen. Von diesen sind hier abgehandelt worden: das schwefelsaure Kali, das schwefelsaure Natron, die schwefelsaure Zalkerde, das schwefelsaure Silberoxyd, das basisch-schwefelsaure Quecksilberoxyd, das schwefelsaure Kupferoxyd, das basisch-schwefelsaure Ammoniak und Kupferoxyd. Beym schwefelsauren Kali ist in einer Note auch des sauerlich-schwefelsauren Kalis gedacht worden. Den Kupfervitriol hielt B. mit Leblanc für ein säuerliches Salz. Die Beymischung von Zinkvitriol in diesem Salze läßt sich am besten geradezu durch ägendes Kali entdecken, da bekanntlich hierdurch das Kupferoxyd vollständig gefällt wird, während sich das anfangs mit niederschlagende Zinkoxyd wiederum auflöst. Nur muß das Kali hinreichend concentrirt und in gehörigem Uebermaße angewandt durch Wärme unterstützt werden. B. Von den salpetersauren Salzen als dem salpetersauren Kali, dem salpetersauren

Natron, dem salpetersauren Baryt, dem salpetersauren Silberoxyde, dem salpetersauren Quecksilberoxyde und dem basisch-salpetersauren Wismuthoxyde. Anstatt der hier angegebenen und bey uns noch allgemein üblichen Methode den Salpeter durch Silberlösung von jeder Vermischung salzsaurer Salze zu befreien, würden wir die in den Französischen Salpeteraffinerien so genannte revolutionaire Methode empfohlen haben. Dieselbe gewährt selbst bey Quantitäten von 12 Pfunden Salpeter die gnügendssten Resultate. Die Zerlegung des Schwefelspathes durch Glühen mit Kohlenpulver um ihn für die Darstellung von salpetersaurem und salzsaurem Baryt in Schwefelbaryt umzuändern, ist uns ohne den von B. empfohlenen Zusatz von Kochsalz stets besser und vollständiger gelungen; als bey Anwendung des Kochsalzes. Auch lassen sich die Ziegel, wenn man kein Kochsalz hinzufügt, mehrere Mal zu dieser Operation benutzen. Das salpetersaure Quecksilberoxyd hätte auch wohl verdient hier abgehandelt zu werden, da es sowohl als Reagens, als auch zur Darstellung von pharmaceutisch-chemischen Präparaten benützt wird.

C. Von den salzsauren Salzen. Von diesen kommen hier vor: das salzsaure Kali, das salzsaure Natron, der salzsaure Kalk, der salzsaure Baryt, das salzsaure Ammoniak, die Flores salis ammoniaci martiales, der Mercurius dulcis, der Mercurius praecipitatus albus, das salzsaure Eisenoxyd, das salzsaure Spießglasoxydul und das basisch-salzsaure Spießglasoxydul oder das Algorothpulver. Ungern vermissen wir den Mercurius sublimatus corrosivus darunter. Daß dieses Salz jetzt von den Apothekern selbst nicht mehr bereitet wird, konnte bey einem für den Apotheker so äußerst wichtigen Präparate keinen Grund zu seiner Ausschließung abgeben, da andere weniger wichtigere, welche sich

übrigens in demselben Fall befinden, von dem Verf. hier aufgenommen worden sind. Zu den Substanzen, welche den aus dem Rückstande von der Bereitung des ägenden und kohlensauren Ammoniake gewonnenen salzsauren Kalk verunreinigen, gehört auch noch der Gyps, welcher durch einen Antheil Glaubersalz oder schwefelsaures Ammoniak im Salmiak gebildet wird. Das Verfahren den salzsauren Wärr durch Schmelzen des Schwerspathes mit salzsaurem Kalk darzustellen ist auch von Bouillon La Grange im Bulletin des sciences par la Societé philomatique T. I. p. 261 empfohlen worden. Ob der auf nassem Wege gewonnene Mercurius dulcis in therapeutischer Hinsicht eben so wirksam sey, als der auf die gewöhnliche Weise durch Sublimation dargestellte, oder ob derselbe wohl gar wegen seiner lockeren Beschaffenheit und seiner größern Reinheit von Quecksilbersublimat vor letzterem noch Vorzüge habe, verdiente wohl von Aerzten geprüft zu werden, da die Schæffsche durch Bucholz verbesserte Methode chemisch betrachtet vor der Sublimationsmethode den Vorzug hat. Indessen misbilligen wir es, wenn man bisher übliche Bereitungsarten von wirksamen Medicamenten bloß aus chemischen Gründen verwirft, weil die größere medicinische Wirksamkeit eines Medicaments nicht immer durch seine größere chemische Reinheit bestimmt wird, sondern sicherlich auch oft von der Art seiner Aggregation und selbst von der Vermischung einer oder der andern Substanz mit abhängig ist. D. Von dem überoxydirt-salzsauren Salzen. Hier bloß von dem überoxydirt-salzsaurem Kali. Weit bestimmter, als nach des Verf. Verfahren, läßt sich eine Verunreinigung dieses Salzes mit salzsaurem Kali durch salpetersaures Silber oder salpetersaures Blei entdecken, welche, wie Chenevix schon gezeigt hat, die Auflösung des überoxydirt-salzsauren Kalis nicht

im mindesten trüben. E. Von den phosphorsauren Salzen, dem phosphorsauren Natron, dem phosphorsauren Quecksilberoxydul und dem auflösliehen phosphorsauren Quecksilberoxyd. Wir bemerken hiebey, daß der Mercurius phosphoratus, dessen sich unsere Aerzte bedienen, häufigst eine neutrale Verbindung der Phosphorsäure mit dem Quecksilberoxyd ist, und durch Fällung einer oxydirten salpetersauren Quecksilberlösung mittelst phosphorsauren Natrons gewonnen wird. F. Von den kohlen-sauren Salzen. Von diesen kommen hier vor: das basische und neutrale kohlen-saure Kali, das basische kohlen-saure Natron, das basische kohlen-saure Ammoniak nebst dem kal cornu cervi volatile, und die kohlen-saure Talkerde. Bey der kohlen-sauren Talkerde wird sowohl von der leichten als auch der schweren Magnesia alba gehandelt, und die von dem Verf. über ihre Bereitungsart und ihre chemische Verschiedenheit gemachten Erfahrungen, die unsern Lesern schon aus dem ersten Stück des 16ten Bandes von Trommsdorfs Journal der Pharmacie bekannt seyn werden, angegeben. G. Von den effigsauren Salzen. Der hiervon abgehandelten sind folgende: das effigsaure Kali, das effigsaure Natron, das effigsaure Ammoniak, der effigsaure Baryt, das effigsaure Quecksilberoxydul, das neutrale und säuerliche effigsaure Bleoxyd und das effigsaure Eisenoxyd. H. Von den sauerklee-sauren Salzen. Dieser Artikel beschränkt sich nur auf das neutrale und säuerliche sauerklee-saure Kali. I. Von den weinsteinsauren Salzen. Von diesen werden abgehandelt: das säuerliche und neutrale weinsteinsaure Kali, das Seignettesalz, der Tartarus solubilis, der Tartarus boraxatus, der Tartarus ferratus, die Globuli martiales und der Brechweinstein. Was hier der Verf. von der Nothwendigkeit anmerkt, den Brechweinstein nie anders als

nachdem er durch KrySTALLISATION gehörig gereinigt ist, zum Arznegebrauche anzuwenden, können wir unsern Pharmaceuten nicht genug zur Beherzigung empfehlen. Die Klagen der Aerzte über die ungleichen Wirkungen des Brechweinsteins haben allein ihren Grund in der Vernachlässigung dieser Vorschrift, denn nur durch dieses Mittel ist man allein im Stande, das weinsteinsaure Kali, den weinsteinsäuren Kalk, und andere denselben verunreinigende und seine medicinische Wirksamkeit modificirende Salze vollständig fortzuschaffen. K. Von den bernsteinsäuren Salzen. Von diesen ist nur der Spiritus cornu cervi succinatus abgehandelt worden. L. Von den hydrothionsäuren Salzen. Hierunter begreift der Verf. den Kermes minerale und den Sulphur auratum antimonii. Das erste dieser Präparate hält der Verf. für eine bloß binaire Verbindung des Schwefel-Wasserstoffs mit Antimoniumoxyd. Den sulphur auratum hingegen ist er geneigt mit Schrader bloß für ein Gemenge des Kermes mit Schwefel anzusehen, eine Meinung, die unserm Bedünken nach durchaus nichts wahrscheinliches hat, denn der sulphur auratum hat in frisch dargestelltem Zustande alle Charactere einer wahren chemischen Verbindung. Bey dem Kermes hätten wir gewünscht, daß der Verf. das von Cluzel zu dessen Bereitung empfohlene Verfahren (man s. Gött. gel. Anz. Jahrg. 1810. S. 924) geprüft hätte. Da die interessante Abhandlung dieses Chemikers hier aber nicht citirt ist, so müssen wir vermuthen, daß dem Verfasser diese Arbeit noch nicht bekannt geworden ist. — Zehnte Abtheilung. Von den schwefelhaltigen Stoffen. A. Vom Schwefel-Kali. B. Vom Schwefelniederschlage. Der Meinung Thomsons, daß die Schwefelmilch ein Schwefelhydrat sey, ist hier nicht gedacht worden. Wenn übrigens diese Annahme noch keineswegs erwiesen ist, so dünkt

ste uns doch der Wahrheit näher, als die des Verf., welcher zufolge dieses Präparat bloß fein zertheilter Schwefel seyn soll. C. Vom Schwefel-Kalk. D. Vom gewasserstofften Schwefel-Ammoniak. E. Vom Schwefel-Quecksilberoxydul oder dem Quecksilbermoehr. Wie schon der Name anzeigt, ist der Verf. der Meinung, daß das Quecksilber in diesem Präparate im oxydulirten Zustande enthalten sey, und fügt diese Annahme auf die bey der Umwandlung des Quecksilbermoehrs in Zinnober statt findende Verbindung von schwefelichsaurem Gase. Auch glaubt er, daß zwischen dem durchs Reiben bereiteten Quecksilbermoehr und dem durchs Zusammenschmelzen gewonnenen kein wesentlicher Unterschied statt finde. F. Vom Schwefel-Quecksilber oder dem Zinnober. G. Vom schwefel-Spießglanzhaltigen Quecksilberoxydul oder dem Aethiops antimonialis. H. Vom Schwefel-Spießglanz. I. Vom Spießglanzschwefelkalk oder der Spießglanzleber. K. Vom Spießglanzschwefelkalk oder dem Calx antimonii cum sulphure Hoffmanni. — Fünfzehnte Abtheilung. Von den geistigen Stoffen. Hierunter begreift der Verf. den Alkohol und die Tinctura kalina. — Sechzehnte Abtheilung. Von den ätherischen Stoffen, oder von den Aetherarten, den so genannten versüßten Säuren und den Flüssigkeiten, welche Aether zur Basis haben. Von allen Abtheilungen ist diese von dem Verf. mit sichtbarer Vorliebe und am ausführlichsten und gründlichsten bearbeitet worden. Dieselbe handelt: A. Vom Schwefeläther. B. Vom Schwefelätherweingeist oder dem Liquor anodynus mineralis Hoffmanni. C. Vom phosphorhaltigen Schwefeläther. Nach des Verf. Versuchen kann 1 Unze Schwefeläther von 0,710 bis 0,712 Eigenschwere nur 5 bis 6 Gran Phosphor auflösen. Dagegen eben so viel eines gewöhnlichen reinen Aethers von 0,740 Eigenschwere nur 2 Gran Phosphor aufzunehmen vermag. Die

Auflösung des Phosphors in dem Schwefeläther gelingt, wie schon Trommsdorff angemerkt hat, am besten ohne Unterstützung der Wärme durch bloßes Schütteln. Um die Auflösung desselben übrigens zu befördern, rät er den Phosphor nach dem von Trommsdorff in dessen Pharmacopoe angegebenen Verfahren zuvörderst zu tönnen. D. Vom salzsaures Eisenoxyd enthaltenden Schwefelätherweingeist oder der Tinctura nervina Bestuscheffii. E. Vom Salpeteräther. Der Verf. welcher im Jahrgange von 1812 seines Almanachs für Scheidekünstler und Apotheker einen trefflichen Beytrag zur nähern Kenntniß dieser Aetherart geliefert hat, hält dieselbe mit Lhénard für eine binaire Verbindung der salpetrichten Säure mit Alkohol. Gibt auch der Lhénaardschen Methode diese Aetherart darzustellen, da wo es auf absolute chemische Reinheit ankommt, den Vorzug. Für den pharmaceutischen Zweck aber zieht er die zuerst von Voigt angegebene, und einige Jahre darauf auch von unserm Herrn Bergtath von Crell empfohlene Bereitungsart dieses Aethers vor, rät indessen die Verhältnisse der Ingredienzien dahin abzuändern, daß man auf 16 Unzen Salpeter 45 Unzen Alkohol und 10 Unzen Schwefelsäure anwendet. F. Vom Salpeterätherweingeist oder dem Spiritus nitri dulcis. G. Vom Essigäther. Auch dem Verf. hat es nicht gelingen wollen, durch Destillation der reinsten Essigsäure im concentrirtesten Zustande mit dem wasserfreiesten Alkohol geradezu Essigäther zu gewinnen. Er hält daher die Concurrenz der Schwefelsäure bey der Bildung des Essigäthers für unumgänglich nöthwendig. Aber noch wirksamer fand er hierzu die schweflichte Säure. Uebrigens theilt er über die Mischung dieser Aetherart die Meinung mehrerer neuern Chemiker, nach welcher dieselbe eine Verbindung von Essigsäure und Alkohol ist. Zur Darstellung des Essigäthers empfiehlt B. den Bley-

zucker, und rath auf 40 Unzen dieses Salzes 20 Unzen Alkohol und 23 Unzen Schwefelsäure zu nehmen. Diese unter den gehörigen Cautelen der Destillation unterworfen liefern 24 bis 26 Unzen Essigäther. H. Vom Essigätherweingeist oder dem Liquor anodynus vegetabilis Westendorffii. K. Vom Salzäther. L. Vom Salzöhlweingeist oder dem Spiritus falis dulcis. Hier bepläufig einiges von dem so genannten Salzöhle oder dem schweren Salzäther. — Drenzehnte Abtheilung. Von den Seifen. A. Von der medicinischen Seife. B. Von der Quecksilberseife. C. Von der Spießglanzseife oder dem Sulphur auratum antimonii laponatum. D. Von der flüssigen Spießglanzseife oder der Tinctura antimonii Jacobi, und E. von den Spießglanzhaltigen Harz- und Gummiharzseifen. — Die vierzehnte und letzte Abtheilung ist den gekochten Bleypflastern gewidmet. — Den Beschluß des Ganzen macht ein doppeltes Register über dieses Werk. Davon enthält das erstere ein vollständiges Sachregister, und das zweyte ein ebenfalls vollständiges Register über die in dem Buche citirten Autoren.

Gern hätten wir aus diesem trefflichen Werke noch manches von den vielen Verbesserungen mitgetheilt, welche in Betreff der Darstellungsmethoden der meisten darin abgehandelten Substanzen von dem Verf. gemacht worden sind, nebst seinen Urtheilen über die Angaben seiner Vorgänger, aber der enge Raum dieser Blätter gestattet dieses nicht. Wir müssen uns daher in dieser Hinsicht bloß darauf beschränken, zu versichern, daß die von dem Verf. angegebenen Methoden, so weit wir bis jetzt Gelegenheit gehabt haben sie zu prüfen, durchgehends nicht nur practisch brauchbar sind, sondern in Absicht der Güte und Menge der zu gewinnenden Präparate auch den Vorschriften unserer bessern Dispensatorien vorgezogen zu werden verdienen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 4. Julius 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 21. May hielt Herr Hofr. Heeren die Vorlesung: De fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi, commentatio altera; duces ex Macedonica aetate et Artaxerxem continens. Die erste Abhandlung (s. Gott. gel. Anz. 1810. St. 202.) umfaßte bekanntlich die Griechen vor den Macedonischen Zeiten; diese zweite beendigt die Untersuchung über die Quellen der Griechen; die beiden noch rückständigen werden den Römischen Heerführern gewidmet seyn. In der gegenwärtigen behandelt der Verf. zuerst Alexander, Eumenes und Pyrrhus. Dann die Peloponneser: Aratus, Philopoemen, Agis und Cleomenes; hierauf die Athenenser Demosthenes und Phocion; und endlich den Aristarces. Daß diese Zusammenstellung ihren Grund darin habe, weil von Plutarch bey jeder der erwähnten Classen wenigstens zum Theil dieselben Quellen genutzt werden mußten, wird man leicht einsehen. Der Verf. erleichterte sich also dadurch die Untersuchung; wiewohl er darum nicht minder von jeder Biographie einzeln handelt. Im voraus wieder-

R (5)

holte er die Bemerkung, daß man bey einem Schriftsteller wie Plutarch, der seine Führer nur gelegentlich und im Allgemeinen nennt; der größtentheils verlohrene Schriftsteller sich zu Führern wählt; der endlich, keineswegs bloßer Compilator, so viel von seinem Eigenen hinzuthut, und Alles mit seinem Raisonnement durchwebt, keineswegs es erwarten dürfe, daß der Forscher seiner Quellen, Schritt vor Schritt ihm folgend, Alle im Einzelnen nachweisen könne; sondern daß man sich begnügen müsse, bey jeder Biographie die Hauptquellen anzugeben; und durch ihre Würdigung den Schriftsteller selber zu würdigen. Leicht kann es seyn, daß durch Auffindung einzelner Notizen man im Einzelnen weiter kommt, wie der Verf. Diejenigen aber, die im Allgemeinen ihre Forderungen höher spannen wollen, mögen es einmahl bey einer einzelnen Biographie versuchen, wie weit hier vorzudringen steht. I. Alexander. Ueber keinen war so viel geschrieben; und so ist es nicht zu verwundern, wenn Plutarch hier so viele Schriftsteller genutzt hat. Es ist das eigenthümliche Verdienst Plutarchs, daß er des Königs Jugendgeschichte ausführlicher behandelt; und von seiner Erziehung und Bildung spricht. Man könnte vermuthen, diese Nachrichten seyen aus der Schrift genommen, welche dem Aristoteles über seinen Zögling beigelegt wird. Allein der Verf. zeigt, daß das ganze Daseyn dieser Schrift auf so ungewissen Zeugnissen beruht, daß es mehr als zweifelhaft wird. Plutarch erwähnt ihrer so wenig, als irgend ein anderer glaubwürdiger Schriftsteller. Dagegen las Plutarch die Briefe Alexanders, von denen eine Sammlung vorhanden war, woraus er uns Mehreres erhalten hat. Waren diese Briefe sämmtlich echt, (am ersten möchte man gerade bey dem an Aristoteles zweifeln,) so erhellt daraus, daß der König ein sehr fleißiger Brieffschreiber war; und nicht bloß mit seinen Freunden in Macedonien,

sondern auch mit seinen Begleitern, sobald sie abwesend waren, einen engen Briefwechsel unterhielt; wodurch er ihnen von allen sowohl öffentlichen als Privatvorfällen genaue Nachricht gab. Zu diesen kamen die königlichen Tagblätter (Ephemerides), Plutarch hat sie weniger benutzt, als man erwarten möchte: sie scheinen aber auch nur Privatvorfälle, welche die Person des Königs, und seine täglichen Beschäftigungen angingen, enthalten zu haben. Der Verf. gründet darauf die Vermuthung, daß sie eine Nachahmung oder Fortsetzung der Persischen Annalen gewesen seyn; welche auch vorzugsweise eine Geschichte des Hofes und des Königes waren. Von Schriftstellern die er genutzt hatte, führt Plutarch selber folgende an: Aristobul, Onesicritus, Nearchus, Eltarchus, Callisthenes, sämtlich Zeitgenossen nicht nur, sondern auch Begleiter Alexanders; ferner: Polycritus, Philipp von Chalcis, Chares, Philo von Theben; dann Anticlidus, Antigenes, Hermippus, Duris, Sotion, Aristoxenus und Eratosthenes, von denen einzeln, jedoch mit Beziehung auf das, was bereits St. Croix gesagt hat, gehandelt wird. Man sieht daß Plutarch gern Zeitgenossen und Begleiter des Königes benutzte. Aber aus Plutarchs Biographie geht auch hervor, daß gerade durch sie die meisten Unwahrheiten verbreitet sind. Im Allgemeinen gebührt Plutarch das Lob, daß er ihre Berichte fleißig verglich; und dadurch dasjenige auszumitteln suchte, was als unwahr und fabelhaft verworfen werden mußte:

II. Lumenes. Plutarch hat von seiner Biographie gar keine Quelle genannt; denn Duris wird nur einmal angeführt, um ihn zu widerlegen. Der Verf. nahm daher seine Zuflucht zu der Vergleichung mit Diodor; und hier zeigte sich bald, daß beide denselben Hauptführer gefolgt seyn; nämlich dem Hieronymus von Cardia, dem Geschichtschreiber

der Nachfolger Alexanders; und dem persönlichen Freunde des Eumenes. Dazu kamen aber noch die Briefe des Eumenes; von denen, wie von Alexanders Briefen, eine Sammlung vorhanden gewesen seyn muß. III. Pyrrhus. Auch hier bleibt Hieronymus Hauptquelle; den Plutarch auch mehrmals ausdrücklich citirt. Er hatte außerdem einen besondern Grund, ihm hier zu folgen. Er bemerkt nämlich selber, daß Hieronymus die königlichen Annalen benutzt habe, welche Pyrrhus, ohne Zweifel in Nachahmung Alexanders, von seinen Unternehmungen führen ließ. Indes blieb Hieronymus darum keinesweges sein einziger Führer. Die Geschichte des Pyrrhus mußte von vielen Schriftstellern berührt werden; da sie nicht bloß in die Griechische und Macedonische, sondern auch in die Römische und Sicilianische verflochten war. Daß er viele genutzt habe, bemerkt Plutarch selber; und erwähnt unter diesen namentlich den Dionys von Halicarnass, und außerdem den Philochorus. IV. Demetrius Poliorcetes. Man mag hier im voraus im Ganzen dieselben Quellen erwarten. Daß er viele genutzt habe, bemerkt Plutarch auch hier selber; aber ohne eine zu nennen. Auch hier mußte die Vergleichung mit Diodor aushelfen; und es zeigte sich bald, daß beide ungefähr dieselben Schriftsteller genutzt hatten. Bei Diodor steht aber Hieronymus von Cardia oben an; und daß auch Plutarch ihm gefolgt sey, wird man, um so weniger bezweifeln wollen, da Plutarch selber bemerkt, daß Hieronymus ein Freund des Demetrius gewesen sey. Die andern, wie ein Philochorus, Duris u. s. w. lassen sich nur mit Wahrscheinlichkeit errathen. Namentlich angeführt wird noch ein gewisser Lynceus, ein Bruder des Duris, der, wie wir aus Athenäus wissen, die Mahlzeiten des Schwelgers Demetrius beschrieben hatte; denn auch das Macedonische Zeitalter

hatte — wenn auch keinen Almanach des Gourmands, doch Gourmands die Schriftsteller in ihrer Kunst waren. — Nun folgen die Peloponneser. V. Aratus. Die Hauptquelle ist hier nicht zweifelhaft. Aratus war selber Schriftsteller; und wir kennen den hohen Werth seiner Commentarien aus Polybius; der sein Werk da anfing, wo Aratus endet. Aratus war der Geschichtschreiber seiner Zeit; und größtentheils seiner eigenen Thaten; und war sein Werk gleich nach Plutarchs Urtheil nicht sehr elegant geschrieben, so gab es dafür durch die Wahrheit der Erzählung vollständigen Erfag. Sehr wahrscheinlich sind von Plutarch ganze Stellen des Aratus beynabe wörtlich aufgenommen; auch wo er ihn nicht ausdrücklich nennt. Denn der Verf. zeigt, daß mehreres erzählt wird, das außer Aratus selber Niemand wissen konnte. Doch nutzte Plutarch daneben den Polybius in seinen beiden ersten Büchern. Ferner den öfter erwähnten Phylarch; dann die Argolica des Dinius; und endlich die Schrift des Polemon über die Kunstwerke in Sicyon. Vielleicht auch noch mehrere von ihm nicht erwähnte Schriften. VI. Agis und Cleomenes. Je mehr Plutarch hier fast der einzige Schriftsteller ist, desto interessanter muß die Untersuchung über seine Quelle werden. Der Verf. zweifelt nicht, daß im Leben des Agis auch hier die Commentare des Aratus die Hauptquellen sind; die einmahl im Agis, mehrmal im Cleomenes erwähnt werden. Vorzüglich ist daraus alles, was auf die Streitigkeiten und Kriege der Achäer und Spartaner Bezug hat, geschöpft; die von Aratus ausführlich erzählt waren. Mit dem Aratus aber verglich Plutarch den Baton von Sinope; der eine eigne Schrift über Agis, und zwar unabhängig von Aratus, geschrieben hatte. Zu diesen kam wiederum Phylarch; aus dem höchst wahrscheinlich die Geschichte des tragischen Untergangs des Agis, (denn

in solchen Schilderungen gefiel sich dieser Schriftsteller) entlehnt ist. Eine, von Plutarchs Bericht gänzlich abweichende, Erzählung von dem Untergange des Agis, findet sich bey Pausanias L. VIII. der zu Folge er in einem Treffen gegen die Arcadier gefallen seyn soll; ein Widerspruch, den schon Herr Manso Geschichte von Sparta III, 2. S. 123 nicht zu heben wußte. Allerdings kann nur Einer Recht haben; und wir kennen die Autorität nicht, auf die sich Pausanias Aussage stützt. Wenn, wie kaum zu zweifeln steht, Plutarch dem Phylarch folgte; so scheint es um die Richtigkeit dieser schönen Erzählung etwas mißlich zu stehen; in der eine, durch die Phantasie des Geschichtschreibers ausgeschmückte, Volkssage kaum zu verkennen scheint. Im Cleomenes hat Plutarch im Ganzen dieselbe Quelle genutzt; nämlich außer dem Aratus und Polybius, vor allen den Phylarch. Doch folgte Plutarch diesem letztern mit Vorstär, denn er selber tadelt ihn wegen seiner Parteilichkeit für den Cleomenes. Außer dem benutzte er den Sphärus aus Olbia; der, lange selber in Sparta gegenwärtig, ein Werk über die Spartanische Verfassung geschrieben hatte. VII. Philopömen. Aratus und Phylarch konnten hier nicht mehr genutzt werden, da ihre Schriften Philopömens Geschichte nicht mehr enthielten. Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann finden sich auch bey Pausanias; und die angestellte Vergleichung lehrt so fort, daß beide aus Einer Quelle schöpften. Diese Quelle, wenn gleich Plutarch sie nicht genau bezeichnet hat, läßt sich dennoch mit Sicherheit nachweisen. Er beruft sich öfter auf Polybius; indess kommt doch Manches vor, von dem es kaum wahr-scheinlich ist, daß es in dem großen Werke des Polybius an seinem Platz gewesen wäre. Aber unter den Bruchstücken aus dem zehnten Buch dieses Geschichtschreibers, hat sich glücklicher Weise die Notiz

erhalten, daß Polybius selber ein Leben des Philopömen, seines Landsmanns, (beide aus Megalopolis in Arcadien) geschrieben hatte; und neben der Notiz zugleich Nachrichten über dessen Inhalt. Die Vergleichung dieses Bruchstücks mit Plutarch läßt keinen Zweifel übrig, daß es dieses Leben des Philopömen von Polybius war, das Plutarch vor Augen hatte: und den Freunden der alten Litteratur wird es gewiß ein angenehmer Gedanke seyn, daß diese Schrift des großen Geschichtschreibers sich in Plutarchs Biographie, wenn auch nicht den Worten, doch gewiß der Sache nach, größtentheils erhalten hat; so jedoch daß Plutarch daneben auch andere Schriftsteller, namentlich die Laconica des Aristocrates, verglich. — Auf diese Peloponneser läßt der Verf. die beiden Athenienser folgen: VIII. Demosthenes. Viel war über Demosthenes Leben geschrieben; und das meiste hatte Plutarch vor sich; und außer den Schriften noch mancherley mündliche Erzählungen. Unter den Schriftstellern steht oben an Theopomp, in den Philippicis. Der Verf. beruft sich, was das Werk betrifft, auf das was er in seinen frühern Abhandlungen de fontibus et auctoritate Justini darüber gesagt hat; er macht hier nur bemerkllich, was Plutarch hier daraus geschöpft habe. Nach ihm Hermippus, der ein eigenes Buch über den Demosthenes geschrieben zu haben scheint, so wie er über den Gorgias, Isocrates und andere geschrieben hatte. Ferner Eratosthenes und Demetrius Phalereus. Der letztere ist besonders wichtig; da er noch persönlicher Bekannter des Demosthenes war. Von ihm muß man unterscheiden den Demetrius aus Magnesia, der in seinem Werk: von gleichnamigen Schriftstellern von Demosthenes gehandelt hatte. Duris und Idomeus, und Aristobulus aus Cassandria, hatten in ihrer

Geschichte von Demosthenes manches aufbewahrt. So auch Marinas in seinen Macedonicis. Vorzüglich war der Tod des Demosthenes von vielen erzählt. Zu diesen gehört auch Demochares, ein Verwandter des Redners, entweder in seinem großen historischen Werk, oder auch in einer eignen Schrift. Gewiß hat Plutarch ihn benützt. IX. Phocion. Bloß Duris und Idomeneus werden als Quellen genannt; aber das Leben des Phocion ist besonders reich an Anekdoten. Es gab in dem Macedonischen Zeitalter der Anekdotenschreiber mehrere; dieß lag im Geist der Zeit. Offenbar hat Plutarch einen von jenen benützt; aber wer es gewesen seyn mag, ist ungewiß. X. Die Abhandlung schließt mit Artaxerxes Mnemon; dem einzigen Perser, dessen Biographie Plutarch entwarf, die in mehreren Rücksichten wichtig ist. Die Hauptführer denen er folgte, waren ohne Widerrede Dinon und Ctesias in ihren Persicis; die er selber oft erwähnt. Was den letztern betrifft, so muß man, um seine Glaubwürdigkeit zu bestimmen, seine Persica und Indica unterscheiden; diese sind nur eine Sammlung umhergehender Sagen von den Indischen Wunderdingen; die Persica enthalten keine Fabeln, wenn sie auch möglicherweise Irrthümer enthalten; sie sind das, wofür Ctesias selber sie gibt, Auszüge aus den Persischen Reichsannalen. Dinon, der Vater von Clitarch, dem Begleiter und Geschichtschreiber Alexanders, hatte ein dickes Werk über die Persische Geschichte geschrieben. Außerdem hatte Plutarch auch andere Schriftsteller über Persische Geschichte benützt, unter ihnen namentlich den Heraclides von Cuma, der in seinen Persicis besonders das Hofleben der Persischen Herrscher beschrieben zu haben scheint.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1814.

München.

Auf Kosten der Academie: Denkschriften der königlichen Academie der Wissenschaften zu München für die Jahre 1811 und 1812. Classe der Mathematik und Naturwissenschaften. 1812. 13 Kupfertafeln. 521 Seiten in Quart.

Den Anfang macht wie gewöhnlich eine Uebersicht der Geschichte der Academie, hier für die Jahre 1811 und 1812, auf XLVIII Seiten, denen noch das Andenken an die beiden jüngst verstorbenen Mitglieder der Academie, den Grafen Anton von Lörzing zu Seefeld, Oberhofm. Sr. Maj. des Königs von Bayern, und den Hrn. Joh. Nepom. Gottfr. v. Krenners, königl. Bayr. wirkl. Geh. Rath und Direct. der königl. Centralbibliothek auf 24 Seiten beygefügt ist. — Dem zufolge was dem vorhergehenden Bande der Denkschriften für die Jahre 1809 und 1810 S. II. vorausgeschickt wurde, sollte für das Jahr 1811 wieder ein eigener Band erscheinen und jenes Zusammenfassen zweyer Jahre nur als Ausnahme angesehen werden. Indes ward dieser neue Band so stark, und der Vollendung desselben setzten

setzten sich so mancherley Hindernisse des Drucke, der Kupferstiche und Illuminirung entgegen, daß auch dieser wieder zwey Jahre umfassen mußte. Aber für 1813 soll nun unfehlbar wieder ein eigener Band erscheinen.

Die zur allgemeinen Physik und Mathematik gehörigen Abhandlungen sind folgende. S. 237. Samuel Th. Sommering, Versuche und Beobachtungen über die Verschiedenheit der Verdunstung des Weingeistes durch Häute von Thieren und von Federharz. Versuche welche dem Physiker eben so interessant sind, als dem, welchem es bloß auf die vortheilhafteste Aufbewahrung von Präparaten, thierischen Körpern u. dergl. im Weingeist zu thun ist. Zur Vervollständigung und Vergleichung dieser Versuche schien es dem Verfasser auch erforderlich, zu untersuchen, wie sich ganz offen der Luft ausgesetzt, oder auch nur mit Papier oder Holz bedeckter Weingeist in Rücksicht seiner Verdunstung verhält. Aus einem ruhig stehenden, eine Mündung von 2 Zoll habenden offenen Glase verfliegt in einem offenen Zimmer von 30 grädigen (d. i. in 100 Theilen 40 Theile Alcohol und 60 Theile Wasser haltenden) Weingeist in Zeit von drey Monathen aller Alcohol, und überhaupt mehr als die Hälfte der ganzen Quantität. (Sommer- oder Wintermonathe werden hiebey freylich einen großen Unterschied machen. Es wäre zu wünschen, daß bey diesen und ähnlichen Versuchen irgend auf eine bestimmtere Art zugleich Rücksicht auf die Temperatur genommen worden wäre.) In einem mit gewöhnlichen Schreibpapier bedeckten Glase bleibt unter gleichen Umständen, sowohl was die Qualität als Quantität des Weingeistes betrifft, wenig mehr zurück, als in einem ganz offenen Glase. Eine Bedeckung von Lannenholtz durchfliegt 40 grädiger Weingeist gerade

so wie er ist, ohne verhältnißmäßig mehr von seinem Wasser, als von seinem Alcohol zu verlieren, oder zurückzulassen, woraus sich nützliche Anwendungen auf die Aufbewahrung des Brandweins und selbst des Weins in Fässern von Tannenholz, auf das Nachfüllen des Weins, dessen Veredlung durch das Alter ic. machen lassen. Thierische Häute z. B. Blasen von Schweinen, Rindern ic. sie mögen einfach oder mit Hausenblasen bestrichen seyn, lassen den Weingeist nicht gerade so wie er ist, durch, leichter die wässerichten Theile desselben, als den weit flüchtigern Alcohol. Eine Bedeckung von Federharz verstatet dem verdunstenden Alcohol etwas Durchgang, versperret aber die wässerichten Theile vollkommen. Diese und mehr ähnliche Erscheinungen, z. B. die Schwierigkeit, mit der die so sehr flüchtigen Naphten durch thierische Häute hindurchgehen, leitet der Verf. sehr richtig aus den Gesetzen der Verwandtschaft ab, und man wird daher überhaupt Flüssigkeiten am besten durch solche Substanzen vor dem Verdünsten sichern, gegen welche sie die wenigste Verwandtschaft haben. S. 293.

Franz Paula Schrank. Ueber die blauen Schatten, ein Gegenstand worüber schon viel von den Naturforschern discutirt worden ist. Alle hierher gehörige Meinungen lassen sich auf vier zurückbringen: 1) Die blauen Schatten sind nur eingebildet, indem wir den schwärzlichen vom gewöhnlichen Tageslichte hervorgebrachten Schatten im Gegensatz einer zugleich von dem gelben Lichte einer Flamme oder der untergehenden Sonne hervorgebrachten Helligkeit für blau halten (Grey, Rumford). 2) Die blauen Schatten entstehen aus dem Gemische eines ärmlichen weißen d. i. unzersehten Lichtes mit der dunkeln Farbe des Schattens oder Lichtmangels (Eberhard, v. Gleichen, Mazeas). 3) Sie ent-

sehen durch die zurückprellenden Strahlen der Atmosphäre, welche entweder blau gefärbt ist, oder die Eigenschaft hat, die blauen Strahlen mehr als die von andern Farben zurückzuwerfen (Mouquer, Beguelin, Monge, Melville). 4) Sie entstehen durch Biegung der an der Kante des schattenden Körpers vorbeigehenden Strahlen, von denen die blauen die brechbarsten seyn, und in den Schatten selbst hineingeworfen würden (Opoix). Der Verf. zeigt, was jede dieser Meinungen für Schwierigkeiten habe, und erklärt sich nach einigen hierüber selbst angestellten Versuchen für Nr. 4. Er sucht diese Behauptung dadurch mit zu rechtfertigen, daß sich die blaue Farbe hauptsächlich nur an den Halbschatten offenbare, und ein sehr breiter Schatten öfters nur deswegen durchaus blau erscheine, weil der Lichteindruck den der blaue Halbschatten in dem Auge gemacht habe, in den dunkeln Hauptschatten mit hineingeführt werde. Richtet man das Auge zuerst auf den wirklich farblosen Theil des Schattens, so habe man Mühe die schwache Farbe des nur zweydeutig erleuchteten Theiles (des Halbschattens) zu sehen. Betrachte man aber zuerst den farbigen Theil, so glaube man die Farbe überall wahrzunehmen, weil man sie unmerklich verfließen sehe. Um endlich das Auge für die schwachen blauen Strahlen in jenem Halbschatten empfänglich zu machen, so bedürfe es eines Zusages von unzertheiltem Lichte (vielmehr eines gewissen Contrastes) in der Nähe jenes Schattens, daher der Schatten erst blau erscheine, wenn er von gelblichem Lichte z. B. einer Kerze begrenzt werde. (Wir hätten gewünscht, daß der Verf. Versuche in einem finstern Zimmer angestellt hätte, ob Lichtstrahlen, welche an den Ranten eines Körpers vorbeifahren, und insbesondere die blauen Theile des Lichtes, durch

die Beugung wirklich so sehr aus ihrer natürlichen Richtung gebracht werden können, daß die oft so breiten blauen Schatten (oder Halbschatten wie der Verf. will) daraus erklärbar werden. Der Reg. kann sich, auch ungeachtet der Versuche des Hrn. Verf. doch immer noch nicht erwehren, der Meinung Rumfords seinen Beyfall zu ertheilen, und also dieß ganze Phänomen bloß für die Wirkung eines Contrastes zu halten. S. 313. Physisch-mathematische Abhandlung über die Bewegung des Wassers in offenen Canälen von Carl Christian Langsdorf. Nachdem der Verf. einige Bemerkungen über die von Chezy, Girard, Dubuat und Prony angegebene Formeln vorausgeschickt hat, zeigt er, wie sehr die Anwendbarkeit derselben insbesondere durch die Voraussetzung beschränkt werde, daß in denselben längs dem ganzen Canale der Querschnitt für eine unveränderliche Größe angenommen werde, und also der Abhang der Wasserfläche zugleich der Abhang der Bodenfläche sey, auch die Geschwindigkeit des Wassers nicht unter 3 Zoll und über 5 Fuß angenommen werden dürfe, wenn man in der Anwendung nicht über die Gränzen hinausgehen wolle, innerhalb denen die Beobachtungen angestellt worden. Der Zweck dieser Abhandlung geht also dahin, den bisher so sehr beschränkten Gleichungen eine allgemeinere Form zu geben, und die Aufgaben über die Bewegung des Wassers in Canälen so zu lösen, daß die Wassertiefe nicht mehr als eine unveränderliche Größe, sondern vom Anfange des Canals bis zu einem gewissen Querschnitte als ab- oder zunehmend betrachtet werden könne, also z. B. am Anfange des Canals = h , am gedachten Querschnitte = H seyn könne, die Werthe von h , H , aber aus den Bedingungen des Canals in Rücksicht seines Gefälles und anderer Umstände, z. B. ob es ein Canal mit freyem Laufe, oder mit verhiindertem vermittelst

einer Fallschüge sey, auf die naturgemäße Art sich bestimmen lassen. Die Gleichung welche der Verf. erhält, bestimmt das Verhalten zwischen den gedachten Größen h , H und den Größen M (= der in jeder Secunde durch den Querschnitt laufenden Wassermenge) b (= der mittlern Breite des Querschnitts) a (= dem absoluten Gefälle auf der Oberfläche des Wassers vom Anfange des Canals bis zum Querschnitte) s (= dem absoluten Gefälle des Bodens) und λ (= der horizontalen Länge die diesem Gefälle entspricht). Bey jedem erst noch anzulegenden Canale gibt es ein Paar Bestimmungsstücke, die nicht beide zugleich nach Belieben vorgeschrieben werden können, sondern so von einander abhängen, daß sie nicht einzeln, sondern beide zugleich aus den übrigen Stücken bestimmt werden müssen. Dahin gehören bey freyem Laufe die Größen h und H ; die H und M , oder h und M , die H und s oder h und s , u. s. w. Bey freyem Laufe können nie h und H zugleich vorgeschrieben seyn, folglich muß allemahl h oder H gesucht werden. Beym freyen Laufe sey der Werth von M allemahl ein Maximum und der von H ein Minimum, daher gehören beym freyen Laufe allemahl zwey bestimmte Werthe von M und H nöthwendig zusammen, so daß neben den übrigen Bestimmungsstücken keine dieser beiden Größen beliebig vorgeschrieben werden kann. Nach diesen Principien wendet denn der Herr Verf. die von ihm entwickelten Formeln auf eine große Menge einzelner Fälle an, und erläuterte sie durch Beispiele. S. 437. *Altitudines Massiliae, Mannheimii, Ratisbonae, Monachii, St. Andæ, Tegernsee, Peisenberg; et Montis St. Gotthardi supra libellam maris mediterranei ope barometricarum et thermometricarum observationum determinatae ab Aloys. Gelasio Karner, olim Canonico Reg. Rothenbachensi.* S. 441.

De positu basis et Retis triangulorum, impensa Regis per totam Bojoariam porrectorum ad meridianum speculae astronomicae Regiae relato azimuthis observatis, et ad calculos revocatis, nunc primum definito a *Car. Fel. Seyffer*. Ausführliches Detail aller hierher gehörigen Beobachtungen und Rechnungen. — Die Abhandlungen der übrigen Classen versparen wir auf ein anderes Blatt.

Pisa.

Lettere pittoriche sul Campo Santo di Pisa. Parte Seconda. Von S. 74 — 169. Quart. 1813. (S. diese Anzeigen vom J. 1812. St. 69. S. 681. und St. 134. S. 1336.)

Dieser zweyte, mit einigen Kupferstichen geschmückte Band, enthält verschiedne Briefe des Hrn. Giovanni Rosini an den Ritter Giovanni Gherardo de' Rossi, nebst dessen Antworten über die berühmten Malereyen und mehrere Alterthümer, welche an und auf dem Kirchhofe zu Pisa, Campo Santo genannt, sich befinden. Da von den Malereyen in unsern Blättern bereits ausführlich die Rede gewesen ist, und wir den Werth dieser Erstlinge der wiederauflebenden Kunst gewürdiget haben, so würde eine nochmalige Critik hier überflüssig seyn. Wir wenden uns daher lieber zu dem Inhalt der Briefe, von denen der Erste (S. 75 — 92) ein Gemälde des Simone Memmi beschreibt, welches die Himmelfahrt der Maria darstellt, und auch in einem kleinen Kupferstiche abgebildet worden ist. Hierauf folgen Nachrichten von den drey großen Gemälden desselben Meisters, deren Inhalt aus der Legende des heiligen Kanieri entlehnt ist, bey welcher Gelegenheit Vasari und Lanzi mit vielem Scharfsinn berichtet werden. Mehrere andere Scenen aus der Legende des heil. Kanieri sind Arbeiten des Antonio Veneziano. In der Antwort des Hrn. de' Rossi

Aber diese Gemälde wird auch (S. 93) eines schönen dort befindlichen Sarcophags gedacht. Man sieht an demselben die Liebchaft der Diana und des Endymion, und den Merkur, wie er mit dem Stabe des Morpheus der Göttinn den Schlummer des schönen Hirten zusichert. An den beiden Seiten des Sarcophags erscheinen die Genien des Todes, mit umgekehrten, erlöschenden Fackeln, wie die Alten sie stets dargestellt haben; dagegen der Eigendünkel und die Ignoranz manches modernen Aristen die Grabmäler mit gerade aufstrebenden Fackeln verunstaltet. In dem zweiten Briefe (von S. 105) ist die Rede von den Bildern des Spinello, der einige Thaten des heiligen Ephesus vorgestellt hat. Von den Arbeiten des Giotto aber, der seine Scenen aus der Geschichte Hiob's wählte, ist der größte Theil verloren gegangen. In der Antwort auf diesen Brief (S. 123) werden einige Behauptungen in Zweifel gezogen; der Faden aber wird in dem zweiten und dritten Brief wieder aufgenommen. Am Ende des letztern (S. 138) befindet sich eine merkwürdige Beschreibung eines antiken Sarcophags, verziert mit der Jagd des Calydonischen Ebers, der zu den wichtigsten Monumenten gehört, und oft copirt worden ist. Der dritte Brief beschäftigt sich mit den Producten des Benozzo Gozzoli, dessen vorzügliche Malereyen am Kirchof ihm einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Recensent hat von ihm in diesen Anzeigen am oben a. D. St. 69. S. 684 ff. gehandelt. Am Ende dieses Briefes wird uns der Hingang des Cardinals Despuig gemeldet, der im verstorbenen Jahre das Irdische verließ, einer der eifrigsten Liebhaber und Beschützer der zeichnenden Künste war, und durch seinen Eifer das meiste zur Vollendung des großen Werks über den Campo Santo beygetragen hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 9. Julius 1814.

Göttingen.

Commentationes Societatis Regiae scientiarum
Gottingensis recentiores. Vol. II. ad a. 1811-13.
Bey Heinrich Dieterich 1813. gr. Quart. 3 Alphab.
2 Bogen mit 11 Kupfertafeln.

Die Einrichtung dieser vor drey Jahren begon-
nenen neuen Sammlung, die auf die drey vorher-
gegangenen, zusammen von 28 Bänden (nämlich
Commentarii Vol. I-IV, novi Commentarii Vol.
I-VIII. und Commentationes Vol. I-XVI.)
folgt, ist schon bey Erscheinung des ersten Bandes
in diesen Blättern angezeigt. — Den Anfang dieses
zweyten macht eine Vorrede des Hofr. Blumen-
bach's (dem nun von dem Königlich-Churfürstlichen
Universitäts-Curatorium das bey der Societät der
Wissenschaften durch das Ableben des verewigten
Geheimen Justizraths Heyne erledigte Secretariat
wiederum übertragen worden); worin wie gewöhn-
lich die Arbeiten der Königl. Gesellschaft, die
Veränderungen die seit Erscheinung des letztern
Bandes bey derselben vorgefallen, die aufgegebenen
beiderley Preisfragen und deren Erfolg, einge-
M (5)

sandte Beiträge u. dergl. m. erzählt werden. Und da unser Hochverdienter Heyne bey der Jahresfeyer am 9. November 1811 — der letzten der er benge- wohnt — selbst noch die Uebersicht der Vorfälle des vorhergehenden Jahrs in der Versammlung vorge- legt hatte, so ist dieser sein Jahrsbericht, als seine letzte Arbeit dieser Art aus seiner Handschrift in der Vorrede abgedruckt.

Von den Abhandlungen und Gedächtnisreden welche dieser Band enthält, ist jedesmahl zu ihrer Zeit in unsern Anzeigen Nachricht ertheilt, auf welche folglich hier bloß verwiesen zu werden braucht.

Commentationes physicae: I. *Blumenbach*, de anomalis et vitiosis quibusdam nifus formativi aberrationibus (gel. Anz. 1812. S. 1289). II. *Osjander*, nova methodus instituenti vivente foemina ventris gravidi incisionem, ab ipso inventa et bis peracta, adjectis observationibus huc-facientibus (ebendaf. S. 1961). III. *Hausmann*, de relatione inter corporum naturalium anorganicorum indoles chemicas atque externas (gel. Anz. 1813. S. 705). IV. *Stromeyer*, de arragonite ejusque differentia a spatho calcareo rhomboidali chemica (ebendaf. S. 1569). V. *Schrader*, monographiae generis verbasci S. I. (ebendaf. S. 1769). Eingefandt waren *Curt. Sprengel* in umbelliferarum genera quaedam animadversiones (ebendaf. S. 313). Den Schluß dieser Abtheilung macht Memoria Aug. Gottl. Richter, auctore *Blumenbach* (gel. Anz. 1812. S. 1833).

Commentationes mathematicae: I. *Gauß*, disquisitiones generales circa seriem infinitam &c. P. I. (gel. Anz. 1812. S. 233). II. *Mayer*, de polaritate luminis (ebendaf. S. 1977). III. *Gauß*, theoria attractionis corporum sphaeroidicorum ellipticorum homogeneorum methodo nova tractata

(*gel. Anz.* 1813. S. 545). IV. *Ejusdem* observationes cometæ secundi a. 1813, in observatorio Gottingensi factæ, adjectis nonnullis adnotationibus circa calculum orbitarum parabolicarum (*ebendaf.* S. 2010). Eingefandt war *Jo. Conr. Schaubach* commentatio de Indorum modo loca et motus planetarum definiendi (*ebendaf.* S. 345).

Commentationes historicae: I. *Tychsen*, de numis veterum Persarum commentatio tertia, qua regum Sassanidarum numi secundum ectypa Mionneti, et argenteos aureumque Gothanos et Gottingenses illustrantur (*gel. Anz.* 1812. S. 137). II. *Sartorius*, de occupatione et divisione agrorum Romanorum per barbaros Germanicæ stirpis inde a Saec. V. p. C. n. facta. Commentatio prima (*ebendaf.* S. 257).

Commentationes philologicae: I. *Heyne*, urbis Alexandriae et Aegypti res et vicissitudines sub imperatoribus Romanis ad tempora sua revocatae (*gel. Anz.* 1811. S. 1857). II. *Eichhorn*, de Judaeorum re scenica (*ebendaf.* S. 1121). III. *Bouterwek*, de primis philosophorum Graecorum decretis physicis (*gel. Anz.* 1812. S. 97). IV. *Eichhorn*, de gemmis sculptis Hebraeorum (*ebendaf.* 1812. S. 985). V. *Bouterwek*, de justitia fabulosa, ad rationem tragoediarum Graecarum philosophicam atque politicam pertinente (*gel. Anz.* 1813. S. 1169). Und zum Schluß dieser Abtheilung Memoria Chr. Gottf. Heyne, auctore *Heeren* (*gel. Anz.* 1812. S. 1835).

Am Rhein. April 1814.

Beiträge zur Zeitgeschichte. I. 19 Seiten in Quart. Als Verfasser unterschreibt sich am Ende der Nassau-Oranische Minister, Freyherr v. Gagern.

Die großen Ereignisse des letzten Jahrs liegen zwar, so weit sie auf den Schlachtfeldern vorgingen, ziemlich offen vor uns dar; über das was in den Cabineten geschah, ist noch ein dichter Schleier verbreitet. Daß dieser möglichst gehoben wird, ist nicht bloß der Wunsch der Neugierigen; es ist das allgemeine Interesse der Deutschen Nation; nicht bloß für das jetzige, sondern auch für die kommenden Geschlechter. Wie die hochherzigen Männer, welche die große Umwälzung vorbereiteten, sich näherten, sich verstanden, wie sie wirkten, — dieß muß auch die Nachwelt wissen, damit künftige Staatsmänner hier ihre Muster finden. Denn nicht laut genug kann es gesagt, nicht zu oft wiederholt werden, daß der Sieg der guten Sache nur dadurch möglich ward, daß jene höhere, nicht auf Pfiffe und Ränke gestützte, nicht auf plattem Egoismus beruhende, Politik in den Cabinetten die Oberhand behielt; daß die Herrscher und die Männer, denen sie ihr Vertrauen schenkten, redliche Männer waren. Daß das Verderben der Cabinets-Politik den Fall des Europäischen Staatensystems herbeiführte, ist erwiesen; nur eine Veredlung von dieser mag es wieder aufrecht erhalten. Wie aber jene großen Dinge vorbereitet worden, — wer mag es uns melden als die Männer selbst, die es thaten? Es mag seyn, daß nicht Alles sogleich gesagt werden kann; aber die edelste Politik hat die wenigste Geheimnisse. In der gegenwärtigen Schrift tritt Einer aus jenem engern Kreise hervor, der das: quorum ipse pars sui, mit Recht von sich sagen kann; der mit den mehrsten der leitenden Männer von London bis Wien, als Freund und Unterhändler zusammenhing. "Es war keine andere Abrede, Conspiration oder Vortirung, als der Einklang starker Seelen."

Als Norddeutschland fiel, verließ H. v. G. Alles, um nach Wien zu eilen. Bayern mit Oestreich zu versöhnen; Oestreich gegen Ersatz Tyrol wieder zu geben, — ohne das Oestreich, mit dem Bayern nicht sicher steht, — war der Hauptgedanke. Wie der Aufstand in Tyrol vorbereitet war, wie der Verf. darüber bewogen wurde Wien zu verlassen; aber vorher seine Rechtfertigung, die hier eingebracht steht, dem Kaiser übergab, wird man hier finden. Jedoch auch aus Wien entfernt, hörte er nicht auf für Deutschland zu wirken; zu Oestreichs, zu Bayerns Beytritt trug er wesentlich bey; als naher Verwandter von Graf Wrede hatte er schon lange vorher in dessen Seele gelesen; selbst Talleyrand hatte ihm schon früher gestanden: nur bey den Bourbons sey Rettung. Hauptsächlich waren jedoch seine Blicke auf Deutschlands Zukunft gerichtet; bekannt mit einem v. Stein und Metternich entwarf er acht Punkte, die als Grundlage angesehen werden sollten. Sie wurden nicht bloß dem Fürsten Metternich gegeben, sondern auch durch den Grafen Wallmoden an den Minister v. Stein gesandt; "und der Verfasser mußte bald darüber commentiren." Es sind folgende: 1. Deutschlands Unzertrennlichkeit; (gewiß nicht bloß im geographischen sondern auch politischen Sinn). 2. Die Kaiserkrone auf dem Haupte des Kaisers Franz. 3. Ein Wahlreich zwar; aber ein vollständigeres und gerechteres Wahlsystem in Absicht der Wahlfürsten, und der gesammten Völkerschaften. 4. Eine gemäßigte aber minder einschränkende Capitulation. 5. Bessere Einrichtung und Aufsicht auf des Reichs Wehranstalt. 6. Justiz und Reichsgerichte. 7. Freyer Handel und Wandel, freyer Dienst und Auswanderung. 8. Die Herstellung des Aristocratischen Theils der Kirche in einem

gewissen Verhältniß. Gehen diese Punkte nicht bloß auf dem Papier, sondern in der Wirklichkeit in Erfüllung, was bliebe Deutschland, als allgemeiner Staatskörper betrachtet, groß zu wünschen übrig? Zu welchen Hoffnungen aber berechtigen nicht die Gestimmungen der Männer, die man aus mehreren einzelnen Zügen in dieser Schrift kennen lernt? ein v. Stein, Metternich, Münster u. a. Mehr aus denselben anzuzeigen wäre überflüssig; da sie bald in Aller Händen seyn wird. Das erfreulichste ist, daß die auf dem Titel gesetzte erste Nummer uns noch eine, hoffentlich lange, Fortsetzung erwarten läßt.

Frankfurt am Main.

Ben Hermann: Jahrbuch der Staatsarzneykunde, herausgegeben von Dr. Johann Heinrich Kopp, Großherzoglich-Frankfurtischem Medicinalrath. Sechster Jahrgang; mit Kausch's Bildniß und einem colorirten Kupfer. 1813. 503 Seiten in Octav.

Dieser Jahrgang hat in der Anordnung der Materialien einige Veränderungen erlitten. Der Herausgeber läßt die gesammte Staatsarzneykunde in drey Zweige zerfallen, in die Medicinalordnung, medicinische Polizen, und gerichtliche Medicin. Der Inhalt ist kurz folgender: Der Freyherr v. Wedel's Kind setzt die im vorigen Jahrgange abgebrochene Abhandlung; Ideen zur Polizen der Heilkunde, fort. — Ein Nachtrag zur Abhandlung über die Französische Medicinalverfassung, der mehrere Gesetze und Decrete enthält vom Medicinalrath Kopp — über die gymnastischen Uebungen, ein gut geschriebener Aufsatz vom Hofr. Wurzer — eine wohlge-

rathene Abbildung des Milzbrand-Karbunkels in seinen verschiedenen Stadien am Menschen vom Medicinalrath Kopp. Die Abhandlung über diesen Gegenstand ist schon im fünften Bande dieses Jahrbuchs geliefert worden. — Beobachtung der Masern der Schafe, und Erfolg ihrer Einimpfung vom Prof. Rys. — Bemerkungen über die ältern und neuern Eintheilungen der Verletzungen nach ihrer Lethalität vom Prof. Henke. Er prüft nach vorausgeschickten historischen Notizen mit Scharfsinn die verschiedenen neulich vorgeschlagenen Eintheilungen der lethalen Verletzungen, und sucht die Quellen auf, aus welchen die Mißverständnisse sowohl unter den gerichtlichen Aerzten an sich, als auch mit den Criminalisten, geflossen sind. Die Quellen sind folgende: die erste besteht darin, daß sehr viele Aerzte unrichtige Vorstellungen über das Verhältniß der gerichtlichen Medicin zum Criminalrecht überhaupt haben, ferner über ihre eigene Competenz, über das, was bey den Untersuchungen über die Lethalität der Verletzungen der Richter eigentlich zu wissen verlangt, und was ihm zu wissen nöthig ist, über das, was der Arzt in solchen Fällen allein zu beurtheilen hat, und was dem Urtheil des Richters allein vorbehalten bleiben muß. Die zweyte Quelle ist das Verkennen und Uebersehen des wesentlichen Unterschiedes zwischen dem Standpuncte der Chirurgie und der gerichtlichen Medicin. Der Wundarzt bestimmt die Lethalität der Verletzungen bloß im Allgemeinen. Der gerichtliche Arzt muß sie aber in einem speciell gegebenen Falle bestimmen. Der Criminalist will nicht nach den Regeln der Chirurgie wissen, ob eine Verletzung tödtlich zu seyn pflege, sondern ob in einem vorliegenden Falle an einem bestimmten Individuum die Verletzung den

Tod bewirkt habe, und habe bewirken müssen. Die dritte Quelle ist der schwankende und unrichtige Sprachgebrauch in den ärztlichen Terminologien, und die vierte, die falschen Grundsätze der ältern Criminalisten. Der Verfasser zeigt ferner, daß wenn man die Brauchbarkeit der bisher aufgestellten Eintheilungen über die Tödtlichkeit der Verletzungen beurtheilen wolle, man sie aus dem Gesichtspuncte prüfen müsse, in wie fern sie die Bestimmung des objectiven Thatbestandes der Tödtung, und die Bezeichnung der Art des Zusammenhanges zwischen der Verletzung und dem Tode klar an den Tag legen. Es werden nun die Classificationen von Mezger, Eschenbach, Ploucquet, Kausch, Wildberg, und Liegou nach jener Ansicht beurtheilt. Aus dieser Untersuchung geht hervor, daß eine Reform in der Lehre von den lethalen Verletzungen höchst nöthig sey. — Geschichte einer höchst wahrscheinlich blödsinnigen Einfalt bey einem sechszehnjährigen jungen Menschen, mit einer unüberwindlichen Neigung zu Neckereien, die zuletzt in Brandstiftung ausarteten; vom Medicinalrath Widmann. — Beiträge zur Entdeckung des Arseniks in gerichtlich chemischer Hinsicht vom Apotheker Gärtner. Er zeigt, daß die Anwendung des Kaltwassers als Reagens auf Arsenik nur bey solchen Flüssigkeiten statt findet, von welchen durch Versuche dargethan ist, daß sie kein Kochsalz enthalten; und daß das Schwefelwasserstoffgas das empfindlichste Prüfungsmittel auf Arsenik sey. — Zuletzt folgt eine Uebersicht der Fortschritte, Veränderungen und Entdeckungen in der Staatsarzneykunde im Jahre 1812, so wie überhaupt alles dessen, was für diese Wissenschaft im erwähnten Jahre geschehen ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 9. Julius 1814.

Stockholm.

Försök, att genom Användandet af den elektrokemiska Theorien och de kemiska Proportionerna, grundläggga ett rent vetenskapligt System för Mineralogien, af *J. Jacob Berzelius*, M. D. Chemiae Prof. etc. 1814. 103 S. in Octav.

Wir eilen unsere Leser mit einer Schrift bekannt zu machen, welche die Aufmerksamkeit der Mineralogen und Chemiker in gleich hohem Grade verdient, und deren Werth allein schon durch den Namen des Verfassers verbürgt wird. Wir wollen zuerst eine treue Darstellung der Ideen zu entwerfen suchen, welche dieser Schrift zum Grunde liegen; daran eine gedrängte Uebersicht des Inhaltes knüpfen, und zuletzt mit Offenheit unsere Meinung über die Ansichten mittheilen, denen Herr Berzelius bey seiner interessanten Arbeit gefolgt ist.

Der Verfasser vorliegender Schrift hat bekanntlich seinen großen Verdiensten um die verschiedensten Zweige der Chemie die Krone aufgesetzt, durch seine merkwürdigen Untersuchungen über die bestimmten Proportionen, in denen die Bestandtheile

der unorganisirten Naturkörper vereinigt sind. Die Entdeckung der hierbey ganz durchgreifend zum Grunde liegenden, einfachen und unwandelbaren Gesetze, verspricht der Chemie einen Grad von Wissenschaftlichkeit zu geben, welcher ihr bisher fremd war. Die unendlich mannigfaltigen Mischungen, welche bisher einzeln da standen, erscheinen nun in einer nothwendigen Verknüpfung, und das Band, welches sie alle vereinigt, stellt sich in einer einzigen Naturkraft dar. Die Gesetze denen die Mischungen gehorchen, sind einer mathematischen Bestimmung fähig, wodurch zugleich dem Chemiker eine rechnende Controlle für seine Arbeiten dargeboten wird, die derselbe ebenfalls bisher entbehrte. Die Lehre von den festen Proportionen in den Mischungen der unorganisirten Naturkörper, wird aber nicht allein die Chemie auf einen ungleich höheren, wissenschaftlichen Standpunct heben, sondern denselben Einfluß auch auf die Mineralogie äußern können, welche nur dann wahrer Fortschritte sich zu erfreuen hat, wenn sie mit der Vervollkommnung der Chemie gleichen Schritt hält.

Der große Eifer für die Erweiterung der Naturwissenschaften, welcher Herrn Berzelius befehl, hat ihn die völlige Befestigung und Ausbildung seiner neuen Lehre nicht erwarten lassen, um derselben so früh als möglich auch auf die Mineralogie eine vortheilhafte Einwirkung zu verschaffen. In der vorliegenden Schrift theilt er einen Entwurf mit, wie durch Anwendung der electrochemischen Theorie und der festen chemischen Proportionen, ein, nach seiner Meinung, rein wissenschaftliches Mineralsystem begründet werden könne. Daß er die Mineralogie hier aus einem rein chemischen, nicht aus einem naturhistorischen Gesichtspuncte auffaßt, wird das Folgende deutlich ergeben. Ber-

zelius tritt also in dieser Hinsicht in die Fußstapfen seines berühmten Landsmannes Bergman, der in seiner *Sciagraphia regni mineralis secundum principia proxima digesti*, drey Decennien früher, auch ein rein chemisches Mineralsystem zu begründen sich bemühte. Aber Welch' ein Abstand zwischen dem Zustande der Wissenschaft in damaliger Zeit und in der jetzigen! Welche Chemiker werden in der Geschichte ihrer Wissenschaft stets als Heroen glänzen; aber wie verschieden die Standpunkte, von welchen ihre Verdienste strahlen! Man schwindelt bey dem Ueberblicke der Fortschritte, den die Chemie seit Bergman gemacht hat; erhält übrigens durch die Vergleichung der vorliegenden Berzelius'schen Schrift mit jener Bergman'schen einen correspondirenden Maßstab derselben, in sofern sie auf die Mineralogie von Einfluß seyn können. —

Herr Berzelius meint, daß man die Mineralogie, aus einem wissenschaftlichen Gesichtspuncte, nur für einen Theil oder einen Anhang der Chemie betrachten könne; und daß, wenn uns die Chemie, als ein wissenschaftliches Ganzes, die Kenntniß der Elemente, der Verbindungen welche dieselben eingehen und der Formen, unter denen diese Vereinigungen sich darstellen, verschafft, die vollendete Mineralogie nur ein Excerpt aus jener vollendeten Chemie sey, welches alle die Vereinigungen enthält, die als Fossilien vorkommen. Für das mineralogische System gibt es daher, nach unserem Verlasse, auch nur einen wissenschaftlichen Grund, den die Chemie darbietet, und jeder andere ist für die wissenschaftliche Mineralogie fremdartig. Die electrochemische Theorie hat uns gelehrt, in jedem zusammengesetzten Körper die Bestandtheile von entgegengesetzten electrochemischen Eigenschaften aufzusuchen. Sie hat uns gezeigt, daß verschiedene

artige Bestandtheile durch eine Kraft verbunden werden, welche dem Grade des Gegensatzes in der electrochemischen Natur derselben proportional ist. Hieraus folgt, daß sich in jedem zusammengesetzten Körper ein oder mehrere electropositive Bestandtheile mit einem oder mehreren electronegativen vereinigt finden, oder, was dasselbe sagt, daß, wenn die Verbindungen aus Oxyden bestehen, jedem in der Zusammensetzung befindlichen Bestandtheile, welcher als eine so genannte Basis erscheint, ein anderer entspricht, welcher die Rolle einer Säure spielt, selbst wenn dieser letztere im isolirten Zustande, nicht die Eigenschaften der stärkeren, eigentlich so genannten Säuren haben sollte. Jede aus zwey oder mehreren Oxyden bestehende Verbindung hat mithin die Natur eines Salzes: daher es zur critischen Anwendung der electrochemischen Theorie auf die Untersuchung der Fossilien nöthig ist, bey den aus oxydirten Stoffen zusammengesetzten, die electronegativen und electropositiven Bestandtheile aufzusuchen. — Der Verf. redet nun von den Schwierigkeiten, die mit solchen Untersuchungen verknüpft sind, und von einigen Umständen, welche man dabey vorzüglich berücksichtigen muß. Dann erläutert er seine Methode, nach jenen Principien die wahre Verbindung der Bestandtheile zusammengesetzter Mineralkörper auszumitteln, durch lehrreiche Beyspiele, für welche er einige einfache und zusammengesetzte Verbindungen gewählt hat; in denen Kieselerde die Rolle einer Säure spielt, und die er nach seiner bekannten chemischen, nun von ihm auch auf die Mineralogie angewandten Nomenclatur, mit dem Nahmen der Silicate belegt. Der Tafelspath enthält (— um auch hier gleich ein Paar Beyspiele mitzutheilen von der Berzelius'schen Methode, die chemischen

Analysen zu berechnen und den gefundenen Bestandtheilen ihre rechten Stellen anzuweisen —) nach Klaproth 50 Kieselersde 45 Kalk 5 Wasser. In einem Kieselersdenquantum sind 24,82 Sauerstoff, in dem Kalkquantum 12,6, und in dem Wasser 4,4 Sauerstoff enthalten; mithin ist die Kieselersde mit dem Kalk in einem solchen Verhältnisse verbunden, daß ihr Sauerstoffgehalt das doppelte ist von dem ihrer Basis, des Kalkes. Das Krystallisationswasser enthält dagegen $\frac{1}{2}$ des Sauerstoffs der Basis. Jenes Fossil wird daher genannt: Trisilicias Calcicus. Das Zinkglas, welches nach Smithson 25 Kieselersde und 68,3 Zinkoxyd enthält, heißt dagegen Trisilicias Zincicus, weil in der Basis und in der Säure gleiche Sauerstoffquantitäten sind. Hauy's Apophyllit ist, nach der Analyse von Rose berechnet, Trisilicias Kalico - Calcicus, weil die Sauerstoffmenge der Kieselersde zu der des Kalkes und des Kali sich verhalten wie 18:5:1, und mithin die Säure drey-mahl so viel Sauerstoff enthält als die beiden Basen zusammen. Zur leichteren Uebersicht der Proportionen, in denen die Bestandtheile vereinigt sind, hat Hr. Berzelius gewisse Zeichen und von ihnen zusammengesetzte, sinnreiche Formeln ausgefunden. Die verschiedenen Stoffe werden durch passend gewählte Buchstaben bezeichnet, und vorgelegte Ziffern drücken die Proportionen der Verbindungen verschiedenartiger aus. Zwey Buchstaben werden ohne Ziffern neben einander gesetzt, denn die Sauerstoffmengen beider Bestandtheile gleich sind. So ist die Formel für das Zinkglas = ZiS. Eine Ziffer rechts oben, gibt das Vielfache des Sauerstoffs an, welches in dem einen Stoff gegen den anderen damit verbundenen, enthalten ist. So ist die Formel für den Tafelspath = CS². Eine links vorgelegte Ziffer zeigt dage-

gen die Menge von Einheiten eines Stoffes an, gegen einen anderen, damit vereinigten. So ist die Formel für den Apophyllit $= KS^3 + 5CS^3$. Das Kali ist hier die Einheit, und der Körper ist zusammengesetzt aus einem Theile Trisilicis Kalicus und fünf Theilen Trisilicis Calcicus, daher das Sauerstoffquantum der mit dem Kalke verbundenen Kieselerde $= 5 \times 3$.

Die Producte des Mineralreichs zerfallen nach Hrn. Berzelius in zwey Hauptclassen: 1) Körper die ganz und gar nach dem Principe für die Zusammensetzung der unorganisirten Natur gebildet sind, d. h. binäre Verbindungen und Vereinigungen derselben unter einander; 2) Körper die nach dem Principe für die Zusammensetzung der organisirten Natur gebildet, und daher für Ueberreste einer zerstörten Organisation anzusehen sind. Die erste dieser Classen macht den Hauptgegenstand der Mineralogie aus, und die vollkommenste Aufstellungsmethode aller dazu gehörigen Körper, würde nach unserm Verfasser die seyn, bey welcher man sie nach ihrem electrochemischen Verhalten, von dem am meisten electronegativen Sauerstoff an, bis zu dem am meisten electropositiven Kalium, und jeden zusammengesetzten Körper nach seinem electropositivsten Bestandtheil auführte. Eine solche Aufstellung ist aber mit großen Schwierigkeiten verknüpft, daher man nach Hrn. B. für jetzt sich einer approximativen bedienen muß. Alle einfachen Körper werden in drey Classen getheilt: 1) Sauerstoff, 2) einfache brennbare, nicht bestimmte metallische Körper oder Metalloide (Radicale Sulphuricum, Nitricum, Muriaticum, Phosphoricum, Fluoricum, Boracicum, Carbonicum, Hydrogenium) und 3) Metalle, zu denen nicht allein die so genannten Metalle, sondern auch die metallischen

Grundlagen der Erden gehören. Jeder von diesen einfachen Körpern kann eine mineralogische Familie begründen, die aus demselben und allen Verbindungen mit anderen Stoffen, die gegen ihn electronegatip sind, besteht. Die Familien zerfallen in Ordnungen nach den verschiedenartigen electronegativen Stoffen, mit welchen der electropositivste vereinigt ist. Diese Ordnungen können dann z. B. seyn: 1. Sulphureta. 2. Carbureta. 3. Arseniata. 4. Tellureta. 5. Oxida. 6. Sulphates. 7. Muriates. 8. Carbonates. 9. Arseniates. 10. Siliciates. u. s. w. Die Anzahl der Ordnungen vermehrt sich in dem Verhältnisse, in welchem man sich dem positiven Ende der Reihe nähert. Man könnte auch die Ordnungen zu Familien und die Familien zu Ordnungen machen, indem man die Familien nach dem electronegativen und die Ordnungen nach dem electropositivsten Bestandtheile bestimmte; aber die erstere Methode scheint Hrn. W. mit theoretischen und so zu sagen auch mit practischen Vortheilen verknüpft zu seyn, indem man dadurch z. B. die große Ordnung der Silicate ungetheilt übersehen kann. Sind die Ordnungen sehr groß, so kann man die zu ihnen gehörigen Körper in Unterabtheilungen bringen, z. B. nach der Anzahl der verschiedenartigen Bestandtheile. Uebrigens zerfallen die Ordnungen (— oder die Abtheilungen derselben —) in Genera und diese in Species. Ein Genus umfaßt die Mineralien, welche dieselben näheren Bestandtheile besitzen. Die Species werden durch die Abweichungen in den relativen Quantitäten dieser Bestandtheile gebildet. Abarten und Varietäten geben die verschiedenen Formen an die Hand, in denen eine Species vorkommt. Um die Familien zu bestimmen, zu denen die Fossilien gehören, wird man bey den Ordnungen der brennbaren und denen der

oxydirten Körper, ein etwas abweichendes Princip befolgen müssen. Wenn es z. B. die Bestimmung der Stelle von einem mehrfach zusammengesetzten Sulphuretum, Arsenietum gilt, so ordnet man es nach dem electropositiven Bestandtheile, von welchem es die meisten Partikeln enthält; oder bey gleicher Anzahl derselben, nach dem electropositivsten. Wenn man aber einem oxydirten Fossile eine Stelle anweisen will, welches aus zwey oder mehreren Oxyden besteht, so ordnet man es nach dem electropositivsten Oxide, ohne auf die Anzahl der Partikeln Rücksicht zu nehmen.

Zur Erläuterung dieser Classificationsgrundsätze hat Hr. W. einige Beispiele mitgetheilt, und dazu die Familien des Silbers, Eisens und Aluminium gewählt. Um auch hier einen Begriff von der Anwendung jener Grundsätze zu geben, wollen wir einen Auszug aus der Eisen- und Aluminium-Familie mittheilen. Eisen-Familie. 1. Ordnung. Ferrum Nativum. 1. Species. Gediegen Eisen. 2. Sp. Meteoreisen. 2. Ordnung. Sulphureta. 1. Sp. Quadrisulphuretum Ferri (Schwefelkies). 2. Sp. Bisulphuretum Ferri (Magnetkies). 3. Sp. Bisulphuretum Ferri mit Sulphuretum Cupri (Kupferkies). 3. Ordn. Carbureta. 1. Sp. Supercarburetum Ferri (Graphit). 4. Ordn. Arsenieta. 1. Sp. Arsenietum Ferri (Arsenikkies). 2. Sp. Arsenietum Ferri mit Sulphuretum Cupri (Fahlerz). 5. Ordn. Tellureta. 1. Sp. Supertelluretum Ferri (gediegen Tellur). 6. Ordn. Oxida. 1. Sp. Oxidum ferricum (Rotheisenstein). 2. Sp. Oxidum ferroso-ferricum (Magnet Eisenstein). 7. Ordn. Sulphates. 1. Sp. Sulphas ferrosus (Eisenvitriol). 2. Sp. Subsulphas quadriferricus (Eisenpecherz). 8. Ordn. Phosphates. 9. Ordn. Carbonates. 10. Ordn. Arseniates. 11. Ordn. Chromates. 12. Ordn. Wolk-

ramiatae. 13. Ordn. Siliciates. 1. Sp. Superfilicias ferricus (krystallisirter braunrother Eisentiesel). 2. Sp. Trisilicias ferrosus (ein anderer Eisentiesel). 4. Sp. Silicias ferroso-magneticus (Chrysolith). 5. Sp. Silicias ferroso-calcicus (Melanit). 7. Sp. Silicias ferroso-calcicus mit Silicias aluminicus (ein anderer Melanit). 14. Ordn. Tantalates. 15. Ordn. Titanates. 16. Ordn. Hydrates. 1. Sp. Subhydras ferricus (Gelbeisenstein). — Aluminium Familie. 1. Ordn. Sulphates. 2. Ordn. Fluates. 3. Ordn. Fluosiliciates. 4. Ordn. Siliciates. 1. Abtheilung. Einfache Silicate. 1. Genus. Silicias aluminicus. 2. Sp. Silicias aluminicus (Nephelein). 3. Sp. Subsilicias trialuminicus (Cossyrit). 2. Abth. Doppelte Silicate. 1. Genus. Silicias aluminico-beryllicus. 1. Sp. Bisilicias aluminicus mit Quadrilicias beryllicus (Smaragd). 2. Genus. Silicias aluminico-calcicus. 1. Sp. Trisilicias aluminico-calcicus (Mehlzeolith). 2. Sp. Bisilicias aluminico-calcicus (Saumonit). —

Einen Anhang dieser Schrift bilden mehrere interessante Beisagen. Die erste enthält die Grundsätze für die Berechnung. In einer Tabelle ist eine Uebersicht der specifischen Gewichte der einfachen Körper in Gasform, im Verhältnisse zum Gewichte des Sauerstoffs als Einheit, mitgetheilt. Eine zweyte Tabelle gibt die Anzahl der Sauerstoffpartikeln in den bis jetzt bekannten Oxiden an, indem das Radical zu einem Partikel angenommen ist. In einer dritten Beylage ist von den chemischen Zeichen die Rede. Die vierte enthält eine Untersuchung über Oxidum ferroso-ferricum, in welchem Hr. B. drey-mahl so viel Sauerstoff und doppelt so viel Eisen als im Oxidul annimmt, so daß 100 Theile davon zusammengesetzt seyn sollen aus 71,8 Eisen und 28,2 Sauerstoff. Die fünfte und letzte

Beilage theilt eine Analyse der Beryllerde mit, nach welcher 100 Theile derselben enthalten: 68,861 Beryllium und 31,136 Sauerstoff. —

Es ist uns noch übrig unsere Meinung über die von dem Hrn. Berzelius versuchte Anwendung der electrochemischen Theorie und der Lehre von den bestimmten Proportionen in den Mischungen der unorganisirten Naturkörper auf die mineralogische Classification zu äußern. Die Ansicht des Chemikers und die des eigentlichen Mineralogen von der unorganisirten Natur können und müssen verschieden seyn, ohne daß sich darum behaupten läßt, die des ersteren sey allein eine wissenschaftliche. Den Chemiker interessieren die unorganisirten Naturkörper, so wie alle anderen Körper hauptsächlich nur in Hinsicht der Art und der Verhältnisse ihrer Mischung, und in Hinsicht der Erscheinungen, welche sich bey ihnen vorgehenden Veränderungen, zumal bey ihren Entmischungen zeigen; der eigentliche Mineralog als Naturhistoriker hingegen, berücksichtigt zwar auch jene Eigenschaften, aber nicht an sich, sondern in beständiger Beziehung auf die äußeren Beschaffenheiten, die er in den chemischen nachzuweisen sucht. Daß eine naturhistorische Ansicht der unorganisirten Natur möglich ist, und daß sie auch selbstständig und wissenschaftlich seyn kann, eben so gut wie eine naturhistorische Ansicht der organisirten Natur, wie möchte man dieses bezweifeln wollen, wenn man mit den Fortschritten bekannt ist, welche die Erforschung des Aeußeren der Mineralkörper in neueren Zeiten gemacht hat; wenn man weiß, daß ein großer Theil der äußeren Formen einer mathematischen Bestimmung unterworfen werden kann; daß in ihnen nicht minder merkwürdige und feste Naturgesetze sich offenbaren, wie in den bestimmten Proportionen der Mischungen; wenn

man sich überzeugt hat, daß sich schon jetzt bey einem großen Theile der Mineralkörper, die äußere Bildung in den Bestandtheilen nachweisen läßt, und daß man hoffen darf, in der Ausmittelung dieses Verhältnisses, gerade durch die Lehre von den bestimmten Proportionen der Mischungen, die größten Fortschritte zu machen. Daß aber eine naturhistorische Ansicht der unorganisirten Naturkörper auch für den philosophischen, das Ganze der Natur überschauenden Forscher im höchsten Grade wichtig und daß sie keines Weges, wie Hr. B. anzunehmen scheint, nur für Sammler geeignet ist, davon wird man sich lebendig überzeugen müssen, sobald man den Einfluß verfolgt, den das naturhistorische Studium der Mineralkörper auf die Geologie äußert, wodurch es in einen innigen und notwendigen Zusammenhang gebracht wird, mit der Erforschung der allgemeinen Verhältnisse aller natürlichen Dinge, die doch unstreitig die höchste Stufe ist, auf welche sich das Studium der Natur erheben kann.

Aus dem eben Gesagten wird es schon einleuchten, daß eine Classification der unorganisirten Naturkörper, welche sich allein auf chemische Principe stützt und auf das Äußere gar keine Rücksicht nimmt, nicht wohl eine mineralogische seyn könne. Nur die Classification ist für die Mineralogie geeignet, welche die unorganisirten Naturkörper in Gruppen vertheilt, in denen sie nicht allein nach gewissen Ähnlichkeiten in der Mischung, sondern, auch nach gewissen Uebereinstimmungen im Äußeren neben einander stehen, und welche diese Gruppen den natürlichen, inneren und äußeren Verwandtschaften der Körper gemäß an einander reihet. Daß nun aber die von Hrn. Berzelius vorgeschlagene Classification diesen Forderungen durchaus nicht entspricht,

gehet schon aus einem flüchtigen Blicke auf das Wenige im vorigen mitgetheilte hervor; denn welcher Mineralog würde z. B. wohl auf den Gedanken kommen, Graphit, Arsenikkies, gediegen Tellur, Rotheisenstein, Chrysolith, in einer Ordnung zusammen zu stellen, und dagegen gediegen Tellur von den übrigen bekannten, nahe verwandten Tellurverbindungen zu trennen? Aber nicht bloß in Hinsicht der größeren Abtheilungen ist die Classification des Hrn. V. ganz unmineralogisch, sondern das Unnatürliche derselben nach einer naturhistorischen Ansicht, leuchtet ganz besonders auch in den Unterscheidungen der Species hervor. Die chemische Ansicht von der Gleich- und Verschiedenartigkeit der Substanzen weicht von der mineralogischen sehr ab; denn wenn man nach jener nur auf die qualitative und quantitative Gleich- oder Verschiedenartigkeit der Bestandtheile siehet, so muß man nach dieser zugleich auch auf die Gleich- oder Verschiedenartigkeit der äußeren Beschaffenheiten Rücksicht nehmen; auf den Einfluß, den die verschiedenen Theile der Mischung auf gewisse constante Beschaffenheiten des Aeußern haben; wodurch man dahin gelangt, in mineralogischer Hinsicht gewisse Bestandtheile für unwesentlich zu halten, die nach einer rein chemischen Ansicht nicht minder wesentlich sind als andere. Der Chemiker wird daher oft gewisse Species trennen, die dem Mineralogen nur als Abänderungen einer und der nämlichen Substanz erscheinen. Herr Berzelius spricht z. B. zwey in der Mischung etwas verschiedene Varietäten des Eisenkiesels für zwey differente Species an, worin ihm, so wie in vielen ähnlichen Distinctionen, kein wissenschaftlicher Mineralog folgen wird. Wenn wir nun gleich die vollkommenste Ueberzeugung hegen, daß die electrochemische Theorie

und die Lehre von den bestimmten Proportionen in den Mischungen der unorganisirten Naturkörper die vortheilhafteste Anwendung auf die Mineralogie gestatten werden, und daß sich Herr Berzelius durch seine großen Verdienste um jene Lehren zugleich mittelbar ein bedeutendes Verdienst um das wissenschaftliche mineralogische Studium erworben hat, so sind wir doch anderer Seits nicht weniger fest überzeugt, daß die Anwendung der electrochemischen Theorie und der Erfahrungen über die festen Proportionen, auf die Mineralogie, auf einem ganz andern Wege gemacht werden müsse, als Herr B. vorgeschlagen hat. Schließlich dürfen wir auch die Aeußerung nicht unterdrücken, daß uns in den Untersuchungen zur Befestigung und Ausbildung jener wichtigen Lehren und in der Berichtigung der chemischen Analysen in Gemäßheit derselben (— wobey man sich nicht mit einer Berechnung der bisher von den Chemikern angegebenen Resultate wird begnügen dürfen —) noch gar manches geschehen zu müssen scheint, bevor man eine Anwendung davon auf die Mineralogie mit gutem Erfolge wird unternehmen können.

Wittenberg.

Hey Gräßler: De gratiae dei justificantis necessitate morali Proluf. I. II. jede von 24 Seiten. 1812. 1813. In Quart.

In diesen beiden Programmen prüft der würdige Herr Dr. Nitzsch eine der wichtigsten Lehren nach denjenigen allgemeinen Principien, welche schon aus seinen vorhergehenden Schriften bekannt sind, und nach welchen er schon vorher in einzelnen Abhandlungen andere Lehren geprüft hatte. Eine besondere Veranlassung aber, dießmahl gerade diesen Gegenstand zu wählen, fand er in Grobmanns Schrift über die höhere religiöse Ueberzeugung, Ham-

burg 1811. Dieser Verfasser sucht zu zeigen, daß die geoffenbarte, übervernünftige Religion die allein wahre, die natürliche oder bloße Vernunftreligion aber falsch und zur Beruhigung und Besserung der Menschen unzureichend sey. Die natürliche Religion ist ihm die Ueberzeugung von der moralischen Vergeltung Gottes, die geoffenbarte aber die Ueberzeugung von der versöhnenden oder rechtfertigenden Gnade Gottes, welche auch die Freye genannt zu werden pflegt. Diese letzte ist nach seiner Meinung unbegreiflich und dem moralischen Gesetze eher zuwider als gemäß, und daraus schließt er, daß die Hoffnung dieser Gnade in den Gemüthern der Menschen bloß aus einer übernatürlichen Eingebung Gottes herfließen könne. Diese Eingebung oder diese von Gott in das Gemüth gesenkte Idee der versöhnenden Gnade hält er für die Quelle aller wahren, dieses Namens würdigen Religion. Herr Nitzsch sucht dagegen im ersten Programm aus philosophischen und zwar moralischtheologischen Gründen zu beweisen, daß Gott den Menschen unter gewissen Bedingungen rechtfertige, und leitet diese Rechtfertigung aus einer Gnade her, welche er nicht eine Freye, nicht eine willkürliche, nicht eine unbegreifliche, sondern eine ethische d. h. eine solche genannt wissen will, welche dem in das Herz des Menschen geschriebenen moralischen Gesetze, der Bestimmung des Menschen, der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes vollkommen gemäß ist. Obgleich er aber diese rechtfertigende Gnade Gottes schon aus der Vernunft darthut, so hält er doch auch eine Offenbarung derselben für nothwendig, weil sie gewöhnlich nicht erkannt und in eine willkürliche Gunst verwandelt wird, diese Offenbarung aber betrachtet er nur als eine äußere Promulgation und als eine Bestätigung durch ein äußeres Document, nicht als eine innere und übernatür-

liche. Der Raum, welcher uns in diesen Blättern für solche kleine Gelegenheitschriften gegönnt ist, erlaubt uns um so weniger den Verfasser in seinen *Raisonnements* zu folgen, da dieß bey dem gewichtvollen Inhalte dieser Abhandlung nicht ohne große Ausführlichkeit möglich wäre. Wir hoffen aber, daß diese Abhandlung nebst mehreren anderen des Verfassers einst wird zusammengebracht werden, und daß wir uns alsdann weiter darüber werden verbreiten können. Im Wesentlichen sind wir ganz mit ihm einverstanden. Im zweyten Programme wird die biblische Lehre von der rechtfertigenden Gnade untersucht. Der Verfasser ist der Meinung, daß das rationale Fundament, welches er in der ersten Abhandlung gelegt hat, auch der biblischen Lehre zum Grunde liege, und sucht zu zeigen, daß man aus dem biblischen Lehrgebäude auf eben dieß Fundament schließen könne. Wir sind hier mit Achtung und Freude einem nicht bloß historisch-grammatischen, sondern auch philosophisch-theologischen Exegeten gefolgt. Dieser Weg ist der einzige, dem Christenthum und seinen Urkunden noch Verehrung und der theologischen Wissenschaft noch echtes Interesse zu sichern. Der Verfasser setzt zuerst den historisch-grammatischen Sinn der biblischen Lehre von der rechtfertigenden Gnade Gottes, darauf den zweyfachen theologischen, nämlich den rationalen und super-rationalen ins Licht, zeigt darauf, daß der erste nach dem wahren Sinne der christlichen Offenbarung vorzuziehen sey, und zwar zeigt er es durch Vergleichung mit dem ethischen Zwecke der historischen Veröhnung, mit den veröhnenden und rechtfertigenden Thatfachen, nämlich dem Tode und der Auferstehung Jesu, mit der biblischen Lehre von der Sündenvergebung, der ihr im N. T. beygelegten hohen Wichtigkeit und der Lehrart, in welcher die Apostel sie vortragen.

1814 G. g. N. 110. St., den 9. Jul. 1814.

Kiel.

In der academischen Buchhandlung: Bemerkungen über die in Kiel und der umliegenden Gegend im Anfange des Jahrs 1814 vorherrschenden Krankheiten, besonders über den Typhus; von Dr. Fr. Weber, Prof. der Medicin zu Kiel. 1814. 46 Seiten in Octav.

Rec. erkennt unverholen in dieser Schrift die treue Beobachtung und viel Gediegenheit. Auch in ihr wird bewiesen, daß das Einstürmen mit Reizmitteln den äußersten Nachtheil erzeuge. Der Verfasser entwirft die Ansicht, den Gang und die Heilungsart des in Kiel ausgebrochenen ansteckenden Typhus. Er ist überzeugt, daß der Arzt bis zum siebenten Tage, wo der nervöse Zustand eintrete, nur wenig thun, und sich keiner Reizmittel bedienen müsse, weil so leicht soporöser Zustand folge. Vorzüglich beobachtete er dieses vom Campher und der Valeriana (sehr wahr). Häufiges Nasenbluten verschlimmerte den folgenden nervösen Zustand. Petechien sah er nicht, allein aus dem Abschilfern der Oberhaut schließt er doch auf ein kaum merkliches Daseyn derselben. Sobald sich der nervöse Charakter offenbarte, gab er die bekannten Reizmittel. Den Campher lobt er, auch die Senfpflaster, und kaltes Waschen mit Essig und Wasser bey sehr trockner Haut. Opium hat er nie innerlich gegeben, und den Gebrauch des Calomels verwirft er ganz. Auch den Moschus wendete er nicht an, theils weil er nicht leicht zu bekommen, theils zu theuer war. Die wohlthätigste Krise war der Schweiß, der Durchfall nie. Es ist merkwürdig, daß seine Kranken den Wein verabscheuten. Die Reconvalescenz war langsam, und besonders machten die Durchfälle zu schaffen.

2005

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 11. Julius 1814.

Königsberg.

Von Fr. Nicolovius: Vermischte Schriften über Staatswirthschaftliche, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände von Christian Jacob Kraus. Nach dessen Tode herausgegeben von Hans v. Auerwald. Siebenter Theil. — Auch mit dem Titel: David Hume's politische Versuche, von neuem aus dem Englischen übersezt, nebst einer Zugabe von C. J. Kraus. Neue nach den hinterlassenen Papieren des Uebersetzers vermehrte Auflage: mit dem Motto aus Cicero: Rerum civilium parens et educatrixque sapientia. — 1813. X und 502 Seiten in Octav.

Die andern Bände dieser Krausschen, nach des Verf. Tode herausgegebenen, Schriften sind von anderer Hand (oben St. 49. S. 481) in diesen Blättern angezeigt worden.

Von Hume's essays and treatises on several subjects war, als Krause die Uebersetzung übernahm, nur eine alte fehlerhafte Verdeutschung vorhanden. In dem vorstehenden Werke werden nicht alle, sondern nur die politischen Abhandlungen Hume's, und auch diese nicht sämmtlich, mitgetheilt. Die Aufsätze
D (5)

welche die Volksmenge der alten Staaten, die Polygamie, die Ehescheidung, die Unabhängigkeit des Britischen Parlaments, die protestantische Thronfolge, die Vereinbarung der politischen Parteien in England, und die Frage betreffen, ob die Britische Regierung sich mehr zu einer unumschränkten Monarchie, oder zu einer Republik hinneige, sucht man hier vergebens. Unter der Aufschrift: I. Staatswirthschaftliche Versuche, findet man die acht Abhandlungen über den Handel, den Luxus, das Geld, die Zinsen, die Handelsbilanz, die Handelseifersucht, die Auflagen und den Staatscredit; und unter der Aufschrift: II. Staatsrechtliche und andere politische Versuche, werden die eilf Abhandlungen über die Frage, in wiefern die Politik sich zu einer Wissenschaft erheben lasse, die Aufsätze über den Ursprung der Regierung, die bürgerliche und die Pressfreiheit, über den Urvertrag, den unbedingten Gehorsam, über das Ideal eines vollkommenen Gemeinwesens, über das politische Gleichgewicht, die Parteien und den Nationalcharacter mitgetheilt.

Von Hume's Versuchen selbst, da angenommen werden kann, daß sie den Lesern dieser Blätter bekannt seyen, ist nicht nöthig zu reden, nur etwas über das Bedürfniß einer solchen neuen Ausgabe unter uns, über den Werth dieser vorliegenden Uebersetzung und über die von Kraus beygefügte Zugabe werden einige Worte beyzufügen seyn.

Daß eine neue Ausgabe dieser unvergleichlichen Abhandlungen in unsern Tagen für höchst verdienstlich zu erachten sey, wird schwerlich irgend jemand bezweifeln, der Hume's Adlerblick kennt und zu schätzen weiß. Besser, tiefer, verständiger und weniger einseitig ist, besonders über die hier unter Nr. II. bemerkten Gegenstände, nicht wieder geschrieben worden, wenn man anders das Ganze im Auge behält und durch Einzelnes, über welches man

verschieden denkt, sich nicht zu einem unbilligen Urtheile hinreißen läßt.

Was die Uebersetzung betrifft, so läßt sie sich lesen, ohne eben daran öfter erinnert zu werden, daß man es mit einer Uebersetzung zu thun habe; Unrichtigkeiten haben wir nicht bemerkt, wenn wir von einigen nicht angeführten Druckfehlern, die sich als solche, indeß sogleich ankündigen, absehen; wo sich Krausen nicht eben der gleich gute Ausdruck im Deutschen anbot, da ist in Klammern der Englische beygefügt worden. Indeß die große Sorgfalt, die von Hume auf den Styl, bey der scheinbar höchsten Einfachheit und Natürlichkeit, gemandt ward, und woraus eben eine unnachahmliche Eleganz hervorgeht und ein Zauber der alle gewinnt: diese Vorzüge wird man in der Uebersetzung nicht so wieder finden, und wer des Englischen mächtig ist, der wird das Original deßhalb immer vorziehen.

Die hinzugefügten Anmerkungen des vortreflichen Krause beziehen sich allein auf folgende sechs Abhandlungen: vom Handel, vom Gelde, von der Handelsbilanz, von der Handelseifersucht, von den Anstalten und vom Staatscredite. Wer sich dieser Abhandlungen deutlich erinnert, der wird auch der Bewunderung eingedenk seyn, die ihm Hume's Genie, welches darin gar nicht zu verkennen ist, einflößete; es ist nicht zu verkennen, wie er auch hierin seinen Zeitgenossen vorausseilte, und frey von den damahls allgemein verbreiteten Vorurtheilen die Wahrheit erkannte. Indeß wird man bereitwillig zugeben, daß durch spätere Erfahrungen und Untersuchungen, die besonders durch die Physiocraten, durch J. Stewart und durch Ad. Smith veranlaßt wurden, manche wohlbe gründete Berichtigung mochte beygefügt werden können. Krausen's Anmerkungen wird man nicht ohne Belehrung lesen, allein man wird auch schon im voraus wissen, wie sie lauten,

wenn man von der einen Seite der Humischen Ideen sich erinnert und von der andern zugleich bedenkt, daß Krause ganz und durchaus den Smith'schen Vorstellungen ergeben war, und diese sich angeeignet hatte. — Aus diesem Grunde scheint es uns weiter nicht dieses Orts zu seyn, die Bemerkungen etwa in einem Auszuge mitzutheilen; indem wir uns wohl für berechtigt halten dürften, jene Voraussetzung für die Leser dieser Blätter zu machen, in so fern sie sich überall für solche Untersuchungen interessieren. Es mag aber auch leicht die Ueberzeugung entstehen, daß man hier und da zu diesen Kraus'schen Anmerkungen wiederum andere mit Grund werde machen können, welche durch spätere Erfahrungen und neuere Untersuchungen veranlaßt werden. Diese also beizufügen, könnte vielleicht von uns erwartet werden; aber deren sind wiederum so manche und sie greifen zum Theil so tief, daß wir schwerlich hoffen können, auf dem engen, hier verstatteten, Raum uns hinlänglich verständlich zu machen, da eine oder die andere Grundansicht selbst eine Berichtigung zu fordern scheint und diese wieder zu erhärten seyn würde: wir begnügen uns deshalb folgendes im Allgemeinen beizufügen.

Die Smith'sche Vorstellung von productiver Arbeit, die hier oft vorkommt und von welcher vieles zur Widerlegung und Berichtigung Humé's entlehnt wird, ist doch nur in so fern gegründet, als man allein auf die materiellen, wiederum vertauschbaren Güter, und auf den ersten Aufwand und die nächste Wirkung solcher Beschäftigungen Rücksicht nimmt; daß aber durch die von Smith so genannten unproductiven Arbeiter Güter von einem bey weitem größern Werthe, als die materiellen sind, bewirkt werden können, wird niemand bezweifeln, obwohl solche Güter zu dem Reichthume im engerm Sinne, und mit Recht, nicht gerechnet werden, auch dem

111. St., den 11. Jul. 1814. 2009

Maße und der Zahl nicht zu unterwerfen stehen. Wenn z. B. durch ein Heer, welches nach Smith aus lauter unproductiven Creaturen zusammengesetzt ist, durch einen heiligen Krieg, unsers Volks Freyheit, Selbstständigkeit und Unabhängigkeit erworben, die National-Ehre erhalten und das National-Gefühl von neuem belebt wird; so werden, von allen andern dadurch für unser Volk etwa zu gewinnenden Erwerbungen abgesehen, Güter errungen, die viele materielle aufwiegen und den Aufwand als wohlverwendet werden betrachten lassen; auch bedarf es kaum bemerkt zu werden, wie solche Erwerbung immaterieller Güter hinwiederum auf die Vermehrung des materiellen Reichthums wirke. — Bey der Untersuchung über das baare Geld scheint uns auf das Bedürfniß der gesammten civilisirten Völker, welche der edlen Metalle zu solchem Zwecke sich bedienen; und auf die Stellvertreter jenes, welche mit Hülfe des Credits geschaffen werden, zu wenig Rücksicht genommen zu seyn. Bey noch einigermaßen freyem Verkehre ist unmöglich, daß ein Volk verhältnißmäßig zu seinem Bedarf mehr oder weniger bares Geld besitze als ein anderes zufolge seines Bedürfnisses, vorausgesetzt, daß die Sicherheit beider als gleich angenommen wird. Die Bedürfnisse eines baren Geldvorraths sind bey den verschiedenen Völkern sehr verschieden, zufolge des Umfangs und der Größe ihres Verkehrs, der Schnelligkeit desselben und der guten, mit Hülfe eines bewährten Credits zu bewirkenden Stellvertreter des baren Geldes. Eben daher kommt es auch, daß die reichsten Völker und die den größten aber zugleich einen raschen Verkehr haben, verhältnißmäßig einen weit geringern Vorrath an barem Geld besitzen als andere, wie Englands Beyspiel fattsam beweiset. Nicht im Besitze des baren Geldes, sondern im Vermögen desselben sich so viel, als man nach den Umständen eben

bedarf, sofort anzuschaffen, so wie man alsdann andere Bedürfnisse auch sogleich zu befriedigen vermag, besteht das Uebergewicht der reichen Völker. — Hume über die Abgaben, die dem gemein freyen Arbeiter etwa aufgelegt werden, sagt, diese werden folgendes bewirken: entweder daß die gemeinen Arbeiter in ihrer Lebensweise sich beschränken, oder durch Erhöhung ihres Lohns die Abgabe von sich abwälzen, oder sich mehr anstrengen und mehr verdienen und dann wiederum wie zuvor leben werden. Hiegegen bemerkt Krause nach Smith, daß solche Abgaben auf die gemein freyen Arbeiter mittelbar oder unmittelbar gelegt, immer auf die Wohlhabendern und zwar mit einer vermehrten Last, wegen des Vorschusses, fallen würden, und daß die Erweiterung der Thätigkeit nicht von den Arbeitern, sondern von der Nachfrage abhängt. Dieß läßt sich nun nach unserer Ansicht nicht so peremptorisch behaupten, und thut man gar wohl, sehr vorsichtig bey allen Behauptungen dieser Art zu seyn. Geht der Ort, wo sich die Arbeiter aufhalten, die Gegend, das Volk, gehen die Völker, mit denen diese in Verkehr stehen, im Wohlstande zurück (denn der Zustand dieser wirkt auch nach und nach auf die Arbeiter in jenem einzelnen Orte), so wird der gemeine Arbeiter jenes die Last der Abgabe tragen müssen (wenn er durch größere Anstrengung nichts erzeugen kann) und zwar wird er seinen Lohn in so weit sich in Wahrheit vermindert sehen, bis er zum unentbehrlich Nothwendigen herabgedrückt ist und die Zahl der Arbeiter durch das Elend so weit vermindert worden, als zu der verminderten Nachfrage erforderlich bleibt. Smith geht immer davon aus, daß der gemein freye Arbeiter nie mehr als das Nothwendige erhalte, aber er merkt doch auch an, daß dieß Maß nach dem Zustande des Fortschreitens, des Stillestehens und des Rückschreitens der Gesellschaft verschieden sey. Das

so genannte Nothwendige ist in der Wirklichkeit ganz und gar nicht eine unwandelbare gleiche Größe. Steht der Ort, wo der Arbeiter sich aufhält, im Wohlstande still, ist dieß mit der Gegend, dem Volke u. s. der Fall, so wird er auch nicht im Stande seyn die Last der Steuer ganz von sich abzuwälzen, vielleicht nur einen Theil, bis zu einem gewissen Punkte, worauf alsdann die bemerkte Ausgleichung erfolgt. Nur dann aber, wenn der Ort, die Gegend, das Volk u. s. im Wohlstande aufblühen und fortschreiten, und trotz der Abgabe keine Veränderung darin entsteht, wird der gemein freye Arbeiter auch im Stande seyn die Last von sich abzuwälzen. — Es ist wahr, daß von der Nachfrage die Erweiterung der Gewerbe abhängt, aber das Angebot reizt auch die Abnehmer, und die Noth macht erfinderisch, wie wir in den unglücklichen Zeiten, die wir erlebt haben, gesehen; man eröffnet sich Märkte, die man sonst nicht suchte. Sowohl was Hume als was Kraus über den Nationalcredit sagen, scheint manche Berichtigung zu verdienen. Die trübe Ansicht Hume's, zufolge welcher durch die Menge der Stockinhaber die Regierung einen der Freyheit gefährlichen zu großen Einfluß erhalten würde, hat sich, nach unserer Ueberzeugung, gar nicht bestätigt, vielmehr behaupten wir dreist, daß die Publicität und dadurch die Freyheit in England nur immer mehr zugenommen habe; auch der Bankerot, den er erwartete, ist nicht erfolgt und zwar, merkwürdig genug, in unsern Zeiten nicht, da Anstrengungen gemacht werden mußten und Ausgaben statt fanden, wie nie zuvor. Kraus sah durch Erfahrung belehrt richtiger als Hume, aber Pitts Tilgungsfonds will ihm doch keine Gewähr leisten, daß dieser Bankerot nicht nach dem Frieden erfolgen werde. Allein es kommt gar nicht darauf an, daß die gesammte Staatsschuld während des Friedens getilgt werde, sondern, daß sie nur in so weit eine Verminderung leide, daß bey neuen unerwartet eintretenden Bedürfnissen, bey dem Ausbru-

11
2012 G. g. A. 111. St., den 11. Jul. 1814.

che eines neuen Kriegs etwa, der Credit wiederum die nöthige Hülfe herbeschaffen könne, und die Summe der Schulden und Renten nicht unerträglich werde. Auch ist nicht zu vergessen, daß die fernere Bestimmung über den Tilgungsfonds, und die zu bewirkende Erleichterung des Volks stets beym Parlamente steht. Uebrigens ist Krausens Behauptung sehr gegründet, daß das in England befolgte System nur in so fern zum Ziel führen konnte, als des Volks Betriebsamkeit fortschritt und die Quellen des Wohlstandes nicht versiegten. Hierüber konnten indeß bey dem ruhigen Beobachter noch vor ein Paar Jahren manche gegründete Besorgnisse aufsteigen; diese sind nun Gottlob verschwunden, und dieß zum Heil der gesammten gebildeten Welt, die stets Großbritannien zurufen muß: Perpetua esto! Jetzt, nach dem Frieden, zeigen sich neue Quellen und ein neuer Zuwachs an Reichthum. Kraus glaubt, daß der während des Kriegs statt gehabte Zuwachs dieser Art nur ein scheinbarer gewesen und in der Erhöhung der Geldpreise bestanden habe, da diese aber nach dem Frieden fallen würden, so werde dann erst die Verlegenheit anfangen: wir sind überzeugt, daß es dieser Prophezeihung gehen werde, wie allen denen, die den Bankerott Englands schon seit so langer Zeit voraussagen. Dieser wird erst dann erfolgen, wenn Volk und Regierung durchaus verdorben sind. Einige Britische Handelsartikel werden im Preise sinken, aber was ist das gegen die vermehrte Spannkraft und das Hochgefühl, welches dieß Volk fortan beleben wird, und welche neuen Quellen des Wohlstandes eröffnen sich ihm jetzt? Uebrigens können wir nicht schließen ohne noch die Bemerkung beyzufügen, daß vieles vielleicht anders gekommen, und Alles sich in eine Anarchie aufgelöst hätte, wenn nicht Groß und Klein, Hoch und Niedrig in den Stocks und somit beym Stehen und Fallen des Ganzen interessirt gewesen wären.

2013

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1814.

Gießen.

Von Heyer: Das Hautsystem in allen seinen Verzweigungen, anatomisch, physiologisch und pathologisch dargestellt von Dr. J. B. Wilbrand, ordentl. öffentl. Lehrer der Anatomie und Physiologie zu Gießen. 1813. 182 Seiten in Octav.

Das Bestreben des Verfassers geht dahin, durch physiologische Entwicklung des Hautsystems der Pathologie und Praxis zu nugen. Zuerst redet er in anatomischer Hinsicht von diesem System, zu welchem er die eigentliche Haut, und die Schleimmembranen rechnet. Das Corium hält er für zellig, und so wie sich dasselbe nach innen in lockeres Zellgewebe auflöse, verwandele es sich nach außen in den Malpighischen Schleim, und in die Epidermis. (Die Worte Metamorphose und Form sind jetzt der Wunderstab, durch welchen man die heterogensten Dinge vereinigen kann. So auch hier: Haut, Schleim, Epidermis und panniculus adiposus sind nur vier Formen des allgemeinen Zellgewebes; und doch wird behauptet, die Oberhaut sey etwas erstarrtes und todes. Wie die Haut in die Epidermis herüber metamorphosire

P (5)

werde und absterbe, ist nicht weiter erklärt.) Den Beweis, daß die Epidermis erstarrter Schleim sey, der nach außen excernirt wurde, führt er sehr richtig aus der vergleichenden Anatomie. Es folgt nun eine Beschreibung des Laufs der Haut. Die Conjunctiva ist ihm eine Fortsetzung der Haut, und er findet auf derselben auch eine Oberhaut. So versteht nämlich Rec. die Periode "in dem schlüpfrigen Ueberzuge der Conjunctiva und Adnata ist also die wahre Natur der Epidermis äußerlich dargelegt." Die Haut geht nun durch die Thränenwege in die Nase, und vereinigt sich mit der Schleimhaut derselben. Die äußere Haut schlägt sich an den Nasenöffnungen nach innen, und wird schwammig, schlüpfrig, und die Epidermis wird zu einem bedeutenden Schleim. (Woher diese schnelle Veränderung? wahrscheinlich durch eine Metamorphose.) Eben dieses gilt von der Haut im Munde, deren Lauf nach den Lungen und den Verdauungswerkzeugen angegeben wird. Auffallend war dem Rec. folgender Satz, dem er nicht beypflichten kann: "auch gestaltet sich der abgesonderte Schleim in der häutigen Drüse zu einer Art von festen Epidermis, die denn fast als schwielige Haut ausgeworfen wird." So wie das Schleimney mit der Haut nur eine Bildung ausmache, so habe im Darmcanal die vasculöse und zöttige Membran die gleiche Beschaffenheit, und so wie das Schleimney die Epidermis aussondere, (ist denn dieses Netz ein aussonderndes Organ?) so die villöse Haut den Schleim. Es folgt zuletzt die Beschreibung der bekannten Ausbreitung der Schleimhaut in den Harn- und Geschlechtswerkzeugen, und dann eine kurze Untersuchung der Secretionsorgane, welche mit dem Darmcanal in Verbindung stehen. Aus allem geht Folgendes hervor. Die Haut, die innern Schleimmembranen, und die Organe, zu welchen

letztere gehen, machen zusammen ihrem Wesen nach ein großes Ganzes aus, dem der Verf. den allgemeinen Namen Hautgebilde gibt; nur die Form der einzelnen Theile sey verschieden. — Auf diesen Satz gründet sich die physiologische Ansicht des Hautsystems. Seine Functionen sind Aufnahme eines fremden Stoffs, Assimilation, Respiration, und Ausscheidung. Jenes ist also in seinem ganzen Umfange das einzige organische System, wodurch jedes Thier mit der umgebenden Natur zusammenhängt. Diese Ansicht beweist der Verf. durch specielle Betrachtung der verschiedenen Functionen, und erläutert die Untersuchung aus der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Die Anfangsmündungen der Lymphgefäße verwirft er ganz, hellt aber diesen Punkt eben so wenig auf, wenn er sagt, "der flockige Ueberzug sey die wahre Wurzel, woraus sie sich eben so in der weitern Veredelung der Gebilde hervorbidden, wie auch die Cutis, und innerlich die Gefäßhaut durch eine Metamorphose des schleimigen Ueberzuges hervorgebildet werden." (Rec. wundert sich, daß der Verf. die einsaugenden Gefäße in dieser Rücksicht nicht als Fortsetzungen des Hautsystems annimmt; auch steht er nicht ein, wie aus dem schleimigem Ueberzuge eine Gefäßhaut hervorgehen könne. Indessen das Zauberwort Metamorphose klärt alles auf.) So wie durch das Hautsystem ein Uebergang der Materie von außen nach innen Statt finde, so diene es allein auch dazu, die Aussonderungen hervorzubringen, also das, was innen lag, der Außenwelt zurück zu geben. Ferner verwirft er die aushauchenden Gefäße, die bloß zu Gunsten der Physiologie erdacht wären; kein Anatom habe sie je sichtlich darlegen können. Die Poren der Haut gehören der Epidermis an, nicht der eigentlichen Cutis, (was die Physiologen doch bis jetzt gerade umgekehrt demonstrieren haben, auch

führt der Verf. hierüber keine Beweise). Endlich verwirft er auch das Daseyn eines Haargefäßsystems, und ist der Meinung, daß die feinsten Verzweigungen der Arterien sich endlich in die thierische Substanz auflösen, so wie aus denselben die feinsten Zweige der Venen durch Metamorphose hervorgehen. Die Substanz eines jeden Gebildes liegt also zwischen den feinsten Endigungen der Arterien, und den feinsten Anfängen der Venen als Indifferentes in der Mitte. (Die Untersuchung dieses Gegenstandes ist zu fein, als daß Rec. gegen diese Vorstellungsart etwas einwenden könnte. Die Phantasie schafft bald diese bald jene Ansicht.) Nach Untersuchung dieser Gegenstände kömmt der Verf. zur physiologischen Betrachtung der Absonderung im Hautsystem. Die meisten Physiologen reden bloß von den Wegen, wodurch die Absonderung geschieht, nicht aber von dem Wesen und der innern Nothwendigkeit derselben. (Die Entwicklung dieses Gegenstandes ist nicht allein an sich sehr schwierig, sondern wird es auch hier noch mehr, indem der Vortrag an mehreren Stellen dunkel ist. Man fühlt beym Lesen lebhaft, daß kein Sterblicher das Wesen dieser organischen Handlung zu ergründen vermag. Rec. will, so viel möglich, die einzelnen Punkte hervorheben.) Das Phänomen der Absonderung seinem Wesen nach liegt in der steten Metamorphose des Flüssigen in Festes, und des Festen in Flüssiges. Der dauernde Zustand eines jeden Theilchens ist nur momentan. Von der arteriellen Seite geht das Flüssige in Festes, von der venösen Seite das Festes in Flüssigkeit über. Indem nun von der einen Seite Festes wird, geht im Gegenfaß dieser Gestaltung Flüssiges und Luftförmiges hervor, welches dann in jedem Organismus eben so der festen Form das Gleichgewicht hält, wie es in der ganzen Natur geschieht. Das Flüssige

hat nun vermöge seiner Expansibilität eine Richtung nach außen, und indem es in dieser Gestalt hervortritt, nennen wir es eine abgesonderte Flüssigkeit. (Rec. glaubt nicht, daß durch diese Vorstellung das Wesen der Absonderungen mehr aufgehellt sey. Ueberdem bleibt die Beantwortung der Frage übrig: warum in den verschiedenen Organen verschiedene Flüssigkeiten aus dem gleichen Blute abgesondert werden? Der Verf. sagt zwar, dieses liege in der innern Qualität der Gebilde, allein eine solche Antwort klärt das Wesen der Absonderung nicht im geringsten auf.) — Zwischen den Organen des Hautsystems findet ein Gegensatz statt; wie zwischen der äußern Haut und dem Darmcanal oder den Lungen, zwischen dem Generations- und Harnsystem. Der Verf. beleuchtet vorzüglich den Gegensatz zwischen der Haut und den Respirationsorganen. Nachdem er gezeigt hat, daß die eigentliche Function der letztern darin bestehe, daß durch sie die allgemeine Belebung in der Natur durch die Aufnahme des Respirationsmediums als besondere Belebung gesetzt werde, und die innere Belebung der Dinge idealer Natur, und in dem Hervortreten des geistigen Verhaltens der Dinge ausgedrückt sey, (Rec. gesteht, diesen Satz nicht ganz fassen zu können); so folgt die Untersuchung, wie die Function selbst geschehe. Die Lungenzellen und das Haargefäßsystem in diesen Theilen hält er für eine Hypothese. Die Luftröhrenzweige verlieren sich zuletzt in die eigentliche Substanz der Lungen, so wie sich auch die kleinen Arterien und Venenzweige in der steten Metamorphose in die Substanz der Lungen an jedem Punkte auflösen. Das innerste Wesen der Lungensubstanz ist indifferenter Natur, und den ersten Gebilden im Thierreich den Infusionsthierehen und den Polypen gleich. (Diese Ansicht ist doch wohl auch bloß Hypothese.) Nun entwickle

der Verfasser, was während des Actes der Respiration in den Lungen vorgehe. (Rec. ist nicht im Stande, die Hauptmomente dieser ins Mystische übergehenden Schilderung darzulegen. Alles übrigen läuft auf indifferenziren und metamorphosiren hinaus.) — Unter der Aufschrift: Ausdruck der Sensibilität im Hautsystem erfahren wir Folgendes. Es gibt die Verbindung zwischen dem geistigen Leben und der Außenwelt ab. Wir finden in ihm drei Sinne, den Gefühls-, Geschmacks- und Geruchssinn. Die andern beiden Sinne haben sich nach innen zurückgezogen, weil sie sich mehr auf das ideale Verhalten der Natur beziehen. Die Nervenwärtchen auf der Haut sind bloß hypothetisch; im Gegentheil lösen sich die Nervenfasern in die eigenthümliche Substanz des Hautgebildes auf. Daher ist die Nervenatmosphäre ein bloßer Lückenbüßer. Die Sensationen entstehen aus einer steten Metamorphose des Sinnorgans. — Das Hautsystem in pathologischer Hinsicht. Dieser Abschnitt ist kurz und bloß im Allgemeinen abgehandelt. Nach der Ansicht des Verf. ist in einem jeden organisirten Geschöpfe ein Bildungs- und Destructionsproceß, von dem bald der eine bald der andere vorherrscht. Hat der Destructionsproceß das Uebergewicht, so entsteht Krankheit. Deshalb sieht er das Alter auch als Krankheit an. Da das Hautsystem das einzige Gebilde ist, auf welches die äußern Einflüsse einwirken können, so setzen sie in ihm zuerst eine alienirte Metamorphose, die sich von da weiter erstreckt. Auf dreifache Weise wirken die Einflüsse ein; bald erzeugen sie eine Störung des Gleichgewichts zwischen Construction und Destruction durch mechanischen Druck; bald indem das Hautsystem krankmachende Stoffe aufgenommen hat; bald indem die Einflüsse die Metamorphose im Hautgebilde hindern, und sie alieniren. Alle Arzeneien

112. St., den 14. Jul. 1814. 2019

kommen zuerst mit dem Hautgebilde in Berührung. Sie ändern entweder in ihm den Lebensproceß ab, oder dringen gleich in das Innere ein. Die Umstimmung der Destruction in eine neue Construction ist stets mit einer Ausscheidung nach außen verbunden, die man Crisis nennt. Alle geschehen immer durch das Hautgebilde. Außer daß dasselbe in den meisten Krankheiten in Betracht kommt, so ist es auch einigen unterworfen, die sich bloß auf dasselbe allein einschränken.

Paris.

Bei Firmin Didot: Auli Persii Flacci Satirae, lectionum varietate et commentario perpetuo illustratae a Nic. Lud. Achaintre. Accedunt C. Lucilii Suetiani Auruncani Eq. Romani Satirarum fragmenta, nec non Sulpiciae Caleni uxoris Satira. 1812. Groß Octav.

Mit dieser Ausgabe, welche an Einrichtung, Werthe und Aeußern vollkommen der Bearbeitung des Juvenal gleicht, schließt sich die Reihe der Römischen Satirendichter, von denen Herr Achaintre eine vollständige Sammlung für Frankreich veranstaltet hat. Der Vollständigkeit wegen mögen dem Persius die Ueberbleibsel der Sulpicia und des Lucilius beygegeben seyn. Es stützt sich diese Bearbeitung, wie viele frühere, auf die Ausgabe von Casaubonus in Critik und Erklärung; wiewohl er ihm in keinem von beiden slavisch gefolgt ist. In der Critik führten ihn höchst bedeutende Hülfsmittel, 26 Handschriften, aus denen die wichtigsten Varianten ganz kurz mitgetheilt sind, hier und da zur Abweichung vom Casaubonischen Texte, wie III, 100. wo trientem, die Lesart aller Handschriften, in der Bedeutung von poculum für des Casaubonus triental richtig aufgenommen ist. Wenn wir alle Verbesserungen überblicken, und das was

ii
1620 G. g. A. 112. St., den 14. Jul. 1814.

noch in den Varianten ungenutzt liegt, so erlauben wir uns das Urtheil, daß ein Deutscher Humanist mit diesen handschriftlichen Schätzen dem Texte des Persius eine bessere Gestalt gegeben haben würde. Diese herrlichen Hülfsmittel zu verarbeiten, bleibe dem neuesten Herausgeber vorbehalten. Größer war seine Sorge für die Erklärung, das Hauptziel seiner Bemühungen. Zu seinem Zwecke, durch eine fortlaufende alles berücksichtigende Erklärung den Persius verständlich zu machen, benutzte er die Arbeiten der frühern Ausgaben, vorzüglich die Gelehrsamkeit des Casaubonus. Auch jetzt lebende Gelehrte unterstützten ihn mit Bemerkungen, wie Chardon de la Rochette, und selbst, ein merkwürdiges Beyspiel, sein Verleger, Firmin Didot. Jedes Eigenthum ist genau bezeichnet. Im Ganzen gebührt ihm das Lob, das Brauchbarste aus den frühern Ausgaben zusammengestellt zu haben; auch einige eigene Interpretations-Versuche verdienen Beyfall; aber die feine Sprachkenntniß, die tiefe Sacheinsicht, und Schärfe im Sondern und Combiniern, welche zur Erläuterung des eben so dunkeln als genialen Persius bey unsern Fortschritten in der Ausbildung erforderlich ist, können wir nicht an dem Herausgeber rühmen. Deutschland besitzt und fordert ganz andere commentarii perpetui, welche durch ein philosophisches Bearbeiten des vorhandenen Stoffes zu einem geistvollen Ganzen, dem Schriftsteller und dem Gebrauche desselben angemessen, sich auszeichnen, nicht ihren Werth in dem Zusammenstellen der Meinungen früherer Bearbeiter suchen. Aber in Frankreich wird bey dem gesunkenen Zustande der alten Litteratur diese Ausgabe vielen Nutzen schaffen, und in dieser Rücksicht verdienen die Bemühungen des Herausgebers rühmliche Auszeichnung. W.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 16. Julius 1814.

Gießen.

Bey G. F. Heber: Ueber den Ursprung und die Bedeutung der Bewegung auf Erden. In Vorlesungen von Dr. J. B. Wilbrand, ordentl. öffentl. Lehrer der Anatomie etc. zu Gießen. 1813. 166 Octavseiten.

Wer an schönen Phrasen und allegorischen Bildern in der Naturlehre Geschmack findet, dem kann diese Schrift auf einige Stunden eine angenehme Unterhaltung gewähren. Aber der wahre Naturforscher betrachtet die ihm sich darstellenden Erscheinungen in der Körperwelt nicht gern aus einem höhern Standpunkte als ihm vergönnt ist, um jene täuschenden Halbschatten und Reflexe zu vermeiden, die die wahren Umrisse der Natur so leicht verhüllen, und sie zu einem Schattenbilde umschaffen, das nur der Phantasie aber nicht dem Verstande gefallen kann. Aus allen den höhern Ansichten, womit uns die neuere Naturphilosophie von Zeit zu Zeit beschenkt hat, ist bis jetzt keine einzige neue und große Wahrheit hervorgegangen, und öfters sind sie eben so geschwind wieder von dem Schauplatze verschwun-

den, als anmaßend sie uns über die innern Geheimnisse der Natur belehren wollten, welche dem schlichten und unbefangenen Naturforscher doch nur auf dem Wege der Experimentaluntersuchung sich aufschließen. Die gegenwärtige Schrift unterscheidet sich von den meisten andern, welche sich mit ähnlichen Speculationen beschäftigt haben, darin, daß sie doch in einer verständlichen Sprache abgefaßt ist, wenn gleich die darin gar zu häufig vorkommenden Lieblingsausdrücke, z. B. hervortreten, hervorrufen, getrübt seyn, steigern, sich aussprechen, potenziiren, ergriffen werden u. dergl. sehr bald zu erkennen geben, welcher Schule der Verf. angehört. Die Absicht des Verf. ist, zu zeigen, wie alle Bewegung die wir in der Natur wahrnehmen, auf einen höhern Geist, auf einen Ausdruck des Lebens hindeute, wodurch alle Individuen und alle Erscheinungen zu einem organischen Ganzen verknüpft werden. Das Leben sey aber nicht zu begreifen, als etwas den vergänglichen Dingen nur inhärentes, nicht als eine Eigenschaft der Geschöpfe insbesondere der organischen. Das Leben ist vielmehr eher, als alle diese einzeln Geschöpfe selbst. Im Leben erkennen wir die innere Befehlung alles dessen, was Daseyn hat. In seiner Ursprünglichkeit betrachtet, ist das Leben nur das AllEine, das Absolute in seiner Selbstaffirmation, das nirgends seine Gränzen hat, überall als Natur und Geist sich ausdrückt, und endlich nach unzähligen Stufen in den Erscheinungen der organischen Natur, von dem Steine zur Pflanze, und von dieser zum Thiere, im Menschen als Vernunft sich offenbart. Die äußere Erscheinung des Lebens ist gegeben in der Bewegung. Wie es nur ein Leben gibt, so auch nur einen innern Grund aller Bewegung auf Erden und am Himmel. Dasselbe was

da macht, daß sich im Universum die Weltkörper gegen einander bewegen, daselbe zeugt auch alle Bewegung auf Erden. Diejenigen Gestirne im Weltalle, welche den Ausdruck der innern Beseelung weniger an sich tragen, bewegen sich gegen jene in welchen die Beseelung in höherm Maße hervortritt, die dunkeln Körper gegen die Selbstleuchtenden (doch auch dunkle gegen dunkle vielleicht nur höher belebte) und zuletzt alles nach einer innern Centraleinheit. Wie sich das Leben im Universum durch eine stete Bewegung der Gestirne offenbart, so gleichfalls auf Erden im Wachsthum der Pflanzen und Thiere, und dieß um so bedeutender, je höher die Entwicklungsstufe ist, auf der das Thier steht, je mehr sich das geistige Leben in ihm verkündet, denn das Leben bezeichnet das Hervortreten des Idealen. In der anorgischen (anorganischen) Natur ist überall nur relative Ruhe, nichts ist eigentlich leblos oder in absoluter Ruhe. Das Sterben organischer Körper ist nur ein Zurücktreten derselben von der Stufe ihrer Bedeutung, es bezieht sich nur auf die Individualität, nie auf das Ganze der organischen Welt. Im Sterben und Gebahren werden ist nur der stete Fluß in der Entwicklung, die allgemeine Ebbe und Fluth der Naturindividualität am deutlichsten ausgesprochen. Je vollkommener der Ausdruck des Lebens gegeben ist, desto auffallender sind auch die Erscheinungen, worin sich das Sterben ankündigt, auffallender im Thiere als in der Pflanze, und am auffallendsten im Menschen, dem Centralgebilde der organischen Schöpfung, dem Wendepuncte der realen und idealen Welt. Alle Dinge sind von Seiten ihres leiblichen Daseyns zu einem harmonischen Ganzen verknüpft, welches uns am lebendigsten anspricht in der Schwere. In ihr erkennen wir das wahrhaft Reale, was da macht.

daß jedes Ding körperliches Daseyn hat. Es ist eine und dieselbe Schwere, die jede Erscheinung auf unsrer Erde durchdringt, dann über die Gränze unsrer Erde hinausgeht, und jeden Weltkörper erfüllt, die so in einer endlosen Ausdehnung begriffen nirgends ihre Gränze findet, und auch nirgends als begränzt gedacht werden kann. Sie ist mit dem innern Wesen der Natur selbst eins, oder die Natur selbst ist Schwere (!). Die Natur als Schwere ist das innerlich erfüllende aller Körperlichkeit. Die alles durchdringende Weltseele, die in ihrer Absolutheit ihr gleich ist, ist in ihr unter der Vorherrschaft des Realen gegeben, in ihr verehren wir die sich absolut real aussprechende Natur. In ihr liegt das Bestreben der Dinge, sich in eine innere Einheit zu concentriren. In der Empirie nennt man dieß gemeinschaftliche Centrum aller Körperlichkeit den Schwerpunkt. Je nachdem sich in einzeln Dingen, wenn auf ihre reale Seite gesehen wird, die Schwere in größerer oder geringerer Fülle offenbart, je nachdem treten sie mehr oder weniger auffallend leiblich hervor, und offenbaren ihre Leiblichkeit in dem stärken oder schwächern Streben zum gemeinschaftlichen Schwerpunkt der Erde. In der Empirie hat man diese besondere Offenbarung der allgemeinen Schwere die specifische Schwere genannt (daß durch solche Bildersprache die bestimmtern Begriffe die man von diesen Dingen in der Naturlehre hat, verrückt werden, bedarf wohl keines Beweises). Wie wir in der Schwere nicht eine Eigenschaft der Dinge erkennen, sondern in derselben ein alles erfüllendes Wesen verehren, was jedem Dinge, jeder Erscheinung erst das leibliche Daseyn gibt, so verehren wir gleichfalls eine allgemeine Beseelung in der Natur, welche keinem besondern Dinge, keiner besondern Erscheinung,

als solcher, angehört; welche vielmehr über jede Gränze hinausgeht, und eben so absolut ist, als die Natur sich aussprechend in der Schwere. Diese allgemeine Beseelung spricht uns am lebendigsten an in der Klarheit des Lichtes. Die Natur stellt sich ideal als Licht, real in der Schwere, und in beiden unbedingt als Eins dar. An den Weltkörpern reflectirt sich das Lichtwesen vorzugsweise an den Selbstleuchtenden, die Schwere aber an den dunkeln Körpern (also nicht auch an den Selbstleuchtenden?). Im Planetensysteme ist daher das Leben als eine Aufnahme der dunkeln Körper in die Beseelung durch die Selbstleuchtenden gegeben. Daher (!) bewegen sich die dunkeln gegen die selbstleuchtenden (doch auch die dunkeln gegen dunkle). Da in der Bewegung sich die Schwere wie das Lichtwesen ausspricht, so ist sie doppelt. Die eine steht unter der Potenz der Schwere, die andere unter der Potenz des Lichts. Wir nennen die erste Bewegung die elliptische Bewegung, die andere die Rotation (!!)

Von beiden Bewegungen ist die Erde organisch ergriffen, beide müssen sich daher ins Unendliche auf ihr reflectiren. Die elliptische Bewegung erzeugt den Jahreswechsel, die Rotation den Tageswechsel. Ersterer wird in der Richtung die wir die Nord-südliche nennen, letzterer in der Richtung die wir die Ost-westliche nennen, bestimmt; daher (!) die vier Weltgegenden. In jeder Bewegung spricht sich das Lichtwesen und die Schwere und auch die Einheit der Natur aus (?). Das Hervortreten des Lichts und der Schwere in der Nord-südrichtung erscheint als nord-südliche Polarität, wir nennen sie Magnetismus. Die Ineinsbildung in dieser Polarität ist der chemische Proceß. Das Hervortreten des Lichts und der Schwere in der Ost-westrichtung erscheint als electriche Polarität.

richtet, und die Ineinsbildung als Organisation. Wie die elliptische Bewegung die ganze Erde beherrscht, so beherrschen nothwendig der Magnetismus und der chemische Proceß die ganze Erde, sie stehen aber wie die elliptische Bewegung selbst unter der Potenz der Schwere. Wie die Rotation die ganze Erde beherrscht, so beherrschen auch die electriche Polarität und die Organisation die ganze Erde, stehen aber unter der Potenz des Lichts. In allen Erscheinungen kann sich daher nichts anderes offenbaren, als dieß wechselseitige Hervortreten des Lichts und der Schwere, diese alles beherrschende Bedeutung der Bewegung, dieser Ausdruck des Lebens. Nun umständlich über das Hervortreten jener Potenzen in den electricen und magnetischen Erscheinungen, in den chemischen Processen, im Organismus, und den mannichfaltigen Functionen desselben, der Evolution, Excretion, Secretion, Respiration, dem Kreislauf des Bluts u. s. w. Selbst in der Ebbe und Fluth erblickt der Verfasser jene Regung der lebendigen Natur, und die Erklärungen, die die Physiker davon geben, seyen nur durch die abstracte, und deshalb einseitige Mathematik erzeugt, wodurch die Erde von ihrem innern Leben ganz zu einer trägen Masse (?) herabsinke. Die Schwierigkeiten welche der Verf. in der durch jene einseitige Mathematik hervorgebrachte Erklärung der Ebbe und Fluth findet, wird sich derselbe heben können, wenn er sich die Mühe geben will, La Place's Mechanik des Himmels und andere Schriften der einseitigen Mathematik, die jenes Phänomen auch nur elementarisch behandelt haben, einer nähern Aufmerksamkeit zu würdigen. Aber freylich verstattet die Mathematik nicht, daß wahre und gründliche Kenntnisse die sie uns darbietet, sich so leicht weglesen lassen, als jene Spiele der Phantasie,

die, wenn sie nicht durch die Macht der Mathematik im Zaume gehalten werden, doch gar zu leicht in physische Romane ausarten, welchen Vorwurf wir jedoch der hier angezeigten Schrift im Ganzen nicht machen wollen, wenn gleich jeder Naturforscher zugeben wird, daß die Ansichten, welche der Verf. hier von Ebbe und Fluth gegeben hat, weit davon entfernt sind, auf eine gründliche Erklärung des Phänomens Anspruch machen zu dürfen.

Breslau.

Handbuch merkwürdiger Stellen aus den Lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters; herausgegeben von Friedrich von Raumer, Reg. Rath und Professor. 1813. 468 S. in Octav.

Wir haben Chrestomathien der Classiker; aber so viel Rec. sich erinnert noch keine Chrestomathie der Schriftsteller des Mittelalters, wenn man nicht etwa einige historische Handbücher dafür rechnen will, in welchen die Beweisstellen abgedruckt sind. Durch eine solche Art Sammlung kann ein doppelter Zweck erreicht werden; zuerst den jungen Freunden des historischen Quellenstudiums eine vorläufige Bekanntschaft mit den bedeutenden Schriftstellern zu verschaffen; dann auch in einem gewissen Grade als Sammlung von Beweisstellen zu dienen für die wichtigen Begebenheiten; welches um so wünschenswerther ist, da wir noch keine allgemeine und zweckmäßig eingerichtete Sammlung jener Schriftsteller haben, und sobald auch wohl nicht erhalten werden. Alles kommt dabei auf die Auswahl und auf die Einrichtung an. Wir verlangen zuerst allerdings, daß die Stellen aus den wichtigen Schriftstellern genommen werden; aber doch auch nicht

aus zu wenigen, sondern vielen; besser die Zahl ist zu groß als zu klein. Demnächst muß die Auswahl die erheblichen Facta, und zwar in mehreren Hauptstaaten von Europa treffen. Durch Druck und äußere Einrichtung kann dabey für die Bequemlichkeit der Leser gesorgt werden.

Keine dieser Forderungen ist von dem Herausgeber unberücksichtigt geblieben. Er hat aus 101 Geschichtschreibern Stellen abdrucken lassen; mehrtheils von jedem Eine; zuweilen zwey; nie mehr als drey. Sie folgen in chronologischer Ordnung. Die beiden ersten sind *Jaculfus* und *Jornandes*; die beiden letzten *Gulielmus de Nangis* und *Gaufredus de Velloloco*, von 1270. Wir haben keinen der Schriftsteller vermißt, wegen welcher wir nachsahen. Die Stellen betreffen immer die interessantesten Gegenstände; und sind durchgehends sowohl in Rücksicht ihrer Wichtigkeit, als ihrer Mannigfaltigkeit zweckmäßig gewählt. Von jedem Schriftsteller ist eine kurze Nachricht vorausgeschickt, welche sein Zeitalter, seine Lebensumstände, seine Hauptschriften, und eine kurze Charakteristik gibt; also gerade das was als Vor Erinnerung nöthig ist. Der ziemlich enge Druck hat erlaubt auf 468 Seiten viel zu geben. Am Ende ist noch ein kurzes Glossarium der dunkeln Wörter beygefügt. Das Alles werden die Leser gewiß sehr zweckmäßig finden, und mit Dank annehmen.

Dieser Band geht bis auf den Untergang der Hohenstaufen. Bey einer günstigen Aufnahme verspricht der Verfasser noch einen zweyten für die Schriftsteller des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Hoffentlich wird er sein Versprechen erfüllen können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 16. Julius 1814.

London.

Bei mehreren unitarischen Gesellschaften in Eng-
land und zu London bey Joseph Johnson auf dem
Jahrs Kirchhofe: *Memoirs of the Rev. Dr. Joseph
Priestley, to the year 1795. Written by Himself.
With a Continuation to the time of his Decease,
by his Sohn, Joseph Priestley.* Nach der Ameri-
kanischen Ausgabe aufs neue gedruckt 1809. 202 S.
Außer dem vollständigen Verzeichniß der Schriften
auf 8 S. in Octav.

Eine Selbstbiographie, aus Dankbarkeit gegen
delmüthige Wohlthäter zuerst unternommen, und
dann von der Zärtlichkeit eines Sohns fortgesetzt
und vollendet. Gegen Schriften dieser Art hat
war den Recensenten (aufrichtig zu gestehen) seine
Erfahrung, und eine Reihe von ihm selbst erlebter
Beispiele arger Verschuldungen gegen die histori-
sche Wahrheit in der neuen und neuesten Zeit, etwas
misstrauisch gemacht; es gehört eine fast unnatür-
liche Verleugnung seiner selbst dazu, wenn der Le-
bensbeschreiber von sich, oder sein näher Bluts-
verwandte von ihm ohne Reticenzen und Verschö-
nerungen

R (5)

nerungen erzählen soll, zumahl wenn in der Lebensgeschichte viel zu rechtfertigen und zu vertheidigen ist, und ihr Verfasser nicht bloß bey der einfachsten Darstellung der Thatfachen stehen bleibt. Und wenn man gleich auch diese Lebensbeschreibung nicht von solchen Schwächen frey erklären mag (wie leise z. B. berührt sie (S. 109 — 112) Priestley's Zusammenhang mit Frankreich!); so ist sie doch im Ganzen mit vieler Offenheit und Aufrichtigkeit geschrieben, (wie man von einem Verf. erwarten konnte, der so oft seine bey physicalischen Versuchen begangenen Fehler und Uebereilungen ohne Rückhalt eingestanden hat): nur möchte man sie in dem Theil, der die gelehrten Studien und Forschungen des merkwürdigen Mannes betrifft, etwas umständlicher wünschen. Es findet sich zwar vieles der Art zerstreut in seinen zahlreichen Schriften: aber wie lehrreich würde es gewesen seyn, dieses an Einen Ort zusammengebracht zu lesen!

Priestley stammte von Dissenters ab. Ob gleich in dem Hause der Schwester seines Vaters pietistisch erzogen, verließ er es doch nicht ganz rechtgläubig. Als er kurz vor dem Abgang auf die Academie nach Daventry zur ersten Communion sich meldete, wurde er zurückgewiesen, weil er bey der Prüfung die ihm vorgelegte Frage von der Sünde Adams nicht ganz schulgerecht beantwortete. Desto bessere mathematische Kenntnisse nahm er mit nach Daventry, wo er (von 1752 — 1755) die Theologie unter zwey Tutors studierte, von denen der ältere es mit den streng orthodoren, der jüngere aber mit ketzerischen Meinungen hielt, welches den Studierenden zum Disputieren unter sich reichen Stoff gab. Dagegen wurden die theologischen Hülfswissenschaften alte Sprachen und Bibelstudium, Kirchengeschichte und Philosophie ganz versäumt. Priestley sollte sich ganz

der Kanzel widmen, ob er gleich durch einen Familienfehler in der Aussprache, der oft ins Stammeln übergieng, und sich durch keine Uebungen ganz heben ließ, zu einem angenehmen öffentlichen Vortrag völlig ungeschickt war. In seinem ersten Predigtamt zu Needham in Suffolc mit 40 Pf. jährlicher Einkünfte, ward er bald des Arianismus verdächtig, was Zuhörer und Einkünfte so schmälerte, daß letztere nicht einmahl zu einem Hungerbrod hinreichend hätten, wäre ihm nicht von Benson und Kippis ein Zuschuß von fünf Pfunden bey einigen guten Seelen ausgewirkt worden. Desto eifriger trieb er seine theologische Wissenschaften, und während seines dreijährigen Aufenthalts in dieser bigot orthodoxen Gegend kam er schon in alle die theologischen Meinungen hinein, die in den folgenden Zeiten bey ihm eine Art fixer Ideen wurden. Desto glücklicher fühlte er sich als er 1758 unter ein friedliches Völkchen nach Nantwich versetzt ward, wo er durch eine angelegte Schule und andern Privatunterricht (den er von Morgens 7 Uhr bis Abends 7 Uhr, die einzige Mittagsstunde abgerechnet, fortsetzte) zu einer für seine Genügsamkeit so reichen Einnahme kam, daß er sich die ersten physicalischen Instrumente anschaffen konnte. Den kleinen Spielen, die er mit ihnen zu Nantwich zum Vergnügen der Kinder seiner Schule und ihrer Eltern trieb, konnte er, als er von 1761 — 1767 bey der Academie Warrington war nicht zum Unterricht in seinen Lieblingsfächern, der Mathematik und Physik, sondern in Sprachen angestellt war, wegen der mehreren Muße, zu der er kam, eine ernsthaftere Wendung geben. Doch als wegen Uneinigkeiten kein Gedeihen in diese Anstalt kommen wollte, vertauschte er seine Lehrstelle wieder 1767 mit einem Predigtamt bey der Gemeinde zu Leeds, wo er wieder theologische Studien mit

seinen physicalischen verband und sechs Jahre sehr glücklich lebte, bis ihn der Graf Shelburne, nachmaliger Marquis von Lansdowne, unter dem Titel eines Bibliothecars zu seinem Gesellschafter wählte. Mit dem Grafen machte er in den ersten Jahren eine Reise durch die Niederlande, einen Theil von Deutschland und Frankreich, und knüpfte dabey wichtige Bekanntschaften an; und lebte darauf eine Reihe von Jahren in recht erwünschter wissenschaftlicher Muße (die er aber doch zuweilen durch bestimmte Amtsgeschäfte unterbrochen gewünscht hätte). Zuletzt, da sich der Graf seiner wieder zu entledigen suchte (aus einer ihm unbekannt gebliebenen Ursache), bot er ihm eine Versorgung in Irland an: Priestley zog aber eine Pension, die er verzehren konnte wo er wollte, diesem Antrag vor, und begab sich nach Birmingham. Hier nahm er wieder ein geistliches Amt, doch nur für Geschäfte auf den Sonntag, an, und lebte die übrige Zeit den theologischen und physicalischen Wissenschaften bis ihn die Begeisterung für die Französische Revolution veranlaßte, 1789 an den bekannten Streitigkeiten wegen der Testacte und an der Politik seines Vaterlandes Antheil zu nehmen, der sich bey der Feyer des Jahresfestes der Französischen Revolution, am 14. Jul. 1791, mit einem Volksaufstand zu Birmingham endigte, welcher den Dissenters ihre Kapelle, ihm seine Wohnung, Bibliothek und physicalischen Apparat kostete. Er mußte zwar Anfangs seine persönliche Sicherheit zu London suchen; doch hatte die Gemeine zu Hackney den Muth, ihn zum Nachfolger des berühmten Dr. Price zu ernennen. Hier lebte er zwar noch einige Jahre glücklich; aber, da sich sein lebhafter Geist zu Lobprekungen der Französischen Revolution in Predigten und Schriften hatte hinreißen lassen, so war er nun dem Hofe verdächtig; die

Mitglieder der Societät der Wissenschaften zu London (sonst seine Freunde) zogen sich von ihm zurück; die Ministerialblätter eiferten gegen ihn als Oberhaupt einer revolutionären Partey. Er hielt es aber für sich und seine Familie gerathener, sein Vaterland zu verlassen, und zog 1794 nach Northumberland in America, wo er (ohne ein Amt, deren ihm mehrere angeboten wurden, anzunehmen) mitten unter seinem theologischen und physikalischen Studien am 6. Februar 1804 starb. (Geb. 1733 am 4. März alten Styls zu Fieldhead in Yorkshire.)

Für die Naturwissenschaften war Priestley (um in Wort über ihn beizufügen) eigentlich gebildet, und zu ihrer glücklichen Cultur durch mathematische Kenntnisse gut vorbereitet: doch kam er aus Mangel an Hülfsmitteln erst spät zu ihrem ernsthaften Studium, erst in seinen reifen Jahren. So gern er auch speculirte, so ließ er sich durch diesen seinen Hang doch nicht von dem Erfahrungsweg abbringen, den Britannien bis jetzt noch nie verlassen hat, die Natur durch Versuche und den Calcul zu befragen. Seine anfängliche Armuth kam ihm dabey (von einer Seite wenigstens) gut zu statten; ihretwegen mußte er seinen Erfindungsgeist anstrengen, um bey wenigem Aufwand viel zu leisten. Die sein Zeitverwandter Scheele, mit dem er zu gleicher Zeit das Oxygengas entdeckte und bewies, daß die atmosphärische Luft aus zwey verschiedenen elastischen Flüssigkeiten bestehe, mußte er auf einen einfachen Apparat und daher auf neue Arten chemischer Operationen denken, welches ein schönes Mittel zu manchen neuen Entdeckungen war. Welche haben sich dadurch auch die Wiederholung ihrer Versuche erleichtert, wodurch ihre Genauigkeit gewann. Erst in spätern Jahren erlaubten ihm fremde Unterstützungen seine Versuche im Großen anzustellen. Man hat bisher das meiste Verdienst hierbey

auf Shelburne zurückgeführt: er gab ihm aber doch während seines Aufenthalts bey ihm (außer dem jährlichen Gehalt von 250 Pf., von denen seine Familie, von ihm abgesondert, leben sollte) nur noch 40 Pf. jährlich zu seinen Versuchen. Seine Freunde erkannten, daß diese nicht weit genug reichten und Fothergill bot ihm eine Subscription von andern 100 Pf. jährlich an, damit seine Versuche mehr ins Große gehen könnten. Er nahm aber aus Delicately gegen Shelburne nur 40 an; weil sich mit denen die Versuche nicht sehr auffallend, nicht bis zur Entdeckung des ihm heimlich dargereichten und zur Misbilligung seines Protector's, würden vermehren lassen. Erst nach seiner Trennung von dem Grafen nahm er eine stärkere Subscription an; sie setzte ihn auch in den Stand, ohne Unterricht zu geben, bloß den Wissenschaften zu leben. Und wie viele freiwillige Geschenke kamen hinzu, deren der dankbare Priestley (von S. 82 — 86) umständlich gedenkt; und dieselbe Freygebigkeit folgte ihm auch nach America (S. 110 f.) nach. Je weniger sich ein solches geistiges Organ bey dem Privatstande anderer Nationen zeigt, desto rühmlicher ist dessen Wirkung zu dieser Anwendung des Reichthums bey dem Kaufmannsgeiste, der natürlich im übrigen bey den Britten vorherrschen muß. Unter solchen begünstigenden Umständen kam Priestley bey seiner Arbeitsamkeit und seinen Talenten in seinen physikalischen Forschungen weit. Doch trug dazu auch nicht wenig bey, daß er zur Zeit des Anfangs seiner physikalischen Studien in Franklin's Bekanntschaft kam, die ein mächtiger Hebel seines Eifers wurde. Ihm und seinen übrigen Freunden zu London verdankte er die Hülfsmittel zu seiner Geschichte der Electricität. Noch war kein ganzes Jahr verfloßen, nachdem ihnen Priestley die erste Idee von diesem

Werke, womit er sich trage, mitgetheilt hatte, als er ihnen dasselbe schon gedruckt vorlegen konnte. Von diesem Zeitpunkt an breitete sich die Genanttheit seines Namens aus: der Inhaber der physikalischen Wissenschaften weiß (was wir daher weglassen) durch welche wichtige Entdeckungen er sie verdient hat.

Durch sie wird auch sein Name bey der Nachwelt nicht untergehen; weniger würde ihn sein theologischer Character vor Vergessenheit schützen. Der religiöse Sinn der während seiner Jugend in dem Hause der Schwäger seines Vaters war erweckt worden, verließ ihn (wie man aus vielen Stellen dieser Lebensbeschreibung sieht) durch sein ganzes Leben nicht, ob er gleich nicht der saure Pietismus lieb, den er in den ganz pietistisch organisirten Zusammenkünften der benachbarten Geistlichkeit in dem Hause, wo er lebte, eingeatmet hatte. Dar von den unmittelbaren Wirkungen des h. Geistes, die man nach ihrer Lehre in sich spüren müsse, in sich nichts entdeckte, so hielt er geraume Zeit sich von Gott verlassen und verzweifelte an seiner Wiedergeburt. Es ist schade, daß Priestley nicht angeleitet hat, wie er von den pietistischen Schwärmeren zurückgekommen ist. Man sieht aus seinen Erzählungen bloß, wie er früh über theologische Speculationen nachzudenken angefangen und sie von dem eigentlichen Christenthum abgefordert hat. Zu bedauern war es, daß er in den theologischen Hilfswissenschaften zu Daventry keinen Unterricht gefunden hat, und in ihnen (nach der Weise in England) sein eigener Lehrer werden mußte. Ihre Kenntniß blieb daher bey ihm immer mangelhaft: was konnte nun Befundes aus seiner Theologie werden? Benson, unter dessen Leitung seine theologische Studien eine kurze Zeit standen, nachdem

er Daventry verlassen hatte, führte ihn zuerst zum Bibelstudium an. Aber kaum hatte er dasselbe angefangen, noch ehe er sich die zur Erklärung des A. und N. T. nöthigen Hülfkenntnisse konnte erworben haben, wagte er sich schon an die Bestimmung der Lehren, welche er aus dem theologischen System verbannt wissen wollte. Die ausgeschiedenen Lehren sollte nun jeder verwerfen, der ein denkender Christ heißen wollte; in kurzem waren seine Abweichungen von der herrschenden Theologie, in Ansehung der Gottheit Christi und seines Versöhnungstods, fixe Ideen geworden, die ihn sogleich zum Kampf bewaffneten, wo er Widerspruch dagegen fand, auch ohne Beziehung auf sich. Was er glaubte, sollte jeder glauben: eine wahre Gebundenheit des Geistes. Fest überzeugt von der Wahrheit des Christenthums, staunte er, wie er auf seiner Reise mit Shelburne durch Frankreich die Physiker daselbst daran ungläubig fand, und hielt sich sofort für berufen, seine Letters to a Philosophical Unbeliever zu schreiben. Sie mögen wohl den Französischen so genannten Philosophen, wenn sie ihnen zu Gesicht kamen, ein mitleidiges Lächeln abgeloct haben. Denn er war keinem eigentlichen philosophischen Zweifler, keinem speculierenden Metaphysiker, welcher durch einen Hume, ein System der Natur, oder andere skeptische oder dogmatische Gottesleugner in dunkle und verschlungene Labyrinth geführt worden war, im Kampfe gewachsen. Harten, der ihm zu Daventry zufälliger Weise in die Hände gefallen war, galt ihm für den eigentlichen Helden in der Philosophie. Als schon Reid seinen Witz, Beattie seine Beredsamkeit und Oswald sein Ungestüm gegen Hume erschöpft hatten; so sollten sie alle ihm, als echten Lockeaner und Materialisten, das Feld räumen. Wie weit konnte er es mit solchen Waffen gegen

ße bringen? Eben so wenig war er auf dem historischen Wege für die Wahrheit des Christenthums mit dem ausgerüstet, was ihrem Vertheidiger noth ist. Ihm fehlte feste grammatische Exegese, eine scharfe historische Critik, der vollständige Gebrauch aller Quellen, die zu historischen Forschungen über die allmähliche Verfälschung des Christenthums nöthig waren.

Politik war ihm lange neben seinen theologischen und physicalischen Studien kaum Nebensache. Aber als 1789 die Testacte alle Gemüther in- und außerhalb des Parlaments in Bewegung setzte, so ward auch er ein politischer Prediger und Schriftsteller. Es war zu bedauern, daß ein so verdienstreicher Mann sich von Leidenschaften hinreißen ließ, die zuletzt selbst seine Ruhe untergruben, und Europa einen allgemein berühmten Forscher raubten.

Er schrieb noch in mehreren Fächern; aber ohne Eigenthümlichkeiten. Dennoch ist mehreres auch von diesen seinen Schriften (seine Poetik und Rhetorik sogar zweymahl) ins Deutsche übersetzt worden: so allgemein geehrt war auch unter uns sein Name.

Was Priestley ergriff, ergriff er mit Hastigkeit; und so führte er es auch aus. Im Schreiben befaß er eine große Fertigkeit; und ob er gleich alles mehr auf das Papier warf, als er es ausarbeitete, so war doch das meiste in einer guten Ordnung dargestellt: ein Beweis von der Güte seines Genies, und seines Tacts im Denken.

Wien.

In der Camerinischen Buchhandlung: Darstellung blutiger heilkundiger Operationen, als Leisfaden zu seinen academischen Vorlesungen und für operative Heilkünstler bearbeitet von Christoph Bonifacius Sang, der Chirurg. und Med. Doctor.

Er. K. K. apost. Majestät Rathe, ordentl. öffentl. Lehrer der theoretischen und practischen Chirurgie u. s. w. Erster Theil. 1813. 448 S. in Octav. Mit einer Kupfertafel. Zweyter Theil. 1814. 501 S. Mit einer Kupfertafel.

Der Verf. hat dieses Werk zum Leitfaden bey seinen Vorlesungen bestimmt. Es wird aus vier Theilen bestehen. Der erste Theil enthält die Operationen, die an verschiedenen Theilen des Körpers unternommen werden. Einleitung. Bestimmung des Standpunctes des operirenden Arztes, oder so genannten Operators. Der Verf. zeigt das Falsche des hie und da noch Wurzel haltenden Begriffes von Operationen und Operator, nach welchem ersteren nur das Prädicat von mechanischer Trennung, Verbindung u. s. w. beygelegt, und von letzterem nur verlangt werde, daß er den menschlichen Körper als eine Statue kenne und das Messer nach einem ihm unbekanntem Willen des die Operation bestimmenden Arztes geschickt zu führen verstehe. Damit nun nicht durch zwey Menschen, wovon der eine das Mittel, und der andere den Zweck nicht kennt, auf das Menschenleben gewirkt werde, so verlangt der Verf. von einem Wundarzte eine vollständete ärztliche Bildung, große Erfahrung im medicinischen Gebiete verbunden mit allen Eigenschaften, die zum Operiren erforderlich sind, wozu er rechnet: Fertigkeit im Operiren; scharfe Sinne; feste Hand; gute Bildung des Körpers, eine anständige und gewandte Haltung desselben; Muth, Fassung, Geistesgegenwart und Unzugänglichkeit für Verlegenheit; Vertrauensyn mit der Mathematik; Kenntniß der Mechanik und Zeichnen und Sinn für Erfindung. (Das letztere hat oft mehr Nachtheil als Vortheil gebracht. Wundärzte, welche mathematische und mechanische Kenntnisse mit einer

Neigung zu Erfindungen verbinden, überhäufen oft unsere Instrumenten-Apparate. Ein weit größeres Verdienst ist es, wenn der Wundarzt Sinn für das Einfache hat. Wir brauchen keine Instrumente mehr zu erfinden; indem mit einem Scalpell und einer Pinzette und Säge die meisten Operationen verrichtet werden können. Mit diesen Instrumenten zergliedert der Anatom und macht die feinsten Präparate. Wenn der Anatom am besten seinen Zweck damit erreicht, und keine Theile zerstört, die er erhalten will, dann hat der Wundarzt noch mehr Grund sich dieser Instrumente vorzüglich zu bedienen. Viele Operationen müssen als geschickte Zergliederungen angesehen werden. Ich will nur die Exstirpationen der Balggeschwülste, die Bruchoperation, das Entblößen der Schlagadern anführen. Das Scalpell muß freylich bey manchen Operationen eine Veränderung in der Form und Größe erleiden, wie dieß der Fall ist bey Amputationen, wo man am besten mit einem mäßig langen convexen Scalpell einen conischen Stumpf bilden kann, und bey dem Steinschnitte. Das Instrument muß aber von der geübten Hand geleitet werden, und nicht der Mechanismus des Instrumentes soll das Wesentliche seyn. Daher ist es besser, daß der Wundarzt sich immer mit dem Zergliedern des menschlichen Körpers beschäftigt, und sich an Leichen im Operiren Fertigkeit zu verschaffen sucht. Ein geübter Anatom ist schon Operateur, wenn er sich nur nicht dadurch stören läßt, daß er es mit dem lebenden Menschen zu thun hat, Fassung und Geistesgegenwärt besitzt.) Sehr wahr sagt der Verfasser, daß nur der Besitz der angeführten Eigenschaften den Arzt zum Chirurgen und den Chirurgen zum Arzte stempelt, daß die Untrennbarkeit der Medicin von der Chirurgie mit der getrennten Ausübung in

keinem Widerspruche stehe, und der Arzt sich immerhin nur mit den so genannten medicinischen, und der Chirurg mit den so genannten chirurgischen Fällen beschäftigen könne, der Verhältnißunterschied nur darin bestehe, daß der Arzt oft ohne Operation, der Chirurg aber nie ohne medicinische Handlung heilen könne. Die Bestimmung, ob eine Operation angezeigt sey und als Mittel zum Heilzwecke betrachtet werden könne, hält der Verf. in seltenen Fällen für gewiß. Um die Bedingungen, unter welchen eine Operation als Heilmittel erklärt werden kann, bestimmen zu können, muß das Uebel heilbar und rein örtlich seyn, oder es muß das Product eines allgemeinen Leidens nur noch als bloßes Residuum dastehn; die Bestimmung des letzteren erklärt der Verf. für die schwierigste Aufgabe. Wird das Product des allgemeinen Leidens durch eine Operation beseitiget, kann brechen sämtliche Erscheinungen der inneren Krankheitsform in der Operationswunde wieder hervor. (Rec. kann dieses nicht genug den angehenden Wundärzten zur Verhütung empfehlen, damit sie nicht von einer zu großen Neigung alles zu operiren hingerissen werden, wodurch die Chirurgie nur in Mißcredit kommt. Würde die Chirurgie nur von solchen Wundärzten ausgeübt, welche den menschlichen Körper in seinem natürlichen Zustande genau kennen, und damit ärztliche Kenntnisse verbinden, dann würde weit seltener operirt werden.) Blutige Operationen werden als Krankheit verursachende Schädlichkeiten betrachtet, weil sie Schmerzen verursachen und mit Blutverlust verbunden sind. Als allenfahiges Regulativ behuf der Bestimmung, wann eine Operation besonders eine heroische, wenn nicht gewiß, doch höchst wahrscheinlich sehr nachtheilig wirke, wird folgendes angeführt: das zarte Kindesalter, Greisen-

alter, ein hoher Grad von Schwäche, vorherrschende Sensibilität, Tachycynie, Cachexie, Abscheu vor Operationen, wenn das Operationsobject lange als ein pathologisches Se- und Excretionsorgan diente u. s. w. Blütige Operationen sind auch als Palliativmittel zu betrachten, und sind auch dann angezeigt, wenn von einer radicalen Heilung die Rede nicht seyn kann, die Leiden des Kranken aber dadurch gelindert, und seine Lage dadurch gefristet werden können, oder Hoffnung vorhanden ist, daß nach der Beseitigung eines Productes eines allgemeinen Leidens die natura medicatrix so vermögend gemacht werden kann, daß sie oft gegen alle Erwartung das allgemeine Krankseyn, und somit auch den Rest des Localübels zu heilen im Stande ist. Wenn auch die Bestimmung des Werthes der Methoden von der Sicherheit der Erreichung des Zweckes, von der möglichst geringen Verwundung u. s. w. abhängt, so finden doch mancherley Modificationen statt, und daher muß der Wundarzt die besten Operationsmethoden kennen. Da mit wenigen und kleinen Mitteln der Zweck erreicht werden kann, jedes bedeutend zusammengesetzte Werkzeug den Operateur zum Sklaven macht, so ist die Klage gegen die chirurgischen Kistkammern (die nur zur Geschichte dienen) gerecht. Bey der Wahl der Zeit zu Operationen soll die Witterungsconstitution berücksichtigt werden. Endlich ist in der Einleitung noch die Rede von der Vorbereitung des Kranken zur Operation; von der politischen Prognose; von dem Plane der Operation; von der Vorbereitung der Werkzeuge, Verbandstücke; von der Bestimmung der Gehälften; Lagerung des Kranken; Stellung des operirenden Arztes; Benehmen des Arztes während einer Operation; von den Ereignissen während einer Operation und von der Nach-

behandlung. Der erste Theil enthält die Operationen, welche an verschiedenen Theilen des Körpers vorgenommen werden. Dahin werden gerechnet: Schröpfen; Anlegung der Blutigel; Aderlaß; Schlagaderöffnung; die Operation der Schlagadergeschwulst; die Operation der Blutaderknoten; Unterbindung der Gefäße, die Naht der Wunden; die blutige Wundenerweiterung; die Ausziehung fremder Körper aus Wunden; die Eröffnung der Abscessen; blutiges Behandeln der Lymphgeschwulst; Operation der Balggeschwülste; Anwendung des Glüh eisens und Brennzylinders; Anwendung des Azmittels; Bildung des Fontanells; die Einziehung des Eiterbandes; Anwendung des Blasenpflasters; Anwendung der Seidelbastrinden; Einimpfung der Kuh- oder Schuzpocken; die Operation der Necrosen; die Operation der Polypen. Die Ordnung nach welcher jedes Kapitel abgehandelt wird ist: Bestimmung was unter der jedesmahligen Operation zu verstehen ist; Zweck; Anzeige; anzeigende Krankheitsumstände; gegenanzeigende Krankheitsumstände; Verhältniß der Operation zum Organismus als mechanische Schädlichkeit; Verhältniß derselben als Heilmittel zur Krankheit; Vorbereitungsacte; Operation; Anmerkungen; mögliches übles Ereigniß während der Operation; mögliche üble Ereignisse nach der Operation; Nachbehandlung. Die Kupfertafel enthält eine Aneurysmanadel und einen Polypenunterbinder.

Der zweyte Theil enthält die Operationen welche an dem Kopfe verübt werden: die Durchbohrung der Schädelknochen; Ausrottung des schwammigen Auswuchses auf der dura mater; Anbohrung der Stirnhöhle; die Operation der verwachsenen Augenhieder; Ausrottung der Geschwülste der Augenhieder; die Operation des Ectropii, Entropii, des

Augenlidvorfalles, der Einwärtskehrung der Augenwimpern, der Augenlidspalte; das blutige Verfabren gegen die wasserblasige Thränendrüse; die Ausrottung der entarteten Thränenarunkel; die Eröffnung des Thränenfachs; die Operation der Thränenfistel; die Ablösung des Pterigii; der Hornhautschnitt; die Abschneidung des Staphyloms; die Eröffnung des Wasser Auges; die Bildung einer künstlichen Pupille; die Operation des grauen Staars; Ausrottung des Augapfels; Durchschneidung des nervi infraorbitalis; Eröffnung des äußern Gehörganges; Durchbohrung des Trommelfells; Anbohrung des processus mastoidei; Eröffnung der verwachsenen Nasenlöcher; Anbohrung der Oberkieferhöhle; Operation der Speichelfistel; der Hasenscharte; die Ausrottung des Lippen- und Wangenkrebsses; Operation der Froschgeschwulst; Ausziehung der Zähne; Uebersehung der Zähne; Ausrottung eines Theiles der Zunge; Lösung der Zunge; Abfärzung und Ausrottung des Päpfchens; Abfärzung der Mandeln; Ausrottung der Ohrendrüsen. Die Kupfertafel enthält einen Troiquart zur Durchbohrung des Trommelfells, und Dr. Barger's silbernen Sondengriffel zur Ausziehung der Mejan'schen Sonde bey der Thränenfistel-Operation.

Tübingen.

Hey Heerbrandt: Ueber ärztliche Untersuchung des Gemüthszustandes, von D. Emanuel Gottlieb Evert, königl. Würtemb. Hofmedicus. 1810. 79 Seiten in Octav.

Es enthält dieses Werkchen drey verschiedene Aufsätze, welche, den letzten ausgenommen, eben nicht in einem lesbaren Stil abgefaßt sind. Der erste enthält ein ärztliches Gutachten des Verfassers über den Gemüthszustand eines in Canstatt im Jahr 1808 enthaupteten Mörders, nebst Bemerk-

Tungen über dasselbe. Es wurde nämlich dem Verfasser die Frage vorgelegt, ob der Mörder eine Anlage zu Melancholie habe, weil er behaupte, den Mord aus Lebensüberdruß begangen zu haben, um alsdann wieder das Leben zu verlieren. Der Verf. beweist, obgleich etwas verworren, aus den Acten sowohl als aus der Pathologie, daß er keine Anlage zu dieser Krankheit gehabt habe; und doch bald nachher S. 37 räumt er den Einfluß des Lebensüberdrußes auf die verübte Handlung wieder ein; zeigt aber dann aufs neue, daß Nachsicht ihn zum Morde verleitet habe. Diese Unsicherheit im Urtheilen ist eben nicht lobenswürdig. — Der zweite Aufsatz enthält die Erörterung der Frage: ob und in wie fern es Sache des gerichtlichen Arztes sey, über zweifelhaften Gemüthszustand zu erkennen. Das Resultat der Untersuchung ist: der Arzt sey nicht befugt, über einen solchen Zustand ein Urtheil zu fällen, sobald es nicht aus physischen Phänomenen abgeleitet werden könne. — Der dritte Aufsatz ist ein Anhang, und rührt nicht vom Verfasser, sondern vom Hofmedicus Klein her. Letzterer erzählt die Beobachtungen, welche er an dem Kopfe und Kumpfe eines Enthaupteten gleich nach der Enthauptung gemacht hat. Besonders nimmt er auf die von Wendt erzählte Erscheinung Rücksicht, daß, wie man den Rahmen des Enthaupteten in das Ohr rief, der abgeschlagene Kopf die Augen öffnete, und sie nach dem Orte hinwendete, woher der Schall kam. Er zeigt, daß obgleich das Anrufen und das Drehen der Augen gleich aufeinander folgten, beides doch nur in scheinbarer Causalverbindung stehe. In seinem Falle wurde der Rahmen nicht gerufen, und die Augen dreheten sich doch seitwärts nach außen, ein Beweis, daß diese Bewegung bloß noch von dem Reste der Irritabilität hervorgebracht wurde.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 18. Julius 1814.

Paris.

Journal des mines, ou recueil de Mémoires sur l'exploitation des mines, et sur les sciences et les arts qui s'y rapportent. Par MM. Coquebert-Montbret, Haüy, Vauquelin, Gillet-Laumont, Baillet, Héron de Villefosse, Brochant, Collet-Descoffils et Tremery. Publié en vertu de l'autorisation du Conseiller d'Etat Directeur-général des mines de l'Empire français. Trente-unième Volume. Premier Semestre. 1812. (Nr. 181 - 186.) 430 Seiten in Octav.

Seit geraumer Zeit sind unsere Blätter die Anzeige der neueren Bände vom Journal des mines schuldig geblieben. Der Eifer welcher anfangs die Herausgabe dieser Zeitschrift belebte, schien etwas nachzulassen. Der Inhalt verlor an Reichhaltigkeit, weil mehre schätzbare Mitarbeiter sich zurückzogen, und die Fortsetzungen erschienen so langsam, daß sich sogar das Gerücht von einem baldigen Ende des Journals verbreitete. Durch die vor einigen Jahren erfolgte neue Organisation der Bergwerksadministration in Frankreich, hat aber auch dieß überaus nützliche Un-

S (5)

ternehmen neues Leben erhalten. Das Journal erscheint nun unter der Aufsicht des Generaldirectorioms der Bergwerke, und die Verbindung mehrerer kenntnißvoller Männer, welche sich der Bearbeitung unterzogen haben, verbürgt den daurenden Werth des Inhaltes. Wir halten es daher um so mehr für unsere Pflicht, mit dem 3ten Bande den Faden unserer Anzeige wieder anzuknüpfen, da das Journal des mines nicht zur Classe der zahllosen industriösen Unternehmungen gehört, die unter wissenschaftlichen Aushängeschildern, monatlich die Lesewelt mit unechter und zum Theil verdorbener Fabrikwaare überschwemmen, und dadurch den Geschmack an solider Lectüre und ernsten, gründlichen Studien, leider immer mehr untergraben. —

Nr. 181. *Mémoire sur les Jets d'eau bouillante du Geysir et du Strook, en Islande; par le Lieutenant Ohlfsen. Traduit du danois par J. C. Bruun Neergaard. Aus den Schriften der königl. Academie der Wissenschaften zu Kopenhagen vom Jahre 1805, und seit einiger Zeit auch in Deutschland durch Gilbert's Annalen der Physik 1813. 1. bekannt. — Mémoire sur les Expériences relatives à l'économie, déjà établie, dans le tirage des coups de mine; par M. Blavier, Ingénieur en chef des mines. Manche gute practische Bemerkungen über die Sprengarbeit, welche von dem Verf. bey Gelegenheit zahlreicher Versuche gemacht wurden, die derselbe zur Verbesserung der Sprengarbeit in den Eisengruben von Rio auf der Insel Elba anstellte. Ein höchst unvollkommenes Pflöckschießen war daselbst von alten Zeiten her üblich. Herr Blavier unternahm Versuche mit der Thonbesetzung, Luftbesetzung und Sandbesetzung, von denen die letzteren ein ausgezeichnet vortheilhaftes Resultat ergaben, daher die Sandbesetzungs-Methode von ihm allgemein eingeführt wurde. Sie gelang am besten, wenn über dem*

lockeren Sande die Mündung des Bohrlochs entweder mit einem hölzernen Pfropfe, oder mit einem sehr groben Sande verschlossen wurde. Nach ganz neuerlich von dem Rec. über die Sandbesetzung gesammelten Erfahrungen, leistet sie die größte Wirkung, wenn man sich zur ganzen Besetzung eines möglichst groben Sandes von möglichst kugelförmigen Körnern bedient. Um die Sandbesetzung auch bey nasser Witterung anwenden zu können (— der Eisenstein von Rio auf der Insel Elba wird durch Tagebau gewonnen —), ließ Herr Blavier doppelte Röhren von Weißblech verfertigen, deren innerer Raum zur Aufnahme des Zunders diente und deren äußerer Raum mit Kohlenpulver zur Absorbition der Feuchtigkeit gefüllt wurde. — Notice sur la présence de Zinc et du Plomb dans quelques mines de fer en grains, des cidevant provinces de Bourgogne et de Franche-Comté; par M. Leschevin, Commissaire des Poudres et Salpêtres, à Dijon. Das Vorkommen von Bley und Zink in den Eisensteinen und dadurch gebildeter Eisenhüttenproducte, gehört gerade nicht zu den sehr seltenen Erscheinungen. Dem Rec. sind diese Verbindungen und zumahl die des Zinkes mit dem Eisen vorgekommen bey Eisensteinen aus dem Uebergangs-, Flöz- und Flöztrappgebirge und besonders auch bey dem körnigen, thonigen Gelbeisenstein, dem so genannten Bohnen- und Linsenerze. In gewissen körnigen Eisensteinen des Departements der Haute-Saône ist so viel Bley enthalten, daß nach jedesmahligem Ausblasen der hohen Ofen sich im Durchschnitt 15 bis 16 Kilogramme reducirtes Bley anzufinden pflegt. Bey den Hütten der Franche-Comté ist die Meinung sehr allgemein verbreitet, daß ein in das Eisen übergehender Bleygehalt die Ursache von der besondern Weichheit und dem Bleyähnlichen Ansehen des dortigen Eisens sey. Das Unstatthafte dieser Annahme leuchtet ein. In den

Hohöfen findet sich ein zinkisches Sublimat, welches nach der mitgetheilten Beschreibung demjenigen vollkommen gleich, welches auch in mehreren unserer Norddeutschen Hohöfen, z. B. zur Sorge, zur Wilhelmshütte, vorkommt; dessen specifisches Gewicht = 4,9 gefunden wurde, und welches nach Vauquelin's Untersuchung bennähe reines Zinkoxyd ist. — Notice sur quelques ouvrages relatifs aux machines. — Note sur la Lépidolithe du département de la Haute-Vienne; par M. *Alluand aîné*. Lépidolith wurde von violblauer, weißlicher und braunrother Farbe in einem Granite von Chauteloube entdeckt, in welchem er die Stelle des Glimmers zu vertreten scheint. — Annonces concernant les mines, les sciences et les Arts.

Nr. 182. Traité complet de la Chaux carbonatée et de l'Arragonite, auquel on a joint une introduction à la minéralogie en général, une théorie de la cristallisation et son application, ainsi que celle du calcul à la détermination des formes cristallines de ces deux substances. Par M. *de Bournon*. Londres, 2 Vol. avec un vol. de figures. Extrait par M. *Touzelier*, Wir hoffen bald im Stande zu seyn, das wichtige Werk, aus welchem dieser kurze Auszug entlehnt ist, ausführlich anzuzeigen, daher wir jetzt daselbe übergehen. — Sur un Gisement de Corindon; par M. *Lelièvre*, membre de l'Institut. Herr *Muthuon*, Ingénieur en chef des mines, entdeckte den Korund in einem granitartigen Gemenge in dem Piemontesischen Gebirge. Nach einer Analyse von Vauquelin enthält er 92 Thonerde, 4,8 Kieselerde, 2,4 Eisenoxyd. — Mémoire sur la Formule barométrique de la Mécanique céleste, et les dispositions de l'atmosphère qui en modifient les propriétés; par M. *Ramond*. Extrait par *E. M. L. Patrin*, — Notice sur une Matière charbonneuse qui se produit quelquefois

dans les hauts fourneaux; par M. *Bouéjuel*, Ingénieur des mines. Das hier beschriebene Hüttenproduct ist ohne Zweifel Graphit, der, wie jeder Eisenhüttenmann weiß, bey einem sehr gahren Gange des Ofens, gern krystallinisch sich aussondert und auf dem Roheisen oder an den Schlacken sich zeigt. — *Méthode géologique, ou Traité élémentaire des formations minérales*; par M. *J. M. Muthuon*, Ingénieur en chef des mines. Extrait par M. *Patrin*. —

Nr. 183. *Observations sur la simplicité des lois auxquelles est soumise la structure des Cristaux*. Par M. *Hauy*. Ein überaus interessanter Aufsatz, welcher aufs neue den Scharfsinn des würdigen Verfassers in der Untersuchung der Krystalle bewundern läßt. Nächste Veranlassung zu diesen Bemerkungen gab das vorhin angeführte Werk von *Bournon*, gegen welches der größte Theil derselben gerichtet ist. Herr v. *Bournon* hat eine große Anzahl angeblich neuer Krystallformen des Kalkspathes beschrieben und berechnet, die bey genauerer Beleuchtung zum Theil nur unbedeutende Modificationen schon bekannter sind, zum Theil aber durch richtige Befolgung der *Hauy'schen* Methode sich auf einfachere Gesetze der Structur zurückführen und genauer berechnen lassen, als solches nach der etwas abweichenden Methode des *Hrn. v. Bournon* möglich war. Herr *Hauy* zeigt in einer sehr interessanten, durch mehrere Beispiele erläuterten Untersuchung, wie manche Krystallifikationen, die sehr verwickelten Gesetzen der *Descension*, namentlich der von ihm so genannten *intermediären*, zu gehorchen scheinen, durch die Annahme der von ihm so genannten *hypothetischen* Krystallkerne, welche in Beziehung zu den wahren, *secundären* Formen sind, von sehr viel einfacheren Gesetzen hergeleitet werden können. Dann legt *Hr. Hauy* auch überzeugend dar, daß die von dem *Hrn. v. Bournon*

befolgte Methode der Berechnung der Krystallisationen, wodurch derselbe die Hauy'sche zu vereinfachen glaubte, nicht geeignet ist, zu völlig genauen Resultaten zu führen, indem sie sich nicht wie diese, auf die Natur des Baues der krystallisirten Körper gründet. — Sur la réunion du Natrolithe avec la Méso-type; par M. L. P. Dejustieu. Hr. Gauy hat jetzt, nach der Aussage dieses seines Schülers, die specifische Identität der genannten beiden Fossilien erkannt, und hat dafür noch einen neuen Beweis durch die auch aus Deutschen Journalen bereits bekannte Analyse des Mesotyps vom Puy-de-Dôme in Auvergne von Smithson erhalten. — Notice sur quelques Minerais de Zinc; par M. Boussuel, I. d. m. — De la Mesure de la Force tangentielle dans les Machines à arbre tournant; par M. Hachette. Aus dem Nouveau Bull. des Sc. — Notice sur les Ardosières de Rimogne, dép. des Ardennes; par M. Boussuel, I. d. m. Man bauet auf dem Rhonschiefer, über dessen relatives Alter keine befriedigende Nachrichten in dem Aufsage enthalten sind, unterirdisch und bedient sich des Pfeilerbaues. — Suite de l'extrait du Nr. 1. du Journal minéralogique Américain. — Décrets Impériaux &c.

Nr. 184. Essai sur la Géographie minéralogique des environs de Paris; par MM. Cuvier et Brogniart. Extrait par *Patrin*. Das Werk selbst ist von uns im 81. Stücke dieser Blätter vom Jahre 1812 angezeigt und gewürdigt. — Nouvelles recherches sur les Micromètres destinés à la mesure du diamètre du soleil, et description et usage d'un Micromètre de cristal de roche appliqué à des opérations de tactique navale, lues à l'Institut de France, par M. Rochon, Membre de l'Institut. Diesen Aufsatz, der sich mit einem für überirdische Messungen bestimmten Instrumente beschäftigt, sollte man wohl am wenigsten in einer unterirdischen Ge-

genständen gewidmeten Zeitschrift erwarten. — Notice sur les Epreuves de la poudre de chasse; par M. *Hachette*. — Mémoire sur l'égalité des polyèdres composés des mêmes faces semblablement disposées; par M. *Cauchy*, Ingénieur des Ponts et Chaussées. Beide Aufsätze sind aus dem Nouv. Bull. des Sc. entlehnt und stehen hier nicht an ihrer rechten Stelle. — Annonces concernant les mines, les Sciences et les Arts. —

Nr. 185. Suite de la notice sur les mines du Mexique, extraite de l'ouvrage intitulé: Essai politique sur le Royaume de la nouvelle Espagne, par M. *A. de Humboldt*; par M. *Brochaut de Villiers*, I. e. ch. d. m. — Extrait d'un Mémoire inédit sur l'état des mines du pays de Liège, et des rapports de MM. les Ingénieurs au Corps impérial des mines, sur la Catastrophe de Beaujonc; par M. *Héron de Villefosse*, Insp. divis. d. m. Der Verf. zeigt, wie ein Bergbau, der von einzelnen Privaten, nicht genau nach den Regeln der Kunst und ohne Anleitung des Markscheiders getrieben wird, leicht bedeutende Unglücksfälle zur Folge haben kann, welche dagegen zu vermeiden sind, wenn der Bergbau, von Kunstverständigen sorgfältig geleitet, nach einem durchgreifenden Plane getrieben wird. Hiervon macht darauf Hr. v. Villefosse Anwendung auf den Steinkohlenbergbau im Lüttichschen, und entwickelt sehr klar die Ursachen, wodurch das bekannte große Unglück herbeigeführt wurde, welches sich dort am 27. Febr. 1812 in der Grube Beaujonc ereignete. — Observations minéralogiques et géologiques sur les environs de New-Haven dans le Connecticut; par M. *S. Silliman*, Prof. de Chimie et d'Hist. nat. à New-Haven. Extrait de l'*American Mineralogical Journal* T. I. Nr. 3. par Patrin. — Notice sur les Terres à pipe d'Andenne; par M. *Bouësnuel*, I. d. m. Der Pfeifenthon welcher unter Schichten von Sand und

bituminösem Holze gelagert ist, wird durch unterirdischen Grubenbau gewonnen.

Nr. 186. Description de la sonde de l'Inspection générale des Carrières du dép. de la Seine; par L. Hérispart de Thury, l. e. ch. d. m. Zuerst einige historische Nachrichten über den Gebrauch des Versuchbohrers; dann die durch Abbildungen erläuterte Beschreibung des Versuchbohrers, welcher der Generalinspection der Steinbrüche im Seine-Departement gehört. Das Ganze, welches hier keinen Auszug gestattet, ist aus einer noch ungedruckten Abhandlung über die Kunst des Versuchbohrers entlehnt. — Rapport sur la chute des Aërolithes tombés près de Grénade (à sept lieues au N. N. O. de Toulouse) le 10 Avril 1812. Par M. d'Aubuisson, l. e. ch. d. m. Dem Hauptinhalte nach schon durch Deutsche Zeitschriften bekannt. — Catalogue chronologique des chutes de pierres et des masses que l'on présume tombées sur la terre. Par M. P. M. S. Bigot de Morogues. Dieses Verzeichniß stehet dem von Chladni gelieferten (Schweigger's Journal IV. 1. Beil. 1.) zwar nicht in Hinsicht der Anzahl der Angaben, aber in Ansehung kritischer Sichtung derselben, weit nach. — Sur l'emploi des Boeufs au service de Machines à Molettes, par M. Guényveau, l. d. m. Der Verf. erklärt sich für die Anwendung der Ochsen, nachdem er Untersuchungen angestellt hat über die Unterhaltungskosten, über den Effect den sie im Vergleich mit Pferden leisten und über die Mittel deren man sich bedienen muß, um die genannten Maschinen durch Ochsen bewegen zu lassen. Es versteht sich wohl von selbst, daß man über den größeren mit der Anwendung von Ochsen im Vergleich mit dem Gebrauche der Pferde verknüpften Vortheil kein ganz allgemein gültiges Urtheil fällen kann, sondern daß die verschiedenen Localumstände dabei mit in Betracht zu ziehen sind. — Den Beschluß machen wieder Annonces und Décrets.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1814.

Riga.

Getreue Abbildungen und naturhistorische Beschreibung des Thierreichs aus den nördlichen Provinzen Rußlands, vorzüglich Liefland, Ehstland und Kurland. Bearbeitet in Verbindung mit einem Freunde der vaterländischen Naturkunde (W. CHR. FRIEBE). Herausgegeben von E. W. DRÜMPELMANN (ausübendem Arzte und Russ. Kaiserl. Kollegien-Assessor) 1811. sieben Hefte in Folio, jeder von 12 bis 30 S. Text und fünf schön gestochnen und ausgemahlten Kupfertafeln.

Wieder eins von den naturhistorischen Prachtwerken derjenigen Art, die colorirte Abbildungen von meist ganz bekannten und überdem schon sehr oft und sehr gut gestochnen Gegenständen liefern. Und doch kann es auch als solches sein Publicum unter den bemittelten Liebhabern, namentlich in den Provinzen finden, deren Fauna es beschreibt. Es gibt die Thiere ohne systematische Ordnung, so daß mancher Hest zugleich Säugethiere, Vögel, Amphibien und Insecten enthält; und diese Abwechslung gewährt wohl den Liebhabern, auf deren

Geschmack bey solchen Unternehmungen vorzüglichst Rücksicht genommen werden muß, die mehreste Unterhaltung; so wie anderseits durch eine systematische Uebersicht am Schluß des ganzen auch leicht für den wissenschaftlichen Gebrauch gesorgt werden kann. — Die sieben Hefte die wir anzeigen, enthalten drey Gattungen von Säugethieren, 19 von Vögeln, 9 von Amphibien und 49 von Insecten (unter den in Deutschland seltenen Thieren dieser letzten Classe auch den *Oniscus entomon*). — Für die Schönheit des Sticks bürgt schon der Name des in diesem Fache berühmten Künstlers, des Hofkupferstechers C. Susmühl in Darmstadt. Nur ist die Zeichnung zuweilen verfehlt, wie z. B. am gemeinen Salamander, dessen hartharte Haut durch ein seltsames Versehen schuppicht ausgefallen ist. Im Ganzen sind die abgebildeten Säugethiere, der Diber, Baum-Marder und Hamster am mindesten gelungen. Letzterer ist auch unrecht illuminirt; am Sauche Nußbraun, statt Kohlschwarz, was gerade den specifischen Character dieser Gattung macht. — So viel es das Format des Werks gestattet, sind die Thiere in Lebensgröße vorgestellt. — Die Beschreibung enthält manche eigene Bemerkungen der Verfasser, wie z. B. daß ein brauner Grasfrosch der eine Stunde lang in Weingeist scheintodt gelegen hatte, nachher im Wasser wieder vollkommen belebt ward; daß die Wassermolche sich nur in einem von zwey nahe bey einander gelegenen Fischleeren Zeichen aufhielten, und so oft welche davon in den andern versetzt wurden gleich wieder in jenen hinüber wanderten, ohne daß man die Ursache davon ausmitteln konnte; — daß eine Zimmerspinne die unversehens auf der Nase zerdrückt ward eine brennend-schmerzhaft entzündungsartige Geschwulst verursachte, die sich nach dem Gebrauch von Umschlägen

doch erst am dritten Tage verlor u. dergl. m. —
 Manches ist nicht genau und bestimmt genug aus-
 gedrückt, so daß es Irrthum veranlassen könnte, wie
 z. B. wenn vom Salamander gesagt wird: "statt
 der Rippen befinden sich auf beiden Seiten große
 Nerven, zwischen welchen sich Drüsen befinden ic." —
 Hin und wieder sind auch die Nahmen der angeführ-
 ten Schriftsteller entstellt, wie z. B. Schulze st.
 Sulzer (der treffliche Verf. der meisterhaften Mo-
 nographie vom Hamster), Ruith st. Kurry u. dergl. —
 Wenn das Werk nun in günstigeren Zeiten, zumahl
 bey den bemitteltern Liebhabern in den Russischen
 Provinzen deren Fauna es begreift, neue Unter-
 stützung zur raschern Fortsetzung hoffen läßt, so
 würden wir dem Herausgeber rathen, zunächst die
 interessanteren dort einheimischen und in Deutschland
 minder bekannten Thiere folgen zu lassen, wie den
 Bär, das Elenn u. dergl. m. und dazu die treff-
 lichen aber auch wenig bekannten Arbeiten der frühern
 Eur- und Livländischen Naturforscher, wie z. B.
 des Goldinger Arztes J. G. Weygand, des ehr-
 würdigen Reichsarchiaters J. Bernh. v. Fischer
 u. a. zu benutzen.

Nürnberg.

Bev Schrag: **Abhandlungen der phycalisch-
 medicinischen Societät zu Erlangen.** Zwehter
 Band, mit sechs Kupfertafeln. 1812. 336 Seiten
 in Quart. — Auch unter dem Titel: **Neue Denk-
 schriften der phycalisch-medicinischen Societät.**
 Erster Band. Nach vorausgeschickter Liste der Mit-
 glieder, und der Geschichte der Societät vom Jahre
 1809—1812 folgen zwanzig Abhandlungen. Be-
 schreibung der Köpfe eines Eschumafchen, abgebildet
 auf der ersten Tafel; eines Marquelaners, zweyte
 Tafel; und eines Americaners von der Insel Rodjak,

vom Kaiser. Ruffischen Hofrath Jienflamm. — Beschreibung eines merkwürdigen diverticulum am Darmcanal, und Bemerkungen über die Höhlen der Tymus vom Dr. Luca. Beide Aufsätze sind schon für sich erschienen und an einem andern Orte angezeigt worden. — Fortgesetzte anatomische Wahrnehmungen vom Professor Dr. Fleischmann. Sie hängen mit denen im ersten Bande gegebenen zusammen. Bey einer verkrüppelten Weibsperson ging die Aorta rechts an der Wirbelsäule herab. An einer andern war bey gerader Säule doch die Aorta als ein Römisches S gekrümmt; die Ursache der Krümmung lag in einer Pulsadergeschwulst, gerade da, wo die Arterie durchs Zwerchfell geht. Beschreibung einer Varietät der rechten und linken arteria pudenda externa, und Abbildung auf der vierten Tafel. Dem Satze, daß auf der linken Seite häufiger mehrere Nierenschlagadern entspringen als auf der rechten, widerspricht der Verfasser durch mehrere Erfahrungen geleitet. Er sah an einem foetus die Nabelarterien vereinigt in den Mutterkuchen übergehen. Er verwirft die dysphagia lusoria ganz, und beweiset aus Gründen, daß der eigene Lauf der rechten Schlüsselbeinarterie die Ursache eines beschwerlichen Schlingens nicht seyn könne. — Ueber Stärke und Schwäche in dem Organismus, besonders im menschlichen vom Hofr. Hildebrandt. Er setzt vorzüglich die Verschiedenheit der Stärke und Schwäche fest, in Ansehung der Masse der Cohäsion und der Lebenskraft. — Ueber die Metamorphose des animalischen und vegetabilischen Lebens von Dr. Goldfuß. Er gibt die Resultate an, welche er aus seinen im ersten Bande erzählten Beobachtungen abgeleitet hat, und beweiset, daß Lebenskraft und lebensfähige Materie gegenseitig bedingt sind, daß die erste Gestalt

derselben die Kugelform sey, daß Pflanzen aus der Familie des Byssus der Tremellen Alven und Conserven bald in einander übergehen, also eine bloße Veränderung der Form, bald aber Thiere darstellen, die aufs neue sich in Pflanzen verwandeln, und demnach auf dieser untern Stufe Thiere und Pflanzen zusammen grenzen. — Beleuchtung einiger auf die gerichtliche Beurtheilung der Kopfverletzungen neugebohrner Kinder sich beziehenden Fragepuncte vom Rath und Prof. zu Wien Dr. W. J. Schmitt. Er erzählt zwey Geburtsfälle, die beweisen sollen, daß der gerichtliche Arzt im Urtheilen über solche Kopfverletzungen vorsichtig zu Werke gehen müsse, da letztere auch ohne absichtliche Gewaltthätigkeit von Seiten der Mutter erscheinen können. Der erste Fall besteht darin, daß nach einem Schläge auf den Bauch der Schwangeren nachher ein Kind gebohren wurde, das aber gleich starb, und wo am linken Stirnbein sich ein beträchtlicher Eindruck zeigte (die fünfte Tafel erste Figur); als Folge des Stoßes, indem die Geburt an sich sehr leicht war. Im zweiten Fall währte die Geburt fast 24 Stunden bey einem fehlerhaften Stande des Kopfs und vorgefallener Nabelschnur. Unter den heftigsten Anstrengungen wurde das Kind endlich tod gebohren. Man fand am linken Stirnbein einen beträchtlichen Bruch (die fünfte Tafel zweite Figur). — Drey Fälle von Arsenikvergiftung vom Dr. Bachmann. Sie sind wegen der behutsamen und sorgfältigen Verfahrungsart sehr lehrreich, erlauben hier aber keinen Auszug. Der zweite und dritte Fall, wo die Leichname mehrere Monate nach dem Tode aufgegraben wurden, bestätigen den Fäulniß widerstehenden Einfluß des Arsens, und das Verwandeln der Theile in Mumiensartige Verhärtung, und Talg- oder Käseartige Substanzveränderung. — Ueber gerichtlich medi-

einige Beurtheilung solcher Schädelverletzungen, welche durch Erschütterungen mittelst stumpfer Instrumente bewirkt werden, mit beygefügter sechster Tafel vom Dr. Bürlinger. Er dringt darauf, daß man auf die Form, Dicke und organische Textur des Schädels sehe. — Geschichte einer Selbstcastration von Epplin. — Ueber die Krankheiten des Pankreas, und insbesondere über die phthisis pancreatica, vom Dr. C. J. Harles. Da diese Abhandlung dem Publicum als ein eigenes Werk bereits mitgetheilt, und in diesen Blättern schon angezeigt ist, so bedarf sie hier bloß einer Erwähnung. — Von der Stuhlverhaltung als Symptom, und ihren nächsten Ursachen vom Dr. Hohnbaum. — Beschreibung einer merkwürdigen Ausartung der Gebärmutter und ihrer Eyerstöcke von Dr. Elsässer. Die Ovarien bildeten vorzüglich große Wasserblasen; der Uterus enthielt kleinere und größere scirröse in der Substanz befindliche Knoten, und wurde mit einem grünlichen Serum angefüllte Bälge. Der Verf. äußert einige Vermuthungen über die noch so dunkle Entstehungart dieser Aftersorganisationen. Ihm scheint nach dem Aufhören des Monathesflusses, wo eigentlich die Lebensthätigkeit der Sexualorgane sinken sollte, letztere durch irgend einen im Körper entwickelten Stoff aufrecht erhalten zu werden, wodurch nach der individuellen Structur der Organe die eigenen Gebilde hervorgehen. — Ueber den Gebrauch des Arsens gegen Wechselfieber und einige verwandte Krankheiten vom Hofr. Dr. Hofmann. Er vertheidigt die vorsichtige Anwendung dieses Mittels, und ist überzeugt, daß bloß ein fehlerhafter Gebrauch so großen Schaden nach sich ziehe; nur die möglichst kleinste Gabe sey heilsam. Seine Arsenikintur hat mit der Fowlerschen die größte Aehnlichkeit. Er verbindet dieselbe, nachdem er die

materiellen Stoffe aus dem Darmcanal entfernt hat, mit tonischen Mitteln, und setzt zu 6 Unzen Wasser 80 Tropfen hinzu. Er wendete sie auch in andern periodischen Uebeln an als dem Hüftweh, Kopfweh und Epilepsie. — Mein Bandwurm eine Autopsographie vom Dr. Schreieder. — Ein Beytrag zur Kenntniß des Gesichtschmerzes vom Dr. Steinbuch. Er sagt, daß zwischen dem Gesichtschmerz, Zahnschmerz und Kopfweh noch keine sichere Grenzlinie gezogen sey, die uns in den Stand setze, diese dreyfache Form gehörig zu unterscheiden. Er erzählt drey Fälle von Zahnschmerz der heftigsten Art. In den beyden ersten zeigte sich die besondere Erscheinung, daß das Zahnfleisch über der leidenden Stelle mit einem hochröthlichen Saume eingefasst sey; und setzt hinzu, daß wenn er diesen bemerke, dabey die Zahl der Pulsschläge vermehrt sey, und der Schmerz in electricischen Schlägen durch den Kopf fahre, die antiphlogistische Methode vom größten Nutzen sey. Er heilte die Krankheit durch Salpeter. — Einige Bemerkungen über gewisse den Blutgefäßen zukommende Anomalien, nebst der Beobachtung eines fieberlosen morbus petechialis, vom Dr. Zimmermann. — Chemische Untersuchung einer arsenicalischen Substanz, die sich aus der weißen Schwefelsäure oder dem so genannten Englischen Vitriolöhle abgesetzt hatte vom Hofapotheker Wärens. — Ueber die Entwicklungsperioden des menschlichen Organismus, und die davon abhängigen Krankheitszustände von Prof. Senke. Der Verf. stellt Betrachtungen über die wichtigsten Krankheitszustände an, welche bey der Geburt des Kindes aus der Entwicklung mehrerer Organe hervorgehen. — Der Schlaf, vom Dr. Neumann. Er hält den stärkern Blutreiz aufs Gehirn und die Nerven für die Ursache des Schlafes.

Berlin.

In der Nicolaischen Buchhandlung ist in diesem Jahre die fünfte Auflage von Mendelssohns Phädon erschienen, 246 S. in Octav, mit einer Einleitung des Herausgebers, Hrn. David Friedländer XXX S. Diese Einleitung erzählt genauer als der Verf. selbst in der Vorrede es gethan hat, die Entstehung dieser Schrift durch Veranlassungen des sel. Abbt, meist nach dem Briefwechsel der beiden Freunde. Auch ein Paar Zeilen an Nicolai, als eine Probe von der Handschrift des Verf., erhöhen den Werth dieser Ausgabe. Mendelssohns Andenken muß bey allen denen mit auszeichnender Liebe und Achtung verbunden seyn, die Scharfsinn in der Entwicklung und Anordnung philosophischer Lehren, Deutlichkeit und Anmuth der Einkleidung zu schätzen wissen. Und wenn in einer spätern Generation vielleicht mancher, der der Philosophie zu huldigen glaubt, eine Schrift kaum dem Titel nach kennt, die fast in alle Europäische Sprachen übersetzt worden ist, und für welche unter unsern besten Prosaikern nicht gar viele würdige Gegenstücke zu finden seyn möchten; wenn mancher, dem das Neueste für das Beste und Dunkelheit für Tiefsinn gilt, einer nähern Bekanntschaft sie nicht werth halten sollte, so ist es um so mehr Pflicht, darauf aufmerksam zu machen. Recensent hat daher sehr gern den Auftrag dieser Anzeige übernommen; und versichert, daß er diese Schrift, die er bey ihrer ersten Erscheinung (1767), in dem Wesentlichsten mit herzlicher Zustimmung, gelesen und benutzt hat, nach diesem langen Zeitverlaufe — in welchem ihm nichts von dem unbekannt blieb, was mit der Deutschen Philosophie merkwürdiges vorgieng — mit großem Vergnügen wieder gelesen hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1814.

Berlin und Stettin.

Bei Sr. Nicolai: Benedikt von Spinoza's Ethik, nebst den Briefen, welche sich auf die Gegenstände der Ethik beziehen. Aus dem Lateinischen übersezt von Sr. Wilh. Valent. Schmidt, Doctor der Philosophie. Erster Band, die Ethik enthaltend. 1812. 431 Seiten in Octav.

Eine Deutsche Uebersetzung dieses Spinozischen Hauptwerkes wird ohne Zweifel für manchen eine fremdende Erscheinung seyn; nicht für diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Deutschen Philosophie bekannt sind. Wir geben dem Uebersetzer zu, daß es dem nun herrschenden freyern Geiste der Untersuchung angemessen sey, auch den Spinoza anzuhören, ehe man ihn verurtheilt; ja, wenn er will, auch dieß, daß er einer der größten philosophischen Künstler (Vorrede S. VII) sey. Aber ob eine Verdeutschung eines solchen Buches ohne alle hier und da den Ungeübtern in der Prüfung zu Hülfe kommende, zurecht weisende Anmerkungen auszugeben sey, das ist eine andere Frage. Recensent kennt sehr gut die hohe Meinung die in neuerer Zeit

vom Spinoza hat verbreitet werden wollen; er wird hier nicht in die Gründe derselben eingehen. Aber sein einer wiederholten Beleuchtung oft unterzogenes Urtheil ist immer dasselbe geblieben. Spinoza hat bey seinem künstlichen System im hohen Grade der zwey Hauptfehler sich schuldig gemacht, die so viele bey unstatthafter Anwendung der geometrischen Methode im Gebiete der Philosophie begangen haben; nämlich 1) auf willkührliche Erklärungen, Nominalbegriffe, zu bauen, und 2) vollständig aufklären, evident machen zu wollen, was die Natur des menschlichen Verstandes theils auf das innere Zeugniß des Bewußtseyns, ohne weiteres anzunehmen, z. B. das reelle Daseyn der Körperwelt, mehrerer Substanzen, den Unterschied zwischen denken und wollen; theils, wie einiges beym Forschen über metaphysische Freyheit und Grundverhältniß des abhängigen zum absoluten, als Geheimniß ehrerbietig zu respectiren befehlt. Wie die Verachtung dieser Grundgesetze des vernünftigen menschlichen Denkens sich selbst bestraft, bezeugt die Geschichte der Philosophie durch mehr als Eine Erfahrung. Aber Spinoza erlaubte sich außerdem auch noch bey den Anwendungen seiner vorher aufgestellten Sätze Freyheiten, die doch fürwahr mit den Vorschriften der Logik sich auf keine Weise vereinigen lassen. Man nehme nur gleich die seyn sollenden Beweise der beiden Hauptsätze, daß keine Substanz hervorgebracht werden könne, und daß es nur Eine Substanz gebe. Da heißt es erst *per substantiam intelligo — cujus conceptus non indiget conceptu alterius rei &c.* dieß kann in einem gewissen Sinne zugegeben werden, bezeichnend den Unterschied zwischen Substanz und Eigenschaften, z. B. Schönheit, Gesundheit, Gelehrsamkeit, Größe &c. die man sich nicht richtig vorstellen kann; ohne das

Subject zu wissen, dem sie zukommen sollen; da hingegen ein Mensch, ein Haus u. für sich allein vollständig denkbar sind. Nun aber beyrn Beweise, daß keine Substanz von der andern hervorgebracht werden könne, setzt er schlichtweg *cognitio* für *conceptus*; als ob Begriff und alle Kenntniß und Einsicht, die man von einer Sache haben kann, einerley wären. Wenn ich z. B. den Ursprung, Urheber, Zweck, kurz die bestimmenden Ursachen eines Gebäudes nicht kenne: so kann mir freylich manche sich darauf beziehende Frage unbeantwortlich, manche Beschaffenheit desselben unerklärlich, also meine Erkenntniß davon sehr mangelhaft seyn; ob ich gleich daselbe mir vollständig vorstellen, zeichnen, beschreiben, unterscheiden kann. Diese unstatthafte Verwechslung des Begriffs und der Erkenntniß mag wohl beyrn Spinoza daher gekommen seyn, daß in der reinen Mathematik alle Erkenntniß a priori, aus den Begriffen hervorgeht; dadurch wird aber die Procedur seines Systems nicht gerechtfertiget. Eine zweyte eben so unzulässige Veränderung erlaubt ich Spinoza bey dem andern Beweise, daß keine Substanz von der andern hervorgebracht werde; aus dem Grunde, quae res *nihil* inter se commune habent, earum una alterius causa esse non potest. Gut; nun aber der Satz, daß es nicht zwey Substanzen geben könne, quae *aliquid* inter se commune habent? Soll gegründet seyn in dem: Quae substantiae *diversa* attributa habentes *nihil* inter se commune habent; dieser, in der Definition der Substanz, daß sie für sich seyn und für sich müsse begriffen werden können, also *conceptus* unius *conceptum* alterius non involvit. Wäre sich denn hier die Frage abweisen: ob nicht mehrere Substanzen in einigen Eigenschaften verschieden. — so daß der Begriff der einen nicht im Begriffe der

andern liegt — in andern übereinstimmen können? oder kann man dieß leugnen, ohne Menschenverstand und Bewußtseyn zu verleugnen? Erwa, weil es dem Künstler beliebt hat, Prop. V. *natura* und *attributum* für einerley zu erklären? — Zu solchen Gegenbemerkungen findet sich durchweg reichlicher Stoff. Was nun die Uebersetzung selbst betrifft, so sagt der Verf. in der Vorrede, daß nur durch die größte Wörtlichkeit der Sinn des Originals dargestellt werden könne, und daß er vergeblich nach neuern diesem entsprechenden Schulausdrücken gesucht habe. — Die Uebersetzung des Spinoza ist allerdings keine leichte Aufgabe; eben wegen des Schwankenden seiner Begriffe, der Vieldeutigkeit seiner Definitionen. Dieß zeigt sich sogleich bey dem Ausdrucke *modi*. Dieß Wort ist durch Arten, und *affectiones* durch Erregungen übersetzt; schwerlich verständlich für den der das Original nicht zur Seite hat. Zufällige Beschaffenheiten dürfte freylich im Spin. Systeme nicht gesagt werden; aber wohl außerwesentliche, oder wenn auch dieß bedenklich geschienen hätte, lieber das bereits übliche *Modificationen*, oder auch besser noch hie und da Weise statt des zu einem andern Hauptbegriffe bestimmten Ausdruckes Art. Prop. XXIII. ist so übersetzt: Alle Art (*omnis modus*) welche nothwendig und unendlich da ist, müßte nothwendig folgen entweder aus der absoluten Natur einer Eigenschaft Gottes, oder aus einer Eigenschaft die auf solche Art geartet ist, daß auch die erste Art nothwendig und unendlich da ist. — Recensent hat ein Exemplar des Originals vor sich, in welchem Leibniz manches beygeschrieben hat; bisweilen nur ein Wort, z. B. *subito*; oder *male ratiocinatur*; bisweilen eine förmliche Einwendung. Bey Prop. XXIII. steht: *Ubi talis modus? Quomodo absoluta Dei natura*

modificatur? Bey Prop. XXXIV. Schol. II. wo Sp. annimmt, Deum voluisse omnia, quae in suo intellectu sunt eadem illa perfectione, qua ipsa intelligit; und doch die Behauptung, Deum omnia sub ratione boni agere für absurd erklärt, hat Leibniz hingeschrieben: Ipse fatetur Deum agere sub ratione perfecti; ferner zu dem was folgt, si agit sub ratione boni, non subicitur fato. (Sehr richtig, wenn man nicht die Begriffe willkürlich verändert.) *Natura naturans* und *natura naturata* ist übersetzt lebendige und todte Natur. Besser wäre gewesen, gründende und begründete. Dieß kann hinreichen die Aufmerksamkeit, die diese Uebersetzung verdient, auch unsers Theils zu veranlassen.

Landshut.

Bey Krüll: Ueber die angeborenen Fetthautgeschwülste und andere Bildungsfehler, mit zwey Abbildungen glücklich ausgerotteter monströser Lipome, von Ph. Fr. von Walther, Ritter, und Lehrer der Physiologie und Chirurgie an der Universität in Landshut. 1814. 36 S. in Folio.

Der uns hier mitgetheilte Fall verdient allerdings die größte Aufmerksamkeit, und man muß dem Verfasser danken, daß er durch treue Abbildungen, die der pathologischen Anatomie noch sehr fehlen, diese Lücke ausgefüllt hat. Die Misbildung der Haut ist sehr monströs, und in dem hier vorhandenen Grade noch nie beschrieben. Die Abbildungen zeigen deutlich die Größe, den Umfang und Sitz der vielen Geschwülste. Am Bauche sieht man von den Brüsten bis zur Schamgegend viele größere und kleinere Auswüchse. Allein auf dem Rücken erscheinen sie in beträchtlicher Zahl und Größe. Sie fangen in der Gegend des dritten Rückenwirbels an, und erstrecken sich gegen das Gesäß herab.

Ueber dem linken Gefäß ist eine sehr starke Erhabenheit, allein die bedeutendste läuft vom rechten Gefäß an der Lende herab, und bildet seitwärts und nach vorn eine ungeheure Geschwulst über 1½ Pariser Fuß lang, und wenigstens 16 Pfund schwer. Die Haut, worauf alle Geschwülste sich befanden, war ganz degenerirt. Sie hatte eine schmutzig bräune Farbe, und war stark behaart. Das Maschenförmige Gewebe der unterliegenden Lederhaut gab diesen Stellen eine wie gestrikte Warzichte mit vielen kleinen Vertiefungen und Grübchen versehene Beschaffenheit. Die kleinen Geschwülste erschienen Halbkugelförmig, oder hingen schlaff herab. Der größte Sacl war teigicht anzufühlen, und man konnte ungleich angehäuften Fettmassen unterscheiden. Alle Geschwülste waren auf ihrer Grundfläche unbeweglich. An den obern und untern Extremitäten, am Nacken, selbst im Gesicht, wo übrigens die Haut gesund erschien, zeigten sich doch größere und kleinere Flecken, wo die Haut dieselbe ausgeartete Beschaffenheit hatte, braun ausfiel, und mit Haaren besetzt war. Dieser Bildungsfehler war angeboren. Die Geschwülste nahmen im Laufe des Lebens allmählig zu, hielten aber nicht gleichen Schritt mit dem Wachsthum des Körpers, sondern vergrößerten sich erst dann sehr, nachdem im Wachsthum des Körpers ein Stillstand eingetreten war. Der Verf. hält diese Krankheit für eine Entartung der Haut und der Fetthaut. Erstere war einem Muttermahle ähnlich, nur durch die große Ausdehnung von einem gewöhnlichen Muttermahle verschieden. Die Haut hatte durch die Fettmassen hervorgetrieben eine sehr dünne Beschaffenheit, daher fiel ihre Maschenförmige Structur so deutlich in die Augen. Die Degeneration der Fetthaut bestand in der krankhaften Anhäufung eines nicht sehr dichten Fettes, und die Ge-

Geschwülste waren demnach lipomatöser Art. Der Verfasser belegt diesen Zustand mit dem Namen naevus maternus lipomatodes. Es wurde durch das Messer die größte Geschwulst so nahe als möglich an der Grundfläche weggenommen. Allein da bey der Entartung der Haut an keine Ersparung derselben zu denken war, so entstand eine enorm große Wundfläche. Bis zum ein- und zwanzigsten Tage ging die Heilung unter den gewöhnlichen Erscheinungen erwünscht von statten, worauf krampfhafte Zufälle und heftige Convulsionen eintraten. Der Verfasser hielt sie für hysterischer Art. Außer dem Gebrauche zweckdienlicher Mittel wurde gegen diese Anfälle das Magnetisiren mit großem Nutzen angewendet, und die Heilung der Wunde ging dabey ungestört ihren Gang fort. Fast nach einem Jahre kam die geheilte Person zum Verfasser zurück, um sich die Geschwulst auf dem linken Gesäße wegnehmen zu lassen, wovon sie gleichfalls befreuet wurde. — Der Verfasser stellt nun eine Vergleichung dieses Krankheitsfalles mit ähnlichen in andern Schriften angegebenen an, und findet, daß wenn man die Fetthautgeschwülste gehörig durch eine Eintheilung bestimmen wolle, folgende Classification die beste sey. Entweder sind sie einfach, auf die Fetthaut allein beschränkt, nicht angebohren, unter der Haut beweglich, und in einer dünnen einfachen Membran eingeschlossen; oder Nävusartig, verbunden mit gleichzeitiger Entartung der Haut, angebohren, unbeweglich, mit der Lederhaut verwachsen, und ohne Einfassung mit einer dünnen Membran. Von beiden Arten unterscheidet sich die angebohrne allgemeine Fettigkeit, und darf zu den Lipomen nicht gezählt werden. Was die Entstehungsart dieser Krankheit betrifft, so glaubt der Verfasser, daß die partielle Anhäufung des Fettes, so wie überhaupt die allgemeine Obesität das Product des absoluten oder

relativen Uebergewichts des hydrogenirenden Processes an einer umschriebenen Hautstelle sey. Zum Schluß werden noch einige angebörne Bildungsfehler beschrieben, als das Verwachsen der Finger, wo gemeiniglich auch ein abnormer Bau der Theile statt hat; eine angebörne Verbildung des äußern Ohrs; sechs Zehen am linken Fuße eines neugebörnen Kindes; der Kopf eines wahren Monoculus.

Gießen und Darmstadt.

Von Georg Fr. Heyer: Leichtes Lehrbuch der Geometrie und Trigonometrie für die ersten Anfänger, von Dr. Fr. Wilh. Dan. Snell, Prof. der Philosophie zu Gießen. Vierte verbesserte Auflage. 1813. 187 S. in Octav, und 5 Kupfertafeln.

Wenn es bey dem allerersten Unterrichte in der Geometrie gerade nicht so sehr darauf ankommt, diese Wissenschaft sogleich in der größten Strenge, und ganz rein oder abgesondert von allen practischen Anwendungen vorzutragen; wenn es vielmehr für nützlich gehalten wird, durch solche Anwendungen selbst baldmöglichst die Neugierde des Jünglings zu reizen, und ihm einen Geschmack für eine Wissenschaft beizubringen, die ihm bey ganz strenger Behandlung vielleicht zu trocken erscheinen möchte, so kann diese kleine Schrift neben einer großen Menge ähnlicher immer auch ihre Stelle behaupten, und zu dem allerersten Unterrichte auf Schulen wohl zum Grunde gelegt werden. Daß ihre Brauchbarkeit zu diesem Zwecke sich bewährt haben muß, erhellet aus dieser bereits vierten Auflage derselben. Ob jedoch die Trigonometrie, nach der Art, wie sie der Verf. hier vorgetragen hat, für den ersten Unterricht Vorzüge vor der gewöhnlichen elementaren Behandlung derselben haben möchte, das dürfen wir wohl mit Recht bezweifeln.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. Stück.

Den 23. Julius 1814.

Leipzig.

Dei Henrichs: Institutionum juris Romani privati historico-dogmaticarum lineamenta observationibus maxime litterariis distincta in usum praelectionum adumbravit *Christ. Gottlieb Haubold*; J. D. et Prof. Lips. 1814. XVIII und 466 Seiten in gr. Octav.

Wenn ein Gelehrter, der, trotz allen Abhaltungen, in jeder neuen Erscheinung in seinem Fache Antheil nimmt, und, so sehr er selbst denkt, doch eben so empfänglich für fremde Ansichten ist, von seiner, wohl dreißig Jahre hindurch angehäuften, Belesenheit dem Publicum ein systematisch geordnetes Verzeichniß, so genau, daß oft die Seitenzahlen angegeben sind, und so vollständig, daß er auch Revisionen nicht übersteht, über einen der wichtigsten Theile seiner Wissenschaft vorlegt; so ist es wohl sehr natürlich, daß eine Menge Leser begierig darnach greifen, und daß, wenn auch nur mehrere Bogen davon vor einigen Jahren gedruckt gewesen sind, andere Schriftsteller das Ende nicht haben abwarten können, um dieses Buch anzuführen und zu

empfehlen. Alles dieses ist buchstäblich der Fall bey dem jetzt anzuzeigenden Lehrbuche des Herrn D. H. N. Haubold; und man braucht wohl nur den Nahmen zu nennen, um für das, was eben von dem Persönlichen des Verfassers gesagt worden ist, alles weitere Beweises überhoben zu seyn. Die sechzehn ersten Bogen waren, eine beträchtliche Anzahl Cartons abgerechnet, schon vor beynah vier Jahren gedruckt, und auf diese beziehen sich denn fünf und vierzig Seiten Zusätze und Verbesserungen.

Dagegen ist denn aber das Buch so sehr auf den mündlichen Vortrag berechnet, daß außer den sechzehn ersten Paragraphen Prolegomena, alles andere durchaus bloß Rubriken sind, und daß der Verfasser nie sagt, mit welchen von mehreren oft sehr entgegengesetzten Schriftstellern, die er bey einer Lehre anführt, seine eigene Meinung übereinstimme. Es wäre nun im höchsten Grade nicht nur ungerecht und undankbar, sondern gerade zu albern, ihm, wie neulich in einem ähnlichen Falle geschehen ist, Vorwürfe darüber machen zu wollen, daß er solche Räthsel aufgebe, ihn zu beschuldigen, er suche etwas darin, wenn er seine Leser auf die Folter spanne, ihm zu Gemüth zu führen, wie "redlich" andere Compendienfchreiber weit mehr von allem, was sie wissen, in ihrem gedruckten Leitfaden zum Besten geben, und nachdem man wohl gar den Argwohn geäußert hat, die Rücksicht auf seine Zuhörer sey nicht der wahre Grund dieser Zurückhaltung, auszuführen, ein Buch, das auf die Messe komme, sey nicht bloß für die Zuhörer, der Leser wolle doch wenigstens auch die eigene Meinung des Verfassers wissen u. s. w. — Vermünftige und billige Grundsätze zur Beurtheilung eines Lehrbuchs scheinen vielmehr folgende: Niemand ist schuldig, ein Lehrbuch drucken zu lassen; höchst nüt-

lich gewordene Lehrer haben gar keines gehabt, andere haben, was auf dasselbe hinauskommt, Zeit Lebens eines versprochen, oder aber sich mit einem fremden begnügt, aus welchem man sie doch gewiß nicht beurtheilen konnte. Wer nun aber dem Wunsche seiner Zeitgenossen: sprich, damit ich dich kenne, nachgibt oder zuvorkommt, der muß vor allem Uebrigen, wie jeder andere Schriftsteller auch, sich darnach beurtheilen lassen, ob er etwas Falsches sagt, was er billig besser wissen sollte, ob er wohl gar Sprachfehler begeht, ob er wesentliche Lehren, und zwar nicht etwa absichtlich, weil er sie anderswo selbst vorträgt, oder andern vorzutragen überläßt, sondern aus Unwissenheit, nicht hat, ob er andere einmischt, die nicht hierher gehören, ob er keine Ordnung zu beobachten im Stande ist, und mehr Dinge dieser Art. Ist es nun aber das Lehrbuch eines Schriftstellers, bey welchem, wie gewiß bey Hrn. O. H. Rath H., von solchen Fehlern gar nicht die Rede seyn kann, so hat man nun nur anzugeben, wie viel oder wie wenig von dem, was er nach seinem Plane mündlich vortragen muß, in seinem Buche steht, damit sich jeder Leser einer solchen Anzeige darnach selbst berechne, ob er das Buch brauchen kann, ohne das Collegium darüber zu hören, z. B. bey dem Collegium, welches er selbst lesen will, bey dem, welches er, aber nicht über dieses Buch, hört oder gehört hat, bey der Zusammenstellung und geordneten Uebersicht des Vielen oder Wenigen, was ihm hierher gehöriges auch nur gelegentlich geblieben ist, wenn man etwa bisher selten eigene Vorträge über den Gegenstand eines solchen Lehrbuchs gehalten hat. Der Beurtheiler mag wohl auch ausdrücklich bemerken, was er vermisst, in dem einen Buche die Büchertitel, in dem andern die Sätze selbst, und so wunderbarlich

es klingt, so mag er allenfalls jenes mehr bedauern, als dieses, denn dem mündlichen Vortrage kann die genaue Angabe von dem, was man in Deutschland nun einmahl Litteratur nennt, nicht ohne Unbequemlichkeit überlassen bleiben, sie muß im Buche selbst stehen, oder in einem andern, worauf sich dieses ein für allemahl bezieht, da hingegen die Begriffe und Sätze, sie seyen nun schon gedruckt oder nicht, doch auch mündlich entwickelt werden müssen; er mag Wünsche äußern, allenfalls auf die Gefahr hin, sich bey denkenden Lesern lächerlich zu machen, wenn er von einem Lehrbuche fordert, wozu, verhältnißmäßig ausgeführt, mehrere Folianten nöthig wären; nur herabsagen muß er den Verfasser darüber nicht wollen, daß dieser nicht ein größeres Buch geschrieben hat, denn man hatte ja überall kein Recht, ein Lehrbuch von ihm zu fordern.

Das gegenwärtige ist nun, wie es auch das: *observationibus maxime litterariis distincta* auf dem Titel sagt, und wie es die Vorrede wiederholt, hauptsächlich für die Bücherkenntniß sehr ausführlich, und Rec. zweifelt keinen Augenblick, daß nicht eine Menge Schriftsteller die Ihrige bald *sic placere*, bald *κατα ποδα*, bald *κατ' επιρονην* aus demselben nehmen werden; er selbst hat denn auch nicht übel Lust, das Register zu seiner Rechtsgeschichte mit auf dieses Werk seines gelehrten Freundes gehen zu lassen, wie dieß bey der Litteratgeschichte in Ansehung von dessen *Institutiones litterariae* geschehen ist, denn eine für die Leser wohlfeilere, den citirten Schriftsteller weniger plündernde, und den, der einem Buche gerne den Vorwurf macht, es stehe darin das nicht auch, was in andern stehe, mehr zum gänzlichen Verschweigen nöthigende Art, ein gleichzeitiges Werk zu benutzen, hat er bis jetzt

noch nicht ausfinden können. Eher kann es bedenklich scheinen, wie Herr D. H. G. H. selbst die Grenzen zwischen diesen seinen beiden Büchern, dem gegenwärtigen, und dem, wovon vor fünf Jahren der erste Band erschienen ist, ziehen wird, denn manches steht hier, was weit eher in der zweyten Haupttheil, den bibliographischen, der Institutiones litterariae gehörte, und Rec. möchte es fast für ein schlimmes Zeichen halten, der zweyte Band von diesen werde so bald nicht erscheinen. Sehr viele Bücher sind hier im Allgemeinen genannt, um mit einer besondern Sorgfalt die Ausgaben vollständig anzugeben. Dabey rühmt der Verf. die Veyträge zweyer Schriftsteller, die beide dafür bekannt sind, daß sie auf ihren Reisen viele seltene civilistische Bücher gesehen und gekauft haben, — voilà la ressemblance —, die aber sonst so ziemlich in jeder Rücksicht so sehr von einander verschieden sind, daß Rec. es unter die merkwürdigen Beispiele von durch Weglassung des Namens möglich gewordenen unglaublichen Mißgriffen, rechnen muß, wie vier eng gedruckte Bogen des Einen für ein Werk des Andern haben ausgegeben und angenommen werden können, — des Herrn Adv. Griesinger in Stuttgart und Savigny's. (Im Vorbengehen, daß dieser hier Savignius heißt und Beaufort doch Bellefortius, ist eine von den Ungleichförmigkeiten, die, bey dem Gemische von alten und neuen Sprachen, in der Litterärsgeschichte nie ganz zu vermeiden sind, und dann ist es gerade die fünfte Art, diesen so merkwürdigen Namen im Lateinischen zu schreiben; die vier andern sind de Savigny, wie er selbst, Savigenius und Savinius, wie Cramer, und Sabinianus, wie Rec. nach einer etwas vollständigern Europa latina, denn die Stadt hieß bey den Römern Sabinianum.) Herr Adv. Gr. hat S. 26 genaue

Angaben der editio princeps von jedem Buche von Cujacii observationes beygetragen, Savigny aber S. 388. Nachrichten von den Exceptiones LL. Romanorum (ist dieß nicht ein Druckfehler?), deren einzige Ausgabe Rec. Irzig in das Jahr 1512 statt 1500 gesetzt hat, und die in dem Catalog der Handschriften zu Paris einem Petrus zugeschrieben werden. Bey beiden wären vielleicht, wie es bey dem Corpus legum geschehen ist, auch die Verleger oder Drucker zu nennen gewesen; was aber insbesondere die observationes betrifft, so hätte Rec. zwar wohl gewünscht, bey seiner Nachricht von den Werken des berühmtesten aller Civilisten eine solche genaue Angabe benutzen zu können, welche dort gewiß nicht außer dem Verhältnisse zum Ganzen gewesen wäre. Indessen weil er denn doch einen besondern Veruf hat, die Genauigkeit von etwas Litterärhistorischem, was so gar genau seyn soll, zu prüfen, wenn es von Hrn. Adv. Hr. herrührt, so bemerkt er erstens, daß hier immer von 28 Büchern die Rede ist, statt daß die Freunde des Verstorbenen in ihrer bekannten Erklärung deren nur 27 erwähnen, ferner das R. Französische Privilegium nur drey und nicht vier nachgelassene libri observationum nennt, wie denn auch der Augenschein lehrt, da von dem 28ten nur ein ganz kleiner Anfang, gerade $\frac{1}{8}$ des Ganzen, vorhanden ist; zweytens, daß, wenn gleich bey dem dritten Buche auf dem Titel steht 1557, dieß dem, was wir 1558 nennen, entspricht, denn damahls (bis 1563) waren in Frankreich die Monathe eines Jahres vor Ostern, und in diesen ist das Buch gedruckt, nicht, wie jetzt, die ersten sondern die letzten mit dieser Jahreszahl, sie gehörten also schon zu dem Jahre, welches, nach unserer Art, die folgende Zahl hat, und man muß dieß verbessern, gerade so wie es nöthig seyn kann, aus den Tagen des alten

Calenders die entsprechenden des neuen zu machen. Endlich zweifelt Rec. zwar keinen Augenblick daran, daß 1595 die bey dem Tode des Verf. noch nicht gedruckten Bücher, wie es hier heißt, einzeln und zwar in Octav erschienen sind, sie sind ja aber doch auch in demselben Jahre in den Opera quae de jure fecit et edi voluit, in Folio; erschienen, warum soll nun nothwendig jenes die erste Ausgabe seyn, zumahl da die Opera bey den in den Privilegien genannten also ohne Zweifel rechtmäßigen Verlegern (Marthe und Aubry demeurans à Frankfort) herausgekoumen sind, die drey nachgelassenen Bücher aber, in Octav, hier als zu Paris verlegt angegeben werden? Gesezt diese Octavausgabe sey kein Nachdruck, sondern eine einzelne ebenfalls rechtmäßige Ausgabe, die neben der allgemeinen der opera besorgt wurde, so macht gerade das die Wichtigkeit des neuen Beitrags von Hrn. Adv. Gr. gar sehr zweifelhaft, denn wenn wir nun auch von ihm lernen, z. B. die Bücher 12. . 14. seyen gleich im ersten Jahre mit der zweyten Hälfte ad Africanum zusammen gedruckt gewesen, wer steht uns dafür, daß nicht in demselben Jahre derselbe Verleger sie auch einzeln mit einem eigenen Titelblatte und einer neuen Seitenzahl verkauft hat? Da bliebe alsdann nur die Angabe des Jahres übrig, und dieses mußte man ja schon ohne diesen Beitrag.

Daß Herr. D. W. H. seine jetzige Tabelle in Zukunft weiter ausführen möge, getraut sich Rec. um so eher laut zu wünschen, weil er versichern kann, daß dieß ohnehin die Absicht dieses Gelehrten ist, und in so ferne weiß man nicht recht, soll man sich über den Gedanken setzen, es werde gewiß bald eine neue Ausgabe nöthig seyn, denn je eher diese erscheint, desto weniger kann man hoffen, daß der Verf. alsdann schon Mühe gefunden haben wird,

sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Jetzt kommen von ihm fast nur an zwey Stellen des Buchs Urtheils vor, und diese werden mit Sternchen ausgedrückt, im §. 16. von S. 9.. 28. bey dem apparatus litterarius, welche Bücher man schon auf der Universität brauchen soll, und dann im Register von S. 443.. 466, welche Kunstwörter nicht echt seyn. Wie sehr Rec. dem Verfasser für die Auszeichnung der letzten dankt, braucht nicht erst gesagt zu werden, zumahl da die Musterung viel genauer ist, als der erste Versuch dieser Art, welchen Rec. gemacht hat. Wie werden sich viele Leser wundern, daß delatio hereditatis und legitimatio im Corpus Juris nirgends vorkommt (von res fungibiles weiß man schon mehr), und wie hübsch wird es seyn, wenn von nun an dieß und so manches ähnliche recht oft gesagt wird! Bey einer vollständigen Ausarbeitung wird es denn aber wohl noch besser in das Buch selbst kommen, weil nicht jedermann, wenner das Buch liest, auch noch absichtlich im Register nachsieht und weil dieses wirklich gar zu kurz ist, um alles so genau anzugeben, als es wohl seyn sollte, wenn z. B. ein Wort zwar echt Römisch ist, aber in einem andern Sinne, als in welchem es die Scholastiker gebraucht haben, wozu denn noch kommt, daß die sonst mehr nur mechanische Arbeit des Registermachens oft einem Andern überlassen wird, der nicht auf solche Feinheiten des Sprachgebrauchs nicht denkt. Nur Beispiele anzugeben, so ist hier das Wort consanguinitas gebrandmarkt: daß es im alten Rechte ein capitales Kunstwort war, weiß der Verf. so gut als irgend jemand; übersehtlich gerade Halbbrüder nur vom Vater her, wie bey den Römern (oder gar auch väterliche Ascendenten, wie bey einigen Deutschen Codisten) bedeutet es nicht. Jus in rem hat das Sternchen,

aber *jus in re* das ohne Sternchen seyn müßte, steht nicht da, auch nicht *jus ad rem* mit dem Sternchen. Das echte Kunstwort *jus personarum* und die unechten *jus rerum* und *jus actionum* fehlen. (Im Buche selbst steht S. 105 auch der Pluralis *jura rerum*.) Daß *praescriptio longissimi temporis* unecht sey, hat wohl der Verfasser zu bemerken vergessen.

Von dem Plane des Vortrags, worauf sich dieses Lehrbuch bezieht, spricht Rec. absichtlich zuletzt, und er würde diesen sonst so wesentlichen Punkt hier ganz übergehen, wenn man es ihm nicht etwa gar als böses Gewissen auslegen könnte, daß er nicht das Herz habe zu sagen, oder eigentlich doch nur: noch einmahl zu sagen, ein Mann, wie Haulbold, sey hierin ganz anderer Meinung als er. Es sind nun zwanzig Jahre, daß der Verfasser sich zuerst gegen die vom Rec. für das Römische Recht versuchte Ausführung der Keitmeierischen Methode, also der Verbindung der äußern und innern Rechtsgeschichte mit einander nach Uebersichten des Rechts am Ende gewisser Perioden erklärt hat. Seitdem ist er nun durch strenge Folgerung aus dem Grundsatz, daß jede Lehre einzeln von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten durchgeführt werden müsse, dahin gekommen, Rechtsgeschichte, Rechtsalterthümer und Institutionen in ein einziges Collegium. (Rec. weiß aber nicht, ob in ein einfaches oder ein doppeltes, und dieß ist doch ein großer Unterschied) zu verbinden. In der *Parag. generalis* (S. 29. . 161) ist hauptsächlich das, was sonst in der Rechtsgeschichte vorkam, abgehandelt, z. B. im dritten Buche (S. 40. . 80) de *causis juris* das Staatsrecht, im vierten Buche (S. 80. . 155) die Quellen, auch die einzelnen *leges*. (In Ansehung der *Senatus Consulta* verweist der Verf.

auf die Institutiones litterariae.) In der Pars specialis steht 1. Jus personarum (auch *Jus*, aber nicht *peculium*), 2. Jus rerum; 3. Jus obligationum, 4. Jus actionum und 5. Jus judiciorum privatorum. Dann noch ein sehr lehrreicher Anhang von zehn Seiten über die Aufnahme des Justinianischen Rechts im westlichen Europa, lehrreich durch die genauen, gewiß nicht bloß abgeschriebenem Verweisungen auf andere Bücher.

Hugo.

Berlin.

Bei Christian Müller: Anfangsgründe der Geometrie als Anleitung zu einem gründlichen Studium der Mathematik, bearbeitet von C. G. Zimmermann, Doctor der Philosophie und Prof. am Friedrichs Gymnasium. Zweite Auflage. 1813. Mit acht Kupfertafeln. 242 Seiten in Octav.

Dieses Lehrbuch hat sich in Rücksicht der darin herrschenden Deutlichkeit, und des bey der Bearbeitung desselben zum Grunde gelegten zweckmäßigen Planes bereits als sehr brauchbar zum Unterrichte in öffentlichen Anstalten empfohlen. Um Weitläufigkeiten und unnütze Wiederholungen bey dem Vortrage zu vermeiden, und den Anfänger auf einen Standpunkt zu versetzen, von welchem aus er das zu bearbeitende Feld am leichtesten übersehen kann, hat sich der Verfasser bemüht bey dem Anfange eines jeden Abschnitts, welcher eine neue Lehre behandelt, z. B. bey den Verhältnissen und Proportionen, bey der Lehre von den Lagen der Ebenen u. dergl. dem Schüler vorzüglich die Hauptbegriffe zu entwickeln, und die Ideen auszuheben, welche über den nächstfolgenden Vortrag das nöthige Licht verbreiten, um so dem Anfänger bald möglichst zum eigenen Nachdenken hinzuleiten, welches überhaupt

bey dem mathematischen Unterricht, wie bey jedem wissenschaftlichen, der erste Zweck seyn soll. Darum hat denn der Verf. in den Beweisen mancher Lehrsätze und Aufgaben öfters auch nur auf die Hauptmomente hingedeutet, und das ausführlichere Detail in der Niederschreibung des Beweises dem eigenen Nachdenken des Lernenden überlassen. Vorzüglich hat er sich bemüht in mehreren Beyspielen die Aufmerksamkeit der Schüler auch auf die analytische Methode der Alten, auf die geometrische Analysis hinzuleiten, welcher die Geometrie seit den ältesten Zeiten so vieles zu verdanken hat, ein Verfahren, welches man bey reiferer Kenntniß zwar am besten aus den Werken eines Theon, Pappus u. m. a. erlernt, wovon aber auch schon bey dem ersten Unterrichte in der Geometrie der nützlichste Gebrauch gemacht werden kann, den Scharfsinn des Schülers zu üben, indem man ihn lehrt, einen Satz synthetisch auszuführen, dessen Wahrheit auf dem analytischen Wege aufgefunden worden. Da bey fortgesetzter Übung der Schüler nach und nach auch eigene Untersuchungen gewöhnt werden muß, hat der Verf. jedem Abschnitte auch sehr zweckmäßig einige Lehrsätze und Aufgaben ohne Beweise und Aufstellungen beygefügt, welche leicht vermehrt, und unter Anweisung des Lehrers zu Privatarbeiten und häuslichen Beschäftigungen benützt werden könnten. Es bleibt dabei dem Lehrer überlassen, die Aufgabe nach den Fortschritten und Fähigkeiten seiner Schüler auszuwählen, ihnen den Inhalt derselben näher zu bestimmen, und sie wenn es nöthig ist, mit den dazu gehörigen Hülfsmitteln bekannt zu machen. Auf Anwendungen der Geometrie hat der Verf. zwar an mehreren Orten hingedeutet, jedoch ohne alles Detail, das dem Vortrage einer reinen Wissenschaft als nachtheilig angesehen werden könnte. Selbst Aufgaben welche Rechnungen betreffen, hat

er, als nicht zur reinen Geometrie gehörige Sätze, durch ein beigefügtes Zeichen (*) unterschieden, welches auch bey solchen Erörterungen geschehen ist, welche von Anfängern bey dem ersten Gebrauche dieser Schrift einstweilen übergangen werden können, z. B. aus der gegebenen Seite eines regulären Polygons von n Seiten, die Seite eines Polygons von $2n$ Seiten zu finden; ferner die Berechnung des annähernden Verhältnisses des Umfangs eines Kreises zum Durchmesser, wozu sich der Verf. der

Formel $X = \frac{2aA}{a+x}$ bedient, in welcher a , A die

Flächenräume zweyer ähnlichen in und um den Kreis beschriebenen Polygone, $x (= \sqrt{Aa})$ und X aber die Flächenräume zweyer solcher Polygone von noch einmahl so viel Seiten bezeichnen, wodurch denn die immer mehr sich annähernden Gränzen zwischen denen die Kreisfläche selbst fallen muß, zweckmäßiger als auf andere bekannte Arten dargestellt werden können, aus welchen Gränzen denn ferner sehr leicht auch diejenigen für den Umfang des Kreises sich ergeben; wenn man den Halbmesser $= 1$ setzt. Bey mehreren Gegenständen, deren umständlichere Ausführung hier nicht zweckmäßig gewesen seyn würde, hat der Verfasser litterarische Notizen gegeben, aus denen der weitere Unterricht geschöpft werden kann. Bey der neuen Ausgabe dieses Lehrbuchs hat er wenig abzuändern und hinzuzusetzen nöthig gefunden. In der That ist es auch wohl nicht rathsam, den wissenschaftlichen Unterricht auf Gymnasien so weit auszudehnen, daß die philologischen Kenntnisse, welche dem Schüler gleich nothwendig sind, dadurch mit weniger Liebe betrieben, oder wohl gar vernachlässigt werden könnten.

Von eben diesem Verfasser ist uns auch eine neue Ausgabe von folgender Schrift gekommen:

Kurze Darstellung der sphärischen Trigonometrie mit einigen Anwendungen auf die Astronomie, Geographie und Feldmesskunst, für Anfänger und Liebhaber dieser Wissenschaften besonders für die höhern Classen des Werderischen Gymnasiums von C. G. Zimmermann, mit einer Vorrede von J. A. Eytelwein. 333 S. in Octav; mit 2 Kupfertafeln. Berlin bey Saalfeld 1810.

Wenn wir gleich mit dem Verf. nicht der Meinung seyn können, daß sphärische Trigonometrie ein Gegenstand des Unterrichts auf Gymnasien seyn müsse, in so fern es für jeden gebildeten Menschen ein Bedürfniß sey, sich mit der Einrichtung des Weltgebäudes bekannt zu machen, wenn er auch gleich nicht auf die wirkliche Kenntniß eines Astronomen Anspruch machen wolle; — vielmehr es unserer Bedünken nach vollkommen hinlänglich ist, wenn man den Schülern die vorzüglichsten Aufgaben aus der sphärischen Astronomie bloß durch Hilfe einer guten Himmelskugel zu veranschaulichen und zu erläutern sucht, so darf doch diese Anleitung zur sphärischen Trigonometrie immer in so fern empfohlen werden, als sie die hieher gehörigen Lehren sehr deutlich und mit Erwägung aller zweydeutigen Fälle so gut zusammenfaßt, daß derjenige, dessen Studium es mit sich bringt, sich diese Lehren in ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen, durch diese Schrift vollkommen befriediget werden wird. Auch findet man darin Anwendungen auf Gegenstände der körperlichen Geometrie, z. B. die Berechnung der Seitenlinien regulärer Körper, ihrer Flächenwinkel, und was sonst bey ihrer Betrachtung vorkommen kann. Bey der gegenwärtigen zweyten ganz umgearbeiteten Ausgabe dieser Schrift ist die ebene Trigonometrie von der sphärischen ganz getrennt, und nur in einem Auszuge als eine besondere Abhandlung dem ganzen beygefügt worden.

Paris.

Oeuvres d'Architecture de *Marie Joseph Peyre* ancien pensionnaire de l'Academie à Rome, nouvelle édition, augmentée d'un discours sur les monumens des anciens comparés aux nôtres, et sur leur maniere d'employer les colonnes. 27 S. Text. XXI Tafeln. Groß Folio. Und

Ebendasselbst.

Projets d'Architecture par *Peyre* neveu l'un des architectes du Gouvernement. 6 S. Text. XIII Tafeln. 1812. Groß Folio.

Wir zeigen beide Werke aus Exemplaren an, welche, was wir dankbar erkennen, unser ehemaliger gelehrter Mitbürger der Herr *Danilefsky*, Russisch Kaiserl. Major und Ritter, nach seiner Rückkehr von Paris unsrer Universitäts Bibliothek zum Geschenke gemacht hat. Da das erste Werk nur eine neue Auflage eines im Jahre 1795 erschienenen ist, welches der Sohn des verstorbenen Verfassers besorgt hat, so kann in unsern Anzeigen nicht mehr die Rede davon seyn. Das einzige was wir bemerken wollen ist dieses, daß die neue Auflage mit einer Biographie des Künstlers vermehrt worden ist, welcher zu den wenigen Baumeistern gehört hat, die einen reinen und edlen Geschmack in der Französischen Architectur einzuführen bemüht gewesen sind.

In dem zweyten Werke findet man folgendes:
I. Projet du Temple de la Gloire, sur l'emplacement de la nouvelle eglise de la Madaleine. Dieser Entwurf entstand durch das von Napoleon zu Posen am 2. December 1806 gegebene Decret, und erhielt das dritte Accessit. Pl. I-4. enthalten den Grundriß, Aufsriß und die verschiedene Durchschnitte. II. Projet d'un Obelisque sur le terre

plein du Pont-neuf. Wieder eins von den vielen Monumenten der Ruhmsucht Napoleons, das er durch ein Decret vom 15. August 1809 zur Ehre der Französischen Nation wollte errichten lassen. Ueber den Mißbrauch der Obelisken macht der Verf. eine feine Bemerkung: L'Obelisque, n'a été chez aucun peuple considéré comme monument triomphal; chez les Egyptiens il a été placé toujours devant les temples et plus souvent destiné, à recevoir des inscriptions hieroglyphiques qu'il ne l'était pour tout autre usage. Pl. 5 - 6. stellen den Grund- und Aufriß dar. Die Rerathen dieses Denkmahls verdienen ihres schlechten Geschmacks wegen kaum erwähnt zu werden. Auch enthalten sie beleidigende Anspielungen auf brave Völker, welche mit gleichem Recht solche Monumente errichten könnten.

III. Projet de Bains d'eaux minerales à proximité d'une grande ville. Auf Pl. 8 - 13 sieht man verschiedene Zeichnungen und Details, die auf die projectirten Bäder sich beziehen. Sie entstanden, als der Verf. das Unglück gehabt hatte, auf dem Landstige eines seiner Freunde ein Bein zu brechen, und vierzig Tage lang das Bette hüten mußte. Im Ganzen sind die Bäder der Alten sein Vorbild, jedoch umgeändert nach den Bedürfnissen unserer Zeiten und Sitten. Er hat große Versammlungssäle, abgefonderte Bäder für beide Geschlechter, Gärten, zwey große Gasthäuser, Remisen, ein Theater, eine Capelle, ein Lusthölzchen mit einem Caffehause, einen Billard- und Ballspiel-Saal und überhaupt alles angebracht, was die große und vornehme Welt an einem solchen Orte suchen und wünschen kann. Man sieht, daß der Verfasser die Ueberreste der alten Bäder aufmerksam studiert hat, allein seine Verzierungen haben nebst der Anordnung der Statuen etwas Kleinliches. Dahin rechnen wir ganz vorzüglich Pl. 11. Elevation du Batiment

principal, wo man in mehreren Arcaden, oder vielmehr in Nischen verschiedene Gruppen von Flüssen wahrnimmt, die einen mestinen Effect machen.

Stuttgart und Tübingen.

Von J. G. Cotta: *Uebungen zum Uebersetzen aus der Deutschen in die Lateinische Sprache für Knaben von 9—12 Jahren.* Nebst einem Anhang, welcher nach den Regeln der Bröderischen Grammatik eine practische Anleitung zur Lateinischen Dichtkunst für Anfänger enthält. Von G. A. Werner. 1812. VI und 250 S. in Octav.

Der Verf., Lehrer an dem königlichen Gymnasium zu Stuttgart, hat sich durch mehrere Schriften, vorzüglich durch seine Anleitung zur Lateinischen Sprache und sein Griechisches Lesebuch für Anfänger, als gründlicher Humanist und Selbstdenker rühmlich bekannt gemacht. Auch gegenwärtige Sammlung von Exercitien zum Uebersetzen aus der Deutschen in die Lateinische Sprache kann Rec. allen Schulmännern als brauchbar empfehlen. Der Verf. hat mit Fleiß mehrere Regeln in ein einziges Thema zusammengefaßt, wodurch die Seelenkräfte der heranwachsenden Knaben in größere Thätigkeit gesetzt werden. Die Materien sind so gewählt, wie sie für das jugendliche Alter passen, und es ist nachahmungswerth, bei Erlernung der Sprache auch dem Herzen und dem Kopfe des Knaben eine zweckmäßige Nahrung zu geben. Der Anhang, welcher eine practische Anleitung zur Lateinischen Dichtkunst nach Bröder enthält, wird für Knaben, welche auch diesen Theil der Schulübungen zu treiben anfangen, ein nicht unbrauchbares Mittel zur Privat-Uebung seyn, und es kann ihnen nicht mehr schwer fallen, selbst einen Lateinischen Vers zu Stande zu bringen, wenn sie den Mechanismus nach dieser Anleitung erlernt haben werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 25. Julius 1814.

Paris.

Ben J. Schoell: Description des plantes rares cultivées à Malmaison et à Navarre. Par Aimé Bonpland. Tom. prem. Livr. 1. 2. 1813. Außer $1\frac{1}{2}$ Bogen Titelblatt und Dedication, 8 Bogen Text mit fortlaufender Seitenzahl und 12 Tafeln mit farbigen Abdrücken in groß Folio. (Jede Lieferung zu 6 Tafeln und 4 Bogen Text ist mit einem Convolut von Pappe versehen.)

Nach Venezat's Tode bekam Herr Bonpland, durch die gemeinschaftliche Herausgabe der Humboldt'schen *Plantae Aequinoctiales* und einiger anderer botanischer Werke bereits von einer vortheilhaften Seite bekannt, von der kürzlich verstorbenen Kaiserinn Josephine die Direction über die Gärten zu Malmaison und Navarra, und wurde zugleich beauftragt, die Seltenheiten derselben in einem besondern Werke herauszugeben. Wir haben von diesem neuen Unternehmen unsern Lesern nur erst vorliegende zwey Lieferungen anzuzeigen, die als Kunstwerk betrachtet, ganz dem früheren, von Ven-

P (5)

tenat herausgegebenen Jardin de la Malmaison an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Bey der Fortsetzung — wenn durch die veränderten Zeitumstände das ganze Unternehmen vielleicht nicht schon in Strecken gerathen seyn sollte — wünschten wir indeß, daß Herr B. sich nur auf solche Gewächse beschränkte, die wirklich neu sind oder von denen wenigstens keine gute Abbildung vorhanden ist, um auch von dieser Seite seinem würdigen Vorgänger nicht nachzustehen. — Wir kommen nun zur näheren Anzeige der hier abgebildeten Pflanzen.

Erste Lieferung. Tab. 1. *Poonia Montana* (caule suffruticoso, foliis biternatis, subtus glaucis, parce hirtellis, foliolis terminalibus trifido-lobatis). Eine der beliebtesten Pflanzen, welche wegen der schwierigen Fortpflanzung selbst in England noch in sehr hohem Preise steht. Ihr Vaterland ist China, von woher sie zuerst 1794 durch Banks in England eingeführt wurde. Durch die Cultur haben sich mehrere Abarten erzeugt, von welchen Andrews in seinem Repository drey derselben unter arborea (welchen Nahmen die Pflanze gewöhnlich bey den Handlungsgärtnern führt), suffruticosa und papaveracea abgebildet hat. Der Verf. glaubt den Landesnahmen, unter welchem sie Sims in dem Botan. Magazine anführt, beybehalten zu müssen. Die hier von Redouté (der auch die übrigen Zeichnungen besorgt hat) gegebene Vorstellung gehört zu den vorzüglichsten, welche in diesen beiden Lieferungen enthalten sind. Es ist eine gefüllte Abart, zu einer andern macht Herr B. in den Fortsetzungen Hoffnung. — Tab. 2. *Sida pulchella* (foliis oblongo-cordatis, acutis, crenatis; subtus pilis stellatis subtomentosis, supra pilosculis; racemis axillaribus, paucifloris, abbreviatis; capsulis biseriatis). Unter diesem Nah-

men kömmt diese strauchartige Sida in Willdenow's Enum. vor. Das Vaterland ist Neu-Holland. — Tab. 3. *Cactus speciosus*. Diese ausgezeichnete, nicht mit Willdenow's (Enum. suppl.) gleichnamiger zu verwechselnde, Art entdeckte der Verf. auf seiner Reise in Süd-America ohnweit Carthagena. Von *C. phyllanthus* und *alatus*, womit sie zunächst verwandt ist, unterscheidet sie Herr B. durch folgende Diagnose: *caulibus articulatis, compressis, foliaceis, serrato-repandis; floribus magnis, tubo inermi, squamuloso.* — Tab. 4. *Metrisederos saligna* Smith., bereits von Ventenat im Hort. Celsiano abgebildet. — Tab. 5. *Silene chloraefolia* Smith. Ic. plant. Herb. Linn. — Tab. 6. *Goodenia grandiflora*, gleichfalls schon von Sims im Botan. Magaz. und von Jacquin unter *appendiculata* abgebildet. Auch der Verf. ist der Meinung, daß man *Goodenia* besser der neuen, von Jussieu (Annal. du Museum. V. 18.) festgesetzten Familie, den *Lobeliacées*, zuzählen könne.

Die zweyte Lieferung enthält Tab. 7. die Vorstellung der ungemein schönen, von dem Verf. in Gesellschaft des Hrn. v. Humboldt in Mexico entdeckten, aber bereits aus Willdenow's Hortus Berol. bekannten, *Lobelia fulgens*. Beyläufig die Bemerkung, daß *Lobelia longiflora*, die Herr B. häufig in der Havannah wahrnahm, den Pferden, die davon fressen, tödtlich ist; von den Landeseinwohnern wird sie deßhalb *Prevanta-Cavalo* genannt. — Tab. 8. *Melaleuca chlorantha*. Mit diesem Nahmen glaubt Herr B. eine *Melaleuca* passender zu bezeichnen, welche mit *viridiflora* verwandt, und von Andrews in seinem Repository t. 676. unter *diosmaefolia* abgebildet ist. Sie unterscheidet sich, außer der Farbe der Blumen,

durch die gedrängter stehenden, mehr länglich-elliptischen und im jüngern Zustande fast dreyrrippigen Blätter. Tab. 9. *Poronia daurica* (besser *daurica*) Andr. Repos. t. 486, sehr nahe mit *humilis* verwandt. — Tab. 10 *Erica grandiflora* Linn., bekanntlich aus der Abtheilung der schöneren mit röhrigen Blumen versehenen Arten. Unter den bereits gegebenen Abbildungen möchte die des Hort. Kew. t. 8 doch wohl die vorzüglichste bleiben. Der Verf. hat den weit aussehenden Plan, in diesem Werke von allen verwandten Arten der röhrigblüthigen Heiden, woran der Garten zu Navarra sehr reich ist, Abbildungen mitzutheilen; aber wir sehen nicht ein zu welchem Zweck, da fast von allen schon mehrere und zwar sehr gute Vorstellungen vorhanden sind. — Tab. 11. *Gompholobium furcellatum*, (aphyllum, canescens, ramulis setaceo-furcellatis; spicis paucifloris, calice reflexo). *Gompholobium* ist eine der neueren Neuholländischen Gattungen, wovon Smith in dem 4. B. der Linnean Transact. Nachricht mitgetheilt. Sie gehört zu den Papilionacien, wegen der getrennten Staubfäden muß sie aber in die zehnte Classe des Linné'schen Systems gebracht werden. Dem Verf. sind bereits zehn Arten dieser Gattung bekannt, die alle eine sorgfältige Cultur erfordern und sich sehr schwer fortpflanzen lassen. — Tab. 12. *Correa viridiflora* (foliis cordato-oblongis, stellatim hirsutis reflexis, subtus ferrugineis, subsessilibus floribus solitarie terminalibus, cernuis). Von der *C. alba* schon durch die Gestalt der Blumen sehr abweichend.

Schließlich bemerken wir noch, daß die umständlichen Beschreibungen des Verf. allen Forderungen in dieser Hinsicht entsprechen. Daß ihm aber, so wie den meisten Französischen Botanikern, das Talent abgeht, aus solchen Beschreibungen das

Characteristische, in Beziehung auf die verwandten Arten, in einer logisch-richtigen Differenz auszudrücken: das muß allerdings bey einer Nation aufpassen, die — (man vergl. Journal de Botanique. Paris, 1813. Janv. p. 38) — in dem alleinigen Besiz der wahren Philosophie der Botanik zu seyn glaubt.

Leipzig.

Von Vogel: Archiv für die alte und neue Kirchengeschichte, herausgegeben von Dr. C. J. Stäudlin, Königl. Großbritannischem und Churf. Braunsch. Lüneb. Consist. Rathe und zweytem Professor der Theologie zu Göttingen, und Dr. H. G. Tzschirner, Professor der Theologie zu Leipzig. 1ten Bandes 3tes Stück. 1814. Groß Octav.

Dieses Archiv hat in stürmischen, auch für Unternehmungen dieser Art schwierigen und gefährlichen Zeiten angefangen, sich erhalten, und tritt nun unter weit günstigeren, erfreulicheren und mehr versprechenden Umständen in seinem dritten Stücke hervor. Die gelehrte Communication unter den Ländern, die vorher für einander verschlossen waren, ist wieder hergestellt, und manche wichtige Actenstücke und Thatfachen, welche vorher zurückgehalten und verschwiegen werden mußten, können an das Licht treten. Das vorliegende Stück ist theils unter der Claverey, theils unter der Freyheit, theils im Kriege, theils im Frieden ausgeborn worden, und am Orte der Entscheidung an das Licht getreten, in den folgenden Stücken wird sich von selbst der Einfluß freyerer Mittheilung und Gemeinschaft in der gelehrten Welt zeigen. I. Ueber die Verwandtschaft der Lamaischen Religion mit der Christlichen von C. J. Stäudlin. Dieß ist nicht bloß Uebersetzung eines schon im Jahre 1808

herausgegebenen Programms, sondern neue Ausarbeitung desselben mit Benutzung mehrerer älterer, neuerer und neuester Nachrichten von den Gegenden, wo die Lamaische Religion herrscht. Der Verf. wollte übrigens diese ungemein schwere Untersuchung nicht zu Ende bringen, sondern nur so weit fortführen, als die bis jetzt vorhandenen Quellen und Hülfsmittel gestatten, und hofft, daß sie durch neue Bemühungen und Forschungen der Reisenden und Reisebeschreiber, der Kenner Orientalischer Sprachen und Sachen, durch neue Urkunden und Denkmähler, die man entdecken und bekannt machen werde, mehr Licht gewinnen werde. II. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Samaritaner von Silvestre de Sacy. Diese schon bekannte Abhandlung wurde dem Hrn. C. N. Stäudlin von dem vortrefflichen Verfasser mit der ausdrücklichen Genehmigung, daß sie in dem Archive übersetzt erscheine, zugesandt. III. Gregoire's Geschichte der religiösen Secten des achtzehnten Jahrhunderts, abgefürzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von H. G. Tschirner, Fortsetzung und Beschluß. Man hat nun in dem Archive alles beisammen, was in der Gregoireschen Schrift für Deutschland neu und interessant ist, und noch dazu eine Reihe vergleichender und belehrender Anmerkungen. Was die in dieser Schrift zuletzt noch vorkommende Nachrichten über einige Jüdische und Muhammedanische Secten betrifft, so hat der Herr Prof. Rosenmüller sie auf Bitten des Verfassers dieser Uebersetzung und Abfürzung durchgelesen und gefunden, daß sich darin nichts Neues, dem Deutschen Gelehrten Unbekanntes finde. Sie sind daher hier unübersetzt geblieben. Statt dessen hat der gedachte Gelehrte die Bücher genannt, in welcher die erwähnten Secten gehauener und vollständiger, als von Gregoire, be-

geschrieben worden sind. IV. Briefe über den kirchlichen Zustand von Holland, nämlich im Anfange des 19ten Jahrhunderts, woben aber oft in den früheren Zustand zurückgegangen wird. Es sind 15 Briefe, deren Hauptgegenstände folgende sind: Allgemeine Uebersicht der kirchlichen Organisation. — Innere Verfassung der Gemeinen. — Einzelne Bekenntnisse: Reformirte, Remonstranten, Rheinburger, Herzjelders, Mennoniten, Christo sacrum, Streitigkeiten zwischen Reformirten und Remonstranten. — Katholiken, Jansenisten, Juden. — Theologische Streitschriften und religiöse Gesellschaften. — Religiöser Character der Holländer, besonders der Reformirten. — Bemühungen gegen den Indifferentismus, für religiöse Aufklärung des Volks, für Verbreitung des Pietismus. — Missionswesen. — Hülfsmittel zur Kenntniß der Holländischen Litteratur. — Geschichte der Kantischen Philosophie in Holland. — Studium der Philosophie. — Zustand der Exegese und Critik der Bibel, der Dogmatik, Moral, Kirchengeschichte. — Haagische Gesellschaft. — Predigtwesen. — Religionsunterricht. — Am Ende ist in einer Tabelle eine Uebersicht der Reformirten, Lutherischen, Katholischen und Israelitischen Kirchen in Holland beigefügt. — S. 1 ist statt Siamtaos zu lesen: Siam, Laos, S. statt Paucin Rimboer, Paucin Rimboce und S. 131 statt Perponchen, Perponcher.

Heidelberg.

Von Jos. Engelmann: Römische Denkmale des Odenwaldes, insbesondere der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg. Zugleich ein Wegweiser für Freunde der Alterthumskunde auf Reisen in jene Gegenden. Von J. S. Knapp, Gräflich Erbach'schem Regierungsrathe. Mit einer

Karte und sieben Abbildungstafeln. XV und 256 S. in Octav.

Je weniger oder je dunkler die Geschichte über den Aufenthalt der Römer in diesen Gegenden, wovon der Verf. handelt, sich äußert, und je mehr noch die Untersuchungen über die so genannten decumatischen Felder, und über die großen Römischen Verteidigungslinien, die unter dem Namen der Teufelsmauer, der Pfahlhecke und des Pfahlgrabens, von Pförring an der Donau bis ins Hohentobische, bekannt sind, zu wünschen übrig lassen, desto erfreulicher ist es, dem Freunde der Deutschen Vorwelt, so treffliche Beiträge zur Ergänzung jener Mängel liefern zu sehen, als der patriotische und kenntnißreiche Verf. uns hier geschenkt hat. Nur wenig war vorgearbeitet. Doch hatte Jos. Marquard und besonders Hanselmann (s. Göt. Anz. 1769. St. 125) manches geleistet. Aber am meisten hat der Herr Graf Franz zu Erbach, der als ein eben so enthusiastischer als geistreicher Freund und Kenner der Kunst und Alterthumskunde bekannt ist, zur Erweiterung dieser Kenntnisse gewirkt, und den Verf. zu diesen Untersuchungen veranlaßt. Die Gegend wird genau beschrieben. Die Römer besetzten sie meist mit der 22. Legion, und behaupteten sie lange, weil der Odenwald die Ebenen von der Bergstraße bis an den Rhein und von Darmstadt bis Frankfurt und Aschaffenburg beherrscht, also eine wichtige militärische Position darbot. Militärische Alterthümer, Gräber, Bäder, verschiedene Alterthümer theils Römischen, theils zweifelhaften Ursprungs, und historische Bemerkungen bilden die Ueberschriften der fünf Abschnitte, in welche der Verf. seine Materialien vertheilt, und somit ein wie für jeden Alterthumsfreund so besonders für die Bewohner des Odenwaldes interessantes Werkchen geliefert hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1814.

Halle.

Von Kenger: Hebräisches Elementarbuch, von Wilhelm Gesenius. Erster Theil. Hebräische Grammatik. 1813. XII und 202 Seiten in Octav.

Diese neue Hebräische Sprachlehre erscheint als Lesebuch für Schulen und Universitäten, zunächst für des Verfassers eigne Vorlesungen bestimmt. Er suchte ihr, bey möglichster Deconomie des Drucks, es nicht an einer gewissen Vollständigkeit fehlen zu lassen, um das Nachtragen und Dictiren vieler Regeln bey ihrem Gebrauch unndthig zu machen, da mehrjährige Erfahrung ihn gelehrt hatte, wie die zum Unterricht der Anfänger gegebene Zeit ohne Vergleich zweckmäßiger auf Anwendung und Einübung einer zum Grunde gelegten Grammatik und fleißiges Lesen verwandt wird, als auf den dictirenden Vortrag von Regeln, der außer dem beträchtlichen Zeitverluste auch eine Menge unvermeidlicher Fehler herbeiführt. Wir halten diese Rechtfertigung für völlig entbehrlich, da nach unserem Gutachten dieser Versuch keineswegs die Gränzen eines Lehrbuchs, und die Befehle der compendiarischen Kürze überschreitet.

B (5)

Zur richtigen Würdigung dieses Werks und seiner Zwecke, nicht bloß der Erleichterung des Hebräischen Sprachunterrichts, sondern auch der Förderung des wissenschaftlichen grammatischen Studiums der Hebräischen Sprache zu nützen, bedarf es noch einer andern Bemerkung, die uns der Verf. am Schluß seiner Vorrede mittheilt. Er hatte Anfangs die Idee, eine Reihe von Anmerkungen und Zusätzen zu einer neuen Auflage von Vater's größerer Grammatik zu liefern, in welchen die Resultate seiner eigenen grammatischen Untersuchungen, und die dabey gemachten Beobachtungen niedergelegt werden sollten. Die Herausgabe dieses Werks wurde für jetzt durch die Zeitumstände unterbrochen; nichts desto weniger wird dieses Hinderniß für die Zukunft die Bearbeitung einer vollständigen und kritischen Hebräischen Sprachlehre durch unsern Verf. nicht zurückhalten, ein Versprechen, wofür Rec. im Nahmen aller Hebräischen Sprachfreunde danken darf, da schon dieser Abriss auf manche eigenthümliche grammatische Untersuchungen hinweist, die eine vollständige Sammlung aller noch zurückgebliebenen begierig erwarten lassen. Wer es weiß, was Formenlehre und Syntax noch für Berichtigungen und neue bessere Bestimmungen übrig lassen, erstere in der Bestimmung des richtigen Verhältnisses der einzelnen Theile zu einander, in Ansehung ihrer grammatischen und etymologischen Ausbildung, letzterer sowohl im Allgemeinen, um den Grad der Urtheilskraft in der eigenthümlichen Verbindungsart der Begriffe, und damit den Geist der Sprechenden Nation selbst auszuforschen, als auch im Besondern, was die Vervollständigung und genauere Supplirung der einzelnen Redegesetze anbetrifft: der wird einer neuen kritischen Grammatik der Hebräischen Sprache von einem solchen, in diesem

Sache schon rühmlichst bekannten Herausgeber mit Verlangen entgegen sehen. Bey der Anzeig des vor uns liegenden Werks dürfen wir nur seine innere Oeconomie, und einige Beyspiele seiner Haupt-eigenheiten berühren. Einige Bemerkungen, die wir mittheilen, mögen dem Verf. die Aufmerksamkeit bezeugen, die wir auf das Studium desselben verwandten.

Als Einleitung machen einige allgemeine Betrachtungen über Semitische Sprachen überhaupt, und Hebräische Sprache, nebst ihrer Geschichte, insbesondere, den Anfang, S. 1. 2. Der erste Abschnitt handelt darauf von den Buchstaben, Vese- und Conzeichen, S. 3—10. Hier hätten wir nur die Vocalpuncte unserer abendländischen Vocalzeichen nicht nach Verschiedenheit der Länge und Kürze entgegengesetzt zu sehen gewünscht, da bekanntlich in mehreren Fällen nicht das verschiedene Zeitverhältniß allein, sondern wahre Verschiedenheit unter einerley Zeichen vereinigt sind. Man denke an die Laute Patach und Segol in den vocibus segolatis. Im zweyten Abschnitt werden die Eigenthümlichkeiten und Veränderungen der Buchstaben, die Lehre von der Sylbe und dem Tone vorgetragen S. 11—20. und damit die Zeichenlehre geschlossen. Besondern Dank wissen wir dem Verf. für die sowohl hier, als weiterhin zur Erläuterung und Parallelistung beigebrachten Beyspiele aus nicht Notgenländischen Sprachen; es ist zu bekannt, wie sehr dem Anfänger das Auffassen der durch so manches in Zeichen, Form und Zusammensetzung fremden Erscheinungen erleichtert wird, wenn er hier und da einem Merkmal begegnet, welches das Fremde mit dem schon Bekannten in Aehnlichkeit und Verwandtschaft bringt. Bisher glaubte man fast bloß die Semitischen Dialecte für diesen Zweck benutzen zu dürfen, wodurch

aber der erste Unterricht nicht erleichtert werden konnte.

Die Bemerkungen über Artikel und Pronomen eröffnen die Formenlehre, §. 21 — 26. die hier eine ganz neue Anordnung erhalten. Ganz hat es unsern Beyfall, daß diese Lehre der vom Nomen und Verbum vorangeschickt worden. Schröder fand es bekanntlich für hinreichend, nur das Verbum voranzuschicken, das Pronomen darauf folgen zu lassen; aber sehr richtig bemerkt unser Verf., daß dieser Abschnitt nicht nur den einfachsten, sondern auch denjenigen Redetheil betreffe, der bey der Bildung des Verbi, und so mancher anderer grammatischen Formen zu Grunde liege. Freylich ist der Natur der Sache nach in der Sprachentwicklung Nomen und Verbum früher da, als das Pronomen; allein der Grammatiker, der für den Unterricht arbeitet, hat das grammatische Sprachgebäude in seinem Zusammenhange, nicht wie es geworden, sondern wie es gegenwärtig ist, der Betrachtung vorzulegen; und demzufolge darf jeder Redetheil, sey er seiner Genesis nach auch viel später, dennoch früher aufgeführt werden, sobald in der fortlaufenden Sprachausbildung er nicht ohne Einfluß auf andere Formen und Erscheinungen geblieben ist. Wenn aber der Mangel der Geschlechtsunterscheidung bey der ersten Person des Personalpronomens daraus erklärt werden soll, daß S. 32 wahrscheinlich die erste Person gegenwärtig gedacht wurde, und nicht so einer Auszeichnung des Geschlechts bedurfte, als die angeordnete zweyte, oder abwesende dritte; so scheint der Verf. vergessen zu haben, daß ganz dieselbe Betrachtung bey der zweyten Person auch statt gefunden, aber hier dennoch die Geschlechtsdistinction nicht für unnöthig gehalten sey. Uns ist es immer wahrscheinlicher vorgekommen, den fehlenden Ges

schlechtsunterschied bey dem ersten Personalzeichen auf den Act des Sprechens selbst, als Ursache, zurückzuführen. Wer da sprach, unterschied sich eben dadurch hinreichend von denen, zu welchen er sprach, und bedurfte darum keiner nähern Bezeichnung. Schultens Kanon über den Gebrauch des Separatpronomen in Casibus obliquis ist S. 33 vom Verf. glücklich wieder in Erinnerung gebracht worden. Die Suffixa der zweyten Person werden sehr treffend aus der alten Form ḥḏḏ , ḥḏḏ , nach der Analogie von ḥḏḏ , hergeleitet, wovon auch im Aethiopischen Spuren vorkommen. Der von Vater gebrauchte Nahmen von Pronominal-abstractiven für die Pronomina possessiva findet mit Recht keine Billigung S. 36.

Im vierten Abschnitt folgt die Lehre vom Verbum §. 27 – 69. Auch sie geht dem Unterricht über das Nomen voran, weil bey weitem die meisten Nomina vom Verbo abgeleitet sind, und eine Menge von Erscheinungen in Rücksicht auf Bedeutung und Flexion des Nomen weder vorgetragen, noch begriffen werden können, wenn nicht die Formation des Verbum vorausgegangen ist. Dergleichen Abänderungen in der herkömmlichen Methode beurkunden am besten die Selbstständigkeit des Forschers, und das gründliche Eindringen in die Natur der Sprache. Sie sind am bequemsten durch Lehrbücher einzuführen, da hier der Lehrer von keiner andern Autorität, als nur der seiner eigenen Einsicht abhängig, auch mit seiner Erfahrung allein für die Anwendbarkeit neuer Methoden zu stehen hat. Wir zweifeln nicht, daß dem Verf. die seinige bey dem Unterricht schon gute Dienste gethan habe. Auszeichnungswürth ist hier die genauere Bestimmung der beiden Futuralformen, wenn sie entweder mit dem *He paragodicum* verlängert, oder durch Zurück-

ziehung des Accentus auf Penultima verkürzt, erscheinen. Die erstere paragogische Form warnt der Verf. nicht mit der bedeutungslosen Anhängung des Nun paragogici zu verwechseln, für welches beides bekanntlich Storr nur die Euphonie als Erklärung anführen wollte. Sie scheint ihm aber, wie schon vielen ältern Grammatikern, die Bedeutung unseres Conjunctivus und Optativus zu haben, und in den Fällen gebraucht zu seyn, wo ein Entschluß, eine Ermunterung, auch eine Bitte oder ein Wunsch ausgedrückt werden sollte. Nec. muß gestehen, daß die vom Verf. selbst S. 52 bemerkte Erscheinung, nur selten dieß He an der zweiten, noch seltener an der dritten Person zu finden, ihm diesen Gebrauch etwas unsicher mache, da sich nicht absehen läßt, warum dieß Zeichen, wenn es diese Bedeutung hatte, nicht auch in diesen Fällen häufiger gebraucht seyn sollte, in welchen der Natur der Sache nach, ungleich häufiger solche Beziehungen vorkommen mußten. Dazu kommt noch, daß ein solches He parag. bey weiblichen Nominibus sehr oft in der poetischen Sprache gefunden wird, und zwar ebenfalls bedeutungslos (wie in אֵימָתָהּ, לְיָלֵךְ), wodurch man leicht auf gleiche Erklärung bey dieser Verlängerung an Verbis geführt werden möchte. Water's Urtheil bleibt daher wohl immer das sicherste: dieser Zusatz komme zu häufig vor, als daß der Gebrauch beständig einer bestimmten Absicht hätte entsprechen können. Bey einer Sprache, wie die Hebräische, deren grammatische Gesetze und Gebrauchsweise nicht aus freyer Beobachtung derselben in ihrem Leben, sondern größtentheils aus den wenigen Bruchstücken einzelner, aus verschiedenen Zeiten herkommender Schriftquellen, so wie aus den gehäuften Observationen zwar gelehrter, aber in der kritischen Auffassung einer ausgelesenen Mund-

art nur zu wenig geübter Sprachkennner bestimmt worden; bey einer solchen Sprache und der Auf-
führung ihres grammatischen Gebäudes darf man
ja nicht vergessen, das Sichere von dem Unsichern
stets zu trennen, was bloß vermuthungsweise be-
stimmt werden kann, dem Gewissen nicht an die
Seite zu setzen, was bloß in einzelnen Fällen ge-
funden wird, und demnach der Sprache bloß in
einer gewissen Zeitperiode, bey einem gewissen Schrift-
steller eigen gewesen seyn dürfte, nicht zur allge-
meinen Regel zu erheben.

Die folgenden Abschnitte vom Nomen §. 70—86,
von den Partikeln §. 87—90, so wie der Syntax
nach seinen vier Hauptabtheilungen §. 91—127,
enthalten noch manche eigene Bemerkungen, die
den gelehrten Sprachforscher interessieren werden;
uns aber des beschränkten Raums wegen anzuführen
nicht erlaubt sind. Mögen des Verfassers Erwarte-
tungen in Ansehung des nützlichen Gebrauchs dieses
neuen Lehrbuchs nicht ohne Erfolg bleiben.

Wittenberg.

De productione brevium syllabarum caesurae-
vi effecta in versu Graeco heroico maxime Ho-
merico. Commentatio philologica, quam ampl.
ph. ord. veni. d. 23. Apr. an. 1812. defendet *Franc.
Spitzner*, AA. LL. Mag. et Lycei Viteberg. Con-
rector. 45 Seiten in Quart.

Das Stadium der metrischen Kunst der Alten ist
von solchem Umfange, und erheischt so mancherley
Untersuchungen, daß man einen jeden guten Beytrag
mit Dank annehmen muß. Die vorliegende Schrift
von Hrn. Spitzner verdient in dieser Art eine
rühmliche Erwähnung. Sie hat sich freylich nur
ein kleines Feld abgefest, und ein Feld, welches

manchem wohl geringfügig scheinen möchte; aber was sie sich vorgesetzt, ist verständig und gründlich abgehandelt. Es hat nämlich jeder, der nur etwas im Homer gelesen, bemerken können, daß häufig in den Hebungen des Hexameters, wo nach dem Gesetze des Rhythmus eigentlich allemahl eine lange Sylbe stehen sollte, häufig die kurze Endsylbe eines Wortes steht. Es fragt sich also, unter welchen Umständen dieses von dem Dichter zugelassen worden, und in wie fern dabey ein Gesetz zum Grunde liege. Hermann in der bekannten metrischen Abhandlung zum Orpheus hatte schon mehreres hierüber berührt; unser Verfasser wollte die Sache ausführlich betrachten. Vorerst ist klar, es kann hier nur drey verschiedene Fälle geben: entweder endigt ein Wort in der Basis sich auf einen kurzen Vocal, und das folgende Wort in der Basis fängt mit einem Consonans an; oder die kurze Endsylbe in arsi endigt sich auf einen Consonans, und das folgende Wort in thesi fängt mit einem Vocal an; oder endlich das erste endigt mit einem Vocal, und das zweyte fängt an mit einem Vocal. Diese Fälle werden nun abgehandelt, und die Vocale und Consonanten einzeln betrachtet, wobey sich sowohl in Beziehung auf diese als auf jene mehrere bemerkenswerthe Unterschiede ergeben. Was schon durch Hermann's Abhandlung bekannt war, erscheint hier vollständiger und bestimmter begränzt. Nächst dem folgt ein Anhang von dem Gebrauche der übrigen Epiker in dieser Rücksicht, wo der Verfasser ergänzt, was Hermann in jener Abhandlung nicht berührt hatte. Dabey werden mehrere gute Verbesserungen angebracht, so wie auch der ausgeführte Gebrauch des Homer dem Homerischen Critiker lieb seyn muß.

W.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1814.

Paris.

Journal des mines &c. Trente-Deuxième Volume second semestre 1812. (Nr. 187 - 192.) 480 Seiten.

Nr. 187. Description géologique, minéralogique et statistique des mines de fer de l'arrondissement de Prüm, dép. de la Sarre; par M. Timoléon Calmelet, I. e. ch. d. m. Die Lagerstätten des Eisensteins in der genannten Gegend gehören dem aufgeschwemmten Lande an und bieten keine ausgezeichnete geologische Merkwürdigkeiten dar. Theils liegt der Eisenstein in Körnerform im Sande, theils kommt er, als Brauneisenstein im Kalktuff vor, und scheint in diesem durch Infiltration gebildet worden zu seyn. Der Bergbau ist höchst unregelmäßig. — Notice sur le Gisement du Calcaire d'eau douce dans les départemens du Cher, de l'Allier et de la Nièvre. Par J. J. Omalus d'Halloy. Aus Gilberts Annalen (1813. 3.) bekannt. — Cuivre phosphaté cristallisé et Lamonite trouvés en Hongrie. — Sur les Moyens de pénétrer dans les lieux où l'air ne contient
X (6)

point de gaz oxygène. Die hier in Vorschlag gebrachten Mittel sind ganz gut ausgedacht, dürften aber in der Anwendung nicht minder große Schwierigkeiten und Hindernisse finden, als die früher von dem Hrn. v. Humboldt zu einem ähnlichen Zwecke angegebenen.

Nr. 188. *Aperçu général de la littérature minéralogique de l'Allemagne, en 1807, 1808, 1809, 1810 et 1811 suite.* Nach einer Deutschen und Französischen Aufführung der Titel ist ein kurzes Urtheil und zuweilen eine kurze Inhaltsanzeige geliefert. — *Description géologique, minéralogique et statistique des mines de fer de Lommersdorf, arrondissement de Prüm, dép. de la Sarre, par M. Timoléon Calmelet.* Weder in geologischer noch in bergmännischer Hinsicht von besonderem Interesse. — *Questions géologiques. Extrait du Journal minéralogique Américain. Nr. 1. 1810.* Nach Art der bekannten Sauffureschen Fragen. — *Sur la Construction des Bords de Chaudières dont on fait usage dans les salines du royaume de Westphalie.* Die hier von dem Hrn. Léron de Villefosse mitgetheilte Kupfertafel ist ein verkleinerter Nachsich eines Steindrucks, den Recensent vor mehreren Jahren zur rislichen Darstellung der auf der Braunschweigischen Saline zu Schöningen und auf einigen Preussischen Salinen eingeführten Salzpannenborte aus Gußeisen, statt der bisher allgemein üblichen aus Salzpannenblech, in Cassel verfertigen ließ und dem Hrn. von Villefosse mittheilte. Die beigefügte kurze Erklärung ist eine Uebersetzung der auf dem Steinabdrucke befindlichen Deutschen. Erfinder dieser überaus vortheilhaften Einrichtung, ist der verewigte, um das Salinenwesen sehr verdiente, und auch als Chemiker vortheilhaft bekannte, Bergrath Abich, Recensent,

der sich vorbehält über diese Erfindung bey einer andern Gelegenheit ausführlicher zu reden, theilt absichtlich hier diese Notizen mit, da Herr v. Villosse ihrer nicht gedenkt.

Nr. 189. Description des anciennes mines de plomb de Reischeid, dép. de la Sarre; par M. Timoléon Calmelet. — Mémoire sur la Chaux fluatée du Vésuve; par M. Monteiro. Eine höchst weitschweifige Untersuchung eines sehr bekannten und leicht zu erkennenden Mineralkörpers, dessen Vorkommen am Vesuv bisher unbekannt war. — Voyage à Genève et dans la vallée de Chamouny en Savoie; par M. C. X. Leschevin. Extrait par Gillet-Laumont. — Suite de la Description minéralogique du dép. de l'Isère; par M. Héricart de Thury. Diese fortgesetzte Beschreibung betrifft das Vorkommen des Gypses und die Gypsbrüche und Gypsbrennereyen in dem genannten Departement. — Notice sur la Soufrière de l'île de Montserrat; par N. Nugent. Aus den Abhandlungen der geologischen Societät zu London. — Annonces, Décrets.

Nr. 190. Notice sur les Tourbières des vallées d'Essonne et de Juine. Ein Auszug einer schon vor mehreren Jahren verfaßten Abhandlung. Zuerst eine kurze geologische Beschreibung der Thäler von Essonne und Juine; dann über die Qualität des daselbst stehenden Torfes, und über die verschiedenen Arten seiner Gewinnung. — Notice sur trois Louchets, pour l'extraction de la tourbe; par M. Gillet-Laumont. Beschreibung und Abbildung verschiedener, zweckmäßig construirter Werkzeuge, zur Gewinnung des unter Wasser stehenden Torfes. — Mémoires sur la poudre à Canon; par M. Proust. Auszüge aus Abhandlungen, die bereits aus dem Journal de physique bekannt und übrigens auch hier nicht ganz an der rechten Stelle sind. — Suite

de la description minéralogique du dép. de l'Isère; par M. *Héricart de Thury*. Ueber den Marmor dieses Departements. Es kommen darin Marmorarten des Ur- Uebergangs- und Flözgebirges vor. — Observations sur les Hydro-Sulfures; par M. *Thénard*. Ein Auszug aus den Annales de chimie Nr. 248.

Nr. 191. Mémoire sur la nature et le gisement du Pyroxène en roche, connu sous le nom de Lherzolithe; par *Johann de Charpentier* (Saxon). Der Verfasser, welcher mehrere Jahre in den Pyreneen lebte, liefert hier eine sehr instructive Beschreibung eines merkwürdigen Augitfelses, der in mehreren Gegenden dieser Gebirgskette mächtige stockförmige Lager in Urkalkstein bildet. Herr von Charpentier verfolgte ihn in einer Erstreckung von ungefähr 5000 Toisen, von dem Planet de Bernadouze bis zur passage d'Erce, westlich von dem étang de Lherz, wo der Augitfels den größeren Theil der Berge constituirte und eine Mächtigkeit von mehr denn 300 Toisen zu besitzen scheint. In dem Augitfesse findet sich ein dem Gadolinite sehr ähnliches, aber doch wesentlich von demselben verschiedenes Fossil, welchem Herr von Charpentier den Namen Picotit beylegt, zum Andenken an den um die Kunde der Pyreneen sehr verdienten *Herr Picot de Lapeyrouse*. — Mémoire sur la Gyrogönite; par M. *A. G. Desmarest* fils. Bereits durch *Gilberts Annalen der Physik* (1813. 3. S. 300) bekannt. — Notice sur une des espèces de minéral de Fer, réunies par plusieurs minéralogistes sous le nom de Fer argileux. Par M. *Collet-Descostils*, l. e. ch. d. m. Dieser interessante Aufsatz über die Eisenminerale, welche bisher durchgehends mit dem Thoneisenstein verwechselt wurden, die aber als Hauptbestandtheil kohlen-saures

Eisenorydul enthalten, siehe auch in den Annales de chimie, 1812. Nr. 251. — Sur les cristaux primitifs du carbonate calcaire, du bitterspath et du fer spathique, par M. W. H. Wollaston. Aus den Philosophical transactions von 1812 und auch in den Annales de chimie mitgetheilt. — Notice sur la mesure des angles des cristaux. Aus dem bekannten-trefflichen Werke von Haüy: Tableau comparatif des résultats de la Cristallographie et de l'Analyse chimique. — Suite des Mémoires sur la Poudre à Canon; par M. Proust. — Notice sur les fabriques d'aciers du dép. de l'Isère. Aus dem Moniteur Nr. 358.

Nr. 192. Note sur l'existence du Calcaire d'eau douce dans les départemens de Rome et de l'Ombrie, et dans le royaume de Wurtemberg; par J. J. Omalius d'Alloy. — Eine in diesem Aufsatze enthaltene, allgemeine Bemerkung über die Petrefacten des dichten, älteren Süßwasser-Kalksteins und des jüngeren Kalktufs verdient hier wörtlich mitgetheilt zu werden. "Il est bon de remarquer qu'ici comme ailleurs, malgré la liaison géographique qui existe entre l'ancien calcaire compacte d'eau douce, et le tuf ou nouveau calcaire concrétionné d'eau douce, leurs coquilles ne sont pas les mêmes: celles du tuf sont constamment les espèces actuelles, ce qui est d'accord avec la formation récente de ce dépôt, et avec les espèces de végétaux qu'on y rencontre; au contraire, les coquilles du calcaire compacte, quoique appartenant aux mêmes genres, sont toujours d'espèces différentes." — Essai sur la valeur des caractères physiques employés en minéralogie. Thèse soutenue devant la Faculté des Sciences de l'Université impériale par J. Pelletier. Am Schlusse dieses kleinen Auf-

sages theilt der Verfasser eine Uebersicht der Mineralkörper nach ihrer Eigenschaft die Electricität zu leiten, mit. — Notice sur quelques nouvelles Expériences qui ont été faites sur les bois et le charbon; par M. le Comte de Rumford. — Suite de la Description minéralogique du Département de l'Isère; par M. Héricart de Thury. Ueber den Rhonschiefer und die Rhonschieferbrüche des Departements; dann über den Zeichenschiefer und die Gewinnung desselben. Dieser Mineralkörper kommt dort im Steinkohlengebirge vor und wechselt ab mit Alaunschiefer. — Sur le Sulfite de Cuivre; par M. Chevreul; aus dem Nouveau Bull. d. Sc. und auch schon durch die Annales de chimie bekannt. — Den Schluß dieses Jahrganges macht wie gewöhnlich ein doppeltes Register.

Bei dem Ueberblicke des hier kurz mitgetheilten Inhaltes des 31sten und 32sten Bandes vom Journal des mines, wird Recensent zu folgenden Bemerkungen veranlaßt: 1) daß diese schätzbare Zeitschrift ihrem Zwecke unstreitig noch ungleich vollkommner entsprechen würde, wenn sie neben den vielen, bloß theoretischen oder die bergmännischen Hülfswissenschaften betreffenden Aufsätzen, eine größere Anzahl auf die Ausübung des Berg- und Hüttenwesens sich beziehender Arbeiten darböte; 2) daß dagegen weit zweckmäßiger manche, kurze Auszüge aus bekannten Schriften, manche bereits durch andere französische Zeitschriften bekannt gewordene und oftmahls sogar für das Journal des mines gar nicht geeignete Aufsätze, weggelassen werden könnten. —

Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch auch einer mit dem Journal des mines, in Verbindung stehenden und den Gebrauch desselben ungemein erleichternden Schrift mit wenigen Zeilen gedenken, welche

im Jahre 1813 zu Paris erschienen ist, unter dem Titel:

Table analytique des Matières contenues dans les XXVIII premiers Volumes du Journal des Mines; dédiée à M. le Conseiller d'état, Directeur général des mines; par M. P. X. Leschevin, membre des Acad. de Dijon etc.
628 Seiten in Octav.

Herr Leschevin, der auch schon durch andere literarische Arbeiten rühmlich bekannt ist, verdient den Dank des Bergmännischen und Mineralogischen Publicums für die höchst mühsame Ausarbeitung dieses Repertoriums des Journal des mines. Was die Einrichtung desselben betrifft, so erklärt sich darüber der Verfasser ausführlich in der Vorrede. Das Repertorium ist nach den Hauptgegenständen alphabetisch geordnet, aber in jedem Artikel folgen die demselben untergeordneten Gegenstände in einer natürlichen Ordnung auf einander. Ein Buch dieser Art läßt sich nur dann richtig beurtheilen, wenn man eine Zeit lang fleißigen Gebrauch davon gemacht hat. Recensent, der jenes Repertorium schon seit geraumer Zeit zum Nachschlagen benutzt hat, kann bezeugen, daß ihm gewissenhafte Genauigkeit und Vollständigkeit im hohen Grade eigen sind, und darf dasselbe daher einem Jeden empfehlen, der von dem Journal des mines häufigen Gebrauch macht.

Nürnberg.

Von J. L. Schrag: PHIL. CAVOLINI'S Abhandlungen über Pflanzenthier des Mittelmeers. Aus dem Italiänischen übersetzt von WILH. SPRENGEL, Mitglied der Naturf. Gesellschaft in Halle, und herausgegeben von KURT SPRENGEL, Prof. der Medicin und Botanik in Halle. 1813.
131 Seiten in groß Quart, mit 9 Kupfertafeln.

Die Urschrift dieses durchaus classischen Werks, die schon vor fast dreßzig Jahren zu Neapel erschienen, und auch gleich damahls in unsern Blättern angezeigt worden, ist doch dießseits der Alpen nur in weniger Naturforscher Hände, folglich auch ihr reicher Gehalt noch lange nicht genug in Umlauf gekommen; und es ist ein wahres Verdienst, was sich der Uebersetzer, ein Sohn des berühmten Hallischen Lehrers, durch die längst gewünschte Deutsche Ausgabe dieser trefflichen *Memorie per servire alla storia de' polipi marini* um die Naturgeschichte erworben, die durch den unermüdbaren Eifer, womit der verstorbene Verfasser die Physiologie so mancher Gattungen von Corallenartigen Pflanzenthieren des Mitteländischen Meers ergründet hat, in diesem wichtigen und bis dahin noch so dunkeln Theile der Zoologie ausnehmend aufgeklärt worden. Ueberhaupt aber beschränkt sich die Brauchbarkeit des lehrreichen Werkes bey weitem nicht bloß auf die Geschichte der darin beschriebenen Gattungen: sondern erhält ein weit allgemeineres Interesse durch den vielseitigen Aufschluß den es über die Oeconomie der Pflanzenthiere im Allgemeinen, und namentlich über die Analogie oder Verschiedenheit zwischen den Einwohnern der Corallen und den Armpolypen unsrer süßen Gewässer gibt. — Die sorgfältige Uebersetzung hat durch erläuternde Anmerkungen und selbst durch einen Zuwachs auf den meisterhaft nachgestochenen Kupfertafeln noch Vorzüge vor dem Originale selbst; und der Buchhandlung gereicht es zur Ehre, daß sie sich dem Verlage eines ansehnlichen Kupferwerks unter den zu solchen Unternehmungen gar nicht aufmunternden Zeitumständen des vorigen Jahres unterzogen, und es auch im Außern so anständig ausgestartet hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 30. Julius 1814.

Leipzig.

Ben J. E. Hinrichs: *Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen seit dem Prager Frieden bis auf unsere Zeiten*, von Dr. Ch. K. Weiße, Oberhofgerichtsrath u. ordentl. Professor des Rechts zu Leipzig. Dritter Band. Außer dem Inhalts-Verzeichnisse 252 Seiten. 1812. in Octav. — Auch unter dem Titel: *Geschichte der Churfürstlichen Staaten*, von Dr. Ch. K. Weiße. Siebenter Band.

Der Rec. hat, bey Gelegenheit der Anzeigen der erstern Bände dieses in mancher Beziehung schätzbaren Werks (G. g. A. 1809. S. 1229. 1811. S. 1257) von dem Geiste, worin es verfaßt ist, Auskunft gegeben; derselbe Ton, die gleiche Weise ist auch in diesem Bande beybehalten worden. Im Urtheilen ungemein mäßig, hält sich dessen Verfasser allein an die Thatfachen, an die Erscheinungen, an das Gesetz, den gefaßten Beschluß, welches alles mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit gegeben wird, also daß das Buch, als ein chronologisches Repertorium der öffentl. Angelegenheiten Sachsens vor Allen mit Nutzen gebraucht werden kann. Das Persönliche bleibt entfernt; die Menschen, welchen etwa das Verdienstliche bey dem Vorschlage oder der Ausführung

B (6)

bezumessen, welchen ein Vorwurf gemacht werden könnte, lernt man nicht näher kennen: nur das Resultat wird mitgetheilt. In den Verhandlungen zwischen der Regierung und den Ständen, erfährt man den Inhalt der gewechselten Schriften, den endlichen Schluß: den Geist, der beide, als Massen, beseelt, lernt man kennen; nicht die Einzelnen, nicht ihre Motive. Zufolge dieses einmahl gewählten Verfahrens, das wenigstens zum Theil bey der Behandlung der neuesten Geschichte das einzige seyn mochte, welches dem B. als Unterthan zu wählen blieb, muß ihm der Reiz abgehen, der bey einer andern Behandlung nicht gefehlt haben würde. So findet man z. B. von dem um das Land so hoch verdienten Cabinets-Minister v. Gutschmid nichts weiter im Texte erwähnt, als daß (S. 19) Churfürst Friedrich August III. von ihm einen vortreflichen Unterricht in den Staatswissenschaften erhalten, und ihm nachmahls sein vorzüglichstes Vertrauen geschenkt habe. Nur in einer Anmerkung bleibt, zufolge der Deconomie des Ganzen, ein Platz um noch folgende Worte beyzufügen: Geboren zu Köhren bey Cottbus in der Niederlausitz, studierte er Theologie zu Halle, begleitete darauf als Führer einen Herrn v. Wieth nach Leipzig, wofelbst er sich dem Studium der Rechte ergab, als Lehrer derselben und als Sachwalter sich auszeichnend, ward er im J. 1758 als Hof- und Justizrath auch geheimer Referendar nach Dresden berufen, darauf bey den Hubertsburger Friedensunterhandlungen gebraucht, kehrte nach deren Beendigung auf einige Zeit nach Leipzig zurück, wofelbst er die Stelle eines Burgemeisters begleitete, aber schon am Ende desselben Jahrs 1763 vom Churfürsten Friedrich Christian, als Lehrer seines ältesten Prinzen, besonders im Natur- und Staatsrecht, berufen, ward er drey Jahre darauf als Vicekanzler der Landesregierung, im J. 1770 als Conferenzminister,

nachher als Cabinetsminister angestellt, welches Amt er bis zu seinem Tode im J. 1799 versah. — Dieß ist alles; kaum, daß hier oder da anderer verdienten Männer Name genannt wird, selbst des vortrefflichen Fürsten Gesinnung lernt man zwar im Ganzen, sehr selten aber oder nie dessen besondere Einwirkung im Einzelnen kennen.

Der Eindruck, den das Lesen dieser Regierungsgeschichte auf uns gemacht hat, ist dieser. Erfreulich ist der Anblick eines wohlwollenden, nach Einsicht und Erkenntniß thätigen Fürsten; einer Landschaft, die zu manchem Guten und Schönen mitzuwirken, und die bestehende ständische Freyheit aufrecht zu erhalten sich bestrebt. Was durch solche Bemühungen zur Abtragung der Schulden, zu Erhaltung des Credits, auch sonst Rühmliches geschehen, ist im Allgemeinen bekannt; einiges Einzelne soll nachher erwähnt werden. In aller Andenken ist, welche rühmliche Erklärung der souverain gewordene König den Ständen, wegen Aufrechts-erhaltung der freyen Verfassung und löblicher Gewohnheiten gab, trotz aller Anhänglichkeit an das neue politische System, das sich ihm von mehreren Seiten empfahl; während andere, ohne mehr als er genöthigt zu seyn, ein fremdes Gesetzbuch aufnahmen, um dem Gewaltigen den Hof zu machen, und aus reiner Liebe zur Willkür die bisherige ständische Verfassung aufhoben, ohne etwas Besseres an die Stelle des etwa Mangelhaften zu setzen. So zeigt sich in Sachsen rühmliche Anhänglichkeit an alte von den Vätern ererbte Weise, doch wird auch Neueres und Vollkommneres ohne Geräusch, mit viel Besonnenheit und Vorsicht eingeführt. Wie löblich dieß nun ist, so scheint es gleichwohl auch, daß Regierung und Stände das Gemeinwesen gar zu sehr aus einem juristischen Gesichtspuncte betrachten, als ein nur aus wohlverordneten Rechten zusammengesetztes

Ganzes; wo ein solches rechtliches Herkommen dem Nouern und Bessern im Wege steht (ob wohl etwa noch recht gut bekannt ist, wie sich dieß oder das eingeschlichen habe), da wagen Regierung und Stände nicht leicht die Hand anzulegen: dieses Herkommen entscheidet Alles im Allem: gleichsam als wenn für die Gesetzgebung keine andere Norm gelte, und sie durch Verjährung für immer gebunden wäre. So z. B. wird (S. 113) ein Decret mitgetheilt, wodurch den höchsten Gerichtshöfen untersagt wird, die Gerichtsherrn an der von ihnen für nöthig befundenen Zurücknahme des ihren Gerichtshaltern ertheilten Auftrags zu hindern, da sie (die Gerichtshöfe) dazu bisher nicht befugt gewesen; diese Vorschrift aber und anderes, was, so viel wir wissen, später in Bezug auf die Patrimonialgerichte erfolgt ist, streitet mit allen in Europa verbreiteten Ideen über eine bessere Rechtspflege. Jenes Rescript ward vom Churfürsten auf Ansuchen der Ritterschaft, am 20. März des J. 1805 erlassen, von dieser Ritterschaft aber erschienen damahls nur noch 70-80 Personen auf den Landtagen, da noch im J. 1728. 234 sich daselbst einfanden. Als aber die Ritterschaft selbst auch durch den engern Ausschuß bey dem Churfürsten darauf antrug, die erforderlichen Ahnen um Landtagsfähig zu seyn, von acht auf vier herabzusetzen, oder die Ahnenprobe von mütterlicher Seite ganz aufzugeben, und sich mit einem hundertjährigen Familien-Adel von väterlicher Seite zu begnügen, weil nur noch so wenige fähig seyen zu erscheinen, daß der Geschäftsgang darunter leide und die Ausschüsse nicht gehörig besetzt werden könnten: so erfolgte ein Rescript des Inhalts, „daß alle Inhaber neu-schriftfälliger Rittergüter, die bis mit dem J. 1804 diese Eigenschaft erlangt, mit Ritterpferden verdient werden und zu den ritterschaftlichen praestandis einen Beytrag geleistet, auf den Landtag berufen

werden, auch die Landtagsauslösung genießen sollten, wenn sie sonst für ihre Person auf dem Landtage zu erscheinen sich qualifizirten:" d. h. wenn sie acht Ahnen bewiesen, wodurch denn wenig oder nichts gewonnen war. Hieraus scheint sich zu ergeben, daß eine allzugroße Verehrung für den unbefleckten Adel, und dessen eben jetzt bestehende Rechtsame, die aus politischen Gründen nicht eben alle zu vertheidigen sind, und deren allmähliche Entstehung sich historisch nachweisen läßt, weil solche Vorrechte in früherer Zeit nicht gewesen: daß diese allzu weit getriebene Verehrung für solche Einrichtung in der Gesinnung des Fürsten oder der seiner vertrautesten Räte liege: denn die Ritterschaft und die übrigen Stände schienen ungern das Zusammenschmelzen des vorzüglichsten Theils der Landschaft auf immer weniger Glieder zu tragen. Nicht besser ging es mit einer andern Angelegenheit. Die Städte drangen in den letzten zwanzig Jahren immer mehr auf die Aufhebung der Steuerbefreyung des Adels, aber sie konnten nicht zu ihrem Ziel gelangen, wenigstens während der Zeit nicht, welche diese Geschichte umfaßt. Was später erfolgt, ist nicht unbekannt.

Soll zwischen einem willkürlichen, blinden *respi. seu* und einem starren Stehenbleiben bey dem, was einmahl herkömmlich und durch eine Verjährung im Politischen besteht, gewählt werden, so mag man aus Liebe zur Ordnung oder aus Furcht vor der Auflösung von Allem, woran die theuersten Interessen geknüpft sind, für das Letzte sich zu erklären geneigt fühlen, und auf die Bestimmung derer, die etwas zu verlieren haben, rechnen können: allein man muß doch auch die Verührung der Grenzen des Entgegengesetzten nicht vergessen, und bedenken, daß ein solches nicht zu rechtfertigendes Beharren bey dem Ueblichen gerade zum Unsurz des Ganzen führen kann. Den eben vorliegenden Fall sie

tig zu beurtheilen, dazu wird oft ein nicht gemeiner Verstand vorausgesetzt; es mag zuweilen eine nicht geringe Unterscheidungsgabe erforderlich seyn, um das, was zu den Wünschen der Bessern gehört, von dem zu trennen, was das Privat-Interesse, oder der große Haufe blind fordert: aber man muß auch beides nicht mit einander vermengen, und als eine vorübergehende politische Krankheit betrachten, was als Folge einer fortschreitenden bessern Entwicklung der bürgerlichen Gemeinwesen begehrt wird, und was ein unverdorbenes Gefühl der Billigkeit empfiehlt. Es ist hier nicht von den Wünschen des Pöbels und dem Mitwirken von ihm die Rede, sondern von denen des bessern Theils des Volks, des gebildeten Mittelstandes, ja eines bedeutenden Theils des Adels selbst, der seine sechszehn oder zwen und dreyzig Ahnen nicht ganz unbesiegt erhalten hat. Soll nun nicht eine feststehende Regierung, der man vieles verdankt, verbunden mit einer treuen Landschaft, diesen Wünschen entgegenkommen, und die Hoffnungen erfüllen können? Wir haben in den letzten Jahrzehnden von Sachsen aus mehrere erzaristocratische Stimmen vernommen, die dem Fürsten und dem Lande kein Heil gebracht haben. Wir fürchten, es habe sich bey späteren größeren Leiden, hier und da eine Stimmung gezeigt, die wohl hätte vermieden werden können, wenn das früher geschehen wäre, was die Besseren und Einsichtsvolleren wünschten. Das Französische System, dem die Regierung ergeben war, brach aller Orten, wohin es reichte, nicht alle, aber doch die höchst unbilligen und unsern Zeiten nicht angemessenen Privilegien des Adels, nur hier in Sachsen nicht, wenigstens nicht in der Zeit so weit diese Geschichte reicht; gleichwohl hatte das Land so schwer von dem ergriffenen Systeme zu leiden, und dennoch ward das verläumt, was einiger Maßen noch einen Theil mit den

oft erzwungenen Schritten der Regierung versöhnen konnte: da aber der große Haufe im Ganzen undankbar ist, so mag auch geschehen seyn, daß die natürlichen Gefühle der Dankbarkeit für eine so wohlthätige und seit so langer Zeit bestehende weise Regierung, hier und da minder lebhaft blieben, und daß die schwankenden Schritte auf schlüpfrigem Wege, der späterhin betreten werden mußte, härter zum Theil beurtheilt wurden, als sonst geschehen seyn würde.

Das Werk zerfällt in drey Theile: der erste handelt von der vormundschaftlichen Regierung des Prinzen Xaver, der andere von der äußern, der dritte von der innern Geschichte des Landes, während der Regierung des Churfürsten Friedrich August III. bis zum Posener Frieden; in einem kurzen Anhange wird von den nächsten Folgen dieses Friedens mit wenig Worten gesprochen. Zwen Urkunden, die Reverales des Churfürsten vom 15. Apr. des J. 1805 an die Landschaft, und die Abtretungsurkunde wegen einiger Theile des Landes an das vormahlige Königreich Westphalen, nebst einigen Berichtigungen der früheren Theile und auch dieses letzteren machen den Beschluß.

Während der fast fünfjährigen Administration des Prinzen Xaver von den J. 1764 - 1768, wurde, außer einer neuen Taxe für die Gerichts- und Advocaten-Gebühren, und einem neuen Lehnsmandate, eine Verordnung gegen die Bankrotierer erlassen, die aber so streng war, daß eben dadurch deren Anwendung sehr verhindert ward, (man sagt, ähnliches sey mit den neuesten Vorschriften in Frankreich der Fall). Am bedeutendsten und folgereichsten aber war die Stiftung der Bergacademie zu Freyberg, die späterhin erweitert ward, um durch mehr verbreitete wissenschaftliche Kenntniß, dem seit dem siebenjährigen Kriege so gesunkenen Bergbaue mehr

aufzuhelfen. Ferner, die Stiftung einer Artillerie-Schule, welcher die Sächsische Artillerie ihren spätern Ruhm vornehmlich verdankt. Demnächst die Errichtung der Cammer-Credit-Casse zur Tilgung der Cammerschulden, also, daß jährlich 300,000 Thaler dazu ausgesetzt wurden, indem die abzutragende Summe auf neun bis zwölf Millionen berechnet ward: auch die seit dem siebenjährigen Kriege rückständigen Besoldungen und Pensionen wurden nachgezahlt, einige ursprünglich unverzinsliche, Forderungen litten einigen Abzug, oder wurden gegen zwey Procent jährliche Zinsen zu Capital geschlagen. Ein Sanitäts-Collegium ward zu Dresden errichtet, mit welchem, zu gleichem Zwecke, die beiden medicinischen Facultäten zu Leipzig und Wittenberg in Verbindung gesetzt wurden. Die Kreiseintheilung zeigte sich immer bewährter, auch wurde wieder, wie zu Churfürst August's Zeit üblich gewesen, jedem Kreise ein Hauptmann vorgesetzt und diesem einige Amtshauptleute untergeordnet. Damahls bat die Landschaft sogleich, daß zu diesen Stellen im Kreise angeessene und vorzüglich Landtagfähige (d. i. altadlige) Vasallen ernannt werden möchten, in welchem nachgegeben ward: allein deren Macht blieb doch, wegen der Schriftsassen, allzu beschränkt, auch fehlte eine bewaffnete Polizen-Miliz; erst im Jahr 1809 kamen die Gensdarmen auf. Die Vermehrung des Heers forderte neue Abgaben; beschwerlich schien, daß bey Aufbringung von 1000 Mann je 250 Häuser Einen Mann aufbringen sollten: später hat man sich an andere Verhältnisse gewöhnen müssen. Eine im J. 1767 vorgeschlagene Vermessung des Landes, um eine gleichere Vertheilung der Steuern darauf zu begründen, kam nicht zu Stande; erst im J. 1785 ward eine solche, aber zu andern Zwecken, von dem Ingenieur-Corps unternommen und die Karten dem Churfürsten übergeben.

Die äußeren Verhältnisse während der Regierung des Churfürsten Friedrich August III. bis zum Posen-Frieden sind im Großen bekannt, und glauben wir sie deshalb um so eher hier übergehen zu können, damit für das Merkwürdige der innern Geschichte noch einiger Raum verbleibe. Doch können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken. Der Churfürst war, bis zur Auflösung des Reichs, demselben treu ergeben, und wenn alle so gedacht hätten, so wäre vielleicht großes Unglück vermieden worden. Als Preußen seine Demarcationslinie zog, so folgte der Churfürst sehr ungern dieser verfassungswidrigen Neutralität, er gab der Gewalt der Umstände gezwungen nach. Es ist gut jetzt daran zu erinnern. Die Erziehung, die der Churfürst erhalten, seine ganze Denkungsart ließen nichts anderes erwarten; nachher wird manches und nur zu leicht vergessen. Auch wird begreiflich, wie der nachmalige König, nachdem er einmahl sein Wort dem gegeben, der keines hielt, demselben treu bleiben wollte: Zu bedauern ist, daß er in dem ersten, wie in dem andern Fall nicht mit solchen zu thun gehabt, die seiner werther gewesen.

In Bezug auf das Innere wurden jährl. 1 Million und 100000 Thaler aus den sichersten Einkünften zur Abtragung der Steuerschulden zufolge einer Verlosung angewiesen, und wenn nicht Krieg, Kriegersteuern oder allzugroße Theuerung der ersten Nahrungsmittel schnelle Hülfe forderten, so ward auch ununterbrochen damit fortgefahen; als aber auf solche Weise bereits 11 Millionen abgetragen waren und die Stände, zur Erleichterung in den Abgaben, darauf antrugen, jene Summe auf eine Million zu vermindern; so antwortete der Churfürst: wie gern er auch den Unterthanen eine Erleichterung zugestehen wolle, der Credit des Landes gehe doch allem vor. — Nur in außerordentlichen Fällen wurden die

Steuern um etwas erhöht, meist half der Churfürst durch die Ersparnisse seiner Cassen; einiges bewilligte die Ritterschaft, auch ward ihr gewöhnliches Donativ um etwas erhöht. — Die Straßendienste wurden in Geld verwandelt, oder vielmehr, wie es scheint, eine Entschädigung dafür gegeben, auch einige Verbesserungen sonst dabey angebracht. — Die Reversalen, welche unter dem Administrator etwas anders gelautet hatten, stellte der Churfürst wieder genau so aus, wie sein Vater gethan. Die Werbung des Militairs, zufolge der Häuserzahl, ward im J. 1808 nach der Bevölkerung der einzelnen Ortschaften eingerichtet. Im J. 1772 wurden die Cassenbilletts zum Belauf von anderthalb Million Thalern eingeführt, in welchem Papiergelde alle Abgaben zur Hälfte entrichtet werden konnten.

Um die Uebersicht der vielen Cassen zu erleichtern, ward eine General-Haupt-Casse errichtet, später, im J. 1782 das geh. Finanz-Collegium, dem noch andere Geschäfte übertragen wurden; die ihm ertheilte Instruction aber ist nicht bekannt geworden. Die Justizpacht in den Aemtern ward aufgehoben. Durch geheime Instruction schaffte man die Tortur ab, die Reinigungseide und Todesstrafen wurden gemindert, die letztere meist in Gefängniß- und Zuchthausstrafe verändert; durch Landesgesetze aber der peinliche Proceß sonst gebessert. In der Civilgesetzgebung zeichnet sich besondees eine Vormundschaftsordnung v. d. J. 1782 aus, die auch auswärts Nachahmung gefunden. Häufiger erfolgten die Polizeyvorschriften. Im J. 1790 veranlaßten die Bauernunruhen, durch die Kunde aus Frankreich bewirkt, strengere Maßregeln zu Erhaltung der Ordnung, jedoch sollten auch gegründete Beschwerden über die gutherrlichen Lasten gehört und ihnen abhülffliche Maß gegeben werden. Durch neue Verordnungen suchte man Gefinde und Handwerker zu zügeln; im

J. 1810 wurden die Gefellenladen aufgehoben, und statt der gemißbrauchten Rundschaften obrigkeitliche Zeugnisse eingeführt. Mehreres in Bezug auf die öffentliche Gesundheitspflege, Viehseuche, Waldschäden und Feuerpolizen ward vorgeschrieben; eine Brandcasse errichtet. Eine beständige Gesetz-Commission kam im J. 1791 zu Stande, welcher die von Kreuziger entworfene neue Proceßordnung mitgetheilt ward, die bereits durch mehrere Hände gegangen war, die später zum Druck befördert, aber nicht eingeführt ward: weiter vernimmt man nichts von der Thätigkeit jener Commission. Die zweckmäßige Einrichtung der Archive verdankt man dem vor trefflichen geh. Archivar Günther. Den hohen Gerichten ward durch einige Verbesserungen und durch die vermehrte Zahl der Besizer auf die schnellere Beendigung der Rechtsstreitigkeiten gewirkt. Nie erlaubte sich der Churfürst irgend einen Nachspruch in Justizsachen. Mehrere Zucht- und Arbeitshäuser mußten wegen der verminderten Todesstrafen angelegt und erweitert werden; die Zahl der Züchtlinge, die im J. 1771 nur auf 220 sich belief, stieg im J. 1804 über 1000; auch mußte für die herumstreifenden Bettler auf ähnliche Weise gesorgt werden. — Durch die große Theuerung im J. 1772 wurden sechs zig, nach andern anderthalbhunderttausend Menschen hinweggerafft. Der Preis des Dresdner Scheffels Roggen stieg damals im Erzgebirge auf 12 Thaler; der Churfürst half durch besondere Unterstützung, er veranstaltete Sammlungen, und bot Arbeit den Unbeschäftigten. Für die Folge ward der Getraidevorrath in den Militär-Magazinen vergrößert, die freie Ausfuhr, auch ohne auf das reciprocum Rücksicht zu nehmen, verstattet, jedoch ward den Kreis- und Amtshauptleuten aufgegeben, sogleich zu berichten, wenn in einer Marktstadt, drey Marktstage hinter einander, der Preis des Dresdner Scheffels Roggen über

3 Thaler gewesen, zugleich sollten sie jedes Jahr über den Zustand der Ernte berichten; den Stadträthen ward empfohlen nach und nach Getraidevorräthe anzuschaffen und aufzubewahren; ferner wurden Einschränkungen wegen des Branntweimbrennens beliebt. Dessen ungeachtet zeigte sich im J. 1804 und 5 wiederum eine Theuerung, die, wenn man bloß auf den Geldpreis sieht, selbst noch größer als im J. 1772 war. Dieses veranlaßte eine Berathschlagung auf dem Landtage v. d. J. 1805, woselbst der Stände Gutachten dahin ging, daß in Zukunft, durch Vereithaltung eines ansehnlichen Kornvorraths von Seiten der Begüterten, plöglichem Mangel und übermäßiger Theuerung vorgebaut werden möchte, auch wünschten sie, daß sofort Hand an das Werk gelegt würde: aber der ausgebrochene Krieg und die eingetretene schlechte Ernte verhinderten die Ausführung. Um das Uebel in den beiden Jahren einigermaßen zu mildern, ward die General-Accise vom Getraide, und die Abgabe vom ausländischen Branntwein vermindert, aus den Militär-Magazinen, aus den herrschaftlichen Vorwerken und Zinsböden viel zum Theil zu geringeren als den damahls üblichen Preisen besonders an die Bewohner des Erzgebirgs abgelassen, und mehreres fremde Getraide in Franken zu solchem Zwecke aufgetauft. Nach dem Ausbruche des Kriegs fielen die Getraidepreise indeß von selbst: als Ursachen dieser Erscheinung werden angegeben die vorzüglich gute Ernte des J. 1806, die Furcht der Landleute ihre Getraidevorräthe durch Plünderung und sonst zu verlieren, das Bedürfniß derselben nach Geld wegen der ausgeschriebenen Kriegs-Contribution, der immer mehr fühlbar werdende Geldmangel und die wieder hergestellte allgemeine Freiheit des Getraidehandels: fälschlich aber sey als Grund der durch den Krieg gestörte Getraidevermehrung als Ursach angegeben worden. (Merkwürdig

bleibt immer die wiederkehrende Erscheinung solcher Theuerung in einem so fruchtbaren und im Anbau zunehmenden Lande, wenn es anders gegründet ist, daß im J. 1755 nur sechs Millionen Scheffel und in den J. 1801 und 1806 16 bis 17 gemeynen wurden, welche Angaben, zufolge einer Anmerkung, noch um ein Drittel unter der Wirklichkeit bleiben sollen. Ob die angeführten Gründe die wahren sind, muß der Rec. aus Mangel an genauer Kenntniß des Landes dahin gestellt seyn lassen; aber wegen der großen Hoffnungen, die man von einer allgemeinen Landesmagazin-Anstalt hegt, kann er seine Zweifel nicht unterdrücken. Magazine für das Erzgebirge werden sich leicht jedem empfehlen, und daß für die Armuth in den Städten ein ähnlicher Vorrath angeschafft, oder eine zu geringen Preisen zu verkaufende Quantität Getraides um die Armen zu unterstützen, vom Stadtrath auf dem Markte zufolge der laufenden Preise eingekauft, und ähnliches, als eine erweiterte Armenverpflegung unternommen werde, dieß lassen wir uns gern gefallen: allein allgemeine Landmagazine sind, so viel uns bewußt, nirgends noch gelungen, und haben den Erwartungen keinesweges entsprochen.) Wüste Strecken sind übrigens fleißig urbar gemacht worden, und die Aufhebung der Koppel- und Gemeineweide, welche, wo sie in Sachsen gelang, die herrlichsten Früchte getragen, konnte eben nicht gedenken, weil Einstimmigkeit gefordert ward. Durch Prämien schien bey dem Landbau manches verbessert zu werden, der Obstbau besonders nahm zu; aber auch der Mode ward gehuldigt und die Anpflanzung der Maulbeerbäume begünstigt, schwerlich mit gedeihlichem Nutzen. Sicherer war wohl der Gewinn von der Vermehrung des Forstgrunds vollends in diesem zum Theil bereits holzarmen Lande, indem in den J. von 1783 - 96 an 13400 Quadratäcker (wüste Strecken?) mit einem Aufwande von 70 - 80,000 Thalern mit Holz besäet oder bepflanzt wurden. — Beym Bergbau ward vom

Berggrath Gellert, nach dem Beyspiele von Born, im J. 1785, der erste Versuch gemacht mittelst Quecksilber aus den Erzen das Silber zu ziehen; das Kalkanquicken ward von ihm zuerst versucht; das Werk, worin dieß jetzt geschieht, soll das größte in Europa seyn, so daß jährlich 55 – 60,000 Zentner Erze amalgamirt werden, aus welchen 28 – 30,000 Mark Silbers gewonnen werden. Die Berggesetze wurden verbessert, die Gewerke unterstützt, der Wasserhaushalt vervollkommenet, welchem allen dann die vermehrte Gewinnung des Productes beygemessen wird. In dem letzten Kriegsjahre 1762 wurden gegen 14,410, im J. 1801 aber 52,000 Mark Silbers gewonnen, auch hat die Zahl der im Bergbau beschäftigten sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts um 2000 vermehrt; aber, wegen der größern Kosten, ist doch der reine Ertrag viel geringer als vordem. — Auch die Salzwerke wurden verbessert, das Land konnte sich selbst damit hinlänglich versehen: aber es erfolgte auch eine gezwungene Salz-Consumtion, während jedoch die Ritterschaft das Recht behielt zwanzig Stück Salz jährlich licentfrey von Halle einzuführen. — Wegen der bessern Viehzucht wurden Beschäler im Lande vertheilt; die zugleich bewirkte Veredlung des Wollviehs ist bekannt. Sollten die groben Wollmanufacturen seit der Zeit gesunken seyn, so wird dieß hier dem beygemessen, daß die Manufacturisten nicht gleichen Schritt mit der Veredlung der Wolle gehalten hätten; diejenigen aber, die solches gethan, hätten ihr Gewerbe immer schöner aufblühen sehen, wie denn die damit beschäftigten Personen jetzt noch einmal so zahlreich denn zuvor wären. Das Spinnen des Flachses hat durch die vermehrte Woll- und Baumwollenspinneren abgenommen; reichlich unterstützte die Regierung durch Geldvorschüsse, zum Theil ohne Zins zu nehmen, die Manufacturen. Die Englischen Baumwollen-Spinn-Maschinen, die kleinen wie die großen wurden in Sachsen nachgeahmt; sie

fanden aber in der Folge nicht gleiche Beschäftigung, wie zu Anfang, woran nicht der Krieg, sondern die Verbreitung der Englischen Waren Schuld seyn soll (?). Eine Partey war im Lande, die den freyen Handel mit dem Auslande gestört wissen wollte, um die inländischen Manufacturen mehr empor zu bringen, die Regierung war aber entschieden für den erstern, und nach des Rec. Ueberzeugung mit Recht. Die während der Regentschaft auf fremde Artikel gelegten schweren Abgaben wurden nachher größtentheils zurückgenommen, der Handel blühte auf, und um so rühmlicher war es ihn aufrecht zu erhalten, da bey den Nachbarn ein so ganz entgegengesetztes System herrschend war. Für die Land- und Wasserstraßen geschah einiges, aber recht gedeihen wollten beide nicht, wahrscheinlich ist deren Wichtigkeit nie hinlänglich eingesehen worden. Das Aufblühen der Städte mit dem des platten Landes schien nicht gleichen Schritt zu halten, obwohl im Erzgebirg und im Voigtländischen die städtischen Gewerbe immer mehr aufkamen. Auf dem Landtage von dem J. 1793 klagten die Städte ganz besonders über ihren Verfall, und maßen vornehmlich die Schuld davon der ungleichen Besteuerung und der Steuerbefreyung der Ritterschaft, so wie dem Eingreifen derselben in die städtischen Nahrungsweige bey: in acht Städten allein, so lautete ihr Vortrag, seyen noch aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges 1399 Wüstungen. Die Braunahrung der Städte sank, die Brauereyen der Ritter waren überwiegend; das unstreitige Bierzwangsrecht der erstern ward aufrecht erhalten, wo es sich herkömmlich gegründet fand, aber der Landesherr versuchte auch zu Verbesserung des Brauwesens in den Städten mitzuwirken (welche Maßregeln uns jedoch sehr problematisch scheinen) übrigens hatten die entschieden schlechten Stadtbiere den Dorfbieren das Uebergewicht vornehmlich verschafft. — Joh. Aug. Ernesti's Schulordnung wirkte Gutes und ward nach

Umständen in der Folge verbessert; für die geringe Classe der Bergjugend wurden Bergschulen errichtet; für bessere Schullehrer durch Anlage zweyer Seminarien, auch durch Erhöhung des Gehalts der Schullehrer geforât, also daß die der geringsten Classe doch 80 Thaler jährlich haben sollten. Was für die beiden hohen Schulen geschehen, da dieß den Lesern dieser Blätter wohl mehr bekannt ist, glauben wir eher übergehen zu können.

Aus dem Anhange über die nächsten Folgen des Posener Friedens wollen wir noch folgendes kürzlich anmerken. Die Frankreich zu zahlende Contribution betrug 7 Millionen Thaler, diese, der Verlust der Kriegsgeräthschaften und die neuen Rüstungen forderten neue Hilfsquellen zu eröffnen. Es ward nun die Verlosung und Abtragung der Steuerseine bis zu dem J. 1811 ausgesetzt, und die zur Tilgung der Schuld bestimmte Summe zu solchem Zweck verwandt, und eine Landesanleihe von vier Millionen gemacht, für deren endliche Abtragung jedoch zugleich gesorât ward. Die Ritterschaft verstand sich zu einem etwas größern Donatis, indes wollte sie sich damahls noch nicht zu einer Gleichstellung in den Abgaben mit den Uebrigen bequemen. Um den Zurückgekommenen einige Hülfe zutheilen zu können, wurden die Cassenbillette von anderthalb Millionen auf drey, und im J. 1809 auf vier Millionen vermehrt. Uebrigens setzte die Ritterschaft gegen die Städte durch, daß sie, obwohl von ihr eine Gabe zur Mitleidenheit beygetragen ward, einem gleichen Belastungsstufe mit den Uebrigen bey Vertheilung der Krieaslasten sich entzog. Man traut kaum seinen Augen, wenn man solches liest. — Dann noch einiges über die nächsten Folgen des Tilster Friedens; die Geschichte der letzten Jahre bleibt der Zukunft vorbehalten.

Dies ist kürzlich die Geschichte einer Regierung und einer Landschaft seit dem letzten halben Jahrhundert, deren Wirfung man rühmlich gedenken wird, was auch immer ihr Schicksal in der Folge seyn werde. Von wenigen Deutschen Landen ist ein solches Repertorium über die Geschichte der jüngsten Zeit vorhanden, eben deshalb mag es Entschuldigung finden, daß wir so lange dabey verweilt haben. Wie viel Gutes sich auch bey allen verwickelten manaeihafsten Formen und bey einer in manchem Bezuge beschränkten Ansicht leisten lasse, davon wird diese Geschichte zeugen. Erhaben über ihr Zeitalter war die Regierung nicht, der Zukunft vorzugreifen war nie ihre Sache; aber mit den besten gleichzeitigen mag sie sich messen und eine der ersten Stellen unter ihnen mit Recht einnehmen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 1. August 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 9. Julius ward die Entscheidung der Gesellschaft über folgende für diesen Termin ausgesetzt gewesene so genannte öconomische Preisaufgabe bekannt gemacht:

Wie können die Nachtheile, welche nach
Aufhebung der Zünfte oder Gilden ent-
stehen, verhütet oder vermindert werden?

Die Frage war zuerst im November 1810 auf den Marsal aufgegeben; dann aber ihrer damaligen Wichtigkeit wegen, und bey der Unvollkommenheit der bis dahin eingegangenen Schriften, noch zweymalen, nämlich erst für den Julius des vorigen Jahrs, und nun zuletzt für den dießjährigen von neuem ausgesetzt; auch hatte die Societät bey der letztern wiederholten Aufgabe den sonstigen Preis auf den Fall verdoppelt, daß wenn Eine genügende, und alle andere überwiegende Schrift einkommen würde, der Verfasser derselben den doppelten Preis, also 24 Ducaten erhalten

solte; und wenn zwey gleichgute einliefen, jede derselben mit dem sonstigen einfachen Preise von 12 Dataten honotirt werden würde.

Sie hat das Vergnügen gehabt, nicht weniger als 14 Concurränzschriften zu erhalten, zwey andere ungerchnet, da der Verfasser der einen gegen die erste Bedingung bey allen Preisaufgaben sich selbst genannt hatte; und die letzte erst zwey Tage vor der Versammlung, fünf volle Wochen nach dem so oft als festgesetzt bekannt gemachten Termin eingegangen ist.

Die Devisen der neun frühern Schriften sind schon ehedem in diesen Blättern angegeben (— gel. Anzeigen von 1812. S. 1995 und vom vorigen Jahre S. 1266 —). Jetzt noch die von den fünf neuern:

- X. Non omnis mutatio reipublicae periculosa.
- XI. Wenn an das Gute, das ich zu thun vermeyne, gar zu nah was gar zu Schlimmes gränzt u.
- XII. Hic quoque sit gratus parvus labor.
- XIII. Firmanda respublica non armis modo, nec adversus hostes &c. und
- XIV. Homo sum! nihil a me alienum puto.

Unter allen vierzehn ist freylich nicht Eine, die bey sehr vielem guten was mehrere derselben enthalten, allen Forderungen der Aufgabe Genüge leistete; doch sind sie selbst wieder von sehr ungleichem Werthe.

In mancher scheint, wie auch schon früher erinnert worden, die Frage nicht etymahly gefast zu seyn, als welche gar nicht weder die Fortdauer noch die Aufhebung der Zölste an sich betraf; sondern ausdrücklich die letztere als ein Factum voraussetzte,

und nur in der Ausführung thunliche Mittel forderte, wie den mit der Gemerbstrennheit verbundenen Nachtheilen vorzubeugen oder abzuwehren seyn möchte. Diesen Mangel haben Nr. I. (*Digiti ob morbum &c.*) und XI. Letztere verräth aber übrigens einen Verf. von sehr gebildetem Geist, Kenntnissen, politischer Einsicht und den besten Gesinnungen.

Anderer haben sich die Sache gar zu leicht gedacht; sie meist nur oberflächlich behandelt; oder beschäftigen sich nur mit einzelnen vorübergehenden Folgen der Aufhebung der Zunftverfassung. — Nr. II. mit dem Motto *Sit modus in rebus* hat zwar große Vorzüge vor den übrigen in diese Classe zu setzenden, empfiehlt sich auch durch gute Schreibart, logische Ordnung, und Bekanntschaft mit der die Frage betreffenden Litteratur. Allein die Critik der zu erörternden Nachtheile und ihre Aufzählung ist nur unvollkommen und die Mittel zur Abhülfe sind es gleichfalls. — Die Schrift Nr. III. *Suum cuique* zeugt doch bey manchen Mängeln von wahrhaft liberalen Gesinnungen ihres Verfassers. — Die übrigen unter diese Classe gehörigen Schriften sind Nr. V. *omnibus in rebus sunt certi denique fines.* — VIII. *Sirach Kap. 33. V. 4.* — IX. *Omnia probate, quod bonum est tenete.* — X. XII. und XIV. mit den schon oben angegebenen Denksprüchen.

Der auch von manchen andern vorgeschlagenen polizeylichen Obergewerksbehörde wollen aber einige eine Macht zuschreiben, die weit bedenklicher seyn würde als die Zunftverfassung war. So Nr. IV. *Ne quid nimis* und VII. *Echter patriotischer Sinn* u. letztere von einem selbst durch sein hohes Alter ehrwürdigen Mann.

Endlich beschränken einige ihre Vorschläge zu sehr nur auf die Nachtheile, welche nach Aufhebung der Zünfte oder Gilden die Gewerbspersonen treffen, und lassen hingegen den Staat, die Consumenten und das übrige Publicum dabey außer Acht. So Nr. VI. El hirketh emann — minel — Sahr, welche Schrift überdem mehr bloßer Entwurf als Ausführung ist, wenn gleich von einem überaus einsichtsvollen Verfasser.

Unter allen eingegangenen Schriften zeichnet sich aber Nr. XIII. mit dem Motto aus dem Callusius: *Firmanda respublica non armis modo, nec adversus hostes &c.* sehr vorzüglich aus, deren Verfasser den Gegenstand der Frage aus dem richtigen Gesichtspunct auffaßt, und dessen Beantwortung derselben das Resultat reifen Nachdenkens enthält. Nur scheint er mehr theoretischer Forscher als erfahrner Practiker zu seyn, da man gerade in demjenigen Theile seiner Schrift, welcher die Grundsätze für die vom Staate zu übernehmende Leitung der Gewerbe behandelt, eigne practische Erfahrungen vermischt, und er sich daher von dieser Einwirkung mehr zu versprechen scheint, als sie je würde leisten können; auch manche seiner in dieser Rücksicht gethanen Vorschläge in der Praxis unausführbar erscheinen dürften. Auch gesteht er selbst, daß er die Gebrechen, von deren Heilung die Rede ist, durch Erfahrung kennen zu lernen keine Gelegenheit gehabt, und daß seine Schrift nicht die Vollendung erhalten habe, die er selbst ihr zu geben wünschte.

Deswegen geachtet hat die königl. Societät zum Beweis, daß sie in Ermangelung einer von der practischen Seite genügenden Abhandlung, einer in theoretischer Hinsicht so ausgezeichneten und belehrenden Schrift mit Vergnügen Gerechtigkeit wider-

fahren läßt, derselben den gewöhnlichen Preis von 12 Ducaten zuerkant. Als Verfasser nannte sich in dem entseigelten Zettel, Carl Heinrich Nau, Doct. philos. und Privatdocent der Staatslehre in Erlangen. — Alle übrigen mit ihren Devisen bezeichneten Zettel wurden unerbrochen in der Versammlung verbrannt.

* * *

Ungeachtet nun zwar seit der letzten Bekanntmachung jener Preisfrage im vorjährigen Julius durch die großen glücklichen Veränderungen die sich seit zehn Morathen ereignet, die Aufgabe selbst manches von ihrer vorherigen Bedeutsamkeit verloren hat; so bleibt sie doch allemahl in allgemeiner staatswirthschaftlicher Hinsicht lehrreich, und der königl. Societät wird es immer zum Ruhm gereichen, daß sie in jenen trübseligen Zeiten des fremden, die Freymüthigkeit so allgemein erstickenden Drucks, den Muth gehabt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf große und Gefahrbringende Uebel zu richten.

Um aber auch gleich jetzt bey der glücklichen erwünschten Restitution der vorigen Verfassung nützlich zu wirken, hat sie die andere im vorjährigen Julius ausgebotnen 12 Ducaten, zu einer außerordentlichen Preisfrage, die sich an die vorige, wenn gleich von einer entgegengesetzten Seite, anschließt, für den Julius des künftigen Jahrs ausgesetzt:

Wie kann in Deutschland die Sunstverfassung am zweckmäßigsten modificirt werden, um zu bewirken, daß die Vortheile derselben erhalten, die aus ihrer Veraltung und den bey ihnen eingeschlichenen Mißbräuchen entspringenden Nachtheile aber möglichst vermindert werden?

Und da manche der auf die gedachte Aufgabe der vorigen Jahre eingegangene Schriften gute Vorschläge zur Verbesserung der Zunftverfassung enthalten, wie z. B. Nr. III. XI. XIV., so kann den Verfassern derselben die neue Preisfrage zur Aufmunterung dienen, jene zum Theil nun erst passenden Ideen weiter auszuführen, und zur Concurrnz fürs künftige Jahr zu benutzen.

Außer dieser, wie gesagt außerordentlichen Aufgabe bleibt übrigens für den gleichen Termin des Julius 1815, die schon früher angezeigte öconomische Preisfrage bestehend:

Welches sind in gebirgigen Gegenden die zweckmäßigsten Vorrichtungen, das Abfließen der Aecker bey Regengüssen zu verhüten, ohne in den Grabenbetten, bey starkem Falle der Graben, das Ausreißen des Bodens zu sehr zu befördern?

Für den nächsten Termin aber, nämlich für den dießjährigen November, folgende Aufgabe:

Da die geringen Linnen, welche aus Niedersachsen auswärts hauptsächlich doch nur in den Handel kommen, schon seit vielen Jahren in einem so niedrigen Preise gestanden haben, so wünscht man eine, so viel möglich, auf Erfahrung gegründete Untersuchung, was der Producent der ersten Materie, der Verarbeiter jeder Art, und der Kaufmann daran wirklich verdient haben, um darnach beurtheilen zu können, ob dieser Zweig der National-Production mit wahrem Vortheile für die Nation verbunden, oder nur ein Mittel geworden ist, eine gewisse Summe Geldes aus dem Auslande zu ziehen.

Dieser Untersuchung bittet man die Betrachtung hinzu zu fügen, was in dem Falle, da der auswärts gehende Linnenhandel aufhören müßte, die daraus entstehende Verminderung des Flachsbauers und der Flachsarbeit aller Art für den Ackerbau und die ländliche Industrie für Folgen haben würde, und wie diese Lücken am zweckmäßigsten wieder auszufüllen wären.

Für den November künftigen Jahrs verlangt die königl. Societät:

Die Theorie der Viehmästung überhaupt, mit der Anwendung auf Mästung des esbaren vierfüßigen Haushaltungsviehes insbesondere.

Und für den Julius 1816 wird nun folgende neue Preisfrage zum erstenmahle bekannt gemacht:

Man verlangt die vollständigste gründliche Darstellung der Lehre von der Castration (Vernichtung des Zeugungsvermögens) sowohl des behaarten als des besiederten Haushaltungsviehes beiderley Geschlechts, zur bessern Leitung der Ausübung.

* * *

Der Preis für die beste Beantwortung jeder dieser Aufgaben ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Societät eingegangen seyn müssen, für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten das Ende des Septembers.

Daß sie Postfrey eingeschickt werden müssen (— certantes commentationem per solito cursus publici pretio Goettingam mittunto wie es ausdrücklich in den gedruckten Befehlen der königl. Societät lautet —) begreift sich zwar wohl von selbst,

1232 G. g. A. 123. St., den 1. Aug. 1814.

wird aber noch zu allem Ueberfluß jedesmahl bey der Anzeige der Aufgabe in diesen Blättern von neuem erinnert; und doch hat die Societät die in ihrer Art fürwahr merkwürdige Erfahrung gemacht, daß eine der obgedachten vierzehn Concurrenzschriften (— Nr. V. omnibus in rebus sunt certi denique fines —) von ihrem Verfasser, der sie noch dazu ganz unverhohlen aus Baireuth datirt hatte, nicht nur unfrankirt, sondern gar mit der Briefpost, und obendrein recommandirt eingeschickt worden.

(— Die Hauptpreisfragen für den November dieses und der beiden nächstfolgenden Jahre sind schon im 202. Stück der vorjährigen gel. Anz. eingerückt. —)

Gießen.

Von G. F. Heyer: *Der Kinderfreund*. Ein lehrreiches Lesebuch für Landschulen. Nach Friedrich Eberhard von Rochow, von Joh. Ferd. Schlez, Großherzoglich Hessischem Kirchenrathe und Inspector. 1813. XII und 196 Seiten in Octav.

Allen denjenigen, welche den Unterweissungsplan des sel. von Rochow hochschätzen, wird auch dieser Kinderfreund des um den bessern Unterricht der Jugend in den Stadt- und Landschulen sehr verdienten Hrn. Kirchenraths Schlez im Darmstädtischen recht willkommen seyn. Dieser Kinderfreund ist ein Seitenstück des für niedere Stadtschulen vom Verf. herausgegebenen Denkreundes, und kann mit des Verf. Katechisationen sehr gut verbunden werden, welche in den Jahren 1796, 1797 bey Feilbcker in Nürnberg unter dem Titel: Lorenz Richards Unterhaltungen über den Kinderfreund des Hrn. von Rochow erschienen sind. In den Händen guter Lehrer muß dieß Werkchen, das aus zwey Abtheilungen besteht, und lauter Erzählungen und kleine Dialoge enthält, ganz nach Rochowscher Art, ungemein nützlich seyn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1814.

London.

Memoirs of the literary and Philosophical Society of Manchester. Second Series. Volume I. 1805. 1440 S. Volume II. 1813. 484 S. in Octav.

Einige von den fünf Bänden, in welchen die Societät zu Manchester seit 1781 ihre Vorlesungen herausgegeben hat, waren völlig vergriffen; es konnten daher keine neuen Käufer derselben zutreten, wofern man nicht die vergriffenen Bände neu auflegen wollte. Da letzteres Schwierigkeiten hatte, so beschloß die Societät, eine neue Folge von Bänden anzufangen, und für deren künftige Vollständigkeit zu sorgen. Wir haben zwey Bände der neuen Reihe vor uns, deren Erscheinung aber ein langer Zwischenraum von Jahren getrennt hat. Der Uebersicht wegen gehen wir auch auf den ersten mit einigen Worten zurück.

Die Litteratur, Geschichte und Philosophie betreffen folgende Aufsätze: Ueber die Götterfluth hinreißt in den epischen Gedichten der Aetna, von G. Walker (S. 98-145); ein Thema, das in Deutschland würde kürzer haben abshun
D (6)

lassen. Es wird die ehemals sehr gewöhnliche Vorstellung bestritten, daß Homer in der Iliade eine allgemeine moralische Lehre habe anschaulich machen wollen, und sich dazu seiner Götter als allegorischer Personen bedient habe. Dem Verf. sind die Götter keine allegorische Wesen. Die Göttermaschinerie enthält nach seiner Meinung nichts als den Volksglauben im Zeitalter des Dichters; er findet in ihr gar keine ihr eigenthümliche Würde, hält sie auch nicht dazu geeignet, dem epischen Gesang Schwung und Würde zu geben. (Der Verf. hätte nur hinzufügen sollen: für uns, wenn wir uns nicht in Griechen und in Zeitgenossen des Dichters verwandeln. Werke des Genies müssen immer verlieren, wenn man sie nach spätem Zeitgriffen beurtheilt.)

Ueber den Gebrauch und Mißbrauch der Volksspiele, von S. A. Bardsley (S. 164 - 212), berechnet auf die Verbannung der Hahnen- und Stiergefechte in England. Der Verf. rühmt die Vortheile der öffentlichen Spiele in Griechenland, bey denen geistige und körperliche Übungen verbunden waren, und stellt mit ihnen die Thierhegen und Gladiatorgefechte in Contrast, die selbst in bessern Zeiten ein Vergnügen des vornehmen und niedrigen Pöbels zu Rom gewesen sind, ein Denkmahl der Römischen Rohheit und Barbaren. Mit Verdruß gibt der Verf. zu, daß keine Nation des neuen Europa mehr von diesen wilden Volksvergnügungen beybehalten habe, als die Englische. Ihren Hang zur Jagd verteidigt er, unter einigen Einschränkungen, so wie auch das Boxen, als blutlose Beendigungen der Streitigkeiten unter dem Pöbel: nur die Hahnengefechte und Thierhegen trifft sein Eifer.

Ueber die Abwesenheit des Geistes bey dem Studiren (Reverie considered as connected with literature) und einige Rathschläge dagegen, von Johnson Grant (S. 213 - 243). Er empfiehlt als Mittel dagegen; häufigen Genuß einer reinen Atmosphäre, eine Lebensweise, die gleichweit von allzu großer Enthaltbarkeit und Ausschweifungen entfernt ist, überhaupt Vermeidung alles dessen, was das Gleichgewicht der Seele stört, Benützung der Morgenstunden zu geistigen Beschäftigungen, Beflegung des franken Geschmacks an leichten Lesereyen, und Uebung des Geistes in ernsthaften Wissenschaften, besonders der Mathematik, Entfernung aller sinnlichen Dinge vom Orte des Studirens u. s. w.

Ueber den moralischen Einfluß der Geschichte, von G. Walker (S. 328 - 358). Das allgemeine Interesse, das man an der Geschichte findet, entspringt nach dem Verf. aus dem Hang des menschlichen Gemüths zur Neugierde, und seiner Neigung für das Große, ohne Rücksicht auf moralischen Nutzen. "Der männliche Geist der Britischen Nation kann selbst einem Donaparte bey allem gerechten Unwillen gegen dessen Insulte und Verbrechen seinen Tribut nicht versagen." Die Geschichte ist nur bey wenigen Menschen, nur bey denen, welche einen Geist der Untersuchung zu ihr bringen, eine magistra morum. Bey den meisten untergräbt sie die Grundsätze der Rechtchaffenheit, schwächt oder zerstört die Herzengüte, und bringt Glauben und Vertrauen an eine alles lenkende Vorsehung in Gefahr: der übeln Einbrücke der Geschichte auf das menschliche Gemüth ist kein Ende. Ein schon sonst häufig behandeltes Thema: was sich irgend Uebles von der Geschichte sagen läßt, weil sie so häufig die falsche Größe hervorhebt, ist hier zusammengehäuft.

Ueber alte und neue Geschichtschreiber, von John Holland (S. 359 - 377): allerley rhapsodische Gedanken und Betrachtungen. Manches gegen den Pragmatismus, dem die Alten in ihren eingeschalteten Reden, und die Neuern in ihrem Raisonnement nachgehen, der häufig tiefe politische Projecte sieht, wo keine waren: kein Wort zur un rechten Zeit gesprochen, damit wir der Ideen und Hypothesen, die wir in die Geschichte alter, mittler und neuen Zeiten weben, uns nicht überheben. Es würde ohne Nutzen seyn, wenn wir die desultorischen Gedanken des Verf. über die Methode Geschichte zu studiren, über die Periodirung eines viele Zeitalter umfassenden historischen Werks, über die Geschichtschreiber eines bestimmten Zeitalters, oder eines einzigen merkwürdigen Mannes u. s. w. angeben wollten.

In die Naturwissenschaften einschlagende Abhandlungen. Die interessantesten chemischen Untersuchungen dieses Bandes sind ihrem Inhalte nach den Freunden dieser Wissenschaft in Deutschland aus des Professor Gilberts Annalen der Physik schon bekannt, daher wir bey ihnen auch hierauf verweisen wollen.

Beobachtungen über die Wirkungen der Färberröthe auf die Knochen der Thiere, von B. Gibson (S. 146 - 163). Der Verf. ist der Meinung, daß die Färbung der Knochen von Säugthieren und Vögeln nach dem Genuß der Färberröthe von einer unmittelbaren Absonderung dieses Farbestoffs aus dem Blute an die Knochen bewirkt werde, und keineswegs von der den Knochen aus dem Blute von Neuem zugeführten und hier schon mit dem Krapppigment verbundenen Knochenerde herrühre; wie solches bisher fast allgemein von den Chemikern und Physiologen angenommen worden ist, und worin diese einen der vorzüglichsten Be-

welse für eine ununterbrochen Statt findende unmerkliche Erneuerung der Knochensubstanz haben finden wollen. Schon die außerordentlich kurze Zeit, in welcher die Knochen dieser Thiere nach dem Genuß der Färberröthe davon gefärbt werden, oder sich auch wiederum entfärben, sobald ihrem Futter von dieser Wurzel nichts mehr beigemischt wird, streite gegen die bisherige Erklärungsart, zumahl, wenn man bedenkt, was für ein langer Zeitraum auch unter den günstigsten Umständen erfordert werde, um einen verlohren gegangenen Knochen wieder zu ersetzen. Diefelbe werde aber vollends dadurch widerlegt, daß die Eierschalen von Hühnern, welche man mit Krapp füttere, kaum merkbar gefärbt werden, während doch ihre Knochen sich sehr stark färben. Auch findet der Verf. für seine Meinung die Erfahrung entscheidend, daß phosphorsaurer Kalk, welcher mit Krapp gefärbt worden ist, durch Maceriren mit frischem Blutwasser binnen einer halben Stunde entfärbt wird, und das Blutwasser dem phosphorsauren Kalk das Pigment vollständig entzieht und sich damit färbt; dagegen der auf diese Weise gefärbte phosphorsaure Kalk durch anhaltendes Kochen mit Wasser seines Farbestoffs nicht im mindesten beraubt werden kann.

Untersuchungen über das Verhältniß, wonach die elastischen Flüssigkeiten welche die Atmosphäre bilden in ihr vorhanden sind, von John Dalton (S. 244 - 258). Uebersetzt in Gilbert's Ann. der Phys. B. 27. S. 369.

Ueber das Bestreben der elastischen Flüssigkeiten sich durch einander zu verbreiten, von Eben demselben (S. 295 - 270). Uebersetzt in Gilbert's Ann. d. Phys. B. 27. S. 388.

Ueber die Absorption der Gasarten durch Wasser und andere elastische Flüssigkeiten, von

Ebendenselben (S. 271 - 287). Man sehe hier über Gilbert's Ann. d. Phys. B. 28. S. 397.

Beschreibung einer besondern Eigenschaft des Caoutchouc nebst Bemerkungen über die Ursache der Elasticität dieser Substanz, von John Gough (S. 288 - 295). Enthält einige interessante Erfahrungen über den Zusammenhang der Temperatur dieser Substanz und ihrer Elasticität, aus welchen hervorzugehen scheint, daß die Elasticität des Caoutchouc und die Ductilität der Metalle durch ein und dieselbe Ursache hervorgebracht werden.

Versuch einer Theorie der gemischten Gasarten und des Zustandes, worin sich das Wasser in der Atmosphäre befindet, von Ebendenselben (S. 296 - 316). In dieser Abhandlung bemüht sich der Verfasser insbesondere, die von John Dalton in dem vorhergehenden Bande der Memoirs (Vol. 5. p. 543) über die gemischten Gasarten aufgestellte Theorie zu widerlegen. In Folge derselben sind nachgehends zwischen ihm und Dalton einige Streitschriften gewechselt worden, zu denen die beiden folgenden Abhandlungen gehören.

Ueber Herrn Daltons Einwürfe gegen die in vorhergehender Abhandlung aufgestellte Theorie der gemischten Gasarten, von John Gough (S. 405 - 424) und Gegenbemerkungen über Herrn Goughs Lehre von den gemischten Gasarten und über Professor Schmidts Versuche über die Ausdehnung trockner und feuchter Luft durch die Wärme, von John Dalton (S. 425 - 436).

Auch aus diesen Abhandlungen hat uns Gilbert im 21sten Bande seiner Annalen der Phys. S. 377 das Wissenswürdigste mitgetheilt.

Ueber die Wirkungen des Opiums auf die lebenden Systeme, von W. Alexander (S. 1 - 97).

Es werden zwey Fragen untersucht: ob die Einwirkung des Opiums auf die lebenden Systeme ohne Vermittelung des Nervensystems Statt habe, und wie dasselbe einwirke, ob beruhigend oder reizend. Die Beantwortung der ersten Frage beruht auf einer Reihe von Versuchen an Fröschen und Kaninchen. Aus ihnen gehen folgende Resultate hervor. Wird Opium den Muskeln unmittelbar applicirt, so wird ihre Irritabilität vernichtet; die Wirkung des Opiums erstreckt sich auch auf die entfernten Theile, wenn auch der Blutumlauf unterdrückt und aufgehoben ist, und dieses mit eben der Geschwindigkeit, als wenn jener sich noch in völliger Thätigkeit befände; das Opium wirke gar nicht auf das Blut, und letzteres sey ein schlechter Leiter für die Einwirkung des Opiums nach entfernten Theilen. (Beide Sätze sind gegen Fontana gerichtet); das Opium dringe direct auf das Nervensystem ein. Bey völliger Integrität desselben ist die Einwirkung allgemein, bey aufgehobener Integrität parciel nach den Theilen, die noch Zusammenhang haben. — Auch die zweyte Frage wird durch eine Reihe von Versuchen beantwortet, woraus erhellt, daß das Opium eine reizende Eigenschaft besitze.

Ueber den Nutzen der Suturen an den Thierschädeln, von B. Gibson (S. 317—327). Sie dienen dazu, theils die Knochen zu vereinigen, theils sie aber auch so weit von einander entfernt zu halten, um ein Gefäßnetz durchgehen zu lassen, durch welches die Flächen und Ränder der Knochen allmählig zu ihrer größten Ausdehnung gelangen können. Haben nun die Knochen ihren größten Umfang erreicht, so verliert sich das Gefäßnetz, und dieses ist der Grund, warum im Laufe des Lebens die Knochen verwachsen, und die Näthe verschwinden.

Sulzbach.

Von J. E. Seidel: Ueber den Zustand und die Verhältnisse der neuen protestantischen Theologie und der Religionslehre. Eine Synodalkede, mit Rücksicht auf die Bearbeitung der heutigen Synodalfrage im Regat. Kreise, Rdm. 14; von 27. Jul. 1813 in der Synodalversammlung zu Ansbach gehalten von Dr. C. E. N. Kaiser, dasigem Decan, Hauptprediger, Districtschulinsp. und Mitgliede des Pegnesischen Blumenordens. 1813; gr. 8. 34 S. Eine ihrem Zweck nach entsprechende Rede, um, der kbnigl. bairischen Synodalverfassung gemäss, in der jährl. zu haltenden Synode die protestantischen Geistlichen über den gegenwärtigen Zustand ihrer Hauptwissenschaft zu orientiren, und sie eben sowohl zum ernstlichen Fortstudiren, als zu einem weisen Vornehmen anzuleiten. Das Erste ist mit vieler Sachkenntniß und mit Darlegung einer liberalen Denkart, das Letzte mit praetischem Sinn geschehen, mit Hinweisung auf die Grundsätze und die Gesinnung, die Paulus Röm. 14. an den Tag legt. In historischer Hinsicht zeichnen wir noch aus, daß der Verf. von der bey der protestantischen Geistlichkeit in Baiern jetzt bestehenden sehr nützlichen Einrichtung, jährliche Synodalfragen aufzugeben, ausgeht; und diese in den beiden fränkischen Fürstenthümern seit mehr als zwey Jahrhunderten unter verschiedenen Modificationen bestehende Einrichtung historisch bis auf unsere Zeiten verfolgt, wo vor vier Jahren die kbnigl. bairische Verordnung an die protestantischen Generaldecanate erging, den ihnen untergebenen Geistlichen jährlich eine wissenschaftliche und eine praetische Frage zur Beantwortung zu ertheilen, wovon die eine in Deutscher, die andere in Lateinischer Sprache geliefert werden soll. Möge der Zweck solcher heilsamen Verfügungen bestens erreicht werden!

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1814.

St. Petersburg.

Gedruckt bey Plüschart und Comp.: Νόννου τοῦ
πανοπολίτου τὰ κατὰ Ἰμνον καὶ Νίκαιαν. Des
Nonnos Hymnos und Nikaea. VIII und 49 S.
1813. In Quart.

Aus der mannichfaltigen Reihe der Bilder des
Nonnus hat Hr. Prof. Gräfe in Petersburg eine
liebliche Idylle ausgehoben, die sich im 15. Buche
der Dionysien desselben vom 170. Verse an bis
zu Ende findet. Sie begreift 252 Verse. Dem Grie-
chischen Texte gegen über steht die vom Herausge-
ber gefertigte Deutsche Uebersetzung in Hexame-
tern. Angehängt sind S. 26 — 40 berichtigende
und erklärende Bemerkungen zum Griechischen, und
S. 41 — 49 erklärende Bemerkungen zur Deutschen
Uebersetzung. Das Werkchen ist Sr. Excell. dem
Herrn Baron von Stein, dem Freunde und Ken-
ner der alten Kunst gewidmet. Papier und Druck
nehmen sich sehr vortheilhaft aus. Nonnus, ein
epischer Dichter des fünften Jahrhunderts aus Ae-
gypten, berühmt; auch als Paraphrast des Evange-

C (6)

liums Johannis bekannt, dessen Dionysaca so wenig Beyfall und Leser gefunden, daß die letzte Ausgabe schon über 200 Jahre alt ist, hat vor Kurzem das Glück gehabt, zwar noch nicht wieder ganz herausgegeben, aber doch vertheidigt und der Verachtung entzogen zu werden, mit welcher ihn die besten Kritiker, als Scaliger, Hemsterhuis u. a. bisher zu betrachten pflegten. Zu diesen Vertheidigern gehört auch Hr. Prof. Gräfe, der ihn als den Dichter ansieht, welcher in der bukolischerotischen Poesie den Uebergang zur romantischen Dichtung, zu einer andern Gattung, ohne es selbst zu ahnen, machte. Traurig, sagt er, wenn man den großen Dichter über den gelehrten Mythographen verkennen wollte! Wo Nonnus seinem Jahrhunderte zufolge einen übertriebenen Aufwand von Gelehrsamkeit in antithesenvollen Ausdrücken aufhäuft, wird seine Poesie schwülstig, kalt und langweilig; wo er aber die Mythologie behandelt wie Ariosto die Geschichte, da nimmt sein Gedicht einen leichten, kräftigen, genialischen Schwung; sein stets schöner und correcter Versbau schwebt zu lyrischer Begeisterung und mahlerischer Kühnheit empor. Mit einem Worte, das Manierirte und Bombastische in seinem Epos gehört seinem Zeitalter; dem Dichter aber gehört die reizbare Phantasie und der so seltene Reichthum an Gedanken und Gefühlen, der selbst alten, ausgestorbenen Ueberlieferungen ein neues Leben einhauchet. Ob die Critiker, welche dem Nonnus den feinen und gebildeten Geschmack absprechen, durch diese Vertheidigung für widerlegt zu achten, und ob sie nicht mit Recht das Quintilianische: *Velles eum suo ingenio, dixisse, alieno iudicio, zurückgeben könnten*, ist leicht zu beantworten. Der Text ist nach Falckenburg, hier

und da nach eignen, nicht immer ganz sichern, Veränderungen abgedruckt. Die Uebersetzung liefert sich ziemlich leicht: man merkt es ihr gleichwohl zu gut an, daß es eine Uebersetzung ist, ob sie gleich von vielem Fleiße zeuget. Aber der Verf. sagt, eine freye Bewegung habe der Deutschen Sprache nicht vergönnt werden können, weil sie in ihrer ganzen äußern Gestalt, in Vermaaß und Versbau, in Wörterstellungen und Wörterbau, ja sogar in Wörterzahl und Wörterlänge ihrem Vorbilde sich anschmiegen solle, ohne welches alle Umrisse und alle Farben des Originals nothwendig verwischt werden. Sie soll also, schließt der Verf., bey inniger geistiger Verwandtschaft auch gleichsam die volle leibliche Aehnlichkeit an sich tragen. Bey dieser Regel kann aber von dem Genius der Sprache, in welche übersezt werden soll, gar nicht, oder nur selten, die Rede seyn, man muß also oft zum Originale zurückkehren, oder wenn man der Sprache in dem Grade mächtig ist, in dieselbe zurück übersezen, wie bey mehreren lateinischen Dichterstellen sehr nützlich angerathen wird. Wo eine solche Anschmiegung an das Original mit Aufwendung aller Kräfte erreichbar ist, ohne der Sprache in die übersezt wird, Gewalt anzuthun, da findet die angegebene Regel nur Statt; wo es aber nicht angeht, da überseze man so, wie der Verfasser des Originals sich in dieser Sprache gewiß ausgedrückt haben würde. Dieß mit Sicherheit zu thun, ist freylich schwer; aber so haben die geschmackvollsten und kenntnißreichsten Uebersetzer aller Zeiten gehandelt, sich auf der rechten Mitte zwischen Pops Modernisirung, oder d'Ablancourts ungetreuer Verschönerung und zwischen der zu steifen und zu slavischen Uebersetzung gehalten, und Beyfall und Leser gefunden.

Befolgt man hingegen jene Regel, so ist des Holprichten, Gezwungenen und Unverständlichen kein Ende, und man muß befürchten, daß die so übersehten Meisterwerke der Alten ohne Leser bleiben dürften. In Hinsicht der Prosodie und Metrik ist der Verf. der richtigen Meinung, daß wir Deutsche, wenn wir die Verse der Griechen und Römer nachahmen wollen, uns auch zu einer ähnlichen Prosodie bequemen müssen; dieß, sagt er, wird weiter bringen, als alle Spitzfindigkeiten einer Bossischen Zeitmessung. Freylich ist die Unbestimmtheit und Unbeholfenheit unsrer Metrik nur zu oft im Wege, wie der Verf. selbst an Bossischen Versen, besonders aus dem Bossischen Tibull gezeigt hat. Mit einer Härte, die wir nicht billigen können, drückt er sich über diese Uebersetzung des Tibulls so aus: ich halte diese Bossische Uebersetzung mit ihrem auf Stelzen gehender häßlichen Commentar für das Gemeinste und Schlechteste, was sich je hinter einem Namen dem Publicum aufdrang u. s. w. — Beide Bemerkungen, sowohl über den Griechischen Text, als über die Deutsche Uebersetzung, verrathen viel Geist, Fleiß und Belesenheit, und wir wünschen sehr, daß der Verf., der sich um die Griechische Anthologie so rühmlich verdient zu machen angefangen hat, dieses Feld, worauf noch viel zu thun ist, eben so anzubauen fortfahren möge.

Heidelberg.

Hier sind bey Mohr und Zimmer im Anfange dieses Jahrs von Hrn. Doctor Medicinæ et Chirurgiæ *Leopold Gmelin* pro obtinenda facultate legendi auf VI und 58 Seiten in Octav. *Observationes oryctognosticae et chemicae de Hauyna et de quibusdam fossilibus, quae cum hac con-*

creta inveniuntur herausgegeben worden. Der Verfasser, ein würdiger Sohn unsers verstorbenen Hofr. Gmelin's, hatte während seines Aufenthalts in Italien Gelegenheit die Hauyne von Neergaard oder den Patialith von Gismondi, ein bey uns noch wenig bekanntes Fossil, an Ort und Stelle zu beobachten, und davon zu einer chemischen Analyse zu sammeln. Diese liefert er in vorliegender Schrift. Zwar besitzen wir schon eine chemische Untersuchung dieses Fossils von Hrn. Vauquelin. Die geringe Menge, welche indessen diesem berühmten Analytisten davon für diese Untersuchung zu Gebote stand, gestattete ihm nach seinem eigenen Urtheile nicht eine vollständige Zergliederung dieses Mineralkörpers zu veranstalten. Auch hatte er bey dieser Analyse einen Verlust von 13 Procent. Herr Dr. Gmelin hat sich daher durch die Wiederholung der gedachten Analyse mit größern Quantitäten dieses Fossils um die genauere Kenntniß desselben ein wahres Verdienst erworben, und durch die Behandlung und Ausführung dieses Gegenstandes zugleich auch das Vertrauen gerechtfertigt, welches ihm durch die Uebertragung des chemischen Lehrfachs auf der Heidelberger Universität und die Direction des dortigen chemischen Laboratoriums von Seiten der Daadenschen Regierung zu Theil geworden ist. Vorzugsweise hat der Verfasser zu dieser Untersuchung gleichfalls die unweit Rom in den Peperino-brüchen unterhalb Marino vorkommende Hauyne gewählt; theilt aber doch auch einige Versuche über die Hauyne vom Vesuv und das zu Andernach am Rhein besonders in dem so genannten Mühlstein einbrechende blaue Fossil, welches von Wose unter der Benennung von Saphirin beschrieben worden ist, mit, aus denen erhellt, daß beide Fossilien in

ihrer Mischung mit der Römischen Haunne übereinkommen und folglich ein und dasselbe Fossil ausmachen. In 100 Theilen der Römischen Haunne sind nach der Untersuchung unsers Verfassers nun enthalten: 1,20 Wasser, 35,48 Kieselerde, 18,87 Alaunerde, 21,73 schwefelsaurer Kalk, 2,66 Kalk, 1,16 Eisenoryd, 15,45 Kali, und 3,45 Schwefelwasserstoff nebst Verlust. Dieser Analyse sind einige geognostische Bemerkungen über die Gegend des alten Satiums vorausgeschickt, zu deren Erläuterung eine petrographische Karte dieser Gegend beigefügt worden ist. Außerdem ist von dem Verfasser auch das mit der Römischen und Vesuvianischen Haunne vorkommende und meist innig damit gemengte weiße Fossil analysirt worden, welches Einige für eine bloße Varietät der blauen Haunne gehalten haben. Eine Meinung welche durch diese Untersuchung vollends widerlegt wird, und aus welcher vielmehr dessen Verwandtschaft mit dem Leucit und Analcim hervorgeht. Mangel an hinreichend instructiven Exemplaren gestattete dem Verfasser nicht die Structur dieses Mineralkörpers genauer zu untersuchen, um mit Bestimmtheit auszumitteln zu welchem von beiden dieser Fossilien dasselbe gezählt werden müsse, oder ob es vielleicht eine eigene Mineralspecies begründe. Seiner Analyse zufolge kommen in 100 Theilen desselben vor: 51,05 Kieselerde, 24,43 Alaunerde, 3,72 Kalk nebst Spuren von Talkerde, 2,50 Eisenoryd, 0,45 Magnesiumoryd, 11,79 Kali nebst etwas Natron und 2,00 Wasser (Verlust 4,06).

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch noch der von dem Verfasser zur Erlangung der medicinischen Doctorwürde auf unserer Universität am 28. März 1812 herausgegebenen wohlgerathenen Inaugural-

Schrift sitens indagacionem chemicam pigmenti nigri oculorum taurinorum et vitulinorum, adnexis quibusdam in id animadversionibus physiologicis. gedenken. In derselben theilt er eine Reihe von Versuchen über das Verhalten dieser merkwürdigen Substanz gegen das Wasser, die Alkalien, die Säuren, den Alkohol, die Oehle, im Feuer und bey der Destillation mit, welche er zu Wien in dem Laboratorio des Hrn. von Jacquin anzustellen Gelegenheit gehabt hat, und vergleicht hierauf die chemischen Eigenschaften derselben mit denen des rete mucosum der Neger und der Sepia. Ueber letztere Substanz sind gleichfalls einige eigene Versuche beygebracht worden.

Erlangen.

Von Palm: Das Volks-Schulwesen im Königreiche Baiern seit seiner organischen Einrichtung. Für Schulvorstände und Lehrer aus den Reichs- und Kreis-Verordnungen, auch andern amtlichen Quellen, zusamengestellt und geordnet von D. Andreas Schellhorn, Königl. Baierschem Districts-Schulinspector und Stadtpfarrer zu Höchstädt an der Aisch im Rezatkreise. 1813. X u. 204 Seiten in gr. Octav und 2 Tabellen.

Auch unter dem Titel: Leitfaden zur Veredlung des Pfarramtes in seinen Dienstverhältnissen gegen den Staat im Königreiche Baiern u. s. w. Zweyte ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zweyter Theil.

Was in der ersten Ausgabe dieses Leitfadens, der vom Dec. 1812. Stück II 4. dieser gelehrten Blätter angezeigt ward, die Abtheilung über das Schulwesen im Königreiche Baiern in der Kürze

1248 G. g. N. 125, St., den 6. Aug. 1814.

enthalt, das ist hier für eine zweyte Auflage so bearbeitet, daß sowohl Schul-Vorstände als Lehrer daraus die Verfassung und Gesetzgebung des Volks-Schulwesens im Königreiche Baiern ausführlich kennen lernen können. Zu diesem Ende ward jene Abtheilung des Leitfadens vom Schulwesen mit einem eignen Titelblatt versehen, um auch für sich den Schullehrer als Gesetzbüchlein in die Hände gegeben werden zu können. Die Zweckmäßigkeit der Königl. Verordnungen auch über das Volksschulwesen ist bekannt genug. Die Reichhaltigkeit des vorliegenden mit Fleiß gesammelten und gut geordneten Leitfadens wird aus folgenden Rubriken erhellen. Erster Abschnitt. Organische Verfügungen über das Volks-Schulwesen in Baiern. 1) Oberste Behörde oder geheime Ministerial-Section für öffentliche Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten; 2) General-Kreiscommissariat in Beziehung auf das öffentliche Unterrichts- und Erziehungs-wesen; 3) Districts-Schul-Inspectoren; 4) Local-Schul-Inspectoren. Zweiter Abschnitt. Besondere Verfügungen, in Hinsicht 1) des Lehr-Personals; 2) der Schulbedürfnisse; 3) des Schulvermögens; 4) des Schulbesuchs; 5) der Rechtsverhältnisse des Volks-Schulwesens. Nachträglich folgt noch eine Instruction über die Form der von den sämtlichen Schul-Inspectoren zu erstattenden Jahrsberichte. Die angehängten Tabellen enthalten Schemata zu Schultabellen über jeden einzelnen Schüler, und zu einem Manual für den Schullehrer von Monat zu Monat. Das Ganze zeugt von der rühmlichen Aufmerksamkeit, welche die Bayerische Regierung dem Volks-Schulwesen widmet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 6. August 1814.

Kiel.

Beiträge zur Anatomie der Pflanzen, von
J. J. P. Moldenhawer, Professor zu Kiel. 1812.
XII und 335 S. in gr. Quart, mit 6 Kupfertafeln.

Rec. nimmt keinen Anstand, vorliegendes für
das bey weitem wichtigste von den zahlreichen Wer-
ken zu erklären, die seit einem Jahrzehend über die-
sen schwierigen Gegenstand ans Licht getreten sind.
Mit einem großen Reichthume sehr combinirter Er-
fahrungen verbindet es eine überaus gleichförmig
und ruhig fortschreitende Sprache, wie sie Werken
dieser Art allein angemessen ist. Der Verf. befindet
sich oft in dem Falle, den Beobachtungen anderer
widersprechen zu müssen; allein weit entfernt, die-
selben für "einen Irrthum, eine Täuschung" zu
erklären, zeigt er vielmehr, wie sie auf diese und
diese Ansicht gekommen sind und entwickelt die seinige
mit Ruhe. Er glaubt daher diese Behandlung auch
von andern erwarten zu dürfen, und so geschieht es
mit allem einem so ausgezeichneten Verdienste gebüh-
renden Achtung, wenn wir im folgenden manche
Zweifel und entgegengesetzte Ueberzeugungen aus-
drücken werden. Von den Kupfern haben wir ver-
schiedene Darstellungen mit der Natur zu vergleichen
Gelegenheit gehabt; diesen können wir bey aller

§ (6)

ihrer Klarheit das Zeugniß großer Treue nicht versagen. Von den übrigen aber, die unter sehr starken Vergrößerungen vorgestellt sind, versichert der Verfasser, daß sie die Natur aufs vollkommenste nachahmen, und daß die Originalpräparate jedem, der sich davon überzeugen will, zur Ansicht zu Diensten stehen. Eine Inhaltsanzeige, welche sich auch auf die einzelnen S. S. erstreckte, würde den Ueberblick des Werkes sehr erleichtert haben. — Diese Beobachtungen sind, laut der Vorrede, die Frucht einer 18jährigen unausgesetzten, durch äußere Umstände sehr begünstigten Forschung, zu welchen letzteren besonders gehört der Besitz vortrefflicher Microscope von verschiedener Einrichtung und von verschiedenen Künstlern, welches allerdings zur Correction der einzelnen Beobachtungen von der größten Wichtigkeit ist. Zugleich kündigt der Verf. vorliegende Schrift an als den "Vorläufer eines ausführlichen Versuchs über den Bau und die Entstehung der Spiralgefäße der Pflanzen und über den Zusammenhang ihrer mannigfaltigen Veränderungen, besonders in Rücksicht der Mayspflanze." Möge es ihm gelingen, diesem Werke die Vollendung zu geben, die man nach dem gegenwärtigen Prodigium davon zu erwarten berechtigt ist. — In der Einleitung S. 1—8 gibt er an, warum er vornehmlich den Mays zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht habe, nämlich weil an ihm die verschiedenen Formen der Gefäße, ihr Verhältniß zu einander und zu den übrigen Elementarorganen der Pflanze sich am besten darstellen.

1. Abschnitt. Von den Umgebungen der Spiralgefäße. I. Kap. Von den fibrösen Röhren. S. 11—61. So nennt der Verf. die fistulas lignae des Malpighi, denen von einigen Neuern der Name verlängerte Zellen gegeben wurde, und beschreibt sie sehr genau. Jene Benennung zu rech-

fertigen zeigt er, daß die einfachste thierische Muskelfaser ebenfalls sey ein verlängerter an beiden Enden geschlossener Schlauch, der aber zum Unterschiede von jenen Pflanzenröhrchen (wie denn auch Bestimmung und Wirkungsart ganz verschieden) der Länge nach bezeichnet sey mit wechselnden helleren und dunkleren Querstreifen, d. i. mit abwechselnden Lagen einer festeren und einer dünneren Substanz, welches an das electriche Organ des Zitterrochen erinnert. Auch die Zusammenfügung der Muskelfasern sey die nämliche, wie der fibrösen Röhren, und so wenig man jene mit dem Zellgewebe im thierischen Körper verbinden könne, eben so wenig diese mit der nämlichen Substanz im vegetabilischen. Auch der Name der Baströhren für diesen Pflanzentheil wird mit Recht verworfen, weil, obgleich dieses Element des Bastes mit dem Hauptbestandtheile des Holzes identisch ist, doch der Bast sich nie in den Splint verwandelt, wie eine ganz aus der Natur geschöpfte Erörterung des Vorgangs zeigt, wodurch zwischen beiden sich jährlich eine neue Lage des einen und des andern bildet. Merkwürdig sind (S. 21) die senkrechten Schlauchreihen, welche nach dem Verf. die Spiralgefäße umgeben und wieder von den fibrösen Röhren umgeben sind. Die Schläuche, aus denen sie bestehen, stellen jede einen kurzen Cylinder dar, von festerer Substanz, als das gewöhnliche Zellgewebe, aber sonst nicht von ihm unterschieden. Wegen ihrer Festigkeit und Verbindung mit den fibrösen Röhren wurde Malpighi verleitet, beide für Modificationen eines Grundtheils nach Alter, Dichtigkeit u. s. w. zu halten. Von der nämlichen Art scheinen die S. 58 beschriebenen kurzen senkrechten, an beiden Enden zugespitzten Reihen festerer Schläuche in der Rinde, obgleich der Verf. sich über das Verhältniß zu jenen und über die Bestimmung nicht erklärt. Blym. Hollunder bilden sie Bündel, welche nur durch

eine dünne Zellschicht von der Oberhaut abgefordert sind, und die Schlauchreihen der im zweiten Jahre erzeugten Rinde haben sämmtlich den Bau derselben. Hill verwechselte sie mit den fibrösen Röhren, indem er ihren gegliederten Bau auf letztere übertrug, und Treviranus vermuthete, daß die fibrösen Röhren hier mit einer Zellenreihe überzogen seyn möchten. — 2. Kap. Von der zellichten Substanz. S. 62 - 116. Der Verf. zeigt das unzureichende der von Sprengel und Treviranus aufgestellten Gründe für die Meinung, daß die Zellen und fibrösen Röhren von Ausdehnung der Körner, die wir in den Pflanzensäften häufig wahrnehmen, ihre Entstehung hätten; es sey eine bloße Vermuthung. Das Zellgewebe will er lieber zellige Substanz nennen, aus dem unzureichenden Grunde, "weil ein Apparat einzelner Zellen mit einem Gewebe nichts gemein habe." Dasselbe wird hier sehr genau beschrieben, woben (so wie bey den übrigen Elementarorganen) die Maceration im Wasser zu Hülfe genommen worden; ein Mittel, welches mit Vorsicht angewandt, große Vortheile zu versprechen scheint. — Die Intercellulargänge verwirft der Verfasser; von ihnen heißt es Treviranus habe in der Nothwendigkeit, einen Weg für die Bewegung der Flüssigkeiten im Zellgewebe zu haben, einen wichtigen Grund des Daseyns derselben gefunden. Allein derselbe hat zugleich geäußert, daß man sie im Zellgewebe allezeit sehe, wofern die Kleinheit und Saftfülle der Zellen es nicht hindere, und daß die deutliche Anwesenheit von Saft in ihnen verstatte, sie für Leiter desselben im Zellgewebe überhaupt zu halten. Da auch Hedwig zum Theil dieselbe Meinung hiervon hatte, so heißt es (S. 175): "Hedwig's zurückführende Gefäße seyen fast verjähret gewesen, bis sie nun unermuthet wieder auferstanden." Ungern haben wir eine solche Aeußerung aus diesem Munde vernommen. Indessen

sind es nicht sowohl die Zwischenräume der Zellen selber, die der Verf. vielmehr anerkennt, als vielmehr jener Nahe und die ihnen beigelegte Bestimmung, Saft zu führen, was seinen Widerspruch hat, den man allerdings mit wichtigeren Gründen hätte unterstützt wünschen mögen. — Obschon es in den Zellenwänden Poren geben müsse, welche ein Durchschwizen der Flüssigkeiten möglich machten, so seyn vergleichen doch, z. B. in der Form, die Mirbel starirt, nicht sichtbar, und was derselbe dafür angesehen, seyn ohne Zweifel Saftügelchen gewesen. Da indessen Mirbel sich auch auf die Poren der Oberhaut beruft, so zeigt der Verf. durch eine sorgfältige Untersuchung derselben bey *Tradescantia discolor* und *virginica*, daß keinesweges die Haut einer Zelle hier eine Spalte habe, sondern die Oeffnung sich hier zwischen zwey mehr compacten und durch einen grünen, körnigen Saft ausgezeichneten Zellen befinde, die, statt der ganzen Länge nach sich zu berühren, es hier nur oben und unten thun, welches Rudolphi den Schließmuskel dieser Oeffnungen genannt. Bey der Gelegenheit machte er die wichtige Bemerkung, daß das Zellgewebe unter einer solchen Pore allemahl eine Höhlung hatte, welche mit mehreren kleineren Hölen zwischen den Zellen des Blatts in Gemeinschaft war. Bey mehreren Bäumen daher, deren untere Blattseite allein die Poren zeigte, z. B. *Viburnum Tinus*, fanden sich in der zelligen Substanz dieser Unterseite Lücken von beträchtlicher Größe, die bloß von der Oberhaut bedeckt waren, da hingegen die Zellen der Oberseite unter der Epidermis auf die dichteste an einander lagen. In gedachten Höhlungen fand der Verf. nie das geringste von Saft; er scheint vielmehr eine expansible Flüssigkeit als in denselben abgesondert anzunehmen, die durch die Poren mit der Atmosphäre communicirt. Bey feuchter Luft fand er sie am weißen Kobl und an der Mayspflanze alle-

zeit geschlossen, hingegen geöffnet, wenn an heiteren Morgen die abgetrockneten Blätter von der Sonne beschienen wurden, also nach bekannten Beobachtungen die Ausdünstung am stärksten. Indem wir hierdurch unsere früheren Beobachtungen über die Coexistenz der Lücken im Zellgewebe und der Poren bestätigt finden, bemerken wir, daß *Tussilago fragrans* Vill., welche nur im Zellgewebe der unteren Blattseite Lücken, und nur auf der Oberhaut dieser Seite Poren, welche in jene führen, besitzt, auch bloß von der Unterseite im Sonnenscheine ausdunstet, wovon man sich durch aufgelegte Glasplatten leicht überzeugen kann. — Obgleich aber der Verf. im Allgemeinen keine Poren der Zellenwände statuirte, so fand er doch an den Zellen von *Cycas revoluta*, so wie an den Markzellen des Hollunders etwas, das er für Poren anerkennen zu müssen glaubt, ohne doch, wie es dem Naturforscher geziemt, einen entscheidenden Ausspruch thun zu wollen. — 3. Kap. Vom Zellgewebe der Pflanzen. S. 117 — 125. Unter dieser Benennung, die bey andern das bezeichnet, was der Verf. zellige Substanz genannt wissen will, versteht derselbe, "gewisse Fasern, welche die einzelnen Schläuche der zelligen Substanz, so wie die fibrösen Röhren, verbinden, indem sie jede einzelne Zelle in den Zwischenräumen ihrer Verbindungen umgeben, und welche solchergestalt ein zusammenhängendes Gewebe darstellen, welches genau den Umriss aller Theile ausdrückt." Ihre Rauigkeit schein eine Zusammensetzung aus mehreren Fibern zu verrathen. An den kleineren Zellenreihen, welche im Marke der Gaertenrose senkrecht zwischen den größeren laufen, zeigte sich diese Zusammensetzung deutlicher. Die Linien, nämlich, in denen diese kleineren Zellen unter einander und mit den größeren Markzellen zusammengefügt, stellten sich zuerst als eine Reihe feiner Bläschen dar; bey genauer Untersuchung aber erkannte

der Verf. sie für sehr feine Fasern, durch eben so feine Quersfibern verbunden. Die Aehnlichkeit dieser Faser des Zellgewebes mit der Spiralfaser in den Blättern des Sphagn. obtusifolium, dieser mit der der Insectentracheen und wiederum dieser mit den gewissermaßen spiralen Ringsfasern der Arterienhäute bringe zu der Vermuthung, daß in ihr der Sitz der Pflanzenreizbarkeit zu suchen und ihr unter andern der schnelle Ausfluß des Milchsaftes aus den durchschnittenen eigenthümlichen Gefäßen zuzuschreiben seyn möge. — Wir bekennen, daß wir des Verf. festen Gang bey dieser Untersuchung nicht wiedererkannt haben. Wahr ist, die Zellen sind zuweilen jede von einigen dunkeln Linien, welche der Verbindung derselben mit den benachbarten folgen, umgeben; aber ist dieses darum eine Faser? Deutet nicht vielmehr die eben bemerkte Rauhtigkeit derselben auf etwas ganz anderes? Und warum müssen die im Marke der Rose bemerkten Reihen feiner Bläschen Verbindungen von Längs- und Quersfasern seyn? Sehr gering ist vollends die Aehnlichkeit mit der Spiralfaser der Insectentracheen und den Ringsfasern der Arterienhäute, um jene Vermuthung zu rechtfertigen. — 4. Kap. Von den eigenthümlichen Gefäßen. S. 126—178. An dem äußeren Ende der Gefäßbündel der Maispflanze, doch von einer Lage fibröser Röhren von außen umgeben, findet der Verf. eine zellige Substanz, und in den Ecken dieser Schläuche sehr kleine runde Oeffnungen, welche einen dicken trüben Saft, den eigenen Saft der Maispflanze enthalten, und zarten, verlängerten Zellen angehören, welche in isolirten Reihen zwischen jenen größeren aufsteigen, nicht wie sie an den Enden geschlossen sind, sondern in einander münden. Es ist dieses demnach eine bedeutende Veränderung der bisherigen Ansicht, nach welcher dieser Saft in den bloßen Zwischenräumen der Zellen enthalten ist, derer nicht zu gedenken, welche besondere einfache

Gefäße oder die fibrösen Röhren für die Leiter derselben halten. Im *Pisana*, der *Asclepias fruticosa* und dem *Chelidonium* fand der Verf., obgleich mit vieler Mühe, die nämliche Beschaffenheit, nur eine verschiedene Lage der eigenthümlichen Gefäße, die er lieber zellichte Gefäße (*vasa cellulosa*) genannt wissen will. Auch im *Fucus vesiculosus* glaubt er sie in den mit einem braunrothen Saft angefüllten Schlauchreihen zu erkennen, welche die Blattrippen und das netzförmige Gewebe innerhalb der Blasen dieses Tangs bilden, ohne doch Beweise für diese auffallende Ansicht bezubringen. Die stärkere Anzahl dieser Gefäße und ihr größerer Durchmesser bey manchen Gewächsen in den Theilen, die zur Frucht gehen, läßt ihn (S. 157) vermuthen, daß die Absonderung ihrer Säfte auf die Bildung der letzteren Bezug habe: ein Gedanke, der doch die Menge von eigenthümlichen Gefäßen, welche wir in vielen Wurzeln (z. B. der Schirmpflanze) antreffen, gegen sich hat. Eine Bildung besonderer Art seyn die großen Terpentingefäße der Nadelhölzer, deren Wände aus einfachen eigenthümlichen Gefäßen der obigen Art gebildet, doch so daß die hierdurch eingeschlossene cylindrische Höle ihre eigene Haut habe in Gestalt einer einfachen, keinen gegliederten Bau zeigenden Röhre. Etwas von den eigenthümlichen Gefäßen verschiedenes seyen auch die einzelnen, mit einer gefärbten, harzigen oder öhligen Materie angefüllten Säckchen oder Zellen in der Wurzel von *Mirabilis Jalappa*, im Marke von *Lythimachia punctata* u. a. Sehr lesenswerth ist, was über die Entstehung der Lücken durch ein partielles Eintrocknen der Zellen, über den Saft, den man in einer früheren Periode in demselben antrifft, und über die zackigen Körper in den Lücken der Seerosen gesagt wird.

2. Abschnitt. Von den Spiralgefäßen. S. 181—335. Jedes Glied des Mays-Stengels, d. i. die

Länge von einem Knoten zum andern, hat im jugendlichen Alter auf seinen verschiedenen Punkten eine verschiedene Festigkeit. Gleich über dem Knoten ist es alsdann sehr weich, welche Stelle durch einen grünen Querstreifen bezeichnet ist; von da bis zum nächsten obern Knoten wird es immer fester, und im Knoten erreicht es die größte Festigkeit bis zu dem grünen Streifen, wo mit einer bedeutenden Weichheit der vorige Wechsel wieder eintritt. Wenn man nun die größeren Gefäße jedes Bündels verfolgt, so sind sie in der zarten Substanz der gedachten Querstreifen so genannte wahre Spiralgefäße, werden höher hinauf falsche und endlich im festesten Medio poröse Röhren, bis sie in dem grünen Streifen des nächsten Gliedes sich auf Einmal wieder als wahre Spiralgefäße zeigen, und der vorige Wechsel sich wiederholt. Der Verf. betrachtet nun zuerst die wahre Spiralgefäßform. Das spirale Band entsteht hier aus einem ringförmigen, und kehrt, nachdem es zahlreiche Windungen gemacht, in ein solches zurück. Zuweilen liegen, bei sehr zarten Umgebungen, auch mehrere Ringe auf einander, welche von Einigen fälschlich als zerrissene Spiralswindungen betrachtet worden sind, bei dem gewöhnlichen gegliederten Bau des Gefäßes aber nur zwei, nämlich einer, mit welchem die Spiralfaser des vorhergehenden Gliedes endiget; der andere, mit welchem die des folgenden anfängt. Das Gefäß ist an dieser Stelle etwas zusammengeschnürt, und da die Ringe hier schwach verbunden, so trennt es sich daselbst am leichtesten. — Die Gegenwart einer innern Haut der Spiralgefäße, welche den Canal derselben zunächst bildet, welche bekanntlich von Hedwig zuerst angenommen und seitdem fast von allen Beobachtern geläugnet wurde, behauptet der Verf. wieder auf eine entschiedene Weise, und Abbildungen zeigen sie sowohl

an wahren Spiralgefäßen als an der so genannten Treppengangsform zwischen den Spiralfäden. Besonders beruft sich der Verf. auf *Sphagn. obtusifolium*. Bekanntlich siehet man in den einzelnen Schläuchen, aus denen das Blatt dieses Mooses besteht, Querverlinien, die um die ganze Ründung des Schlauches laufen und öfters eine spiralförmige Richtung nehmen. Schon Hedwig bildete sie (Fundam. Hist. n. musc. 1 t 3.) ab und nannte sie *vasa transversalia*. Unser Verf. hält sie für Windungen einer Spiralfaser, die auch wohl Ringe formirt, zuweilen sogar ästig ist, und die ihm eine große Ähnlichkeit mit der Spiralfaser der Insectentracheen zu haben scheint; woben zu bemerken ist, daß er sie nicht ohne ihre Umgebungen dargestellt hat, welches uns auch nie gelingen wollte. — Nun ist es freylich gewiß, wie schon von mehreren bemerkt, daß außer der Spiralfaser auch eine Haut den Canal des Gefäßes einschließt; die Frage ist nur: befindet dieselbe sich innerhalb oder außerhalb der Windungen? Die Erschelnung am *Sphagnum* gibt darüber keinen Aufschluß: denn obgleich hier deutlich zwischen den Spiralwindungen eine Haut sich befindet, so erhellt doch nicht, daß sie innerhalb der Spiralwindungen ausgebreitet sey; vielmehr muß man aus dem Bau des Ganzen, z. B. der Abwesenheit einer Oberhaut, das Gegentheil vermuthen. Aber (um andere Gründe von minderer Bedeutung nicht zu erwähnen) so vermochte der Verf. sie aus den großen Spiralgefäßen der Eiche, wo sie schon mit einer schwachen Loupe sichtbar ist, ganz herauszuziehen. Und um die Bedenklichkeit, ob nicht diese vermeinte Membran vielmehr ein Niederschlag der in den Gefäßen bewegten Säfte sey, zu entfernen, unterwarf Hr. Sürsen in Kiel dieselbe einer chemischen Analyse, woraus sich ergibt, daß sie kein gummöses, harziges oder Verb-

stoffhaltiges Wesen, sondern gleich der Membran der galligen Substanz, aus einer Eryweißartigen Materie gebildet war. So sehr dieses alles für die Meinung des Verf. zu sprechen scheint, so glauben wir doch, diesen Gegenstand den Pflanzen-Physiologen zur wiederholten Prüfung empfehlen zu müssen. — Die Spiralgefäße sind, wie oben schon bemerkt, nach des Verf. Beobachtung, immer von einer ein- oder mehrfachen Schicht kleiner fester Zellen umgeben, und diese unmittelbare zellige Bekleidung, welche auf die Absonderung jener Gefäße einen bedeutenden Einfluß zu haben scheint, findet selbst dann Statt, wenn diese im fibrösen Gewebe, es sey einzelner Holzbündel oder einer ganzen Holzmasse liegen. Nach Ablösung dieser nächsten Bekleidung nun entdeckt man gewöhnlich einige, schon von Brew bemerkte dunkle Fäden, welche die ganze Länge des Spiralgefäßes, dem sie angeheftet, in fast gleichen Zwischenräumen verfolgen und sich immer da befinden, wo die Scheidewände jener umgebenden Schlauchreihen auf demselben ruhen. Dieses und die eigenthümliche Rauigkeit dieser Fäden veranlaßt den Verf., sie als die Faser des Zellgewebes (I. Abschn. 3. Kap.) zu betrachten, über deren Daseyn wir bereits oben Zweifel geäußert haben. — Von den fünf Spiralgefäßen in jedem Gefäß-Bündel der Mayspflanze behalten die beiden vordern und größten nur in einem geringen Theile ihrer Länge den vollkommen spiralen Bau, die drey hinteren und kleineren aber setzen ihn im Aufsteigen noch lange fort, und dieser Bau bleibt ihnen, wie an allen übrigen wahren Spiralgefäßen, z. B. denen, die im Umkreise der Markröhre unserer Bäume stehen, durch die ganze Lebenszeit. Bey dieser Gelegenheit wird eine bekannte Lehre von der allmählichen Ausfüllung der Markhöhle durch den Wachsthum des Holzes bestritten. — Indem jene

großen Gefäße aufsteigen, theilt der bis dahin einfache Spiralfaden sich wiederholt und verbindet sich wieder, und näher zum oberen Knoten folgen diese Spaltungen und Verbindungen so schnell auf einander, daß sie kleine ovale Räume einschließen: die erste Annäherung zu der Form der großen Röhren. Hier läßt sich die größere Festigkeit der Umgebungen die zellige Scheide des Gefäßes schwer ablösen, welches mancherley Täuschungen zur Folge haben kann; ist dieses aber geschehen, so erkennt man keine etwas dunkle Fäden, welche sich von der einen Windung der Spiralfaser zur andern fortsetzen, ohne über dieselbe wegzulaufen, wie bey den so genannten wahren Spiralgefäßen. Beym jüngeren Gefäß sind sie dunkler, schmaler und schwächer; beym älteren heller, breiter und fester, so daß sie das Abwickeln der Spiralfaser nicht gestatten. Aber immer lösen sie sich durch Maceration eher auf, als letztere, so daß ein Spiralgefäß, welches zuerst wegen Verwachsung seiner Windungen durch jene Grundtheit als ein Treppengefäß erschien, dann sich vollkommen abwickeln läßt. Dieser nämlich fehlt den so genannten wahren Spiralgefäßen, indem sie an der nemlichen Stelle die härtere Faser des Zellgewebes haben. Was gedachter Grundtheit sey, sagt der Verf. nicht; er gibt aber an, wie derselbe sich bey der ersten Bildung der verwachsenen Spiralgefäße und besonders der so genannten porösen Röhren darstelle. Dann nämlich sind diese zusammengesetzt aus kurzen Schläuchen, die mit einer Gallart überzogen scheinen, worin man bald Querspalten bemerkt in Gestalt von schmalen, dunkeln Linien, die durch feine Fäden unterbrochen sind. Bey erlangter größerer Festigkeit des Gefäßes ziehen die Zwischenräume der Querspalten sich etwas zusammen, und es entsteht aus der verhärteten Gallert ein zusammengesetztes

spirales Wand, indem zugleich die feinen Fäden eine größere Consistenz gewinnen. Dabey ziehen sich diese in der Mitte etwas zusammen und verkürzen sich, wodurch sie, in Verbindung mit den Spiralfäden kleine Räume einschließen, die sich unter schwacher Vergrößerung gerundet oder gar als bloße Punkte darstellen. — Auf diese Weise glaubt der Verf. gezeigt zu haben, daß die wahren Spiralgefäße, die falschen oder die Treppengänge und endlich die so genannten porösen oder getüpfelten Gefäße nichts als Spiralgefäße seyn, nur mit verschiedenen Modificationen. Sonach hält er die Punkte der letzteren für Löcher und nicht für Hervorragungen; es lohnte sich aber doch der Mühe, die von der Mehrzahl der Anatomen, welche überhaupt diese Gefäßform kannten, angenommene gegentheilige Meinung zu widerlegen; denn was er darüber (S. 263. 266. 281) äußert, genügt uns nicht ganz. Gesezt aber es sey so, wie er sagt; so braucht man darum nicht die Unterscheidung jener drey Gefäßformen als eine bloß anatomische Betrachtungsweise aufzuheben. Es hat uns bey mehreren Versuchen noch nicht gelingen wollen, diese Verschiedenheit der Queer- und Längsfibern, welche zur Bildung der Treppengänge und der punctirten Röhren concurriren sollen, wahrzunehmen. Doch man kann sich irren und des Verf. Zeichnungen, in denen er diese Heterogenität darstellt, müssen allen Zweifel entfernen. Uebrigens folgt aus allem, und der V. erinnert es wiederholt, daß, sobald das Gefäß einmahl seine eigenthümliche Gestalt bekommen, an keine Verwandlung der einen Form in die andere mehr zu denken sey, und z. B. ein und das nemliche Gefäß, welches zu unterst Ringgefäß, dann Spiralgefäß, weiter hinauf Treppengefäß, und endlich poröses Gefäß ist, diese Form während seiner ganzen Dauer behalte, obgleich die Abwicklung der Spiralfiber wegen der Festigkeit, die die Umgebungen er-

langen, immer schwieriger wird. — Es leidet wohl keinen Zweifel, daß der W. die obige Entstehungsart auch von den wahren Spiralgefäßen verstanden wissen wolle; denn aus ihr erklärt er überhaupt die Verengerungen und den gewissermaßen gegliederten Bau der großen Pflanzengefäße, indem er an mehreren Orten (S. 190. 273) die Hypothese wiederlegt, als seien diese durch "Verschiebungen" in der ursprünglichen Lage der Theile entstanden. "Gewöhnliche Schlauchreihen, sagt er, werden mit einem gallertartigen Schleim überzogen, aus welchem sich die spiralförmigen Fäden bilden; jeder dieser Schläuche bildet sich besonders aus und stellt ein Ganzes vor, welches mit einem Ringe anfängt und endiget. Bisweilen indessen sind diese Glieder wirklich nicht vorhanden, wenn nämlich das Gefäß aus einer längeren häutigen Röhre gebildet wurde." Ueber den Umstand, daß diese Ringe, diese Trennungslinien sehr oft schief liegen, geht er wohl etwas zu leicht hinweg. Es geschehe (S. 190) "indem die Windungen des Fadens gegen den Ring zu sich etwas verengern;" allein dieses ist nicht hinreichend. — Die auf den großen Gefäßen der Ulme und des Saßafras (Trevir. Beytr. S. 17.) anzutreffenden Erhöhungen mit einer punct- oder spaltförmigen Oeffnung in der Mitte sind nach unserm W. in nichts von der Wand des Gefäßes verschieden; sondern entstehen, indem das spirale Band an den Stellen, wo es frey und durch keine Querfasern oder Theilung verbunden, sich mit seinem Rande gegen jene Oeffnung zu etwas erhebt; eine Ansicht, deren Beweis wir bey wiederholter Untersuchung nicht als gelungen betrachten können. Gleichen Bau findet der W. bey den in der Mitte mit einem Loch versehenen Erhöhungen auf den beiden von Rinde und Mark abgekehrten Seiten der größeren Canäle, aus denen das Holz der Pinus-Arten besteht; Erhöhungen, welche sich nur da vorfinden, wo jene Seitenwände von den auf das Mark zulaufen-

den Querschläuchen der Rinde nicht berührt werden, indem hier vielmehr bloße Löcher ohne Erhebung des Randes sind, die zur Aufnahme der Rindensäfte mittelst jener Schlauchreihen bestimmt scheinen. In der äußeren Schicht jedes Jahrringes gewinnen diese Gefäße allmählich einen geringeren Durchmesser und nehmen die Form wirklicher Spiralgefäße an mit feinen, mehr oder weniger getheilten Spiralfäden. Alles dieses ist durch genaue Zeichnungen erläutert. — Die Beschreibung der Gefäßverbindungen im Knoten der Maispflanze lehrt, daß die Spiralgefäße hier auf mannigfaltige Art anastomosiren. Der gegliederte Bau kömmt dann auffallender zum Vorschein, daher der Name der wurmförmigen Körper; woben die einzelnen Glieder kurz und bey ihrer Verbindung auffallend eingeschnürt sind; auch die Ringe, mittelst deren sie sich, so wie die der Spiralgefäße endigen, sehr oft eine schräge Lage beobachten. Aus diesem Gefäßneze des Knoten, welches offenbar zu wichtiger Absonderung dient und mit einer lymphatischen Drüse verglichen werden kann, nehmen die Gefäße für das nächste Glied, für die Wurzelchen, welche der Mais oft über dem Knoten treibt, und für das Blatt ihren Ursprung. Endlich verfolgt der W. die Spiralgefäße noch bis in die Blüthe und Frucht. — Sehr der Aufmerksamkeit würdig ist, was zuletzt noch über die Function der einzelnen Elementarorgane gesagt wird. Es sey schwer zu glauben, daß die Spiralgefäße zu bloßen Luftwegen dienen. Ihrer Ähnlichkeit wegen mit den Tracheen der Insecten untersucht der W. die Gründe für die Meinung, daß die Luft in gedachten Theilen circulire und stellet starken Zweifel dagegen auf. Selbst wenn es sich damit so verhalte, folge noch nicht, daß die Spiralgefäße auch Luftröhren seyn müssen, da sie sich so wenig im Stamme unter, als über der Erde nach außen öffnen. Weit wahrscheinlicher sey daher, daß diese Gefäße die Leiter des Saftes abgeben. Das Aufsteigen gefärbter

Flüssigkeiten in denselben unter Umständen, welche im natürlichen Zustande den Trieb der Säfte befördern, spricht dafür, und da solche Flüssigkeiten aus jenen Gefäßen durch die zellige Umgebung in die fibrösen Röhren treten, so werden sie auf diesem Wege auch wieder zurücktreten können. In der Rinde und im Zellgewebe überhaupt könne kein Aufsteigen der Säfte geschehen; eben so wenig in den fibrösen Röhren, obgleich diese zu einer gewissen Zeit sehr mit Saft gefüllt sind, zu dessen Aufbewahrung noch Aufnahme aus den Spiralgefäßen sie bestimmt scheinen. Selbst directe Beobachtungen zeigen das Fortleiten tropfbarer Flüssigkeiten durch die Spiralgefäße, indem z. B. nach dem W. das ganze Holz des Larbaums außer den Querschläuchen aus solchen besteht; auch die Spiralgefäße des Stengels und der Blätter von *Sphagnum obtusifol.* die gefärbte Flüssigkeit, worein man den untern Theil gestellt hat, aufnehmen und so stark fortleiten, daß sie sich auf der Oberfläche der oberen ergießet. Aus den Bündeln durchschnittener Spiralgefäße der *Osmunda regalis* sah er deutlich die Feuchtigkeit treten, mit Luft vermischt, deren gleichzeitige Anwesenheit mit dem Saft in diesen Gefäßen, von welchem sie sich als Kohlensäure trennt, überhaupt alles für sich hat, und deren Verhältniß zu denselben nach Witterung, Jahres- und Tageszeit sehr verschieden seyn muß; daher diese Gefäße bisweilen leer sind und keine tropfbare Flüssigkeit enthalten. Ueberhaupt scheinen sie, gleich den Saugadern des thierischen Körpers, alles aufzunehmen, was sich ihnen darbietet und selbst eine rückgängige Bewegung der Flüssigkeiten könnte unter gewissen Umständen bey ihnen Statt finden. "Je einfacher die Organismen werden, desto herrschender wird das Saugadersystem und greift immer mehr in die Rechte der Arterien und Venen ein, bis es endlich in den Pflanzen ganz allein vorhanden ist."

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 8. August 1814.

Göttingen.

In der Versammlung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 9. Julius handelte die Vorlesung des Hrn. Hofr. Tychsen de numis orientalibus in bibliotheca Regia Gottingensi adservatis, inprimis Selgiucidarum et Gengischanidarum. Die Sammlung Orientalischer Münzen auf der hiesigen königl. Universitätsbibliothek hat in den letztern Jahren, besonders durch die Güte des Hrn. Hofrath v. Klaproth und des Hrn. Bischofs v. Seland und Ritters vom Dannebrog Dr. Münter einen sehr bedeutenden Zuwachs bekommen, wovon in diesen Blättern 1812. St. 33. 34. und 1813. St. 16. vorläufige Nachricht gegeben worden. Sieben vom Hrn. Bischof Münter späterhin dem Verf. zugesandte Silbermünzen sind noch hinzugekommen. Da der Verf. schon vor mehreren Jahren in mehreren Abhandlungen die damals vorhandenen Münzen erläutert hatte, so fühlte er sich aufgefordert, auch diesen neuen Zuwachs bekannt zu machen, um so mehr da dadurch einzelne Klassen der Sammlung ergänzt, und mehrere bisher, weil sie einzeln waren,

ungewisse und dunkle Münzen erklärbar und deutlich werden. Die Abhandlung zerfiel in sieben Abschnitte: I. Chalifen Münzen, worunter zwei von Harun Raschid mit Amins, seines Sohnes und Nachfolgers Nahmen, Bagdad 180. 181. besonders interessant sind. Eine solche besaß die Sammlung bisher noch nicht. II. Samaniden Münzen, vier Stück, unter diesen eine von Nuh ben Ahmed, auch eine neue Bereicherung. III. Mohadiren Münzen, drei Stück mit dem Nahmen des Mohdi oder Mahadi Ebn Lomrut, und eine worauf statt des Nahmens steht der Koran ist unser Imam. Alle diese sind vom Hrn. Bischof Münter. IV. Münzen der Seldschuken von Rum besitzt die Sammlung jetzt 20 Stück, die durch Seltenheit und historische Merkwürdigkeit, so wie durch die gute Beschaffenheit der Exemplare sich auszeichnen. Die älteste ist ein Drachme von Kocneddin Soliman vom Jahre 593 (1196 n. Ehr.), vielleicht die älteste bekannte aus dieser Classe, und in doppelter Hinsicht merkwürdig, indem sie den König zu Pferde vorstellt (vermuthlich von Armenischen Münzen dieser Zeit nachgeahmt), und das Zahlzeichen ۴ in der Jahrzahl hat; wahrscheinlich das älteste Beispiel vom Gebrauch der Zahlzeichen auf Münzen. Ein ähnliches, N für 4, findet sich auf einer andern Seldschuken Münze. Die übrigen Münzen dieser Classe sind von Laicobad, dem zehnten Könige in dieser Dynastie, Laichorru (6 Stück) Dzeddin, und seinen Brüdern (6 Stück) und Kocneddin, der die Dynastie endigt. Da von den letztern schon vorhin in diesen Blättern die Rede war, 1812. S. 321 ff., so kann sich Rec. hier darauf beziehen. Das dort unerklärt gebliebene Wort, das der Verf. jetzt, aus Vergleichung einer Münze von Kocneddin von 636 (1258), wo deutlich *جرهان* zu lesen ist,

براهين امير المومنين liefert, erklärt er für eine Veränderung des Persischen براننه Barvaneh, welches nach Abulfeda der Titel des Mogolischen Geschäftsführers oder Gesandten am Seldschukischen Hofe war. Diese Benennung legten sich die Seldschukischen Prinzen an, und nannten sich Barhan, im Plural Barahim, Statthalter, Geschäftsführer des Chalifen, um dadurch als Muhammedanische Fürsten ihre Anhängigkeit und Treue gegen den Chalifen als Oberhaupt des Islam zu bezeichnen. — Eine bisher unbekannte Münze von Roccneddin hat auf der Rehrseite, anstatt des gewöhnlichen Namens

des Chalifen, الله المنة, vermuthlich dasselbe was sonst الله الامر, Gottes ist die Macht. Sie ist nämlich nach Zerstückung des Chalifats durch Hulagu geprägt. Die Münzen dieser Dynastie zeichnen sich durch Gehalt und Gewicht so wie durch gutes Gepräge vor den meisten Dynastien Münzen aus, und gleichen an Gewichte und Werth völlig den Arabischen Drachmen aus der besten Zeit des Chalifats. V. Münzen der Mogolischen Großchane und Nachfolger von Gingschan in Persien. 1) Von Mangu oder Munkafa Chan. Der letztere Name kommt auf vier Arabischen silbernen und zwei Kupfermünzen vor, auf einer andern Drachme mit Uigurischmogolischer Schrift heißt er Mangu Chan. Beides ist also richtig, vielleicht in einer Nebenbedeutung verschieden. — Auf andern Münzen steht bloß der gerechte Kaan. Letztere, die durch ihre eigenthümliche Verzierungen verrathen, daß sie aus Einer Münzstätte hervorgegangen sind, sind zu Tiflis in Georgien geprägt, und der Typus dauerte unter den folgenden Groschanen fort. Denn es ist eine mit dem J. 674 (1275), die also unter Abaca Chan

fällt. Merkwürdig ist, daß auf einigen dieser Gattung der Monathsnahme bemerkt ist, Moharrem, Rabia el Awel auf der von 674, also Sept. 1275, eine Eigenheit die man sonst nur auf Parthischen Tetradrachmen gefunden hatte. 2) Von Hulagu Chan ein seltenes Stück aber von schlechtem Gepräge, ohne Jahrzahl und Prägeort, die vielleicht vermischt sind. 3) Von Mahmud Gazan Chan. Diese sind von zweyerley Art; einige haben auf der einen Seite Uigurische Schrift, andere Arabisch den Nahmen **الاعظم السلطان غازان محمود خان** der große Sultan Mahmud Gazan Chan. Die Rehrseite hat auf beiden Arten Arabisch die Formel: **Im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, des einigen Gottes, nebst einem ♯.** Sie sind also von christlichen Fürsten, die Mogolische Vasallen waren, vermuthlich in Georgien geprägt. Ort und Jahrzahl fehlen. 4) Von Mohammed Chodabende, eine Münze die sich durch die künstliche Art auszeichnet, mit welcher das Mohammedanische Glaubensbekenntniß geschrieben ist, so daß es im Kreise gelesen werden muß. Aber in der Mitte sind noch Worte, die nicht zum Sunnitischen Glaubensbekenntniß gehören, vielleicht **الله ولي** Ali ist Freund Gottes, welches die Schiiten zum Symbol hinzusetzen. Da nun am Rande die Nahmen der vier Sunnitischen Imame, Abubekr, Omar, Osman, Ali, stehen, so scheint die Münze für beide Parteien, zwischen welchen der Chan schwankte, oder für deren keine er sich ausschließlich erklären wollte, eingerichtet. Sie ist vom J. 736 (1335) dem letzten Regierungsjahre des Chodabende. Früher hatte er sich für die Schiiten erklärt, wie eine schöne Drachme der hiesigen Sammlung Taf. III. 26. beweiset. 5) Von Abusaid dem letzten der Gingschaniden in Persien, zwey fast

unleserliche Kupfermünzen. Silberne waren schon vorher in der hiesigen Sammlung. Eine Silbermünze worauf in sehr künstlichen Quadraten Bshader Chan zu stehen scheint, gehört auch wahrscheinlich diesem Chan, der diesen Titel, der tapfere, führte. Ueberhaupt zeigt sich auf den Münzen dieser Zeit der Geschmack an künstlich verzierter geschworfelter Schrift. Es war das Zeitalter der neugothischen Schrift im Orient wie im Occident. Uebrigens folgen die Mogolen-Münzen im Gepräge und Gewicht im Ganzen den damaligen Drachmen, werden jedoch an Gewicht immer geringhaltiger.

VI. Münzen der Chane von Kibischak. Von diesen bisher fast gar nicht bekannten Münzen besitzt die Sammlung jetzt eine beträchtliche Anzahl, die eine Art von Folge bilden. Sie sind nur dadurch merkwürdig, daß sie die Nahmen der Chane meist mit Arabischen, zuweilen mit Uigurischmogolischer Schrift enthalten, nebst der durch Ziffern ausgedrückten Jahrzahl, also zur Bestimmung der Folge der Chane und vielleicht zur Verichtigung der Zeitrechnung dienen könnten. Nur tritt dabey die Schwierigkeit ein, daß sie meistens mit einem zu großen Stempel geprägt sind, der, bey dem geringen Umfang der Münze, nur zum Theil auf der Fläche ausgedrückt werden konnte, daher man mehrere Münzen vergleichen muß, um die Inschrift vollständig zu haben. Häufig ist der Nahme nicht ausgedrückt. Dazu kommt oft eine schlechte unbestimmte Schrift, deren verschlungene Züge schwer zu entziffern sind. Außerdem sind viele Exemplare, da sie meist unter Trümmern zerstörter Gebäude, in den Ruinen des alten Madschar gefunden worden, besonders die Kupfermünzen, durch Rost und Grünspan entstellt und unleserlich. Was unter diesen Umständen sich gewinnen ließ kommt auf folgendes zurück: 1) Die

ältesten Münzen dieser Chane haben ein Monogramm, das entweder aus Linien besteht, oder einem Dreyzack gleich. Die Zahl AA 677 zeigt, daß sie in die Zeit des Mangu Timur, Entels von Gengischan gehören. 2) Münze von Coctogu Chan, 715. Der Name ist Uigurisch geschrieben. 3) Von Usbel Chan, ohne Jahrzahl, er regierte bis 1341. 4) Von Gjanibec Chan 744. Auf einigen ist der Name Uigurisch. 5) Von Kildibec. Nur Kupfermünzen mit einem S bezeichnet, dem Anfangsbuchstaben seines Namens. Eine Silbermünze, die Herr v. Klaproth in seiner Kaukasischen Reise S. 427 beschreibt, findet sich nicht, und beruht wahrscheinlich auf einer Verwechslung. 6) Zwey Münzen vielleicht von Uruschan 761, nebst zwey ähnlichen Kupfermünzen. Der Prägeort ist dunkel. Die vorhergehenden sind fast alle zu Serai oder Neuserai, der Hauptstadt des Ribeschakischen Reichs geprägt. 7) Von Coctamish Chan 782, und 786 zu Astrakan. Noch einige verflümmelte Silbermünzen und die meisten Kupfermünzen sind unleserlich. VII. Ungewisse Münzen, aber auch von Gengischaniden, von Sultan Soliman 743 (1341). Da der Name, der hier mit Uigurischer Schrift geschrieben ist, unter den Chanen von Ribeschak nicht vorkommt, so gehört die Münze vielleicht einem der Nachfolger Abufajds in Persien. Die sehr kleine Schrift und das eigenthümliche Gepräge der Münzen machen dieses wahrscheinlich. 2) Von Hassan Chan, vielleicht von Hassan Duzruk, Stifter der Dynastie der Ilchanier die 1356–1410 in Bagdad und im Irak herrschte. Aber Jahrzahl und Prägeort fehlen. 3) Von Sultan Avis, Sohn des vorhergehenden, merkwürdig durch ihre Kleinheit und saubere Schrift. In der Mitte steht, wenn der Verfasser richtig gelesen hat **Al. Gott. All.** welche Zusammenstellung auf

einen der Schiitischen Secte zugethanen Fürsten deutet. 4) Timuriden. Eine schöne Münze mit dem Nahmen Sultan Mahmud Ibn Emir Gurkan, Samarkand 793 (1390) in der Mitte die drey Kreise, die, nach Arabischah, eine Eigenthümlichkeit der Münzen Timurs waren. Die Münze muß noch bey Lebzeiten Timurs, der 1404 starb, geprägt seyn, und da sich unter seinen Söhnen kein Mahmud findet, so muß dieser sein Enkel, der von den Historikern Pir Mohammed genante Sohn des Miran Schah, seyn. Timur hatte ihn zum Erben seines Reichs bestimmt, er ward aber von seinem Bruder Chalil aus Samarkand verdrängt und starb bald darauf. Mahmud scheint also unter Timur Statthafter zu Samarkand gewesen zu seyn, wo diese Münze mit Genehmigung seines Großvaters geprägt ist. Eine andere ähnliche Münze, die auch die drey Kreise gehabt zu haben scheint, ist zu unleserlich um etwas darüber zu bestimmen. Wenn die Jahrzahl VA 780 bedeutete, so würde sie von Timur selbst seyn. Zwey andere Münzen ganz in Mogolischer Manier haben den Nahmen Sultan Alaeddin und die Jahrzahlen 911 (n. Ehr. 1505) und 1112 (1700). Da keine Mogolische Dynastie außer den Usbeken in Charism und den Scheibaniten in Turan so spät hinab gedauert hat, so könnte sie wohl einer von dieser angehören; aber die große Aehnlichkeit in Nahmen und Schrift von zwey Münzen, die zwey Jahrhunderte von einander entfernt seyn müßten, hat immer etwas räthselhaftes. — Bey der Erklärung der Uigurisch geschriebenen Nahmen rühmt der Verf. dankbar die Hülfe die ihm Herr Hofr. von Klapproth theils in der schon genannten Reise, theils durch beygelegte Notizen geleistet hat.

1272 G. g. A. 127. St., den 8. Aug. 1814.

Hildesheim.

Hey Berstenberg: Christliche Religionslehre. Ein Anhang zu Gesenii Katechismus — vom Pastor Kästner zu Salzdorf. 1813. 46 S. in kl. Octav.

Es ist schon eine starke Empfehlung für diese Schrift überhaupt, daß das Consistorium zu Hildesheim durch ein im vergangenen Jahre erlassenes Ausschreiben den unter ihm stehenden Predigern und Schullehrern den Gebrauch und die Verbindung derselben mit dem Gesenius'schen Katechismus angerathen und selbst versichert hat, daß sie diesem Katechismus füglich angebunden werden könne, wodurch die Schrift eine Art öffentlicher Autorität erhält, und sich an eine andere durch Alterthum und langen Gebrauch geheiligte anschließt. Sie ergänzt die im Landeskatechismus fehlenden, zu einem vollständigen Religionsunterrichte erforderlichen Sätze, und bestimmt manche daselbst nicht vorkommende oder nur berührte Begriffe durch feste Definitionen. Man kann aber auch diese Schrift an sich als einen kurzen Leitfaden der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ansehen, und in Kirchen, Schulen und Familien gebrauchen. Die Lehren sind nicht, wie im Gesenius, sondern, so weit es ein Buch dieser Art verträgt, systematisch, nach einer natürlichen Ableitung und Auseinanderfolge angeordnet. Wir haben in dem Verfasser mit Vergnügen einen unserer ehemahligen würdigen gelehrten Mitbürger erkannt. Treffende Auswahl, Klarheit und Einfachheit zeichnen diese kleine Schrift aus, welche auch durch ihren wohlfeilen Preis in desto mehrere Hände kommen wird. Das Exemplar kostet ungebunden nur 1 Ggr.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1814.

Leipzig.

Bei Joh. Ambrosius Barth: Versuche philo-
sophisch-grammatischer Bemerkungen, von W.
H. Doeleke, Prof. am Gymnasium zu Heiligenstadt.
Zweiter Versuch. 1814. 83 Seiten.

Hr. Doeleke, ein sehr achtungswerther Gelehr-
ter, beschäftigt sich schon seit einiger Zeit mit einer
philosophischen Grammatik, worin er die allgemeinen
Grundsätze über Philosophie der Sprache darlegen
will, die eine Vergleichung von etwa 40 Sprachen
ihm gelehrt hat. Da aber das Ganze noch nicht so-
gleich erscheinen kann, hat er sich entschlossen, vor-
läufig eine Reihe einzelner Versuche über diesen Ge-
genstand herauszugeben, die eine Probe seiner Be-
handlungsart seyn sollen. Der erste Versuch, Göt-
tingen 1812, enthielt eine Critik der Lehre vom den
Französischen Participes; der zweyte, den wir jetzt
vor uns haben, enthält Erörterungen über die casus,
die tempora, das pronomen und das verbum sub-
stantivum, nebst Excursen, besonders über die Grie-
chische Sprache in Beziehung auf die genannten Ge-
genstände. In dem ersten Abschnitt über die casus

H (6)

geht der Verf. von dem Sage aus: Die *casus* drücken Raumverhältnisse aus. Da ein Ding nicht anders als im Raume existiren kann, so ist mit seiner Existenz auch zugleich das *Wo* gegeben, und da dieses *Wo* nicht immer dasselbe seyn kann, so entsteht sofort der Begriff *Wo* heraus, mit welchem zusammenhängt der Begriff des *Wo* hinein. Dieses auf die Sprache angewendet, ist noch zu bemerken, daß diese wirklichen Raumverhältnisse auch metaphorisch erscheinen müssen, da in denselben nicht bloß Dinge, sondern auch Begriffe angedeutet werden. Nun kann etwas überhaupt auf doppelte Weise dargestellt werden: 1) als handelnd, 2) als leidend, und in dieser letzten Beziehung a) als bloß leidend, b) in sofern etwas an, in, auf ihm (das *wo*), c) in sofern etwas von ihm (das *woher*), d) in sofern etwas zu ihm (das *wohin*) angedeutet wird. Dieses gibt in derselben Ordnung die *casus* Nominativ, Accusativ, Localis, Genitiv, Dativ. Denn der Ablativ ist kein *casus* und seine Einführung in andere Sprachen verdankt er der slavischen Nachahmung der lateinischen Declinationschemata. Ferner ist bey den genannten *casibus* selbst auch an die metaphorische Bedeutung zu erinnern; in *woher* liegt auch der Begriff von, in sofern es einen Theil einer Sache oder ihr angehörig bedeutet; z. B. ein Freund von mir. Eben so das *Wohin* hat eine wirkliche Bedeutung und eine metaphorische, z. B. in "jemandem beschwerlich fallen." Hierbei ist noch zu merken, daß in den Sprachen, welche *Casusformen* haben, die wirkliche und eigentliche Bedeutung gewöhnlich durch Präpositionen ausgedrückt wird, die metaphorische aber durch die bloßen *casus*. Endlich das *Wo* wird in der wirklichen und metaphorischen Bedeutung deswegen nicht unterschieden, weil das *Wo* allen andern Präpositionen

zum Grunde liegt und, da es in sehr verschiedenen Modificationen vorkommt, sich nicht gut casus dafür bilden konnten. Daher nun die gewöhnliche Zahl Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ. So weit der Verfasser. Hierin fällt uns mehreres auf. Einmahl daß so geradezu im Nominativ das Handeln liegen soll. Der Nominativ nennt etwas an und für sich, welches in sofern schlechthin beziehungslos ist. Soll er als handelnd oder auch als leidend (denn auch das geht natürlich an) erscheinen, so ist nöthig, daß er erst in einen Satz trete, d. h. in ein bestimmtes Verhältniß zu andern Worten und Begriffen. Zweytens, in sofern der Verf. das bloße Leiden unterscheidet von den dreyn übrigen Fällen, wo das Leiden in Raumverhältnissen erscheint, wird doch wohl dasselbe für sich, ohne Raumverhältnisse, betrachtet, und so beruhete denn der Accusativ und gewiß auch der Nominativ nicht gleichermaßen auf Raumverhältnissen wie die übrigen; gleichwohl war dieses von den casibus oben allgemein behauptet. Auch kann nicht eingewendet werden, daß der Accusativ und Nominativ deswegen ebenfalls auf Raumverhältnissen beruheten, weil alles Handeln und Leiden im Raume vorgehe; denn außerdem, daß man alsdann mit gleichem ja noch größerem Rechte auch die Zeit herbeyrufen könnte, ist ja von Raumverhältnissen die Rede, d. h. von einer bestimmten durch die casus gegebenen räumlichen Entgegensetzung der Dinge; so daß auf keine Weise der Nominativ und Accusativ hierher gehören können. Was ferner die übrigen anlangt, so ist der Localis weder ein bestimmter wirklich vorhandener casus, noch kann er es seyn; und eben so wenig kann unsrer Meinung nach in dem Begriffe des Genitivs und Dativs das bloße räumliche *Uer* und *Hin* die Hauptgrundlage bilden; wohl aber mö-

gen die sämmtlichen casus obliqui vermöge ihres Begriffs auch gern gebraucht werden zu bestimmten räumlichen Bezeichnungen, entweder in Verbindung mit gewissen Verbis oder mit Präpositionen und Verbis. Dieses bestätigt auch der Umstand, daß nach des Verf. eigener Bemerkung, die Sprachen welche Casusformen haben, also sich vollständiger auch den Formen nach entwickelt haben, eben dieses bloße räumliche an, zu, von u. s. w. den Präpositionen größtentheils zu überlassen pflegen, und man kann hinzufügen, in manchen Fällen ganz und gar überlassen müssen. Dabey mögen wir übrigens gern zugeben, daß nicht selten an dem Räumlichen Casusbegriffe sich zuerst entwickelt haben, wie mehrmahl die Formen beweisen, ohne daß damit zugegeben wäre, es könne nun auch das volle Leben eines jeden auf dergleichen Anfänge zurückgebracht werden. Welches wohl jedem einleuchten wird, der nur z. B. den einzigen Genitiv im Griechischen aufmerksam betrachtet. — Der zweyte Abschnitt ist von den temporibus. Hier befolgt der Verf. die auch von andern zum Grunde gelegte Eintheilung in 9 tempora nach den drey Ansichten, welche jede gegenwärtige, vergangene, zukünftige Handlung darbietet. Dazu kommen außerdem die Aoristen. Da diese Betrachtungsart jetzt bekannt genug ist, so ging der Verf. hier weniger speciell ein; wie man auch aus dem sieht, was weiter unten über den Aorist beygebracht wird. Hier wird zuletzt S. 72 vorgeschlagen, den Aorist der Vergangenheit vom Perfect dahin zu unterscheiden, daß er einen vergangenen Zustand in Hinsicht auf die Vergangenheit darstelle, wie das Perfect einen vergangenen in Hinsicht auf die Gegenwart. Die Einwendung aber, das vom Aorist Gesagte passe eben so auf das Plusquamperfect, wird damit abgewiesen,

daß theils der Aorist auch wirklich für das Plusquamperfect stehe, theils dann doch noch ein großer Unterschied des Sinnes sey. Welches doch offenbar die Erklärung bey Seite schiebt. — In dem dritten Abschnitt wird vom pronomen gehandelt. Der Verf. bemerkt hier zuerst, daß ohne Zweifel das bloße Nahmengen die älteste Bezeichnung der Dinge sey; daß alsdann im Fortgange, um nicht zu wiederholen und auch um bestimmter zu sprechen, wahrscheinlich zuerst das pronomen der ersten und zweyten Person entstanden, indem man statt des pronomen der dritten Person sich noch bequem des bloßen Namens habe bedienen können, und führt dafür an, daß namentlich im Hebräischen im praeterito, als der frühesten Tempusform, sich noch kein pronomen der dritten Person angedeutet finde. Hernach kam alsdann auch ein Zeichen für die dritte Person auf, welches, da nur ein Hinzugehen erfordert wurde, eigentlich ein pronomen demonstrativum war. Aus diesen dreyen entstand sodann alles übrige. Hierüber wird von dem Verf. Mehreres passende beygebracht. — In dem vierten Abschnitt erklärt der Verf. die Entstehung des verbi substantivi. Ein pronomen, sagt er, bezeichnet im allgemeinen Jemanden, ein Wesen, ein Existirendes, und daher ist natürlich, daß nach und nach die pronomina auch für die besonders anzudeutende Existenz gebraucht wurden. Am leichtesten aber konnte dieses bey dem pronomen der dritten Person der Fall seyn, als welches sich auf alles Existirende überhaupt bezieht. So entstand nun aus der Zusammensetzung eben dieses pronomina mit den beiden ersten das Verbū substantivum. Der Verf. zeigt dieses aus mehreren Sprachen, z. B. im Maltesischen, jena hu, enti hu, daq hu d. h. wörtlich ich er, du er, er er. Dieser Abschnitt

enthält manches Lehrreiche, jedoch können wir die Etymologien nicht alle verbürgen. — Hierauf folgen die Excursse. In dem ersten Excurs über die Griechischen casus bemerkt der Verf. zuvörderst, daß die Endungen $\omicron\varsigma$ η \omicron $\omicron\upsilon$ das mit dem Wort zusammengewachsene pronomen oder, was einerley, Artikel seyen. Dem gemäß ist also im genitiv der dritten das $\omicron\varsigma$ pronomen, eben so im genitiv der zweyten das hinzugesetzte \omicron (denn die andere beygebrachte Erklärung hat der Verf. mit Recht selbst schon verworfen), und die erste setzet im genitiv jedesmahl das pronomen unmittelbar an die Urform. Im Accusativ ist das $\eta\upsilon$ und $\omicron\upsilon$ auch pronomen und das α der dritten wahrscheinlich der Dorische Artikel für η (?). Das ι im dativ aber scheint das paragogicum zu seyn, wie es z. B. in $\nu\omicron\upsilon\iota$. erscheint. (Warum nicht lieber, was doch analoger wäre, das von den Grammatikern angeführte pronomen der dritten Person?) Diesem gemäß bedeuten alle casus ursprünglich daselbe. Auch wird dieses auf den pluralis angewendet. In wiefern nun die Vergleichung der sämtlichen dem Verf. bekannten Sprachen zwingt, die Griechischen Casusendungen gerade für pronomina zu halten, können wir nicht entscheiden; nur das ist uns gewiß, daß gerade die Verschiedenheit der Endungen zeigt, daß man die casus unterscheiden sollte. Denn gerade dieses, daß z. B. der Nominativ der zweyten Declination auf $\omicron\varsigma$ nicht auch den Genitiv auf $\omicron\varsigma$ leidet, daß die Genitivendung $\omicron\varsigma$ nur gerade in der dritten ist, welche in der Regel kein $\omicron\varsigma$ im Nominativ hat, und wenn sie es hat, daß denn $\omicron\varsigma\omicron\varsigma$ angelegt wird u. s. w., gerade dieses offenbart unserm Erachtens deutlich das Bestreben der Griechischen Sprache, wirklich die casus möglichst zu unterscheiden, und dieses Bestreben, und folglich auch das

Bewußtseyn, daß die *calus* nicht dasselbe bedeuten, muß, denken wir, so alt seyn als der Gebrauch der Endungen selbst; wenigstens wird jeder zugeben, daß das Gegentheil noch viel mehr Hypothese sey. — In dem zweyten Excurs über das Griechische pronomina sucht der Verf. weiter auseinander zu setzen, was oben bemerkt war, wie nämlich das pronomina personale der dritten Person und das demonstrativum ursprünglich eins gewesen, und wiederum von dem Demonstrativ sich nicht unterschieden habe das relativum und interrogativum, ferner wie aus den pronominaibus auch conjunctiones und copulae entstanden, wie z. B. *quod* als Pronomen dient und als Partikel, *ut* an *ut* erinnert u. s. w. Hier stellt der Verf. mancherley Vergleichungen unter den Sprachen an, und bringt Mehreres über die Partikeln bey. — Dritter Excurs, von dem Griechischen Verbo. Hier bemerkt der Verf. zuerst, daß *εγω* und dessen andere Personen ganz Persisch seyen, und also eigentlich *ich*, *er*, *du*, *er* er bedeutet hätten, daß ferner auf dasselbe hinauskomme die Griechische Zusammensetzung *εγω* u. s. w. Von diesen sind alsdenn *ωω*, *ωω*, *ωω* nur Dialectverschiedenheiten, und drücken wie *εγω* nur Existenz aus. Von hieraus weiter gehend bemerkt er, daß *εγω*, *εγω*, *εγω* ursprünglich nicht mehr verschieden als *ω*, *εγω*, *εγω*, d. h. ganz dasselbe seyen. Eben so activum, passivum und medium; denn da das *ω* von *εγω* nicht verschieden, so ist auch kein Grund warum *εγω* und *εγω* nicht eins seyn sollten. Endlich sind eigentlich auch alle tempora gleich. Anfänglich bezeichneten alle tempora praeterita nicht die Vergangenheit vorzugsweise, sondern weiter nichts als die tempora auf *ω*; wie *ω* als ursprüngliches pronomina nicht eigentlich eine bestimmte Zeit andeuten

konnte, eben so wenig η oder γ oder α , denn dieses ist auch nur pronomen, u. s. w. So daß folglich, welches das Resultat ist, alle tempora, alle modi, alle voces ursprünglich eins und dasselbe gewesen. Um nun auch hierüber unser Urtheil anzudeuten, so ist es wohl außer Zweifel, daß ursprünglich das Griechische Verbum eben so die pronomina ansehte wie andere Sprachen, und Rec. ist durch genauere Untersuchung der Paradigmen auch schon seit längerer Zeit zu diesem Resultat gekommen, nur mochte er darin nicht so weit gehen als der Verf. So z. B. verglich Rec. immer schon μ , σ , τ mit $\mu\alpha$, $\sigma\alpha$, $\tau\alpha$, und er zweifelte nicht daß diese Formen durch jene entstanden; aber er hielt sie nie dergestalt für absolut eins, daß nun aller ursprüngliche Unterschied zwischen dem Activen und Passiven wegfiel. Wir dachten eben nur, diese Formen seien jenen analog gebildet, eben so wie $\sigma\tau\omega$ den $\tau\omega$, $\sigma\tau\epsilon$ den $\tau\epsilon$ u. s. w. Daß alle ursprünglich gleich und dasselbe gewesen, ist, so viel wir sehen, eine Hypothese, die sich mit nichts erweisen läßt; und außerdem noch die Frage aufdringt, weswegen überall $\mu\alpha$, $\sigma\alpha$, $\tau\alpha$ gesagt worden, wenn dadurch nichts verschiedenes habe sollen bezeichnet werden. Irgend ein absoluter Anfang muß auch hier irgendwo und irgendwie gesetzt werden, und da scheint es uns am natürlichsten, mit dem Heraustreten solcher sich dem Gehör so kräftig und fest unterscheidenden Formen auch zugleich das Bewußtseyn der Begriffsverschiedenheit zu setzen. Uebrigens wollen wir dem Verfasser gern auch hierin weiter vernehmen, wenn er etwas zweifelloses darüber zu geben vermag. — Der letzte Excurs endlich betrifft die Tempusformen der Russischen Sprache. — Dieses Wenige mag hinreichen, die vorliegende Schrift allen denen zu empfehlen, welche sich für Gegenstände dieser Art interessieren.

**Göttingische
gelehrte Anzeigen**
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 13. August 1814.

Göttingen.

Wir haben noch eine kurze Anzeige von der letzten Opposition der Vesta im Februar d. J. und einigen dadurch veranlaßten Rechnungen nachzuholen. Auf der hiesigen Sternwarte waren von dem Prof. Gauß folgende Beobachtungen am Mauerquadranten gemacht worden:

1814	M. S. in Göttingen	Scheinbare gerade de Aufsteigung	Scheinbare Abweichung
Febr. 12	12 ^h 30' 15"	149° 56' 48" 3	20° 47' 9" 3N.
14	12 20 26	149 27 22,8	21 3 3,3
15	12 15 31	149 12 35,5	21 10 55,7
20	11 50 55	147 58 14,3	21 47 35,5

Bei der sehr geringen Beleuchtung, die der Planet in dem lichtschwachen Fernrohr vertrug, kann diesen Beobachtungen nur eine mittelmäßige Genauigkeit beigelegt werden.

Von auswärtigen Sternwarten erhielt Prof. Gauß folgende Beobachtungen mitgetheilt:
J (6)

Beobachtungen der Vesta auf der Seeberger
Sternwarte von Hrn. Nicolai.

1814	Dr. Seeberger Z.	Scheinb. gerade Aufsteigung	Scheinb. Abw.
Febr. 12	12 ⁿ 30 16" 0	149 ^o 57' 0" 0	. . .
15	12 15 31,6	149 12 42,0	. . .
20	11 50 55,1	147 58 15,9	21 ^o 47' 28" N.
25	11 26 25,1	146 45 26,8	. . .
26	11 21 32,7	146 31 17,7	. . .
28	11 11 50,7	146 3 39,9	. . .

Beobachtungen der Vesta auf der Königsberger
Sternwarte von Hrn. Prof. Bessel.

1814	Dr. B. in Königsberg	Scheinb. gerade Aufsteigung	Scheinb. Abw.
Jan. 31	13 ⁿ 28' 25"	152 ^o 40' 16" 8	19 ^o 6' 38,4 N.
Febr. 9	12 45 5	150 40 49,2	20 22 8,3
13	12 25 30	149 42 44,3	20 54 38,2
14	12 20 35	149 27 56,6	21 2 37,9
19	11 55 58	148 13 33,3	21 40 19,8
21	11 46 8	147 43 51,5	21 54 27,8
22	11 41 13	147 29 9,1	22 1 9,7
25	11 26 33	146 45 47,0	22 20 34,1
26	11 21 40	146 31 36,8	22 26 34,1

Die Polhöhe der neuen Königsberger Sternwarte hat Hr. Prof. Bessel aus 69 mit dem 2füßigen Cary'schen Kreise beobachteten Culminationen des Polarsterns zu $54^{\circ} 17' 50'' 31$ bestimmt.

Hr. Dr. Gerling in Cassel übernahm die Vergleichung dieser sämtlichen Beobachtungen mit den letzten Elementen, bey welchen, um eine bessere Uebereinstimmung zu erhalten, die Epoche abgeändert und für den 13. Febr. 12ⁿ M. Z. in Göttingen zu $154^{\circ} 54' 8'' 39$ angenommen wurde. Diese Rechnung gab folgende Unterschiede

129. St., den 13. Aug. 1814. 1883

	in gerader Aufsteigung	in der Abw.	Beobachter
Jan. 31	— 11' 15	+ 4,44	Bessel
Febr. 9	— 6,05	+ 5,08	B.
12	— 6,75	. . . .	Nicolai
12	— 16,45	+ 10,42	Gauß
13	— 3,16	— 0,11	B.
14	— 3,13	+ 5,62	B.
14	— 11,23	+ 16,76	G.
15	— 8,95	+ 22,86	G.
15	— 0,46	. . . .	M.
19	+ 4,77	+ 4,42	B.
20	+ 2,53	+ 6,57	M.
20	+ 2,98	+ 0,21	G.
21	+ 2,61	+ 6,97	B.
22	+ 2,48	+ 0,93	B.
25	+ 3,60	+ 5,05	B.
25	+ 6,28	. . . .	M.
26	+ 1,76	+ 0,66	B.
29	+ 5,58	. . . .	M.
28	+ 7,92	. . . .	M.

Hiernächst leitete Hr. Doctor Berling aus diesen Resultaten die Opposition selbst ab, und bestimmte dann neue Elemente, welche die vier Oppositionen von 1810, 1811, 1812, 1814 darstellen.

Sünfte beobachtete Opposition der Vesta.

1814 Februar 13. 9^h 5' 40" M. Z. in Göttingen
 Wahre Länge 144° 34' 54" 47
 Geocentrische Breite 8 2 8,55 M.

Neue Elemente der Vesta.

Äpöche der mittlern Länge 1814.
 Febr. 13. 12^h in Göttingen 154° 55' 27" 83
 Länge des Perihel 249 38 6,69
 Länge des aufsteigenden Knoten 103 11 30,51

Beide für die Zeit der Epoche

Neigung der Bahn	7 8 16,01
Eccentricitätswinkel	5 8 30,75
Logarithm des mittlern Abstandes	0,3731261
Mittlere tägliche tropische Bewegung	977',95156

Derselbe geschickte Astronom ist jetzt mit der Berechnung einer Ephemeride für die nächste Erscheinung der Vesta beschäftigt, welche demnächst an einem andern Orte bekannt gemacht werden wird.

Düsseldorf.

Von J. C. Schreiner: Erstlinge von Tobias Mayer aufs neue herausgegeben von J. F. Benzenberg, nebst einigen Nachrichten von seinen Erfindungen und seinem Leben. Mit dem Motto: Mensor maris et terrae et magni sine limite coeli. LXXI und 56 Octavseiten mit 4 Kupfertafeln. 1812.

Unter diesen Erstlingen erhält man hier einen neuen Abdruck der selten gewordenen ersten Schrift des berühmten Astronomen, welche derselbe zu Esslingen 1741 (in seinem 19ten Jahre) unter dem Titel: Neue und allgemeine Art alle Aufgaben aus der Geometrie vermittelst der geometrischen Linien leicht aufzulösen, insbesondere wie alle reguläre und irreguläre Vielecke, davon ein Verhältniß ihrer Seite gegeben, in den Circul geometrisch sollen eingeschrieben werden u. s. w. herausgegeben, und sie dem damaligen berühmten Ranzler Freyh. v. Wolf zugeweiht hatte. Mayer hatte in seiner Jugend mit einem sehr harten Schicksale zu kämpfen. Seine Eltern, die ihm sehr früh wegstarben, hinterließen kein Vermögen, wovon er hätte erzogen werden können, auch fand sich kein Verwandter, der sich seiner Erziehung hätte annehmen wollen. Ein würdiger Mann, der damals Bürgermeister in Esslingen war, nahm sich zwar

des Knaben an, und ließ ihn in den dortigen Schulen unterrichten, aber auch dieser starb nach einigen Jahren, und keiner von der Familie bekümmerte sich weiter um den Jüngling, der von nun an (wahrscheinlich schon in seinem 14ten Jahre) für sich selbst sorgen mußte. Aber schon in diesem Alter zeigte er bewundernswürdige Talente zur Mathematik, und hatte es in derselben bloß durch eigenes Studium, und bey den dürftigsten Hülfsmitteln bereits in seinem 16ten Jahre so weit gebracht, daß er es wagen konnte, selbst Unterricht in dieser Wissenschaft zu erteilen, geometrische Messungen z. B. der Stadt Esslingen und ihres Gebietes zu unternehmen, und sich so seinen Unterhalt selbst zu verdienen. In seinem 17ten Jahre schrieb er die angeführten Erstlinge, und eignete sie dem Freyherrn v. Wolf zu. Aber es gelang ihm nicht, die Aufmerksamkeit des Kanzlers auf sich zu ziehen, wenigstens findet sich keine Spur, daß derselbe wohlthätig auf den Lebensplan des jungen Mannes gewirkt habe, wenn sich gleich schon in dieser Schrift der Erfindungsgeist des Verfassers, und das kecke Streben desselben nach hellen und klaren Ansichten, in einer Wissenschaft, in der er nie einen Lehrer gehabt hatte, auf das deutlichste offenbarte. Die Veranlassung zu dieser Schrift gaben die damals noch so sehr beliebten Constructionen der höhern Gleichungen vermittelst der so genannten geometrischen Orter. Mayer hatte über diesen Gegenstand in Wolfs Anfangsgründen keinen hinlänglichen Unterricht gefunden, und strebte etwas besseres, leichteres und vollkommneres zu liefern. Jetzt haben zwar diese Untersuchungen kein besonderes wissenschaftliches Interesse mehr, aber in so fern sie die erste schriftstellerische Arbeit eines der berühmtesten Gelehrten seines Zeitalters ausmachen, hatten sie

es allerdings verdient, wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen zu werden. Herr Prof. Benzenberg hat dieser Schrift beigefügt, was in Bruchstücken von **Mayers** Lebensgeschichte sonst bekannt geworden, und bereits an andern Orten zu finden ist, und gibt in der Einleitung eine kurze Geschichte von dessen Erfindung des Wiederholungskreises, welche eine merkwürdige Epoche in der neuern Astronomie bezeichnet, und von der einige Franzosen, unter andern selbst **Biot** (m. s. dessen Bericht über die spanische Gradmessung im *Moniteur* vom 7. April 1810) so sprechen, daß man glauben könnte "le secret d'attenuer indefiniment les erreurs des observations partielles, en les faisant suivre et succéder les unes aux autres sur le limbe circulaire de l'instrument" (des nunmehr so genannten **Repetitionskreises**) gehöre dem Hrn. **Borda** zu, da doch dieser selbst in seiner *description du Cercle de reflexion* die Erfindung **Mayers** zugeeignet hat. **Mayer** hatte überhaupt eine große Geschicklichkeit auch mit schlechten Werkzeugen gute Beobachtungen zu machen. Als der **Virdische Mauerquadrant** auf die Sternwarte kam, war keine taugliche Uhr, kein einziger beweglicher Quadrant vorhanden, womit ein anderer Astronom es gewagt haben würde, so genaue Beobachtungen zu machen, als erfordert wurden, den Mauerquadranten gehörig in die Mittagsfläche zu bringen. Zum ewigen Andenken wird das elende Werkzeug, dessen er sich hierzu bedient hatte, auf der Sternwarte aufbewahrt werden. Daß **M.** sehr gut in mechanischen Arbeiten erfahren war, kam ihm hiebei zu statten. Er verfertigte sich seine **Micrometer** selbst, theilte **Winkelmesser** und ähnliche Werkzeuge aus freyer Hand, und hatte ein scharfes **Augenmaaß**, Größen hiebei zu schätzen, die gewöhnlichen und ungeübten Augen verschwinden. Eines

Winkelmessers von 5–6 Zoll im Halbmesser, den er selbst abgetheilt hatte (und diese Abtheilungen waren zum bewundern genau, wie sich der Rec. davon durch vielfältige Proben überzeugt hatte) bediente er sich auf der Sternwarte, in Ermangelung besserer Werkzeuge, selbst zu mehreren astronomischen Beobachtungen, zu correspondirenden Höhen, Messungen von Mondsdistanzen u. dergl. Aber er wußte, was auch bey dem großen Fleiße, den er auf solche Abtheilungen verwandt hatte, dennoch für unvermeidliche Fehler zurückbleiben, und suchte sie nun durch die Beobachtungsmethode selbst unschädlich zu machen. So verfiel er, schon bey der Verfertigung des von ihm so genannten Rectipiangle, auf die schöne Methode derervielfältigung der zu messenden Winkel, wodurch er die größern Fehler seines Instruments bis auf wenige Secunden zurückbringen konnte, und die er hernach auch auf andere winkelmessende Werkzeuge anwandte. Hätten Mayern damahls so vollkommene Werkzeuge zu Geborthe gestanden, als man sie jetzt zu verfertigen weiß, so wäre er vielleicht auf jene Methode der Winkelmessung nicht verfallen, die immer in so fern eine Epochs in der Astronomie macht, als man nunmehr mit winkelmessenden Werkzeugen von einem sehr geringen Halbmesser, Messungen auf einen Grad der Genauigkeit bringen kann, wozu sonst große und kostbare Werkzeuge erfordert wurden. So gieng M. immer seinen eignen Weg, mit einer Beharrlichkeit und Ausdauer, das auszuführen, was er sich einmahl vorgenommen hatte, daß auch die größten Schwierigkeiten und Hindernisse ihn nicht abschrecken konnten. Wie viele Astronomen würden wie Mayer den Muth gehabt haben, alle Abende auf eine Sternwarte zu gehen, deren unteres Geschos mit 20 bis 30 Pulverfäßern angefüllt war, und wo beständig von unvorsichtigen Leuten hin und

1288 G. g. N. 129. St., den 13. Aug. 1814.

her, gegangen ward; und dieß war der Fall im siebenjährigen Kriege, als die Franzosen Göttingen besetzt hatten, und die Thürme auf dem Walle nicht mehr hinreichten alles Pulver zu fassen, von denen selbst einmahl einer mit 66 Menschen in die Luft flog. Unbekümmert um die Gefahr, die ihm jeden Augenblick drohete, brachte er hier ganze Nächte zu, und bey Tage arbeitete er seine Mondstafeln aus, unter der Last und Unruhe einer drückenden Einquartierung. Er starb an einem Fleckfieber, derselben Krankheit, welche ein in das Haus einquartierter Französischer Officier so eben in dem Lazareth überstanden hatte, und sich des geringen von anderer Einquartierung noch nicht besetzten Raumes auch noch mit Gewalt bemächtigen wollte. Seine Wittwe erhielt mehrere Jahre nach seinem Tode von dem für die Erfindung der Meereslänge ausgesetzten Preise von 20000 Pfund Sterling nicht 6000 Pfund, wie S. XIX gemeldet wird, sondern nur 3000. Noch jetzt wird die Mayetische Methode, die Meereslänge zu bestimmen, als die sicherste und brauchbarste anerkannt.

Paris.

Ben Barrois: Précis théorique et pratique sur les maladies de la peau, par Alibert. Erster Band. 1810. 437 Seiten in Octav.

Es enthält dieser Theil den Anfang eines Auszuges aus dem größern vom Verfasser herausgegebenen Werke. Der Grund, warum ersterer erscheint, liegt in der Kostspieligkeit des letztern, indem ein Unbemittelter dasselbe sich nicht anschaffen kann, und der Verf. doch seine Ansichten mehr verbreiten wollte. Da das größere Werk in unsern Blättern bereits angezeigt ist, so hat Rec. nur nöthig, das Daseyn des vorliegenden bloß anzugeben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 13. August 1814.

Berlin.

Realschule: De morte Jesu Christi expiatoria commentatio. Scriptit D. Guil. Mart. Lebr. de Wette, Theol. Prof. P. O. in univ. litterar. Berol. 1813. 104 Seiten in Quart.

Eigentlich keine Untersuchung über den Veröhnungstod Jesu, sondern vielmehr ein Versuch zu beweisen, daß der Tod Jesu auf keine Weise veröhnend gewesen und habe seyn sollen. Die Hauptsätze, welche der Verfasser dieser, dem dankbaren Angedenken der ihm von der theologischen Facultät zu Breslau ertheilten Doctorwürde gewidmeten Schrift, darzuthun strebt, sind folgende: Die alten Ebräer haben keine Art der Veröhnung von dem Messias erwartet, sie haben nicht geglaubt, daß der Messias leiden und sterben, noch auch dadurch Vergebung der Sünden erwerben werde, die Juden zur Zeit Jesu und der Apostel haben sich auch keinen solchen Messias versprochen, welcher die Nation durch Leiden und Tod mit Gott veröhnen werde; Jesus ist nur deswegen gestorben, um die Hoffnung eines irdischen Reichs bey seinen

R. (6)

Jüngern hinwegzuräumen und ihren Sinn auf ein himmlisches Reich zu richten, und um die Wahrheit, zu welcher er sich bekannt hatte, nicht zu verlassen und zu verrathen; dahin gehen auch die eigenen Aussprüche Jesu von dem Zwecke seines Todes; die Worte Math. 26, 28. *eis ἄφθονον ἀπαριών* sind ein späterer erklärender Zusatz. Jesus hat seinem Tode gar keine versöhnende Kraft zugeschrieben; die Apostel hingegen stellen ihn wirklich als ein stellvertretendes Versöhnopfer dar; Jesus hat daher ohne Zweifel selbst von seinem Tode als einem Opfer geredet, was aber er uneigentlich verstand, das nahmen die Apostel eigentlich, und kamen dadurch auf die abergläubische Lehre von einer durch den Tod Jesu geleisteten stellvertretenden Genugthuung.

Die vorliegende Schrift ist mit sehr viel Offenheit, Klarheit und Kenntniß geschrieben, und ist von uns mit der Aufmerksamkeit und dem Nachdenken, welche diese ihre Eigenschaften und die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischen, gelesen worden. Eben deswegen aber müssen wir auch um so unverhohlener gestehen, daß wir weder mit der Art und Weise, wie die Untersuchung angestellt worden ist, noch mit den zum Grunde liegenden Principien, noch mit den wesentlichen Resultaten und den dafür angeführten Gründen ganz zufrieden und einverstanden seyn können. In einer Untersuchung über den Versöhnungstod Jesu hätten doch auch andere, in der Bibel gleichfalls vorkommende, Begriffe von Versöhnung, als der gewöhnliche, beachtet werden müssen, und da würde sich gezeigt haben, daß die Bibel wirklich diesen Tod in einem sehr vernünftigen, erhabenen und mehrfachen Sinne für versöhnend ausgibt. Die Socinianische Ansichten hätten hier eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Uns dankt überhaupt durch die ganze biblische Lehre von

der Bedeutung und Absicht des Todes Jesu ein rationeller Grund hindurchzugehen, welcher von dem Verfasser, der zu sehr an Worten und der Oberfläche hängt, verkannt ist. Eben deswegen können wir auch die mancherley Täuschungen und Irrthümer, welche in dieser Abhandlung Jesu und den Aposteln zugeschrieben werden, nicht annehmen, noch auch die in derselben oft hervorleuchtende geringe Meinung von der Integrität, Glaubwürdigkeit und Harmonie der heiligen Urkunden des neuen Bundes theilen. Der Beweis, daß die Juden überhaupt vor und zur Zeit Jesu und der Apostel keine Vorstellung und Erwartung von einem leidenden, sterbenden, versöhnenden Messias gehabt haben, ist hier nicht hinreichend geführt. Es wird zwar kein Kenner behaupten, daß diese Vorstellung allgemein gewesen sey, aber daß sie nicht wirklich schon vor Jesus bey einem Theile der Nation vorhanden gewesen sey, hat der Verf. keineswegs erwiesen. Es wird von ihm selbst zugestanden, daß Zach. 12, 10-14. und Dan. 12, 1. von den Zeiten des Messias die Rede sey. In diesen Stellen aber wird deutlich gesagt, daß das Messiasreich unter großen Anstrengungen und Leiden werde gestiftet werden, und es ist nicht einzusehen, warum der Messias allein davon ausgeschlossen seyn sollte. Es wird auch zugestanden, daß die Vorstellung der Juden von den Schmerzen des Messias משיחא מרודא aus diesen Stellen entstanden, daß sie sehr alt sey und daß Jesus Matth. 21. darauf Rücksicht nehme. Nun geben wir zwar zu, daß diese Leiden sich nicht bloß auf den Messias beziehen, daß sie noch weniger das bezeichnen, was man Leiden Christi zu nennen pflegt, daß sie vornehmlich auf die Drangsale gehen, welche vorhergehen sollten, ehe das Messiasreich sich in seinem Glanze erhob, aber deswegen halten wir

uns noch nicht berechtigt, anzunehmen, daß nach der Meinung der Juden der Messias selbst an diesen Leiden keinen Antheil nehmen werde. Sehr gut wird in dieser Abhandlung bewiesen, daß die Juden bey den Versöhnopfern sich eine Stellvertretung dachten, daß sie glaubten, die Strafe überhaupt werde auf das Opfer übergetragen. Es wird zugestanden, daß die Menschenopfer, ungeachtet sie verboten waren, nicht ganz abgeschafft werden konnten, und daß daher allerdings die Meinung von dem versöhnenden Leiden und Sterben eines Menschen habe entstehen können. Dabey aber wird erinnert, daß diese Meinung doch nie in die orthodoxe Lehre habe übergehen können, daß auch kein Beyspiel vorkomme, und daraus wird geschlossen, daß die Idee eines Messias, welcher durch seinen Tod die Sünden des Volks ausfühne, den Ebräern ganz fremd gewesen sey. Allein es ist hierbey zunächst nur davon die Rede, ob überhaupt die Idee von dem versöhnenden Leiden und Sterben eines Menschen unter den Ebräern vor Jesus habe entstehen können, wirklich vorhanden gewesen und etwa auf den Messias übergetragen worden sey. An eigentliche Menschenopfer kann hier nicht gedacht werden, und von ihnen, welche im Ganzen verabscheut waren, möchten wir die Idee überall nicht ableiten. Die Idee einer versöhnenden Aufopferung des Messias schloß natürlich kein eigentliches Menschenopfer in sich, sondern ein durch seine unter höherer göttlicher Leitung stehende Schicksale herbegeführtes versöhnendes Leiden und Sterben. Der Verf. findet Jes. 53. zwar die Idee eines Versöhnungstodes des Messias nicht, wohl aber die, daß die Propheten durch die Leiden und Verfolgungen, die sie erduldeten, sich für das allgemeine Wohl geopfert, selbst unschuldig die Strafen der Sünden des Volks ge-

tragen und Versöhnopfer für dasselbe geworden seyen. Er nimmt zwar dieß uneigentlich, aber wie man es auch nehmen mag — eben so mußte auch der Versöhnungstod des Messias gedacht werden, sobald man auf diese Idee kam. Man konnte aber desto leichter darauf kommen, wenn man einmahl die großen und heiligen Propheten der Nation, unter deren Reihe er selbst gehörte und deren Gipfel er war, aus diesem Gesichtspuncte betrachtete. Es kommt noch hinzu, daß es unter den Ebräern eine alte gewöhnliche Vorstellung war, die Leiden der Unschuldigen seyen versöhnend für die Sünden der Schuldigen, und daß sie späterhin unter ihren Verdrückungen und Drangsalen, die sie als Strafen ihrer Sünden betrachteten, vor der Glückseligkeit des Messiasreichs, wie der Verf. selbst eingeseht, eine Reinigung d. h. Besserung und Ausöhnung des Volks erwarteten. Wie nahe lag nun der Gedanke, daß der Messias selbst durch freywillig übernommenes Leiden und Sterben die Sündenstrafen der Nation auf sich nehmen, sie dadurch von ihren Leiden befreyen, mit Gott versöhnen und zur Glückseligkeit leiten werde. Auch der Umstand, daß David ein Vorbild des Messias wurde, konnte dazu beitragen, daß man Leiden mit der Messiasidee vereinbaren lernte. Es geschieht denjenigen, welche dieß behaupteten, Unrecht, wenn man ihnen die Meinung zuschiebt, daß die Idee von dem Versöhnungstode des Messias aus dieser Quelle entsprungen sey. Daß aber wirklich ein Theil der Juden vor und zu der Zeit Jesu eine solche Vorstellung von dem Messias hatte, erhellt unwidersprechlich aus mehreren Stellen des N. T. Die Apostel beziehen mehrere Stellen des A. T. auf das Leiden und Sterben Jesu. Nun ist zwar eingewandt worden, daß sie erst, nachdem sie auf die abergläu-

bische Lehre vom Versöhnungstode des Messias gekommen, auf diese Deutungen gefallen. Allein sie hatten darin Jesum selbst zum Vorgänger, welcher viele Stellen des A. T. auf sein Leiden und Sterben bezog Math. 26, 24. Marc. 9, 12. 14, 49. Luc. 18, 31 ff. 22, 22. 37. 24, 26 f. 44 ff. Sie selbst haben also diese Deutungen nicht erst erfunden. Jesus selbst aber bezieht diese Stellen ganz eben so, wie andere, auf sich und seine Schicksale, er gibt auf keine Weise zu verstehen, daß diese Deutungen neu seyen, es haben also wohl viele andere vor und mit ihm im A. T. Weissagungen von einem leidenden und sterbenden Messias gefunden, und überhaupt einen solchen erwartet. Davon finden wir auch noch anderswo Spuren. Der Greis Simeon, welcher in dem Jesukind den Messias erblickt, sagt der Maria die traurigen Schicksale desselben voraus. Ein Schwerdt wird durch deine Seele dringen, sagt er Luc. 2, 35. Wenn man einwendet, daß hier nach dem ganzen Zusammenhange nicht vom Versöhnungstode des Messias, sondern von den Schwierigkeiten und Hindernissen die Rede sey, welche ihm seine Gegner in den Weg legen werden, so bemerken wir dagegen, daß hier nicht nur das in Frage stehe, ob die Juden vor und zur Zeit Jesu etwas von einem Versöhnungstode des Messias, sondern von seinem Leiden und Sterben überhaupt gewußt haben, welches ja der Verf. gleichfalls leugnet, und dann, daß eben hier Hindernisse von Seiten der Gegner zu den Leiden des Messias gerechnet werden können, daß übrigens der weissagende Greis, weil er offenbar von den heftigsten Seelenschmerzen der Mutter redet, ohne Zweifel andere größere Leiden des Sohns bezeichnen will. Der Läufer Johannes ruft bey dem Anblicke Jesu aus: *Id̄s o-αυτο̄ς τοῡ Ῑσου, ο ᾱρρω*

την αμαρτιαν του κοσμου Joh. 1, 29. 36. Hr. de Wette verwirft und widerlegt die Erklärungen als unphilologisch und unpassend, nach welchen hier bloß die Unschuld, die Sanftmuth, die Geduld Jesu in der Ertragung des Unrechts bezeichnet werden soll. Er selbst findet hier die Idee einer Versöhnung und glaubt, daß der Täufer Johannes habe sagen wollen: Jesus sey jenes Lamm, von welchem Jes. 53. geweiffagt sey, daß es zur Versöhnung des Volks leiden und sterben werde. Wir nehmen diese Erklärung ebenfalls an. Es kommt hier gar nicht darauf an, ob Lämmer geopfert wurden. Bey dem Jesaias ist von einem Lamm die Rede, welches geschoren und geschlachtet wird, aber der, welchen dieß Lamm darstellt, stirbt einen versöhnenden Tod, und der Prophet konnte selbst durch dieß Bild an die Versöhnopfer erinnert werden, ungeachtet Lämmer dazu gewöhnlich nicht gebraucht wurden. Uebrigens findet der Verf. hier einen unauflöflichen Knoten. So sehr er überzeugt ist, daß in diesem Ausspruche vom Versöhnungstode Jesu die Rede sey, so will er doch von der andern Seite beweisen, daß der Täufer damals keinen Begriff von einem solchen Tode haben konnte. Wenn der Täufer, sagt er, einen solchen von der gemeinen Meinung der Juden ganz abweichenden Begriff gehabt hätte, so würde er ihn seinen Jüngern geoffenbart haben; da nun einige Johannesjünger wirklich zu Jesu übergingen, Joh. 1. 37 f. — wie konnten diese über den Tod Jesu, als er ihnen denselben vorherfagte, als über etwas ganz Neues und Unerhörtes erstaunen, wenn sie der Täufer schon vorher darüber belehrt hatte? Auch schickte der Täufer eine Gesandtschaft an Jesus und ließ ihm Fragen vorlegen, aus welchen erhellt, daß er nicht einmahl gewiß wußte, ob Jesus der wahre Messias sey, daß

er wenigstens Anstoß an der Art und Weise genommen hatte, wie Jesus seinen Plan ausführte und seine wahre Absicht nicht kannte, welches auch Jesus selbst zu verstehen gibt, indem er nachher sagt, der geringste seiner Jünger sey dem Täufer an Einsicht in die Natur des Messianischen Reichs vorzuziehen Math. 11, 11. Endlich scheint auch Johannes den gemeinen Begriff von einem politischen Messias gehabt zu haben. Wir glauben, daß sich auf alles dieß antworten läßt. Wenn auch Johannes seine Jünger von der versöhnenden Kraft des Todes Jesu eigentlich belehrte, wenn er nicht bloß absichtlich kurze Aeußerungen hintwarf, so konnte es ja gar wohl geschehen, daß die Belehrungen bey seinen Jüngern nicht haften und eingriffen, daß sie dieselbe schon damahls befremdend fanden und sich eben so wenig daran gewöhnen konnten, als nachher, da Jesus anfieng, mit ihnen von seinem Tode zu sprechen. Die Frage des Täufers an Jesus hat nicht den Sinn: ob Jesus überhaupt der Messias sey, sondern sie enthält die Aufforderung, daß Jesus als solcher sich benehmen, sich offenbaren, sich bestimmen als solchen erklären soll. Wenn Jesus sagt, daß der Geringste in seinem Reiche größer sey, als Johannes der Täufer, so will er damit allerdings zu verstehen geben, daß Johannes den wahren Genossen seines Reichs an Einsicht in dasselbe nachstehe, aber dieß hindert nicht, daß der Täufer schon einen Begriff vom versöhnenden Tode des Messias gehabt habe, welcher doch nicht die ganze Natur dieses Reichs umfaßte. Daß Johannes einen politischen Messias erwartet habe, kann mit nichts erwiesen werden, daß er aber einen moralischen, welcher zugleich im Nahmen Gottes richten werde, angekündigt habe, ist aus Math. 3, 1-12. klar. Den Ausspruch Jesu von seinem Tode Math. 20, 28. er

klärt der Verf. zwar zunächst so, daß der Menschensohn gekommen sey um an der Sünden Statt zu sterben und damit die Strafe zu erdulden, die sie verdient hätten, allein er meint, daß dieß nicht eigentlich zu nehmen, sondern vielmehr nur so zu verstehen sey, daß dieser Tod heilsam für die Menschen seyn werde, sofern Jesu, durch seinen Tod bestätigte, Lehre die Menschen vom Elende der Sünde befreien werde. Daß aber nun solche Stellen, wenn sie in den Schriften der Apostel vorkommen, von ihnen ganz eigentlich und buchstäblich genommen worden, hat der Verf. nicht erwiesen, sondern nur aus andern vorausgesetzt, welche aber gleichfalls nur so viel beweisen, daß dieß der buchstäbliche Sinn dieser apostolischen Stellen sey. Die Worte: *εἰς ἁπορίαν ἀναστρω* Math. 26, 28. hält er, wie jetzt viele andere, für einen späteren Zusatz, weil Mathäus diese Worte allein habe, und weil Jesus hier seinen Tod als ein Bundesopfer vorstelle, welches nicht zugleich ein Veröhnopfer seyn könne. Wir können uns davon nicht überzeugen, da die Worte in keiner Handschrift und alten Uebersetzung fehlen und Jesus gerade durch den Umstand, daß das Opfer des alten Bundes, worauf er hier Rücksicht nimmt, kein Veröhnopfer war, erinnert werden konnte, den Unterschied des neuen Bundes vom alten, welcher um des Gesetzes willen geschlossen, und das Bedürfnis einer andern Art von Opfer, welches allgemeine Sündenvergebung ankündigen sollte, mit diesen Worten anzudeuten. Daß Jesus auch im symbolischen Sinne die Lehre von seinem Veröhnungstode nicht habe vortragen wollen, beweist der Verf. damit, daß aus Joh. 4, 24. erhelle, er habe eine Religion gelehrt wollen, aus welcher alle Cerimonien und übrige

Symbole entfernt seyn sollten. Allein Edrimonien einer Religion und Symbole sind nicht einerley, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß Jesus mehrere symbolische Handlungen verrichtete und daß ein Theil seiner Schicksale von ihm und den Aposteln als symbolisch dargestellt wird. Die Untersuchung über die Vorstellungen der späteren Juden vom Leiden und Sterben des Messias war eigentlich nach den Grundsätzen des Verf. hier nicht nothwendig, der Leser aber hat Ursache, sie mit Dank anzunehmen, so wie auch die Bemerkungen, durch welche sehr wahrscheinlich gemacht wird, daß diese Juden und die Talmudisten wirklich vieles aus dem Christenthum hergenommen haben, wodurch dann freylich den historischen Exegeten eine bisher für sie sehr reiche Quelle fast versiegt. Uebrigens können wir die vom Verf. aufgestellte Regel nicht unbedingt gelten lassen: Was durch das Zeugniß des N. T. in der Lehre vom Veröhnungstode nicht bewiesen werden kann; ja ihm widerspricht, gehört zur neueren Lehre der Juden. Das N. T. enthält ja kein vollständiges Verzeichniß der älteren jüdischen Lehren und Meinungen; demnach kann allerdings etwas schon ältere jüdische Lehre gewesen seyn, was im N. T. nicht vorkommt, und da die Juden zur Zeit Jesu und der Apostel selbst in ihren Lehrmeinungen nicht einig waren, so kann es seyn, daß etwas, was dem Zeugniß des N. T. widerspricht, doch schon ältere Lehrmeinung gewisser Juden war.

Göttingen.

Von Wandenhoed und Kuprecht 1814: Practische Bemerkungen über die Gerichtsverfassung und das gerichtliche Verfahren der älteren und

neueren Zeit. Von Georg Heinrich Oesterley,
Vice-Syndicus der Universität Göttingen. 151
Seiten in Octav.

Der gegenwärtige Zeitpunkt ist in vielen Hinsichten zu Bewirkung einer wohlthätigen Reform der bürgerlichen Gesetzgebung-geeignet. Man muß daher wünschen, daß sachkundige Männer ihre Stimmen über diesen wichtigen Gegenstand abgeben und zu dem Ende die Resultate ihres Nachdenkens und ihrer Erfahrungen bekannt machen. Der Verfasser vorliegender Schrift, welcher früherhin als Sachwalter und Justitiarius, dann als Greffier und nachher als Richter im ehemahligen hiesigen Tribunal erster Instanz Gelegenheit hatte, über alte und neue Gerichtsverfassung und Rechtspflege vielfältige Erfahrungen zu sammeln, hat sowohl hierdurch als durch seine früheren mit Beyfall aufgenommenen Schriften seinen Beruf, zur Verathung über jene Gegenstände mitzuwirken, bekrundet. Auch sind wir ihm, wenn wir gleich mehreren seiner Ansichten nicht beypflichten können, das Zeugniß schuldig, daß seine Schrift die sprechendsten Beweise seines redlichen Eifers für das Gute, seiner Unparteylichkeit und Sachkenntniß enthält. Sein Hauptzweck ist dahin gerichtet, die Französische Legislation über Gerichtsverfassung und Civilproceß mit der Deutschen zu vergleichen, und das, was sich durch die Erfahrung als gut bewährt hat, von demjenigen zu sichten, was die Probe der Tauglichkeit nicht auszuhalten vermochte. Zu dem Ende geht er die Hauptverschiedenheiten beider Gesetzgebungen vergleichend durch, und stützt darauf Verbesserungsvorschläge, welche sich meist durch ihre Zweckmäßigkeit empfehlen. Wir wollen die Resultate seiner Bemerkungen kurz andeuten. A. Landesherren

liche —, Patrimonial-Gerichte. Der Verfasser will die Patrimonial-Gerichtsbarkeit derjenigen Gutsbesitzer, welche nach einer deshalb ergangenen Aufforderung nicht freiwillig darauf Verzicht leisten, jedoch nur in den geschlossenen Gerichten, beybehalten wissen, und thut Vorschläge, wie solche minder schädlich gemacht werden könnten. Sollte es nicht vorzuziehen seyn, dieselben ganz aufzuheben, wie solches bereits in mehreren Deutschen Ländern geschehen ist? B. Trennung der Justiz von der Verwaltung. Die Verbindung beider finde sich gewöhnlich nur in den untern Stellen und hier sey sie mit Vortheilen verknüpft, welche die Nachtheile derselben überwögen. Die Nachtheile der Trennung beständen in der Nothwendigkeit einer allzugroßen Ausdehnung der Verwaltungsbezirke, in Collision der Behörden und in Einseitigkeit der Behandlung der Geschäfte. C. Trennung der streitigen von der willkührlichen Gerichtsbarkeit. Der Verf. erkennt die Zweckmäßigkeit dieser Trennung nicht, will jedoch die Notarien auf solche Geschäfte eingeschränkt wissen, bey denen die richterliche Auctorität den Gesetzen zufolge nicht als Bedingung der Gültigkeit, sondern bloß des öffentlichen Glaubens wegen eintritt. D. Eintheilung der Gerichte. — Instanzen. Der Wirkungskreis der Friedensgerichte war in örtlicher und objectiver Rücksicht zu beschränkt. Den Tribunälen hingegen war zu viel zugetheilt und ihre Hülfen den meisten Gerichtsunterthanen nicht nahe genug. Der Verf. schlägt drey Instanzen vor. In der ersten Instanz sollen die bisherigen Untergerichte, deren jedes wenigstens aus zwey Personen bestehen müßte, und zwar in allen, wegen Beschaffenheit des Objectes nicht in besondere Gerichte gewiesenen Sachen erkennen.

Mittelgerichte. Appellationsgerichte. Die Competenz der letzteren soll sich auf die wichtigsten Sachen beschränken, jedoch auch bey solchen Gegenständen eintreten, welche in erster Instanz an besondere Gerichte gewiesen sind. Auf diese Weise würden also manche Sachen zwey, andere drey Instanzen haben! Die Criminalgerichtsbarkeit vertheilt der Verfasser unter diese drey Gerichte dergestalt, daß geringe Vergehen vom Untergerichte untersucht und bestraft werden; schwerere Vergehen untersucht das Untergericht, die Strafe erkennt aber das Mittelgericht; die schwersten Verbrechen untersucht das Mittelgericht durch eine Deputation, und erkennt in pleno die Strafe, wovon dann die Berufung an das Appellationsgericht geht. Der Actenversendung, deren wohlthätige Folgen für unparteyische Rechtspflege nicht zu verkennen sind, hat der Verf. nicht gedacht. E. Aufsicht über die Justizpflege. In dieser Abhandlung zeigt der Verf. die Unzulänglichkeit der bisher zu diesem Ende bestehenden Einrichtungen und die Vorzüge des *ministère public*, stützt darauf den Vorschlag landesherrliche Justizcommissarien zu ernennen, deren wichtige Functionen er dann genauer verzeichnet und hierbey auf die nothwendigen Modificationen jenes Französischen Instituts Rücksicht nimmt. Das Recht Anträge zu machen versagt er den Justizcommissarien, indem diese Anträge in der Regel nichts anders zu enthalten pflegten, als was die Parteyen bereits vorgetragen hatten. (Diese Erfahrung möchte doch wohl zu einseitig seyn.) Durch die Aufsicht dieser neuen Behörde auf die Justizpflege, so wie durch das Recht der Tribunäle über Nullitäten zu erkennen, würde dann, nach dem Verf., ein Cassationshof unnöthig, dessen Stelle außerdem, in so fern solcher auf die Auslegung

der Geseze Einfluß hat, durch eine beständige Gesetzcommission ersetzt werden soll. F. Gerichtsstand. Mit Recht erklärt sich der Verfasser gegen die persönlich befreyten Gerichtsstände. G. Advocaten. Procuratoren. Unzweckmäßigkeit der Französischen Einrichtung, wonach der Rechtscandidate bey einem Advocaten ein Lehrjahr halten muß. Statt dessen soll er, nach gehörig überstandener Prüfung, ein Jahr lang den Gerichtssitzungen beywohnen. H. Juffiers. Die nachtheiligen Folgen der gänzlichen Trennung der entscheidenden und vollziehenden Justiz werden hier deutlich nachgewiesen. I. Sporteln. Nothwendigkeit einer neuen Sportelordnung, deren Hauptgrundsatz nicht in der Größe des Objects, sondern in der größern oder geringern Mühe besteht und daher auf folgenden Unterschied gestützt seyn müßte. Für solche Geschäfte, bey welchen die Mühe, ohne Rücksicht auf den Streitgegenstand, im Ganzen die nämliche ist, würde eine unveränderliche Taxe festzusetzen seyn. Hingegen für diejenigen Geschäfte, welche in Hinsicht des Richters die Entscheidung und in Ansehung der Sachwalter die eigentliche Vertheidigung der Sache betreffen, müßte die Taxe nach dem Unterschiede zwischen ordentlichem und summarischem Proceß, nach der Wichtigkeit des Objects und nach Verschiedenheit der Gerichte bestimmt werden. Zugleich schlägt der Verf. vor, die Sporteln für Rechnung des Staats zu erheben, und den mit der Rechtspflege beauftragten Staatsdienern gewisse Gehalte anzuweisen. K. Anordnung der Proceßordnung. Der Plan zu Abfassung einer bürgerlichen Proceßordnung, welchen der Verf. mittheilt, ist im Ganzen einfach und natürlich. Nur hätte in demjenigen Theile, welcher vom Verfahren handelt, der Unterschied zwischen Bestimmung der

einzelnen Proceßhandlungen und Bestimmung des Proceßganges berücksichtigt werden sollen. L. Selbstleitung des Proceßes. Beweis der Unzweckmäßigkeit der Französischen Verfassung, welche die erste Einleitung und Verhandlung der Sachen ganz den Anwälten überläßt. Vorschläge zur zweckmäßigen Einrichtung der richterlichen Proceßdirection. M. Fristen. Der Verfasser dringt auf Bestimmung kurzer und durchgehends peremptorischer Fristen, deren Verlängerung nur einmahl und dieses nicht anders als aus gesetzlich bestimmten und glaubhaft bescheinigten Ursachen statt finden soll. Gegen Versäumniß der Fristen von Seiten des Anwaltes soll zwar die Parthey in den vorigen Stand gesetzt, jedoch der Anwalt mit Geldbuße und im Fall der Wiederholung mit Suspension, ja selbst mit Absetzung bestraft werden. Gewiß das beste Mittel um dem gränzenlosen Unfug der Nachlässigkeit der Advocaten zu steuern, ohne dabey die Rechte der unschuldigen Parthey zu verletzen. N. Präjudiz der unterlassenen Antwort auf die Klage. Die Beschränkung dieses Nachtheils auf die negative Litiscontestation lege dem Kläger den lästigen Beweis von Thatfachen auf, welche der ungehorsame Beklagte vielleicht gar nicht geläugnet haben würde, und verzögere die Entscheidung der Sache. Es sey daher nothwendig das Präjudiz der affirmativen Litiscontestation anzudrohen, welches sich theils als Folge der Verzichtleistung des Beklagten, theils als Strafe seines Ungehorsams rechtfertige. Wegen erwiesener Hindernisse müsse zwar Wiedereinsetzung statt finden, mit dem Restitutions-Gesuch aber alsbald die Litiscontestation verbunden werden. O Oeffentlichkeit gerichtlicher Verhandlungen. Die Hauptfrage sey: ob die Publicität der Verhandlungen zu einer

1304 G. g. A. 130. St., den 13. Aug. 1814.

bessern Rechtspflege wirklich etwas beigetragen habe? Gestützt auf seine Erfahrung verneint der Verf. diese Frage. Die Hoffnung, durch erhöhte Feierlichkeit die Verehrung gegen die Gesetze befördert zu sehen, sey unerfüllt geblieben. Das Benehmen des ab- und zugehenden Publicums habe die Gerichtssitzungen oft zu einem sehr unfeierlichen Act herabgesetzt. Den Richter zu kontrolliren sey das Publicum nicht im Stande. Bürgerliche Rechtsstreitigkeiten seyen an sich nicht geeignet, um bey ihrer Verhandlung große Reduertalente zu entfalten und die Vorträge der Sachwalter hätten sich meist auf das Ablesen gewöhnlicher Advocatenaufsätze beschränkt; die gewöhnlichen Streitgegenstände vermöchten nicht auf Beförderung der Sittlichkeit zu wirken; auch bringe es die Natur bürgerlicher Rechtsstreitigkeiten, welche fast nie ein allgemeines Interesse hätten, mit sich, daß der Gemeingeist durch deren Discussion in den öffentlichen Audienzen nicht befördert werden könne. Daher sey denn auch die Theilnahme an den gerichtlichen Verhandlungen sehr gering gewesen. Als das beste Mittel einer wahrhaft nützlichen Publicität betrachtet der Verf. die vollständige Angabe der Entscheidungsgründe, und thut zu dem Ende den zweckmäßigen Vorschlag, auf den dispositiven Theil des Urtheils in einer natürlichen Ordnung und Schreibart das Factum, die wichtigsten Behauptungen der Parteyen und die Entscheidungsgründe folgen zu lassen. — Der Verfasser macht Hoffnung zur Fortsetzung seiner Bemerkungen, und wir halten uns für verpflichtet, ihn zu deren baldigen Bekanntmachung aufzufordern. Durch eine Inhaltsanzeige würde der Gebrauch der Schrift erleichtert worden seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 15. August 1814.

Wien.

Fundgruben des Orients, dritter Band. II - IV. Hest. S. 85 - 384. Das erste Hest ist im vorigen Jahrgange S. 67 angezeigt, wir haben also nur den Inhalt der drey letztern Heste anzugeben, woben wir der Ordnung der Rubriken folgen und uns auf die vorzüglichern Artikel, dem Raum dieser Blätter gemäß, einschränken. I. Philologie. 1) Rinck emendat. et varr. lectt. ad Abulfedae descr. penins. Arab. a Gagnierio editam S. 104, aus der Leidener Handschrift, wahrscheinlich dem Autograph des Verf., also der Vergleichung sehr würdig, obgleich die Ausbeute nicht erheblich ist. 2) Macbride specimen proverbiorum Me-idanii S. 196. 288. 381. mehrere dieser Sprüchwörter sind dunkel, weil die Erläuterung fehlt. S. 279 ist wohl das J ein Druckfehler. 3) Utrum lingua Sinica sit vere monosyllabica von Hrn. Abel Remusat, S. 279. Der Verf. läugnet, daß diese Sprache einsylbig sey, in dem Sinn, daß allemahl nur ein Vocal und ein Consonant verbunden, und die Worte gänzlich unverändert bleiben, und gibt mehrere feine Bemerkungen

lungen über das Sinesische und Mantschu. Fourmonts Grammatik sey mehr für die Sprache des gemeinen Lebens als für die Schriftsprache. Auch mit Amiot und Gerbillons Urtheilen über das Mantschu ist er nicht zufrieden, und wird nächstens eine Abhandlung über die Tatarischen Sprachen erscheinen lassen. Den Sinologen wird dieser Aufsatz interessant seyn. In der Art das Sinesische zu schreiben folgt der Verf. unserem Klaproth. II. Poeste. Aus dem Reichthum, womit dieser Abschnitt ausgestattet ist, zeichnen wir nur folgendes aus; Poeme de Selaheddin Khalil ben Ibec affafadi, von Hrn. de la Grange, mit beygedrucktem Arabischen Text. Diesen Schriftsteller kannte man sonst nur als Grammatiker. Woher das Gedicht genommen sey, wird nicht bemerkt. 2) Fortsetzung der Geschichte Jussufs und Suleicha's, von Hrn. v. Rosenzweig, S. 290-308, mit dem Persischen Text. 3) Probe der Uebersetzung des Mesnemi Dschelaleddins Rumi, von Hrn. v. Zussard, S. 335 ff. mit dem Originaltext. Diese Probe von einem im Orient berühmten Gedicht ist ein angenehmes Geschenk. Ein König suchte für eine franke Sclavin, bey der die Hülfe gewöhnlicher Aerzte vergeblich war, einen göttlichen Arzt, und erhält ihn; dieser entdeckt, daß Liebe die Ursache der Krankheit sey. Dieß wird mit großer Weitläufigkeit und eingestreuten moralischen Reflexionen, Sentenzen und Anspielungen erzählt. 4) The story of the seven sleepers, by J. C. Rich Esq. Königl. Großbrit. Residenten zu Bagdad S. 347-381. Fast zu lang für eine Probe der seltsamen Art wie die Muhammedanische Tradition solche Sagen behandelt. Hr. R. hat übfigens seine unmittelbare Quelle nicht angegeben, aber die Erzählung ist alt und stammt ursprünglich von einem Zeitgenossen Muhammeds her.

III. Geschichte. 1) Gali Hassan Pascia — Fortsetzung

221. 2) Fortsetzung der *extraits historiques relatifs aux tems des Croisades*, von H. v. Hammer, S. 118. 211. Einnahme Jerusalems u. Fortschritte Saladins in der Eroberung Palästina's. 3) *Sur le paradis du vieux de la montagne*, von eben demselben S. 201. Aus einer Arab. Erzählung von Hakem, die zwar ein historischer Roman ist, aber doch dieß Paradies ungefähr eben so beschreibt, wie Marco Polo, und also dessen Nachricht bestätigt. 4) *Biographie d'Abou Aly Syna*, von Hrn. Jourdain S. 163. aus Chon demir's *Habib esseir* in der königl. Bibl. zu Paris. Der Persische Text ist beygedruckt, mit einigen critischen Noten. 5) *Extrait de l'histoire turque de Betschevi*, von Hrn. Abazis, S. 261. mit dem Türkischen Original; aus der Pariser Bibliothek. Der Verf. war aus Fünfkirchen (Betschu) schrieb um 1640, und seine Geschichte begreife nur den Zeitraum von der Thronbesteigung Solimans I. 1520 - 1635 (nicht wie S. 262 steht 1538 - 39). Die Auszüge betreffen erstlich ein sonderbares Factum, das die Französische Geschichte nicht kennt, das aber auch von Cantemir erwähnt wird, von einer Französischen Prinzessin, die, von Türkischen Seeräubern genommen, Morad dem Zweyten gebracht und Mutter Mohammeds II. geworden sey. Die Sache müßte um 1428 geschehen seyn. Ferner die Einführung des Kaffee in Constantinopel um 1555 und des Tabaks durch die Engländer 1600. (Man sieht nicht wohl ein, wie die erstere Nachricht in diesem Werke vorkommt, da sie in eine viel frühere Zeit gehört, als das Werk umfaßt.) IV. Geographie. 1) *Extrait d'un itineraire en Perse par la voie de Bagdad*, von Hrn. Rousseau, Französischen Generalconsul zu Haleb, 1807. S. 85. voll interessanter Nachrichten. Die Vorliebe des regierenden Schah's für seinen zweyten Sohn Abbas, den er zum Thronfolger ernannt hat, droht dem so zerrüt-

seten Lande mit einem neuen bürgerlichen Kriege, um so wahrscheinlicher, da der zurückgesetzte älteste Prinz, Ali Mirza, sich durch vorzügliche Eigenschaften auszeichnet. Der Verf. gibt auch eine genauere Beschreibung der Denkmahle von Kirmanschah und Taf Buztan (so soll es nach der Versicherung des Verf. eigentlich heißen), mit vorausgeschickter Nachricht von Ferhad, dem Bildner dieser Denkmahle, und vergleicht die Beschreibungen seiner Vorgänger; Olivier war ihm noch nicht bekannt. Der Prinz ist auch Dichter, wie sein Vater, und der Verf. gibt eine Probe seiner Ghafels oder Oden. 2) Ueber die Verber, aus einem Briefe des Hrn. Dr. Seegen, Mecca 14. Nov. 1810. S. 99. Weniger Nachrichten als kühne Vermuthungen über die Geschichte und große Ausbreitung dieses merkwürdigen Völkerstamms. Daß der Verf. auch die Benennung der altegyptischen Tempel, Barrabi, damit in Verbindung setzt, und fragt ob die Verber jene Gebäude aufgeführt, das Nilthal bevölkert haben etc. beruht auf einer irrigen Etymologie, da jener Name aus dem Coptischen *apPsi*, mit vorgesetztem Artikel, gebildet ist. 3) Memoirs on the ruins of Babylon, von Hrn. Rich, aus Bagdad im Nov. 1812. S. 129. 197. Für den Rec. war diese Nachricht höchst anziehend. Aus der Beschreibung der Ruinen, die den ersten Theil des Aufsatzes ausmacht, läßt sich nicht wohl ein Auszug geben. Alle Reste von Gebäuden finden sich auf der östlichen Seite des Stroms; die Westseite ist flach und eben, mit Kanälen durchschnitten, ohne Spur von Ruinen, außer zwey winkelförmig mit Graß bewachsenen Erhöhungen. Aber 6 (engl.) Meilen S.W. von Hellah ist Birs Nimrud, die größte und erstauenswürdigste Ruine, die nähmliche die der P. Emanuel und Niebuhr beschrieben haben, 198 Fuß hoch, zum Theil von gebrannten Steinen, in einem festen

Mörtel gelegt. Im Verfolg untersucht der Verf. das Verhältniß dieser Ruinen zu den Gebäuden des alten Babylons nach Herodots und Diodors Beschreibung. Von den berühmten Mauern und der Einfassung des Stroms sey keine Spur mehr. Der Belustempel müsse entweder die nördliche Ruine, die jetzt *مجلبة* Mujelibé (nach der gemeinen Aussprache) heißt, oder das Virs Nimrud seyn. Der Verf. scheint für die letztere Annahme, und hält es nicht für gewiß, daß der Tempel auf der Ostseite des Stromes stand. Das Mujelibé könnte dann, nach seiner Meinung die schwebenden Gärten seyn, wenn nicht darin Särge mit menschlichen Körpern gefunden würden. Die Beschreibung des Verf. zeugt von genauer Beobachtung und ist mit scharfsinnigen Bemerkungen durchweht. Auch sind zwei Kupfer beygefügt, auf deren einem ein Grundriß der Ruinen Babylons gegeben wird, auf dem andern verschiedene Ansichten der vorzüglichsten Ruinen, des Mujelibé, des Virs Nimrud, und des so genannten Kasr oder Schlosses, welches in der Mitte der Ruinen liegt. So sehr übrigens die Kenntniß der Gegend und der jetzigen Beschaffenheit der Ruinen durch die Beschreibung des Verf. gewonnen hat, so bleibt doch vieles dunkel, und man wird fast ungewisser als vorher. Wie läßt es sich mit den Nachrichten der Alten vereinigen, daß Babylon ganz auf der Ostseite des Euphrats lag? und daß die so weit vom Strome in der Arabischen Wüste liegenden Trümmer der Belustempel oder Thurm gewesen sey? Da der Strom jetzt, nach dem Verfasser, gerade südlich fließt, und man keine Spur von Einfassung, vielmehr in seinem Bette Trümmer zerstörter Gebäude bemerkt (S. 135); sollte man nicht annehmen können, daß er seinen Lauf verändert und ehemals durch das mit A. C. in dem Grundriß bezeichneten

Thal südöstlich gestossen sey? Vielleicht erhalten wir bald neue Aufklärungen in dem angekündigten Werk des Capitain Locket, (account of the researches amongst the ruins of Babylon), der 1811 von Calcutta aus diese Ruinen besuchte. Die Karte des Hrn. Rich ist von zu kleinem Umfange, indem sie nicht einmahl Helleh und das Vies Nimrud begreift. In der Fortsetzung S. 197 handelt der Verf. von den einzelnen dort gefundenen Alterthümern, Backsteinen mit Schrift (die Schriftseite liegt allemahl unten), Figuren in Metall und Stein von sehr roher Arbeit u. die auf zwey Tafeln abgebildet sind. Ein beschriebener Stein mit Figuren hat große Aehnlichkeit mit dem von Millin bekannt gemachten. Unter mehreren Cylindern sind zwey (12. 13) in den Ruinen von Niniveh gefundene, die in der Manier und den Bildern den übrigen völlig gleichen. Auch hier ist der Held der mit dem geflügelten Einhorn kämpft, wie auf den Bildwerken von Persepolis, und die Figur die man für den Ferwer hält, mit Sonne und Mond, wie auf den Saffaniden-Münzen. Also diese Vorstellungen herrschten auch in Assyrien. Möchten sich doch auch dort Denkmale mit Schrift finden, damit wir erfahren ob gar auch Keilschrift in Assyrien gebräuchlich war. — Die Volksage S. 143 von Saturn in der Gegend des Euphrats verdient die Aufmerksamkeit künftiger Reisenden.

4) Beiträge zur Topographie und Geschichte Parthiens, in Auszügen aus Schireddin Ben Said Almerafchi Geschichte Masanderans und Thaberistans auf der k. k. Bibliothek zu Wien, von Hrn. v. Hammer, S. 317 sehr speciell, voll neuer unbekannter Nachrichten, zum Theil aus Localsagen geschöpft. V. Astronomie, Uranographia Mongolica von Hrn. Abel de Remusat, S. 179. Mongolische Sternbilder und ihre Benennungen, aus

einer Handschrift der königl. Bibliothek zu Paris. Die astronomische Kenntniß der Mongolen ist, wie man sieht, von den Sinesen oder Hindus geborgt.

VI. Theologie. 1) Die Uebersetzung des Koran von Hrn. v. Hammer fortgesetzt Sura 13-35. S. 231 ff. 2) Il libro primario dei Cabiristi, specie di riforma della gentilità, sichiama Sutnambair, aus einer Handschrift der Propaganda, von Hrn. Bischof Münter mitgetheilt S. 808. Es ist davon das zweite Buch, Mulpanci genannt, in fünf Gesängen übersezt, vermuthlich von einem Missionär, mit kurzen Anmerkungen, die im Druck hätten unterschieden werden sollen. Wo und wann diese Secte in Indien geblüht habe, und in welchem Dialect das Gedicht geschrieben sey, wird nicht gesagt; da aber schon Moslemen erwähnt werden, so sieht man, daß die Secte neuern Ursprungs ist. Der Soangh, der Hauch, oder das Wort des göttlichen Mundes spielt darin die Hauptrolle. Uebrigens ist das Gedicht dunkel.

VII. Bibliographie und Miscellaneen. Rec. hebt aus mehreren interessanten Notizen nur folgendes aus: Herr Asselin, Französischer Beauftragter mit den Consulatsgeschäften in Egypten, hat durch einen Habessinier eine Amharische Uebersetzung der Bibel großen Theils zu Stande gebracht, und arbeitet an einem vollständigen Wörterbuch (S. 270). Auch gibt er Nachricht von des Hrn. Basile Jahr zu Damiette Uebersetzungen neuerer wissenschaftlicher Werke ins Arabische. Daß er etwas von Voltaire und den Contrat social von Rousseau übersezt habe (s. Fundgruben I. 123) sey ein Irrthum. S. 277. Nachrichten von den literarischen Arbeiten für Orientalische Literatur zu Calcutta. Man muß sich über die Thätigkeit freuen mit der dort Eingeborne und Britten theils philologische Hülfsmittel, theils Original-

1312 G. g. A. 131. St., den 15. Aug. 1814.

werke und Uebersetzungen für Arabische, Persische, Hindostanische, Bengalische u. Sprache zu Tage fördern, z. B. ein Bengalisches, ein Marhattens-Wörterbuch. Auch der erste Band der Werke des Confucius ist gedruckt, mit einer einleitenden Abhandlung, Uebersetzung und erläuterndem Commentar. Von diesem allem wird nun wohl auch einiges nach Europa kommen. In dem Catalogus Codicum orientalium qui in Collectione Richiana Bagdadi existunt S. 328 ff. sind vortreffliche historische Handschriften verzeichnet, z. B. Ebn al Athir, Sojurbi, Orbi, Abu Oseibah, Mirchond u. auch unbekante z. B. von Moslaheddin Eari aus 48 Werken ausgezogen, und mehrere Specialgeschichten, woraus man sieht, was für litterarische Schätze ein Mann von Kenntnissen und Geschmac noch jetzt im Orient zusammenbringen kann.

Leipzig.

Bei Barth: Handbuch der Staats-Arzneywissenschaft und Staatsärztlichen Veterinärkunde nach alphabetischer Ordnung für Aerzte, Medicinal-Polizeybeamte und Richter, von Dr. Joh. Friedr. Niemann, Medicinalrath und Districtphysicus zu Halberstadt und Blankenburg. Erster Theil A - L 679 Seiten; zweyter Theil M - Z 702 Seiten. 1813. In Octav.

Die Form dieser Schrift ist besonders für Medicinal-Polizeybeamte und Richter brauchbar, um sich schnell über einen hieher gehörigen Gegenstand zu belehren. Die Artikel sind mit Sachkenntniß, und in einer fäßlichen und deutlichen Sprache ausgearbeitet, und die hinzugefügte Litteratur gut gewählt. Rec. hat nicht bemerkt, daß der Verfasser einen wichtigen Gegenstand unerörtert gelassen hätte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1814.

Frankfurt am Main.

Von Hermann: *Ars Coellae promota*, auctore
M. Guilielmo Ludov. Christmann, Pastore Thail-
singae prope Tubingam. 1814. 36 S. in Octav.

Wenn wir gleich durch die Bemühungen des Hrn.
Verf. in dieser Schrift, der allgemeinen Auflösung
der Gleichungen (*Ars Coellae*) nicht viel näher ge-
kommen sind, so enthält sie doch mehrere interes-
sante und bis jetzt eben noch nicht bekannt gewesene
Bemerkungen, theils über die Schwierigkeiten,
welche bisher der Erfindung einer allgemeinen Auf-
lösungsmethode entgegen gestanden, theils über das
Verhalten der Coefficienten gewisser Hülfsgleichun-
gen, von deren Wurzeln diejenigen der vorgegeben-
nen abhängen, gegen die Coefficienten der vorge-
gebenen selbst. Es ist die Frage, die Auflösung
einer Gleichung von m tem Grade, auf die Auflö-
sung einer vom $m-1$ ten Grade zu bringen, der-
gestalt daß wenn die Wurzeln $A, B, C \dots$ der letz-
tern bekannt sind, diejenigen der erstern unter der
Form $\sqrt[m]{A} + \sqrt[m]{B} + \sqrt[m]{C}$ u. s. w. enthalten seyn
müssen. Die Wurzeln einer cubischen Gleichung

M (6)

$x^3 = ax + b$ hat man schon lange durch diejenigen einer quadratischen $z^2 = \alpha z - \beta$ zu finden gelehrt, indem man unter der Voraussetzung daß A, B die Wurzeln dieser Quadratischen bedeuten, $x = \sqrt[3]{A} + \sqrt[3]{B}$ setzte, und nun untersuchte was unter dieser Bedingung die Coefficienten α, β für ein Verhalten gegen die Coefficienten a, b der cubischen Gleichung haben müßten. Man fand sehr bald, daß zu dem Zwecke $\alpha = b$ und $\beta = \frac{a^3}{27} = \frac{a^3}{(1.3)^3}$ gesetzt werden müsse. (M. f. Kästners Anal. endl. Größen §. 699.) Für eine biquadratische Gleichung $x^4 = ax^3 + bx + c$, die nächstniedrigere Hülfsgleichung $z^3 = \alpha z^2 - \beta z + \gamma$ zu finden, so daß wenn die drei Wurzeln derselben A, B, C heißen, diejenigen der biquadratischen unter der Form $\sqrt[4]{A} + \sqrt[4]{B} + \sqrt[4]{C}$ enthalten seyn müssen, hat der Verf. hier eine Methode angegeben, vermöge der er für die Coefficienten der angeführten cubischen folgende Werthe findet.

$$\alpha = \frac{a^2}{8} - \frac{c}{2}$$

$$\beta = \frac{ab^2}{64} - \frac{c^2}{16} - \frac{a^2c}{32} - \frac{a^4}{256}$$

$$\gamma = \frac{b^4}{4096} - \frac{b^4}{(1.2.4)^3}$$

Für die noch höheren Gleichungen hat er sich vergeblich bemüht, das Verhalten aller Coefficienten der nächst niedrigern auf eine directe Weise zu finden, wie dieß bis zur Gleichung vom 4ten Grade geschehen konnte. Ist für die Gleichung vom m ten Grade nämlich

$x^m = qx^{m-3} + px^{m-3} \dots + cx^2 + bx + a$
auf eine ähnliche Weise die nächstniedrigere Hülfsgleichung, oder die *aequatio resolvens*

$$z^m - 1 = \alpha z^{m-2} - \beta z^{m-3} \dots \pm \pi$$

so lassen sich von allen Coefficienten derselben direct immer nur der erste und letzte finden. Die allgemeine Form des letzten ist

$$\pi = \frac{c^5}{(1 \cdot 2 \cdot 3 \dots (m-3)(m-2)m)^m}$$

wie aus den angeführten besondern Fällen zu ersehen ist: Bey der Gleichung vom 5ten Grade $x^5 = ax^3 + bx^2 + cx + d$, zu welcher die Hilfs-gleichung $z^4 = \alpha z^3 - \beta z^2 + \gamma z - d$ gehöre, findet der Verf. nach seinem Verfahren, außer dem Coefficienten $d = \frac{c^5}{(1 \cdot 2 \cdot 3 \cdot 5)^5}$ auch für den ersten

den Werth $\frac{1}{6}d - \frac{1}{30}ab$. Die allgemeine Form

des ersten für jede höhere Gleichung gibt der Verf. noch nicht an, er ist aber Willens über alle diese Untersuchungen noch eine besondere Schrift heraus zu geben. Außer dem ersten und letzten Coefficienten α , und d , führen die übrigen $\beta, \gamma \dots$ sämmtlich auf Functionen von a, b, c u. s. w., welche zwar direct unbestimmbar bleiben, aber auf mehrere interessante Bemerkungen führen, welche den Gegenstand dieser Schrift ausmachen, jedoch hier in keinem Auszuge mitgetheilt werden können. Im Allgemeinen erhellet aus diesen Untersuchungen, daß jene unbestimmbare Functionen doch in einer gewissen Abhängigkeit von einander stehen, welche sich ebenfalls in Gleichungen darstellen läßt, mit deren allgemeinen Form sich der Verfasser noch weiter in der herauszugehenden Schrift zu beschäftigen gedenkt. Die gegenwärtige enthält außer den angeführten Untersuchungen auch noch Bemerkungen über den Zusammenhang der Integralrechnung mit der allgemeinen Auflösungsmethode der Gleichungen.

hungen. So z. B. um

$$\int \frac{dy}{\sqrt{(A + By + Cy^2 + Dy^3 + Ey^4)}}$$

finden zu können, muß man die allgemeine Auflösung einer Gleichung vom 5ten Grade in seiner Gewalt haben u. dergl. Man erkennt in dieser Schrift mit Vergnügen das Bestreben des Hrn. Verf., den Zusammenhang analytischer Operationen in ein helleres Licht zu stellen, und die Schwierigkeiten bemerkbar zu machen, welche noch gehoben werden müssen, um mehrere von solchen Operationen auf einen höhern Grad der Vollkommenheit zu erheben.

Eben daselbst.

Ben Brönnert: Beyträge zur Entwicklungsgeschichte des menschlichen Gehirns, von Ignaz Döllinger, Lehrer der Anatomie und Physiologie zu Würzburg. 1814. 31 S. in Folio. Mit zwey Kupfertafeln.

Mit vielem Dank erkennt Rec. die Bemühungen des Verfassers, den Bau des Gehirns im Fötus, in sofern es die Weichheit desselben erlaubt, zu entwickeln, und die Verschiedenheit des Baues mancher Organe darzustellen. Diese Beyträge sind um desto schätzbarer, da bis jetzt noch wenig hierin geleistet ist. Zuerst gibt der Verf. eine allgemeine Ansicht vom Gehirn und seiner Eintheilung. Nach ihm besteht es aus dem großen, dem kleinen Gehirn, und dem verlängerten Marke. Diese Theile sind nach unten durch den Hirnknötchen, nach oben durch die vierhügliche Erhabenheit vereinigt, und das verlängerte Mark verbindet das Gehirn mit dem Rückenmarke. Die Natur hat den Unterschied zwischen dem großen und kleinen Gehirn scharf bezeichnet. Diesen bemerkt man aus der Verschieden-

heit der geformten Masse, des Aufenthaltsorts, und aus der Scheidung durch die harte Hirnhaut. Das Gehirn besteht aus Theilen doppelter Art; aus solchen welche jeder Hälfte an sich zukommen, als aus dem Hirnschenkel, dem gestreiften Körper, dem Sehnervenhügel, dem großen Wulste, und der gezähnten Leiste; aus solchen die beiden Hälften gemeinschaftlich sind. Letztere verhalten sich auf eine zwiefache Weise. Entweder sind sie ursprünglich, also auch im Fötus gemeinschaftlich, als der vordere Querbalken, der Trichter mit der Hypophysis, der obere hintere Hirnanhang, die gerollte Lamelle, mit der er verbunden ist, und die Vierhügel; oder sie sind im Fötus getrennt, und gehen erst während der Entwicklung in eine Gemeinschaft über, als die große Commissur mit allem was zu ihr gehört, die Scheidewand der Hirnhölen, die Schenkel des Bogens, die Säulne, und die Markhügel. — Vergleicht man das Gehirn des Fötus mit dem eines Erwachsenen, so bemerkt man folgende Verschiedenheiten. Die Markschenkel des großen Gehirns sind im Erwachsenen deutlich gestreift, im Fötus glatt. Der gestreifte Körper ist im letztern dünner, länger gezogen und überhaupt in seiner Ausbreitung, Lage und Umriß viel deutlicher als im Erwachsenen, wo er mit den benachbarten Theilen mehr verschmolzen ist; Figur 2, 3, 5. Sehr schön sieht man auch im Fötus das Verhältniß des Sehnervenhügels zu dem gestreiften Körper. Man findet, Figur 5, unter der Wölbung des letztern eine Grube, wodurch beide Theile getrennt erscheinen. Die Grube verschwindet während der Entwicklung, und es bleibt nur eine oberflächliche Furchung übrig, nämlich die taenia semicircularis. Sehr selten sind die Sehhügel im Fötus durch einen Streifen verwachsen, und hohl sah sie der Verf.

nie. An dem obern und äußern Rande des gestreiften Körpers liegt eine dicke Markmasse, vom Verfasser der große Hirnwulst genannt. (Er ist das sogenannte Hemisphärium des Gehirns.) Das Volumen desselben steht im umgekehrten Verhältnisse zu dem des gestreiften Körpers. Nach vorn ist letzterer dicker, ersterer dünner, nach hinten letzterer schmaler, und ersterer tritt als eine dicke Masse hervor. Obgleich dieser Wulst sich hufeisenartig nach der Form des gestreiften Körpers krümmt, so verliert er doch von dieser Gestalt nach hinten, indem eine neue Masse hinzukommt, wodurch nach außen und zur Seite ein eigener Lappen gebildet wird, Fig. 1. 4. 5. 8. 9., der um so kleiner ist, je jünger der Fötus. Der ganze Wulst ist überhaupt bey ihm kleiner sowohl im Allgemeinen als im Verhältnisse zum gestreiften Körper. Die Sylvische Grube, Fig. 9., findet man im Fötus viel größer, da der hintere Lappen noch wenig ausgebildet ist. Der große Hirnwulst ist in drey Lappen getheilt, deren Trennung man vorzüglich nach innen erblickt. Wegen der geringern Entwicklung des Wulstes hat auch die Basis des Gehirns im Fötus ein längeres Ansehen, Fig. 10. Indem der große Wulst über den gestreiften Körper fortgeht, bleibt zwischen beiden ein Raum übrig, nämlich der Seitenventrikel, dessen Umfang und verschiedene Weite sich nach dem Laufe der Lage und Gestalt beider Körper richtet. Im Fötus ist der untere Theil des Raums größer wegen der geringern Entwicklung des hintern und untern Lappens. Der Verf. beschreibt nun den Lauf einer eigenen Markfalte, die als eine Fortsetzung des großen Hirnwulstes anzusehen ist, aus welcher das corpus callosum, der fornix, das septum lucidum und das cornu Ammonis hervorgehen. Diese Beschreibung scheint nach des Aec. individueller An-

sicht etwas dunkel ausgefallen zu seyn. Indem von beiden Seiten die Markfalten sich einander nähern, verwachsen sie allmählich, und die große Hirncommissur geht hervor. Dieses Verwachsen scheint im Fötus schon vor dem fünften Monath zu geschehen. So lange das corpus callosum sich nicht gebildet hat, ist die Höhle im septum pellucidum oben offen, der hintere Winkel derselben mehr verlängert, und die Höhle geräumiger. Das Ammonshorn besteht aus zwey deutlich unterscheidbaren Theilen, nämlich aus der Falte und einer gezähnten Leiste. Am Fötus von 20 Wochen findet man auf dem großen Gehirn keine Windungen, die Gefäßhaut geht straff über die glatte Oberfläche. Allmählig entstehen flache Risse, und an einem siebenmonathlichen Fötus sind jene schon tiefer gewunden. Diese Risse sind die nachherigen Furchen, und diejenigen welche zuerst erschienen, bilden nach vollendeter Entwicklung die tiefsten Abtheilungen. Der Verf. beschreibt nun die Art, wie die Vierhügel die obern Schenkel des kleinen Gehirns und die Hirnklappe entstehen. Die Zirbel nennt er den obern Hirnanhang. Den Hirnsand findet man im Fötus nicht. Der vordere Hirnanhang (glandula pituitaria) besteht aus zwey Stücken, einem vordern großen, und hintern kleinen. Was der Verf. über die Beziehung dieser so genannten Drüsen auf das große und kleine Gehirn ausspricht, ist ganz mystisch. Das kleine Gehirn des Fötus ist verhältnismäßig zu dem großen kleiner als beim Erwachsenen, Fig. 10. Schon in Embryonen von sechs Wochen ist das große Gehirn scharf in zwey Hälften getheilt, das kleine Gehirn aber noch gar nicht; die Masse welche sich über den Rhomboidalkörper erhebt, ist noch sehr geringe, und die Einschnitte unbedeutend. Daher sieht man nur

1326 G. g. A. 132, St., den 18. Aug. 1814.

die Eintheilung in Lappen aber nicht die in Blätter; ein eigentlicher arbor vitae ist nicht vorhanden. Die stickförmigen Körper sind im Fötus deutlicher, und zwischen ihnen findet man auf jeder Seite einen kleinen Hügel, Fig. 15., der im Erwachsenen nicht mehr sichtbar ist.

Wießen.

Von G. F. Heyer: Anfangsgründe der Deutschen Sprachlehre und Orthographie vorzüglich zum Gebrauche in Schulen, entworfen von G. W. Roth, Doctor der Philosophie und beider Rechte, der freyen Stadt Frankfurt am Mayn Bibliothekar, und am Gymnasium und Lyceum derselben Prorector und Professor. Zweyte, vollständige und verbesserte Auflage. 1814. XXII und 378 S. in Octav.

Dies Werk hat in der zweyten Auflage, die erste erschien im Jahre 1801, ohne die Orthographie, welche im Jahre 1802 herauskam, durch den nachbessernden Fleiß des Verfassers an vielen Stellen gewonnen: ganze Abschnitte, die in der ältern Ausgabe fehlten, aber nicht fehlen durften, sind hier aufgenommen, auch ist jetzt die vorhin besonders gedruckte Abhandlung von der Orthographie verbessert hinzugekommen. Der Werth dieses Buches, welches schon in vielen Schulen gebraucht wird, ist anerkannt: derselbe würde, nach des Rec. Ansicht, unstreitig zunehmen, wenn es eines Theiles, z. B. in den Beispielen, kürzer, und dagegen andern Theiles ausführlicher wäre. Die Metrik hat z. B. auch hier leer ausgehen müssen. Doch hat Herr Grotzfeld die Abfassung eines Lehrbuches der Deutschen Prosodie und Metrik übernommen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1814.

Zürich.

Bei Drell, Zühl und E.: Oswald Wyconius, Antistes der Baslerischen Kirche. Von Melch. Kirchhofer, Pfarrer zu Stein am Rhein, Cantons Schaffhausen. 1813. XVI und 387 S. in Octav.

Wyconius gehört nicht gerade zu den Gelehrten des ersten Rangs im 16. Jahrhundert, noch auch zu den eigentlichen Reformatoren oder auch nur zu den vorzüglichsten Beförderern der Reformation, aber er war doch einer der ausgezeichnetsten Schul- und Universitätslehrer in dem gedachten Zeitalter, er hatte Schüler, wie Conrad Gesner, vertraute Freunde, wie Zwingli, hatte in den Aemtern, die er zu Zürich, Lucern und Basel theils als Lehrer, theils als Prediger bekleidete, einen schönen, weit über die Grenzen seines Amtes ausgedehnten Wirkungskreis, und suchte mit rastloser Thätigkeit die Eintracht unter den Schweizer Cantonen wie zwischen den Reformirten und Lutheranern zu befördern. Bisher waren über ihn nur kurze, unvollständige und starke Verichtigung bedürftige Nachrichten im Druck erschienen. Auch

Urkunden und Actenstücke waren wenige bekannt gemacht worden. Eine gewisse Anzahl Briefe von ihm waren theils durch Zottlinger in seiner Hist. eccles. T. VI. ausgehoben, theils in *Calvini epistolis et responsis* und den *Epistolis ab ecclesiae Helveticae reformatoribus ed. C. Füssli* geliefert worden. Hr. Kirchhofer, den wir schon als Verfasser des Lebens Sebastian Wagners, genannt Hofmeister, Zürich 1808, kennen, hat nicht nur das Gedruckte, sondern auch ungedruckte Briefe und Actenstücke aus den Archiven und Bibliotheken zu Zürich, St. Gallen, Strasburg und Basel mit großer Sorgfalt gebraucht und die erste eigentliche Lebensbeschreibung des Myconius geliefert. Er hätte derselben jedoch nicht die Ausdehnung geben können, die sie wirklich hat, wenn er nicht die ganze Geschichte der Concordie der Schweizer mit Luthern in einem besonderen Abschnitte ausführlich beschrieben hätte. Hier, wie auch sonst, lernt man wirklich eine Menge neuer, wenn auch zum Theil kleiner Umstände kennen. Ueber das von Myconius verfaßte Leben Zwingli's, vielleicht seine beste Schrift, deren aber der Verfasser S. 89 nur mit einigen Worten gedenkt, findet man ausführlichen Bescheid in Stäudlins und Tschirners Archiv für Kirchengeschichte in einem Aufsatz von Usteri, I, 2, 1., wo diese Lebensbeschreibung wieder abgedruckt und mit Anmerkungen begleitet ist. Herr Kirchhofer fragt: Wer war der Agathius, für welchen Myconius das Leben Zwingli's niederschrieb? Der Zusatz Beronensis läßt an keine erdichtete Person denken. Bey Usteri S. 32 lesen wir die ganz wahrscheinliche Vermuthung, daß dieser Agathius, nach seinem Geschlechtnahmen Gut genannt, Chorfherr des durch die erste Buchdruckerey in der Schweiz sich auszeichnenden uralt-adelichen

Stifts Beron = Münster Cantons Lucern gewesen sey. Wir machen nur noch auf einige Stellen dieser allerdings lehreichten, gründlichen und gut geordneten Lebensbeschreibung aufmerksam, um zur Lesung derselben zu reizen. S. 264 f. Der große Conrad Gesner hatte die tiefste Verehrung, die innigste Dankbarkeit und ein unbeschränktes Vertrauen zu seinem Lehrer Myconius. In seinen Briefen an ihn sagt er unter andern: *tu mihi rerum omnium πρόβουλος eris. Vili tibi, reverende praecceptor, penetrata mentis nostrae aperiam — Solamen unicuique nostrique ασυλον animi, et et praesidium et dulce decus — Tui maximus admirator sum a teneris quippe si quonquam hominem te certe amo.* Der Lehrer nahm sich aber auch des Schülers sehr thätig an, vertheidigte ihn wider Verläumdungen und suchte ihm fortzuhelfen. S. 313 f. wird aus Myconius Commentar über den Marcus angeführt über die Versuchungsgeschichte: *adsumptiones illas non quidem vere factas, sed in visionis specie domino propositas — über die Dämonischen: Daemoniorum obsessio, quid aliud esse potest, quam morbus, quia Deus inter homines occulta sua iudicia nimirum exercet? Unde nobis causam rei tam occultae nec scire, nec etiam inquirere licet.* — S. 315-334. Zu Basel wurde eine Reihe von Jahren hindurch an einer Reformation der Universität gearbeitet. Die im Jahre 1532 getroffene neue Einrichtung genügte noch nicht. Mehrere Professoren, welche nacheinander die Rectorwürde bekleideten, wollten neue Veränderungen. Die Doctorpromotionen, über welche man so lange gestritten hatte, wurden endlich eingeführt, doch nicht allgemein und fortwährend beobachtet. Mit Antritt des Rectors Briser, ehemahligen Chorherren und Decans, eines

zurückgekehrten Ausgewanderten, wurde eine ganz neue Verfassung der Universität entworfen, die wohl keinen Widerstand gefunden haben würde, wenn man nicht damit umgegangen wäre, die Kirche der Universität einzuverleiben oder zu unterwerfen und alle Professoren zu zwingen, academische Grade anzunehmen. Es wurde bestimmt, nicht nur, daß keiner ordentlicher Lehrer seyn soll, der sich nicht zur evangelischen Religion bekenne, sondern auch, daß alle Geistliche den Befehlen der Universität gehorchen, und deshalb huldigen sollten. Die Kirchendiener der Stadt wurden der theologischen Facultät einverleibt. Der Decan hält dem Rath dieser Facultät recht das Recht, Alles anzuordnen, was die Facultät und Kirchendiener betrifft, die theologischen Vorlesungen anzubereiten und die Diaconos anzuweisen, welche Lecturen sie besuchen sollten. Die Disputationen wurden als höchst nothwendig angeordnet, um die Lehre Christi wider alle Angriffe zu befestigen. Den Kirchendienern wurde empfohlen, die Disputationen fleißig zu besuchen, und wenn der Rector die Universität zusammenberufe, gehorsam zu erscheinen. Myconius wurde durch eine besondere Dispensation von dem Besuche der Disputationen und der Annahme der Doctorwürde frey gesprochen. Er war der Meinung, daß die Würde eines Theologen dadurch nicht erhöht werde, daß glänzende Titel sich für christliche Lehrer nicht schicken (vergl. S. 15 ff.). Die übrigen Professoren sollten unverzüglich die ihnen gebührenden Grade annehmen. Die Verbindung der Kirchendiener mit der Universität wurde daher abgeleitet, weil die Universität durch Unternehmung in den heiligen Schrift- und göttlichen Künften nicht das geringste Glied der Kirche Christi sey. Auch die niederen Schulen

wurden der Universität unterworfen. Die Geistlichen waren mit diesen Einrichtungen sehr unzufrieden. In den Statuten selbst hieß es zwar schon, daß durch diesen Schulgehorsam der Kirchendienst nicht verhindert und dieser dem Besuche der Disputationen und dem Rufe des Rectors vorgehen soll. Allein dieß konnte sie nicht zufrieden stellen. Myconius, Grynaus und andere vertheidigten die Rechte der Kirche, und der erste suchte in einer besondern Schrift darzutun, daß die Geistlichen der Universität nicht unterworfen werden dürfen. Er führte darin besonders an, daß die Geistlichen sich zwar mit den Wissenschaften beschäftigten, aber nicht bloß zur Erweiterung der Gelehrsamkeit und zur Beförderung des Vergnügens, sondern zur Heiligung des Geistes und zur Verherrlichung Gottes, daß der Pfarrer auf einer höheren Stufe stehe als der Theologe, indem jener die Ausübung mit der Wissenschaft verbinde, daß der Geistliche ganz Geistlicher seyn müsse und von der Kirche nicht getrennt werden dürfe, daß er der Kirche, nicht der Schule unterworfen sey, daß die Rechte der Kirche, die Censur, Wahl, Absetzung ihrer Seelforger nicht auf die Schule oder den Rector übergetragen werden können, daß die Universität der Kirche und nicht dieser der Universität einverleibt sey. Am Ende siegte doch die erste Partey, und die Statuten wurden mit einiger Milderung in den Ausdrücken vom Rathe bestätigt. — S. 351. 353. Die Unternehmung Biblianders, den Koran herauszugeben, beschäftigte die Geistlichkeit und die Academie in Basel sehr. Er zählte dabey auf die freundliche Hilfe des Myconius. Oporin wollte das Werk in Verlag nehmen. Aber die Censoren verweigerten die Einwilligung zum Drucke eines solchen Buchs. Die Sache kam vor den

Rath. Oporin las vor demselben einen Aufsatz Biblianders vor, worin die Herausgabe vertheidiget war. Der Rath wandte sich an die Geislichkeit und Academie um ihr Gutachten. Myconius erklärte die Ausgabe des Korans für zeitgemäß, um bey der drohenden Ausbreitung der Türken ihren Glauben daraus kennen und widerlegen zu lernen. Mit ihm begünstigten auch noch andere den Druck. Die Gegner aber, zu welchen selbst Seb. Münster gehörte, sagten, der Rath werde sich vor der ganzen Welt durch die Begünstigung eines so gottlosen Unternehmens beschimpfen. Als Oporin den oben gedachten Aufsatz Biblianders drucken ließ, wurde er ins Gefängniß geworfen. Die Züricher, Straßburger, und selbst Luther, nahmen sich des Korans an, und da die Basler sich immer noch fürchteten, den Namen ihrer Stadt vor das Buch zu setzen, so versprachen die Züricher Gelehrten, daß sie sich insgesammt als Herausgeber nennen wollen. Selbst auf den Kanzeln wurde für und wider gesprochen. Endlich wurde die Herausgabe erlaubt, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der Koran in Basel nicht verkauft werde.

Riel.

In der academischen Buchhandlung hat der Herr Professor der Beredsamkeit und der Griech. Literatur Karl Friedrich Heinrich *Demonstratio et restitutio loci corrupti e Platonis Protagora* drucken lassen auf 24 Seiten in Quart. 1813.

Die Stelle, welche der Gegenstand dieser Abhandlung ist, findet sich in Stephans Ausg. S. 327. C. D. in der Zweibr. Th. 3. S. 121. und in Platonis *Dialogis selectis* Vol. IV. p. 528. 529. Der Sophist zeigt in diesem Theile des Dialogs, die Tugend könne durch Unterweisung beygebracht werden.

und gibt dann den Grund an, warum vortreffliche Männer in der Jugend, die sie selbst besitzen, ihre Söhne um nichts besser machen. Darauf kommt die Stelle, wovon Hr. Prof. H. gelehrt handelt. Daß im Vorhergehenden οὐδενὸς βάρτους τοιοῦται nicht bedeute ceteris meliores, wie alle Uebersetzer es geben, sondern meliores quam per se ipsi sunt, wird zuerst gründlich dargethan. Dann läßt der Verf. die Stelle so abdrucken wie sie in Heindorfs Ausg. steht, und tadelt zuerst die Schreibart ὄστις, ὄσπερ, die seit einiger Zeit eingeführt wurde, anstatt ὄστις, ὄσπερ als barbarisch, und dann die sehr vernachlässigte Interpunction, zumahl in dieser Stelle. Auch mit Schleiermachers Uebersetzung 1. S. 264 und Note ist er eben so unzufrieden, als mit Hrn. Heindorfs Erläuterung, woraus gar nicht erhellet, was es mit dem in Plato's Stelle vorkommenden Drama des Pherocrates u. s. w. für eine Bewandniß habe. Nun zeigt er, daß τοιοῦτος mit ὄσπερ gar nicht ungewöhnlich verbunden werde, bey welcher Gelegenheit Hieron. Wolf, Coray u. a. widerlegt werden. Von dem Inhalte des Pherocratischen Drama, den Heindorf aus bloßer Muthmaßung angegeben, behauptet der Verf., daß derselbe einem Griechischen Komiker nicht einmahl habe einfallen können. Mit vieler Gelehrsamkeit und Einsicht zeigt er dagegen, daß die Comödie des Pherocrates Ἰσπανὴ ἢ Ἄγριοι sich ganz auf die Musik bezog, und auf die durch die Veränderung derselben bewirkte Sittenverderbniß. Daß Chiron, der gerechteste, gebildetste und musikverständigste unter den Centauren die erste Rolle als Vertheidiger der alten Musik gespielt und seinen Nahmen für dieses Drama hergegeben habe, ist sehr natürlich. Die Musik tritt mit ihren Klagen auf, ihr Beschützer ist Chiron, die Gerechtigkeit hält das Gericht. Den Chor bilden, wie es scheint, die Centauren, die bekanntlich ἄγριοι

genannt werden. Die vom Athenäus an vier Orten angeführte Schrift unter dem Titel: Chiron ist un-
 streitig von diesem Pherecratischen Drama verschie-
 den. Da nun die Centauren den Chor bildeten, und
 als solcher unmöglich Menschenhaffer-*μισάνθρωποι*
 genannt werden können, so schließt der Verf., daß
 die Stelle verdorben sey, und daß anstatt *μισάν-*
θρωποι offenbar *ἡμιάνθρωποι* gelesen werden müsse,
 semihomines nach Ovid. Metamorph. 12, 636. Was
 das Drama betrifft, so hatte der Verf. hierüber
 schon das Wesentliche im J. 1801 in seinem *Epia-*
menides S. 188 ff. vorgetragen, doch ohne Rück-
 sicht auf die Platonische Stelle zu nehmen. Die
 ganze Stelle hat des Rec. Beyfall, mit Ausnahme
 des Verbesserungsvorschlages, da in diesem zur al-
 ten Comödie gehörigen und im vierten Jahre der
 neun und achtzigsten Olympiade aufgeführten Stücke,
 Drama, *χορός*, sehr wohl diejenigen welchen die
 Musik ihre Mißhandlung zuschrieb, in sofern sie zur
 größten Sittenlosigkeit führten, *μισάνθρωποι* ge-
 nannt werden können. Wir wissen nicht, ob diese
 selbst auftraten, und ihre Sache führten, wie etwa
 in Aristophanes Werken der *λόγος δίκαιος* und *ἀδι-*
κος thun: aber es ist sehr wahrscheinlich, da der ei-
 gentliche unstreitig aus Centauren bestehende Chor
 schon vermöge der Pflichten die bekanntlich demsel-
 ben oblagen, sich weder durch Worte noch durch
 Thaten den Beynahmen *μισάνθρωποι* erwerben
 durfte und konnte. Eben deshalb, und weil *χορός*
 wenigstens in der alten Comödie fürs ganze Stück
 galt, kann nicht wohl die Rede vom Chore seyn.
 Daß die Wortcritik an der etwas gewaltsamen
 durch kein Manuscript unterstützten Veränderung des
 Wortes *μισάνθρωποι* in *ἡμιάνθρωποι* einiges auszu-
 setzen habe, darf auch nicht unerinnert bleiben.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 20. August 1814.

Frankfurt am Main.

Hey Varrentrapp und Sohn: Spanien. Nach eigener Ansicht im Jahre 1808, und nach unbekanntem Quellen, bis auf die neueste Zeit, von P. J. Kehnues, Bibliothekar des Kronprinzen von Württemberg. 1813. Vier Bände in klein Octav. 1392 Seiten (mit fortlaufender Seitenzahl).

Je weniger wir noch über die neueren Ereignisse in Spanien, vorzüglich seit dem Jahre 1808 unterrichtet sind, indem wir darüber ja beynähe nur einseitige Darstellungen von Seiten der Franzosen erhalten haben, desto willkommener muß uns jeder neue Beytrag seyn, zumahl wenn er, wie das gegenwärtige Werk mit Ruhe und Einsicht die Begebenheiten erzählt. Doch auch bey diesem Werke, welches wir ohne Bedenken unter die vorzüglichsten rechnen, die in unsern Tagen über Spanien erschienen sind, haben wir Gelegenheit gehabt, eine Bemerkung zu machen, die sich uns schon oft beym Lesen sonst vorzüglicher Werke aus der Periode der Französischen Oberherrschafft unwillkürlich aufdrang, nämlich eine gewisse unnatürliche Doppelzählung.

der Verfasser. Wo sie unmittelbar von dem Französischen Systeme zu sprechen haben, steht man ihnen plötzlich den ungeheuersten Zwang an. Tadel war nicht erlaubt und selbst das Schweigen mochte vielleicht an einzelnen Stellen übel gedeutet werden, so bleibt ihnen nichts übrig, als dem Bösen zu huldigen, was sich denn gewöhnlich schwerfällig genug ausnimmt. In einem Buche über Spanien seit dem Jahre 1808, mußte nothwendig mannigfaltige Veranlassung seyn, des Französischen Systems häufiger zu erwähnen; wenn aber der Verf. hin und wieder eine, wiewohl äußerst gemäßigte Vertheidigung desselben übernimmt, so steht er nicht selten mit sich selbst im Widerspruche, und alles zeigt nur zu deutlich, wie sehr das Unglück der Zeit, in der er schrieb, seiner Ueberzeugung Gewalt angethan hat. Zu bedauern ist es, daß das vorliegende Werk nicht einige Monate später gedruckt wurde; wir sind überzeugt, daß es alsdann vollkommen von den schiefen Urtheilen und Ansichten frey geblieben wäre, die wir zwar nicht dem einsichtsvollen Verfasser, sondern dem Drucke einer verhängnißvollen Zeit zuschreiben, die aber nichts desto weniger auf den Leser oft einen unangenehmen Eindruck machen. Einige kurze Bemerkungen über den Inhalt des Werks mögen unser allgemeines Urtheil über dasselbe rechtfertigen. — Der erste Band des Werks beginnt mit der Reise des Verfassers von Bayonne nach Madrid, im Anfange des Mays 1808, ehe noch das Schicksal von Spanien bestimmt war und als die Gemüther sich bereits in der stärksten Gährung befanden. Die Nation nahm schon jetzt den lebhaftesten Antheil an allem, was die Entwicklung ihres Schicksals betraf; beunruhigende Gerüchte aller Art durchkreuzten sich, und der Haß gegen die Franzosen äußerte sich schon jetzt nicht selten in blutigen Auftritten; gewiß ein

sehr interessanter Zeitpunkt für einen aufmerksamen und einsichtsvollen Beobachter. Schon vor dem 2ten May, der die bekannten blutigen Szenen in Madrid herbeiführte, waren an mehreren Orten in den Provinzen unruhige Bewegungen ausgebrochen. — Die allgemeine Klage über die schlechte Beschaffenheit und die Unreinlichkeit der Wirthshäuser fand der Verfasser, selbst auf der frequenten Straße von Bayonne nach der Hauptstadt, mit wenigen Ausnahmen, vollkommen bestätigt. Biscaya, Guipuzcoa und Alava, durch welche ihn sein Weg führte, gehören unter die am besten bevölkerten und angebauten Provinzen von Spanien, obgleich keineswegs zu den fruchtbarsten, dagegen sind aber auch die Biscayer ein äußerst thätiger und kräftiger Menschenschlag. Alles änderte sich dagegen, so wie der Verfasser die Gränzen von Kastilien betrat; das fruchtbarste Land war schlecht bevölkert und noch schlechter bebaut; wenige Dörfer, öde Heidestrecken und abscheuliche Wege, dagegen aber unter den Einwohnern lächerlicher Hochmuth und Ruhmredigkeit von vergangenen Großthaten. Hauptsächlich sind es die volkreichen nordwestlichen Gegenden, die beynah ausschließlich die Marine mit Menschen versehen, und von wo aus die Auswanderungen nach den Colonien geschehen, — ein merkwürdiger Umstand, der allerdings wohl zur Verichtigung des alten und so allgemein in Europa verbreiteten Vorurtheils, als wenn die Entvölkerung Spaniens in den Auswanderungen nach den Colonien ihren Grund hätte, dienen mag; dagegen aber hat auch die Provinz Biscaya nur ein einziges Kloster, und die reichste dortige Präbende trägt nicht mehr als 120 Realen ein. Ein edles Volk bewohnt diese Provinz und mit Recht ward dasselbe schon durch Ferdinand den V. im Jahre 1475 insgesamt für adlich anerkannt,

und erhielt auch in der Folge außerordentliche Privilegien, nur artete seine Freyheitsliebe nicht selten in Halsstarrigkeit aus. Es ist ein herrliches Bild, welches der Verfasser von den Bewohnern dieser, so wie der verwandten Provinzen, Guipuzcoa und Alava, entwirft; es sind die würdigen Nachkommen der alten Kantabrier. Gleiches Lob verdienen die Navarrer, ein munteres, treues Volk, seinem Vaterlande mit inniger Liebe anhängend. Anders dagegen war alles in Kastilien, alles öde und schlecht, und auf den Einwohnern lastete jenes dumpfe finstere Schweigen, der Vorbote eines nahen gährenden Ausbruchs. Fragmente über Madrid. Das äußere Ansehen von Madrid fand der Verfasser äußerst altväterisch, und keineswegs der Würde eines großen, einst des mächtigsten und reichsten Staats von Europa angemessen. Die vornehmsten Gebäude und Anlagen der Hauptstadt werden weilküftig beschrieben, vorzüglich diejenigen, die für die Kunst von Wichtigkeit sind. Unter den öffentlichen Plätzen der Hauptstadt hat der kleinste, die so genannte Puerta del sol oder das Sonnenthor, bey den letzten Unruhen eine hohe politische Wichtigkeit erhalten; er war der Sammelplatz der Neuigkeitsträger aller Art. — Sehr lesenswerth sind die Bemerkungen über die Geistlichkeit. Der Verf. schreibt die mächtige Einwirkung derselben auf das Volk, nicht sowohl dessen Religiosität, als vielmehr dem Umstande zu, daß sich die Geistlichkeit in Spanien und vorzüglich der Mönchsstand, mehr als in einem andern Lande in die engsten Familienverhältnisse eingedrängt habe; allein daß dieß möglich ward, davon scheint uns doch wiederum der Hauptgrund in der größern Religiosität des Volks zu liegen, wenn es gleich allerdings gegründet seyn mag, daß dazu auch Uebereinstimmung der Geistlichkeit mit der

Nation in Beschäftigungen und Vergnügungen, die dadurch bewirkte Nationalität der ersteren in Spanien, während sie sich in andern Ländern mehr an den Römischen Universalgeist angeschlossen, mächtig mitgewirkt habe. Die Geistlichkeit blieb in Spanien immer vorzüglich unabhängig von dem Römischen Stuhle, und dagegen unter sich, sowohl als mit der Regierung innig verbunden, eine Wirkung, die hauptsächlich der Inquisition zuzuschreiben ist, die in neuern Zeiten beynah nur ein polizeyliches Institut geworden war. Rückreise von Madrid nach Bayonne, mit der Armee, vom 30. Julius bis zum 17. August 1808. Wenige Tage nach dem feyerlichen Einzuge des Königs Josephs in Madrid änderte sich unerwartet die Szene. Plötzlich erscholl die Nachricht, der König werde sich mit der Armee nach Burgos zurückziehen; die Niederlage von Dupont bey Baylen hatte man zwar gehört, aber nicht geglaubt. Der Rückzug des Königs verbreitete eine unbeschreibliche Verwirrung, unter der Französischen Partey; Wagen und Pferde waren beynah gar nicht zu bekommen. Mit Mühe erhielt der Verf. ein schlechtes Pferd. Auf dem Marsche hatte die Colonne, mit der der Verf. zog, bald mit allen Arten von Mangel zu kämpfen; die nothwendigsten Bedürfnisse waren auf der von den Anwohnern verlassenem Straße kaum für Geld zu haben. Am übelsten befanden sich die Flüchtlinge aus Madrid, vorzüglich der weibliche Theil derselben und die Kranken, die man aus den Hospitälern auf offenen Karren in der brennendsten Augusthitze transportiren mußte; viele von diesen verließen ihr unbecommes Fuhrwerk und fanden an der Straße vor Erschöpfung den Tod. Nach vielen Mühseligkeiten, worunter die Schwierigkeit, Nachtquartier zu finden, keine der geringsten war, kam der Verf. endlich zu

Bayonne an. Die Spanier. Ein lesenswerther Abschnitt, den jedoch Rec. nicht in allen Stücken unbedingt unterschreiben möchte. Allerdings besitzt die Spanische Nation einen großen Nationalstolz, den der Verf. die erste Spanische Lächerlichkeit nennt; allerdings war sie in den letzteren Zeiten vor der Revolution gar sehr von ihrem vorigen Ruhme; jedoch weniger durch eigene Schuld, als durch manche schwache Regierungen herabgesunken; dagegen aber wird auch niemand leugnen können, daß es hauptsächlich die tiefe Gefühl ihrer Würde war; diese Furcht, wie damals die Spanier selbst sich ausdrückten, auf ewig entehrt zu seyn, wenn sie sich eine solche Behandlung gefallen ließen, die jene ungeheuren Kraftanstrengungen in unsern Tagen bewirkte, durch welche Spanien zuerst den Nationen des Europäischen Continents das große Beispiel eines kräftigen unbesiegbaren Widerstandes gegen den alles verschlingenden Despotismus gab. Dieser Nationalstolz erzeugte nicht nur, wie auch unser Verf. bestätigt, Rivalität mit andern Nationen, sondern selbst unter den verschiedenen Provinzen des Reichs, wodurch oft außerordentliche Wirkungen hervorgebracht wurden. Mehr als in irgend einem andern Lande hat sich in Spanien der Provinzial- ja selbst der Lokal-Geist erhalten; gewiß das beste Mittel, begeisterte Patrioten zu bilden. Die aus diesem Nationalstolze hervorhergehende, zwar keineswegs zu entschuldigende, aber dennoch vielleicht dem blinden Nachäffen und Bewundern des Auslandes vorzuziehende Verachtung der Fremden, bewahrte wenigstens der Nation ihre Eigenthümlichkeiten, die sich selbst in den größten Kleinigkeiten Jahrhunderte lang unverändert erhalten haben, und jeder der weiß, welchen Einfluß diese anscheinenden Kleinigkeiten auf die Bildung eines Nationalcharakters,

auf die Befestigung des Patriotismus haben, wird dieß nicht für gleichgültig achten. Die Regierungen thaten in dem verfloßnen Jahrhunderte für Spanien wenig, desto mehr aber, vorzüglich in der zweyten Hälfte desselben, patriotische Vereine seiner Bürger, vorzüglich für die innere Administration, die Landwirthschaft und die Erweckung der Industrie, die Spanischen Societäten zeichnen sich durch ihre nützliche Thätigkeit vor denen der mehresten andern Länder sehr zu ihrem Vortheile aus. Unser Verfasser selbst, der doch keineswegs von einer blinden Vorliebe für die Spanier eingenommen ist, gesteht es, daß die Spanische Nation in Aeußerungen des Gemeingeistes von keiner andern in Europa übertroffen werde. Die Beispiele, die davon S. 304 und 305 angeführt werden, sind um desto überraschender, je weniger man diese glänzende Seite des Spanischen Charakters bisher in Europa gerocht gewürdigt hatte. Doch genug zur Charakteristik einer in Europa lang verkannten Nation, der die Revolution unserer Tage eine neue herrliche Existenz verspricht. Wer freuet sich nicht, wenn er sieht, wie in Spanien, was ja so oft schon geschah, aus den bösen Plänen gegen den Willen derer, die sie anlegten, sich das Gute mit neuer Kraft erhob. Erziehung und öffentlicher Unterricht. Unstreitig ist Spanien in dieser Rücksicht noch sehr weit zurück. Die nach Pestalozzischer Methode zu Madrid errichtete Schule, fiel mit ihrem Gründer, dem Friedensfürsten, der sich aber auch schon in der letzten Zeit nur noch wenig um sie bekümmerte. Ungleich mehr that er dagegen für die Bildung des Militärs und die zuerst von Philipp V. gestifteten Seminare des Adels. Die Privaterziehung, so wie die Universitäten, sind noch sehr weit zurück, hatte doch noch im Jahre 1808 die politische Geschichte keinen Lehrstuhl auf dem

Selben, ward doch noch im Jahre 1752, nach dem Zeugnisse des Don Diogo de Torres, die Mathematik zu Salamanca von den Studenten als Wahrsagerey, Taschenspielerey, ja selbst als Hererey angesehen. Die erschöpften Finanzen, die dem Staate die Unterrichtsanstalten nur spärlich zu dotiren erlaubten, waren die vornehmste Ursache des Verfalls der wissenschaftlichen Cultur. Erst im Jahre 1807 wurden die 22 Universitäten auf 11 reducirt; allerdings ein wichtiger Schritt, der wohlthätige Wirkungen versprach, die aber der bald ausbrechende Krieg natürlich nicht zur Reife kommen ließ. — Den zweyten Band des Werks eröffnet der mit dem vorigen noch verbundene Abschnitt: Wissenschaften und Litteratur. Das Urtheil über dieselben ergibt sich schon größtentheils aus dem Zustande des öffentlichen Unterrichts; doch würde man unrecht thun, die wissenschaftliche Bildung der Nation überhaupt nach ihren litterarischen Producten zu beurtheilen. Viele Individuen, zumahl in den höhern Ständen der Nation, haben sich allerdings über die gewöhnliche Bildung erhoben, aber nur selten machen sie die Resultate ihrer Forschungen bekannt; die strenge Censur und die Inquisition mußten dieß allein schon verhindern. Die Masse der Kenntnisse, die in Spanien im Umlauf ist, ist daher ungleich größer, als man nach dem Zustande der Litteratur in diesem Lande vermuthen sollte; vorzüglich ist dieß in den kleineren Provinzialstädten der Fall. Die mehrsten Gelehrten finden sich jedoch nicht, wie man vermuthen sollte, unter der Geistlichkeit, sondern unter dem Militärstande, vornehmlich der Marine; eine Erscheinung, die sich aus den besseren Bildungsanstalten für diesen Stand hinlänglich erklärt. In den letztern Jahren zeigten sich manche viel verheißende Erscheinungen; vorzüglich vermehrten sich

die Uebersetzungen ausländischer Werke, im gleichen Maße, als sich die theologischen Schriften verminderten. Das Theater. Die Einrichtung und der Glanz der Theater der Hauptstadt übertrafen bey weitem die Erwartungen des Verfassers. Polizey. Ueberhaupt ist die Polizey noch weit zurück, wie schon die zahlreichen seit Jahrhunderten ungestört bestehenden Räuberbanden beweisen. Feuerpolizey war beynah gar nicht vorhanden; Bettler und Landstreicher in zahlloser Menge, vor allen Zigeuner Spaniens Bevölkerung bey dem Ausbruche des Insurrectionskrieges. Die Bevölkerung Spaniens die sich in den neueren Zeiten wieder beträchtlich gehoben hatte, stand in dem Zeitraume von 1700 bis 1714 am niedrigsten, indem sie damahls nur auf sechs, von andern auf fünf, von noch andern nur auf drey Millionen Menschen berechnet ward; die Wirkung fortwährender Kriege, der Vertreibung der Mauren und Juden, der Pest und mancher Fehler der Regierung. Dagegen aber hatte sie sich seit der Zeit wiederum so sehr gehoben, daß sie im Jahre 1808 mit Recht über 12 Millionen angegeben ward; eine Vermehrung, auf welche die Verminderung der Geißlichkeit und des Adels gewiß sehr wohlthätig einwirkte. Spaniens Finanzzustand bey dem Ausbruche des Insurrectionskrieges. Bey dem Regierungsantritte Königs Josephs ward die Schuldenlast auf nicht weniger als 7,194,266,809 Realen oder 1,720,000,000 Livres angegeben; wahrlich ein höchst bedenklicher Zustand! Die Finanznoth in Spanien entstand überhaupt größtentheils aus Fehlgriffen in der Verwaltung, denn die letzten Regenten waren beynah alle sehr sparsam. Die sämtlichen Staatseinkünfte beliefen sich zu Ende der Regierung Karls IV. etwa auf 200 Millionen Livres, die hauptsächlich aus den sehr fehlerhaft angelegten

Böllen und sonstigen indirecten Abgaben flossen. Zustand der Landwirthschaft im Jahre 1808. Die Lebensmittel für ein Drittel der Einwohner müssen aus der Fremde herbeigeschafft werden; so sehr ist der fruchtbare Boden vernachlässigt, welches theils in dem Mangel an arbeitenden Händen, theils in dem Charakter der Nation, vor allem aber in der übermäßigen Zahl großer Landgüter, in der Einrichtung der Schaafzucht und der Bölle auf den Gränzen der verschiedenen Provinzen, die nebst den schlechten Straßen den Verkehr hemmen, begründet ist, so daß man, um dem nicht selten entstehenden Mangel vorzubeugen, zu der Errichtung vonPOSITOS oder Vorrathskammern, deren es im ganzen Reiche 5308 gibt, seine Zuflucht hat nehmen müssen. Auch die Viehzucht ist bey weitem nicht das, was sie seyn könnte; zwar ist die Schaafzucht sehr beträchtlich, dagegen aber die Pferdezucht, Andalusien ausgenommen, sehr vernachlässigt, und auch dort verschlechtert sich die Race. Industrie. Die Industrie ist zwar bey weitem nicht das, was sie seyn könnte, jedoch hatte sie sich unleugbar im Laufe des 18ten Jahrhunderts gar sehr gehoben; das Bedürfniß großer Reformen ward allgemein gefühlt; auch hier stand der Charakter des Volks, seine Trägheit und Eitelkeit und das ungeliche verwickelte Zollwesen gar sehr im Wege. Eine interessante Uebersicht der vornehmsten Fabriken und Manufakturen gibt der Verf. selbst S. 572 ff. Spaniens Handel im Jahre 1808. Der Stand der Kaufleute ist in Spanien wenig geachtet, größtentheils wird der Handel von Fremden betrieben, und durch die außerordentlich zahlreichen Compagnien gar sehr beschränkt; dazu kommt noch das verkehrte Zollwesen und die Verschiedenheit der Maße, Gewichte und Münzen in den verschiedenen Provinzen.

So war der Spanische Activhandel beynah nur allein auf die Colonien beschränkt, und auch dieser konnte wegen der vielen Beschränkungen nicht sehr bedeutend werden; in allen übrigen trieb Spanien nur Passiv-Handel. Der dritte Band des Werks hebt an mit einer Uebersicht der Landmacht im Jahre 1807. Die Spanische Kriegsmacht, die unter den letzten Habsburgern gänzlich, unter den ersten Bourbons ziemlich verfallen war, verdankt ihre Reorganisation den Regierungen Karls III. und Karls IV.; vorzüglich ward für die Bildung der Officiere gesorgt. Im Jahre 1807 betrug die Armee in Europa mit Einschluß der Milizen 162,000 und die in den Colonien 153,850 Mann. Spaniens Seemacht im Jahre 1807. Spanien, in jeder Rücksicht vorzüglich zur Seemacht geeignet, besaß für die Marine treffliche Bildungsanstalten. Im Anfange des Jahres 1808 bestand die gesammte Seemacht aus 268 Kriegsschiffen, von denen 195 ausgerüstet waren. — Nicht weniger interessant, als das bisher angeführte, sind die Denlagen, die den Rest dieses, so wie den gesammten vierten Band ausfüllen. I. Die Revolution von Aranguez. Wahrscheinlich würde auch ohne dieselbe bald eine Revolution in Spanien erfolgt seyn. Das Mißvergnügen über den Friedensfürsten war so groß und so allgemein, daß schon in den nächst vorhergehenden Jahren mehrere, wiewohl mißglückte Revolutionsversuche, gemacht worden waren. Die Erzählung selbst, die hier gegeben wird, leidet keinen Auszug; sie ist ruhig und unbefangen und weiß das Interesse des Lesers lebhaft zu fesseln. Vielleicht waren die nachmahligen Ereignisse ein Glück für Ferdinand VII., der schwerlich im Stande gewesen wäre, die übertrieben hoch gespannten Erwartungen des Volks zu befriedigen. II. Der Krieg in Spa-

nien und Portugal. Nur einzelne Bemerkungen mögen wir ausheben. So muß die Darstellung des Feldzugs der Engländer unter Moore, aus den öffentlich bekannt gewordenen Berichten und Papieren dieses trefflichen Feldherrn durchaus berichtigt worden. Wenn auch der Verf. S. 873 von dem Continentalsysteme dem Handelsstande aller Länder großen Seegen verspricht, so wollen wir diese Aeußerung lieber als eine Folge der Zeitverhältnisse ansehen, unter denen er schrieb, so wie das Lob der neuen von Napoleon den Spaniern aufgedrungenen Constitution, S. 907. Man hat es ja zur Gnüge erfahren, was es mit diesen Constitutionen, die sich freylich auf dem Papier vortreflich ausnehmen, in der Wirklichkeit für eine Bewandniß hatte. Der vierte und letzte Band beginnt III. mit historischen Betrachtungen über die Verhältnisse zwischen Spanien und Frankreich, enthaltend mehrere Auszüge aus Spanischen Flugschriften von der Französischen Parthey und Artikel aus der Madrider Hofzeitung, wodurch jede weitere Bemerkung überflüssig wird. IV. Studienplan, welcher im Jahre 1807 den sämmtlichen Spanischen Universitäten vorgeschrieben worden ist. Ein merkwürdiges Altcenstück! Statistik, Geschichte und Staats- und Völkerrecht sucht man in den angegebenen Lehrfächern vergebens. V. Kurze Nachrichten über die Lebensumstände der vorzüglichsten Spanischen Maler. VI. Die Spanischen Staatseinkünfte ungefähr um das Jahr 1600. Die Totalsumme betrug 134,359,992 Realen. VII. Der Portugiesische Dichter, Francisco Manoël. VIII. Uebersicht der Spanischen Litteratur von 1800 bis 1808. Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht etwas weiteres hinzuzufügen, als die Versicherung, daß das angezeigte Werk ohne Zweifel

zu den interessantesten gehört, die der neuen un-
geflücklichen Revolution Spaniens ihre Entstehung
verdanken.

Berlin und Stettin.

Von Friedr. Nicolai: *J. S. Bothe's antikge-
messene Gedichte. Eine echtdeutsche Erfindung.*
1812. XXIV und 196 Seiten in Octav.

Die bekannten Mängel unsrer Verkunst, denen
selbst die geistvollen Bemühungen unsrer Metriker
nicht befriedigend abgeholfen haben, veranlaßten
den Verf. zu dem Versuche, die Regeln der Grie-
chischen und Römischen Prosodie in unsere Sprache
einzuführen, und seine Theorie durch practische Dar-
stellung zu beweisen. Ein wichtiger Vorurtheil für
diesen Vorschlag ist der Beyfall, womit Lessing
schon vor langer Zeit sich hierüber äußerte: auch
sprechen dafür sehr viele aus Klopstocks und andrer
vortrefflicher Deutscher Dichter Werken ausgeho-
benen Verse, die der Verf. zum Theil dem treffli-
chen Dr. Kühnau verdankt, der im vorigen Jahre
unweit Berlin den ruhmvollen Tod fürs Vaterland
starb. Man ersieht aus ihnen, daß der Genius
unsrer Sprache diesem Gedanken zusagt: die aus-
gehobenen Verse sind antiken Maaßes und ohne diese
Theorie gleichsam von selbst entstanden, auch führt
die Natur zu jenen Regeln, nach welchen die ein-
fache Kürze das Maaß ist, womit alle elementa-
rische Sprachzusammensetzungen (Sylben und Wör-
ter) gemessen werden. Ein ungedehnter Vocal, ent-
weder allein, oder vorn mit einem Consonanten ver-
bunden, ferner ein Vocal, der vorn offen oder
nicht, auf einen Consonanten ausgeht, welchem ein
Vocal folgt, endlich sowohl ein langer Vocal, als
ein einfacher, oder vorn mit einem Consonanten
verbundener, **Doppelvocal** (Diphthong, Doppel-

laut) dem eben so ein Vocal folgt: alle diese Sprachbildungen gelten für Kürzen. Wo aber das sehr fühlbare Maas der Kürze irgend überschritten, und man genöthigt wird, auf die Aussprache von Sylbe oder Wort mehr Zeit zu verwenden: da entsteht die Länge, deren Dauer im Allgemeinen auf die Zeit zweyer Kürzen festgesetzt ward, gewisse unmeßbare Abstufungen in der Mitte zwischen Kürze und Länge unbeachtet. Nur wenige Fälle von zweydeutiger Prosodie finden sich, wo unsere Aussprache als Entscheiderin auftritt: auch macht in den Wörtern die, ihm, ihn, ihr die Schreibart unserer Vorfahren di, im, in, ir dieselben kurz, wie ähnliche, wenn nicht ein besonderer Nachdruck oder der Tactschlag des Verses sie haben; wie unsere bisherige Prosodie auch nicht eben abweichend lehrt, wenn sie den Ton oder Accent, Stammsylbe, und nicht zahlreiche Naturlängen, worauf der Gedanke ruht, zur Hebung brauchte, ohne sich gleichwohl vor Willkürlichkeiten und Ungewisheiten hüten zu können, die bey dieser Lehre wegsallen, welche als in unserer Sprache gegründet, der Verf. eine echt-deutsche Erfindung (Entdeckung) benannt hat. Hält man freylich die bisher unter uns übliche Prosodie mit dieser antiken, die der Verf. durch Rath und That einführt, unbefangen zusammen, so steht man ohne Widerrede, daß die neue Lehre verdiene, allgemeinen Beyfall zu erhalten, und von unsern Dichtern angenommen zu werden. Hier ist Festigkeit und Gewisheit, dort Willkühr, Schwanken. Man braucht nur die ersten besten Verse unsrer guten Dichter einzusehen und zu vergleichen, um sich hieroon zu überzeugen, und zugleich begreiflich zu finden, daß dem Dichter, der die antike Prosodie befolgt, sein Geschäft viel leichter und sicherer von Statten gehen müsse, als wenn er die bisherige

befolgt, wo er überall, wenn er nach Gründen fragt, die z. B. bey den so genannten mittelzeitigen Sylben und Wörtern, ungeachtet der Vossischen Regeln, unbefriedigt bleiben wird, und wo er Moriz, wie sehr derselbe auch die bisherige Prosodie anpries, doch leicht widerleglich finden dürfte, oder schon gefunden hat. Wenn gleich die Natur und nicht die Metrik den Dichter macht, so dürfen wir doch hoffen, daß ein ernsthaftes Studium der letztern, in so fern es mit der Gelehrsamkeit verbunden ist, oder dahin führen kann, das feine dazu beytragen möchte, durch eine genauere Bekanntschaft mit den ewig jugendlichen Mustern der Poesie, uns wenigstens von einem Theile des gemeinen Poetenguts zu befreien, das unserm Parnasse so wenig Ehre macht. Der Verf., als Kenner der classischen Literatur rühmlich bekannt, hat sich daher das geschmackvolle Publicum dadurch sehr verpflichtet; daß er der Einführung dieser antiken Versmessung so richtig das Wort gesprochen, und daß er dasselbe mit dritthalbrausend theils eigenen, theils — die schwerere Probe der Entdeckung — übersehten Versen nach dieser Metrik beschenkt hat. Wenn gleich in denselben hier und da das Fließende und Leichtverständliche vermisst wird, und einige Härten sich eingeschlichen haben, weil der Verf. sich, zu ängstlich der neuen Uebersetzungsart überlassen hat, so ist doch nichts Schlechtes darunter, vielmehr wird der Leser, jenes abgerechnet, bey den meisten nicht viel zu wünschen übrig finden, als bey Catulls Liede auf die Vermählung des Marcius, mehreren Horazischen Oden, Callistratos, Trinkliede, und bey vielen eignen Gedichten. Die critische Verbesserung in der Horazischen Ode 2, 20, 6, wo er *vetas* (nämlich *obire*) statt *vocas* vorgeschlägt, ist sinnreich, wird aber schwerlich die ge-

1344 G. g. A. 134. St., den 20. Aug. 1814.

möhnliche Lesart verdrängen. Ganz wider unser Gefühl und Urtheil hat die Bescheidenheit des Verf. mit diesem Distichon das Werkchen geschlossen, das wir zur Probe hier hersetzen wollen. Mein Buch, Nach Martial. Elegisches Maaß. Gut ist Einiges hier, schlecht Anderes, Anderes ärmlich Mittelgut. Wer macht andere Bücher, Amant?

Quisburg und Essen.

Von Bädeler und Kürzel: Des C. Corn. Tacitus Annalen. Deutsch von Johann Christoph Schlüter, Prof. auf der Universität zu Münster. Zweyter Band. 1814. 270 S. in Octav.

Dieser zweyte Band begreift das vierte, fünfte, sechste, eilfte und zwölfte Buch der Annalen in einer Deutschen Uebersetzung, welche wenig zu wünschen übrig läßt. Sie ist mit großem Fleiße, mit Einsicht, und trefflicher Kenntniß beider Sprachen verfertigt, und hat offenbare Vorzüge vor dem Vorgängern, unter welchen bekanntlich sehr achtungswürdige und geschmackvolle Gelehrte waren. Man denkt nicht daran, oder vergißt, daß man eine Uebersetzung lese, und findet, wenn man den Text des Tacitus mit der Uebersetzung vergleicht, nur wenige Fälle ausgenommen, wo man anstößt, aber doch einen andern Ausdruck oder eine andere Wendung vorziehen möchte, daß der Uebersetzer sein Original so wieder zu geben glücklich bemüht gewesen sey, als der Urheber, hätte er Deutsch geschrieben, selbst geschrieben haben würde. So sehr hat er die bekannten Klippen, woran verschiedene seiner Vorgänger gescheitert, vermieden. Wir sehen die Vollendung dieser Arbeit, die uns Deutschen Ehre macht, mit Verlangen entgegen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 22. August 1814.

London.

Bei John Murray: The life of Michel Angelo Buonarroti with his poetry and letters. By R. Dappa Esq. Second Edition. XI und 468 Seiten in groß Quart. 1807. (Mit einem schönen von F. Bartolozzi gestochenen Bildnisse Michel Angelo's an der Spitze, und vielen Kupfertafeln, welche die Sculpturen, Gemälde, Zeichnungen und architectonischen Arbeiten des Künstlers enthalten.)

Dieses prachtvolle und kostbare Werk erschien zuerst im Jahr 1806, und muß in England so großen Beyfall gefunden haben, daß im folgenden Jahre diese neue vor uns liegende Ausgabe, welche dem Hrn. John Symmons dedicirt ist, veranstaltet werden konnte. Auch dieses Werk bestätigt die Bemerkung, daß, was die critische Behandlung der Kunstgeschichte betrifft, die Italiäner, vorzüglich aber die Deutschen die übrigen Europäer weit hinter sich zurückgelassen haben; denn so willkommen es auch dem Britischen Publicum seyn mag, so möchte doch der Deutsche Leser nichts als längst bekannte Sachen darin finden. In der kurzen Vor-

P (6)

rede sagt der Verf., daß er die zwey wichtigsten Biographien des Michel Angelo, von Condivi und Vasari, die beide seine Schüler waren, benutzt habe. Die Biographie des Ascanio Condivi erschien zu Rom 1553 (4^o), und wurde ihrer großen Seltenheit wegen von Gori 1746 zu Florenz mit einigen Anmerkungen wieder abgedruckt. Vasari's Biographie erschien in seinem großen Werke, aber auch einzeln. (S. Fiorillo's Geschichte u. Bd. 1. S. 374, wo man alle literarische Notizen die Lebensbeschreibungen Michel Angelo's und die verschiedenen Ausgaben betreffend, finden wird.) Es wäre in der That eine sehr überflüssige Arbeit, das Leben des außerordentlichen Mannes hier wieder erzählen zu wollen, das jedem Künstler und Gelehrten bekannt seyn muß. Wir können nur anzeigen, wie der Verf. seinen Stoff verarbeitet hat, und welche Form er dem Ganzen gegeben. Als Hauptquellen dienten ihm die beiden angeführten Biographien, vorzüglich die des Vasari, wobey er nicht nur die Römische von Bottari besorgte und 1760 erschienene Ausgabe benugte, sondern auch jedoch selten und nur in einzelnen Fällen auf die erste Florentinische von 1550 Rücksicht nahm. Die Anmerkungen sind über alle Gebühr weitschweifig gerathen; denn wenn im Text irgend eine durch Geburt, Kunst oder Wissenschaft ausgezeichnete Person genannt wird, so folgt gleich eine Note, wo von derselben einige Nachrichten eingeschaltet, oft aber auch sehr lange Stellen aus dem Vasari aufgenommen worden sind. So findet man ebenfalls alle Briefe des Michel Angelo mit einer Uebersetzung begleitet am gehörigen Orte eingerückt. Zur bequemern Uebersicht sind am Rande die Jahre unserer Zeitrechnung und des Lebensalters von Michel Angelo angezeigt. Auch die vielen Breven,

welche von mehreren Päpsten an den Künstler gerichtet wurden, fehlen nicht, obgleich die vier unedirten von Paul III., die zuerst Francesco Cancellieri in seinem gelehrten Werke (*Descrizione storica critica delle Sale regie e ducale e delle cappelle Paoline e Sistine &c.* pag. 82.) ans Licht gestellt hat, dem Verf. entgangen sind, der überhaupt aus Cancellieri's Arbeit noch viel hätte brauchen können, indem er manche schätzbare aus Handschriften entlehnte Bemerkungen bekannt gemacht. Die chronologische Form, die der Verf. seiner Biographie gegeben, mußte natürlich mehrere Begebenheiten zur Sprache bringen, die mit der Hauptsache in einer sehr entfernten Beziehung stehen, ihm aber Gelegenheit gaben, Text und Noten mit sehr trivialen Dingen anzufüllen, und uns durch Erzählungen von den Florentinischen Kriegen und Revolutionen, von Dante, Boccaccio, Petrarca und andern Männern zu ermüden. Den Schluß der Biographie macht eine Beschreibung von Michel Angelo's Catafalk. S. 159 wird die Person des M. A. physiognomisch geschildert, wo man auch wieder erfährt, daß seine eingedrückte Nase von einem Faustschlag des Torrigiano herrührte. Sein Ruf war außerordentlich und drang selbst nach dem Orient, wo der Kaiser Bajazet II. ihn in seine Dienste zu haben wünschte, um ein Riesenwerk, die Vereinigung Pera's mit Constantinopel vermittelst einer Brücke, durch ihn ausführen zu lassen. S. 186 und 231 sind zwey Bruchstücke eines Briefes und Gedichtes von M. A. mit Facsimile's seiner Hand eingerückt, die Hr. Duppa durch die Gefälligkeit des Hrn. William Young Orley erhalten hat. S. 194 liest man das erhabene Sonett von Zappi auf die Statue des Moses von M. A. am

Grabmahl Papst Julius II. in St. Pietro in Vinculi zu Rom, (*Chi è costui, che in sì gran pietra scolto u. s. w.*) jedoch durch ein paar Druckfehler entstellt. S. 188. Ueber den Styl und Geschmack des M. A. in der Malerey, Sculptur und Baukunst, mit einigen Untersuchungen über seine Gruppe der *Pieta*, den Moses, die Grabmäler Julius und Lorenzo's von Medicis, über den berühmten heiter berauschten Bacchus, über seine Malereyen in der Sirtinischen und Paulinischen Capelle, nämlich die Bekehrung des h. Paulus und die Kreuzigung des h. Petrus, die seine letzten Arbeiten waren, in denen er sich nicht mehr gleich blieb. Von S. 213 an berührt der Verf. die im 16ten Jahrhundert so oft besprochene Frage über den Vorzug der Malerey und Sculptur, deren Entscheidung man von M. A. erwartete, da er in beiden Künsten gleich groß war. Die Streitigkeiten über diesen Punct hätte der Verf. aus den ihm unbekannt gebliebenen Schriften von Tegni, Cicciati und Comolli können näher kennen lernen. Ein eigener Abschnitt von S. 242 enthält: *Illustrations consisting of outlines from the principal works of M. A. in Sculpture, Painting, Design and Architecture.* Die Anzahl der Sculpturen ist 14 stark und erläutert durch Anmerkungen und Umrisse. Die Malereyen sind 6, mit den nöthigen Blättern, unter welchen auch die Deckenstücke und das jüngste Gericht in der Sirtina und die zwey großen Gemälde in der Paolina sich befinden. Die Zeichnungen werden in zwey Classen getheilt, von denen die erste, mit 14 Nummern, diejenigen enthält, deren Echtheit durch Vasari nach Bottaris Ausgabe, außer allen Zweifel gesetzt ist; die andere aber 9 Nummern stark, die Zeichnungen umfaßt, deren Authenticität auf alten Blät-

tern, wirklich ausgeführten oder in Kupfer gestochenen Mahlerenen, und zwar von Männern die **M. A.** Zeitgenossen waren, beruht. Angehängt ist noch eine Abbildung des räthselhaften Ringes des **M. A.**, von dem man nicht weiß, wer ihn geschnitten hat, und dessen Inhalt, aller Conjecturen zum Troß, noch immer dunkel ist. Die fünf architectonischen Umriffe beziehen sich sämmtlich auf die **St. Petrikirche**. S. 412. Nachrichten von dem Porträt des **M. A.** in Mahlerenen, Sculpturen und eingegrabenen Arbeiten, und die zwar während seiner Lebenszeit verfertigt sind. Nun folgen in einem Anhang seine Gedichte genau nach der Giuntinischen zu Florenz 1623 erschienenen Ausgabe nachgedruckt, und von S. 446 alle seine Briefe in Italiänischer Sprache, die zum Theil im Text übersetzt stehen. Ein vollständiges Register erleichtert den Gebrauch dieses weitläufigen Werks. Druck und Papier sind prächtig.

Greifswald.

Hey Ernst Mauritius: **Kleanthes** der Stoiker, von Gottl. Christ. Jr. Mohnike, Pastor an der Jacobikirche zu Stralsund. Erstes Bändchen. Poetische Uebersetze. Ein anderer Titel läßt die Worte Erstes Bändchen u. weg, und hat den Vers eines unbekanntes Dichters bey Stobäus dafür: *Ὁ γὰρ Ἰσὸς μέγιστος ἀνδρῶν ἐστι νόμος*. 143 S. in Octav.

Unstreitig gehört **Kleanthes** der Stoiker, der in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. Geb. zu Athen lebte, zu den edelsten und lebenswürdigsten Characteren, und ist ein trefflicher Beweis der Kraft, welche die Philosophie auf den Geist haben kann, zumahl die stoische, zu deren Ausbildung und Verbreitung derselbe sein ganzes langes Leben hin-

durch sehr thätig gewesen ist. Sehr erfreulich ist uns daher diese Monographie, zu deren Gegenstand der gelehrte und gebildete Verf. den geistreichen Stoiker gewählt hat, und wovon wir wenigstens noch einem Bändchen mit Vergnügen entgegensehen. Was Diogenes aus Laerte uns über den Kleantes zu berichten für gut gefunden, erhalten wir im zweiten Abschnitte, der wohl der erste hätte seyn sollen, übersetzt und mit Einsicht erläutert. Der erste enthält litterarisch critische Bemerkungen über den herrlichen Hymnus an Jupiter, in welchen von den Uebersetzungen und Ausgaben eine sehr genaue Nachricht gegeben wird. Es ist auffallend, daß Joseph Scaligers Noten zu diesem Hymnus, welche in Heinrich Stephans *poelis philosophica* S. 217 vorkommen, von den neuern Herausgebern theils übersehen, theils Brunken zugeschrieben sind, und daß die neuern Herausgeber von Cludius an die *editio princeps* des Ursinus und den daraus geflossenen Abdruck von Stephanus nicht verglichen haben. Die Variantenammlung S. 25 f. beweiset dieß. Die Brunckische Dreistigkeit den Text zu verbessern findet sich auch bey diesem Hymnus mehr als einmahl wieder bestätigt: z. B. den 4. Vers hat er so angegeben: *ἐκ σοῦ γὰρ γένος ἐσμὲν, ἰῆς μίμημα λαχόντες*, wo Ursinus, Stephanus und Eudworth *ἡχοῦ μίμημα λ.* haben, aber gegen das Metrum verstoßen. Gut nahm Cludius *ἡχοῦ* für ein Glossema von *ἰῆς*, doch unsicher. Hr. Ahlwardt schlägt *ἰσοῦ* vor, welche Verbesserung Hr. W. in den Text nahm, und mit den neutestamentlichen Ausdrücken *εικὼν* (Col. 1, 15) und *ὁμολογία Θεοῦ* (Jac. 3, 9) sehr gut verglich. Gezwungen scheint uns dennoch dieser Vorschlag zu seyn, wie auch Hr. Ahlwardt selbst gefühlt hat, indem er noch einen

andern Vorschlag beygebracht, der noch gezwungener ist. Woher Brund den 18. Vers habe, hat der Verf. nicht ausfindig machen können, der in allen frühern Ausgaben, auch in den Brundischen Analecten fehlt, und zuerst in den Gnomikern bey Brund S. 141 erscheint. Die Uebersetzung des vortrefflichen Hymnus und der übrigen uns überlieferten Bruchstücke ist gut gerathen, und die Untersuchung der Frage: ob der Hymnus echt sey, welche auch der gelehrte Scharfsinn von Cludius nicht vorbeigelassen, gibt wenigstens das Resultat, daß ein Stoiker der Verfasser sey, womit man hier, wie überhaupt in solchen Fällen, billiger Weise zufrieden seyn kann.

Magdeburg.

Ben Wilhelm Heinrichshofen: Handbuch für Prediger, zur practischen Behandlung der Sonn- und Festtäglichen Episteln, von J. S. Fritsch, Oberprediger zu St. Benedicti zu Quedlinburg. Erster Theil. 1813. XVI und 440 S. in gr. Octav.

Die Einrichtung ist im Ganzen genommen eben dieselbe, welche der Herr Verf. bey seinem Handbuche für Prediger zur practischen Behandlung der Evangelien (siehe das 199. Stück dieser Blätter Seite 1988 – 1992) beobachtet hat. Zuerst wird bey jeder Perikope der Zusammenhang und Inhalt kurz angegeben; dann werden die Themata, welche die Uebersicht des Ganzen darbietet, und welche aus den einzelnen Versen und Ausdrücken hergeleitet werden können, ausgezeichnet, und darauf machen drey Dispositionen den Beschluß. Ins Einzelne einzugehen verbietet der enge Raum dieser Blätter. Es stehe daher hier nur die allgemeine Bemerkung,

daß der Verf. eben so, wie in seinem Handbuche über die Evangelien, nur dasjenige als practisch betrachtet hat, was in das Gebiet der Moral gehört. So wird zwar bey den Weihnachtsepisteln, und namentlich bey der Epistel des zweyten Festtages die Betrachtung empfohlen, "daß wir die Sendung Jesu als das größte Geschenk der göttlichen Güte zu beherzigen haben;" — aber der fruchtbare Gedanke, daß der Heiland der Welt der eingeborne Sohn Gottes war, ist mit allen den Nührungen, welche aus der höhern Würde des Erlösers hervorgehen, hierbey nicht benützt worden. — Uebrigens gebührt dem Hrn. Verf. das Lob, daß er auf den in den Episteln liegenden Reichthum moralischer Lehren und Vorschriften mit Vollständigkeit Rücksicht genommen habe. Die jeder Perikope hinzugesetzten Dispositionen empfehlen sich durch mehrere gute Eigenschaften. Nur dürfte hierbey nicht zu übersehen seyn, daß einige Partitionen das ganze Thema zum zweyten Theile machen; z. B. Seite 26: "Ermunterung zur Eintracht in der Religion. Ich werde 1) zeigen, was zu dieser Eintracht in der Religion erfordert werde — und 2) die wichtigsten Ermunterungsgründe dazu anführen." — S. 413: "Wozu soll uns die Betrachtung dienen, daß in Gott so vieles dunkel und verborgen ist? Ich werde zuerst einige Bemerkungen über das Verborgene in Gott vorausschicken; und zweytens zeigen, wozu diese Betrachtung uns dienen solle?" — Dieser erste Theil umfaßt die Episteln vom ersten Adventssonntage bis zum grünen Donnerstage. Es sollen noch zwey Theile nachfolgen, deren Erscheinung gewiß den Predigern willkommen seyn wird.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der kbnigl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1814.

Halle.

Ben C. A. Rümmler; Dr. C. J. Senff, Prof. der Geburtshülfe u. über Vervollkommnung der Geburtshülfe von Seiten des Staats, nebst einer Geschichte der Entbindungsschulen zu Halle. 1812. 147 Seiten in Octav.

Es sind von Zeit zu Zeit von Aerzten und Geburtshelfern Vorschläge geschehen, wie das Hebammenwesen und die Ausübung der männlichen Geburtshülfe verbessert werden könne und solle. Manche Vorschläge sind befolgt, die meisten aber nicht ausgeführt worden, weil sie nach der Lage der Umstände unausführbar waren. Daß das Hebammenwesen, und an vielen Orten auch die männliche Geburtshülfe noch großer Verbesserung bedarf, ist keine Frage; aber die Frage ist, wie soll man es anfangen; daß aller Orten gute Hebammen und gute Geburtshelfer sich befinden? — Wer zu viel fordert, erhält gewöhnlich nichts; und meist ist es der Fall, daß diejenigen, die Vorschläge thun, in ihrem Eifer für die gute Sache ihre Forderungen an den Staat zu weit ausdehnen, ohne auf Zeit und Um-

Q (6)

stände Rücksicht zu nehmen, und daher nichts ausrichten. Auch den Verf. der gegenwärtigen Schrift, der es recht gut meint, können wir von diesen übertriebenen Forderungen nicht frey sprechen. Wer solche Vorschläge thun will, muß nicht nur mit dem Zustande des Entbindungswesens innigst vertraut seyn, sondern auch mit der ganzen Staatswirthschaft, was solche nach Zeit und Umständen erlaubt. Der Verf. sagt, daß der Mangel an guten Geburtshelfern vorzüglich in den Unannehmlichkeiten, welche die Ausübung der Geburtshülfe mit sich führe, in der geringen Belohnung des Geburtshelfers, in der Mühsamkeit der Erlernung der Geburtshülfe, in dem Mangel an Prüfung in derselben bey dem Examen, und in dem Mangel der Aufsicht auf die Geburtshelfer liege. Diese Ursachen sind es aber nicht allein, sondern sehr oft sind es die Lehrer, die den Schülern keine Kunst und keine Lust zur Kunst beybringen, sondern sie zu Geburtshelfern per expectationem erziehen; die geringe Belohnung liegt an den Puschern, die ihre Kunst herabwürdigen; wer die Entbindungskunst recht erlernt, ist an jedem Ort einer ordentlichen Belohnung gewiß, aber er muß, wie jeder Künstler, über das Mittelmäßige seyn. Die Mühseligkeit der Erlernung besteht nicht darin, daß der Schüler, wie S. 6, erst viele vergebliche Nächte machen muß, ehe er eine schwere Geburt findet. — Warum lassen manche Lehrer die Kreifende viele Nächte sich quälen, ehe sie ihren Schülern zeigen, wie man in Zeiten auf eine sichere und geschickte Weise entbinden kann? — Die Mühsamkeit der Erlernung liegt, wie bey allen Künsten, in der Anstrengung, mit der man die Entbindungskunst Jahre lang treiben, und sich dabey viel wissenschaftliche Kenntniß zu eigen machen muß, ehe man weiß und kann, was ein geschickter Geburtshelfer

wissen und kennen soll. — Am Examen liegt es auch nicht. Bey dem Mangel an guten Geburtshelfern ist man an manchen Orten froh, wenn ein Arzt und Wundarzt auch Geburtshülfe ausübt, ohne daß das Publicum und die Obrigkeit darnach fragt, wie der Mann im Examen bestand? Und oft nimmt das Publicum gerade die ungeschicktesten und unwissendsten in Schutz. — In jeder kleinen Stadt soll nach des Verf. Vorschlag S. 13 ein geprüfter Geburtshelfer, der zugleich geschickter Arzt und Wundarzt seyn müsse, angestellt werden, welchem der Staat einen wenigstens so großen Gehalt aussetzen sollte, daß er sich bequem dafür zwey Pferde zu halten im Stande wäre. — Rec. ist überzeugt, daß die meisten Aerzte und Geburtshelfer in kleinen und größeren Städten zufrieden wären, wenn sie nur erst so viel Gehalt hätten, daß sie Ein Pferd bequem halten könnten; den armen Leuten müssen sie ohnehin unentgeltlich zu Hülfe eilen, und den bemitteltern für einen mäßigen Preis dienen. Die Taxen, welche der Verf. vorschlägt, sind gewöhnlich nur ein Nothbehelf in gerichtlichen und streitigen Fällen; das Publicum macht sich selbst die Taxe nach seinem Beutel und guten Willen. Die besoldeten Geburtshelfer sollen alle vier bis fünf Jahre einem neuen Examen unterworfen werden, damit sie immer einen Sporn hätten, in ihren Studien fortzurücken. Diesen Sporn halten wir weder für scharf, noch für passend. Konnte der Geburtshelfer bey seiner ersten Anstellung so viel, daß er mit Ehren bestand, so bedarf er gewiß dieses Sporns nicht. Und konnte er wenig, so mußte man ihn nicht besolden. Die Anforderungen, welche der Verf. an den Staat und an die Subjects thut, welche die Hebammenkunst erlernen sollen, sind von gleicher Art; meist so, wie sie an den wenigsten Orten ausführbar sind. Für Anstels-

lung von Geburtshelferinnen ist der Verf. mit Recht nicht, sondern für die Beybehaltung ordentlicher, aber verständiger Hebammen. Der Vorschlag dem Hebammenunterricht eine Vorbereitungsschule, worin Lesen, Schreiben, Rechnen und Verstandesübungen gelehrt und getrieben werden, fünf Wochen lang vorangehen zu lassen, ist ganz gut; aber die, welche nicht schon vorher lesen, schreiben und rechnen kann, wird es in der kurzen Zeit nicht lernen, und der Verf. sagt S. 33 selbst: "Schreiben und rechnen können die wenigsten, und der Lehrer muß zufrieden seyn, wenn sie nur erträglich lesen können." Daher würden auch wohl wenige Atteste, wie S. 39 verlangt werden, einkommen, welche Formel ohnehin mehr enthält als die Obrigkeit attestiren kann. Mit den Hebammen meint es der Verf. gewiß recht gut, wenn er ihre Besoldung auf 12 Scheffel Roggen, 2 Scheffel Weizen und 2 Scheffel Gerste jährlich bestimmt, und wovon er meint, daß dieses für die meisten Dörfer leicht aufzubringen seyn würde. Es würde aber gewiß auf den meisten Dörfern große Schwierigkeit finden nur die Hälfte in Natura oder in Geld als Gehalt der Hebamme zu Städte zu bringen. Eben so meint der Verf. in kleinen Städten sey es auch etwas leichtes fixe Besoldungen für die Hebammen festzusetzen, und die zu geringen zu vermehren. "Dies, schreibt er S. 45, könnte leicht aus den Stadtkassen geschehen; so z. B. würde freye Wohnung, freye Feuerung, Geld oder Getreide, oder ein Stück Garten den Hebammen gegeben werden." Man siehet wohl, daß der Verf. noch nie versucht hat, solche Vorschläge in Ausführung zu bringen; daher findet er alles so leicht. Ganz anders würden keine Vorschläge ausgefallen seyn, wenn ihnen Erfahrung in dieser Sache vorangegangen wäre. Wir bedauern daher sagen zu

müssen, daß die meisten *pia desideria* bleiben werden. — Was der Verf. von Versinnlichung des Vortrags durch Präparate und Zeichnungen, als etwas äußerst wichtigem, worauf bey weitem mehr gesehen werden sollte, als bis jetzt bey manchem Lehrer noch geschehe, in Hinsicht angebildeter Hebammen-schülerinnen anführt, stimmt mit des Rec. Erfahrung nicht überein. Ungebildete Menschen können sich gar nicht in Zeichnungen und Kupferstiche finden, selbst nur in die aller-einfachsten Präparate; es ist daher vergebliche Mühe solche Frauen durch vieles Vorzeigen die Sache recht versinnlichen zu wollen; die meisten sehen es mit ganz andern Augen an als der gebildete Mensch, und finden daran einen Abscheu, woran dieser Vergnügen und Bewunderung findet. Nur bey wenigen Schülerinnen ist es der Mühe werth, seinen Vorrath von Präparaten und Zeichnungen bey dem Unterricht zu benutzen. Wir setzen daher auch keinen großen Werth auf viele Kupfer bey einem Hebammenbuch. Was hingegen der Verf. S. 55 anführt, daß er es nicht für gut halte, jedem *Districtphysicus* den Hebammenunterricht anzuvertrauen, so stimmen wir völlig damit überein, wenn er schreibt: „Die Aufsicht auf die Hebammen kommt dem *Physicus* zu, aber der Unterricht würde gewiß schlecht ausfallen, wenn wir anstatt Einer Hebammenschule fünf bis sechs derselben hätten, wo die Unterrichtsmittel im Verhältniß immer geringer und schlechter werden müßten.“ Der Unterricht muß aber um so schlechter ausfallen, wenn der *Physicus* vollends kein Geburtshelfer ist. S. 109 hingegen will der Verf. die ganze Aufsicht über die Hebammen nicht dem *Physicus*, sondern dem Hebammenlehrer übertragen wissen ohne genügfame Gründe. — Bey dem Hebammenunterricht kommt es vorzüglich darauf an, aus einem großen Umfang von Erfahrung zu wissen,

was und wie viel einer jeden Schülerinn nach Maßgab ihrer Fähigkeiten gut, und zu wissen das Nöthigste ist. — Wir wundern uns, daß der Verf. das Osian-derische Lehrbuch der Hebammenkunst nicht als dasjenige anführt, wovon in späteren Zeiten so viele Nachahmungen erschienen, und was der Verf., wie wir in vielen Stellen finden, auch gut benutzt hat, selbst bey seinen Vorschlägen zu Einrichtung eines Hebammenunterrichtes. — S. 75 siehet der Verf. das Zusammenheilen des zerbrochenen Armes eines neugeborenen Kindes für so unbedeutend an, daß er meint, es hätte wenig zu bedeuten; wenn eine Hebamme beym Herabholen eines verkehrt kommenden Kindes einen Arm bräche; wenn es geschähe, schreibt er, "so ist dieser in 14 Tagen wieder zusammengeheilt, ohne daß dem Kinde in der Folge der geringste Nachtheil daraus erwüchse. Eine luxirte Kinnlade oder Schulter ist auch leicht eingerenkt." Daß der Verf. hier nicht aus Erfahrung spricht, sind wir fest überzeugt. Eben so in Hinsicht alles dessen, was er von den Wendungen schreibt, welche die Hebammen unternehmen sollen, und wodurch über die Hälfte Frauen und Kinder gerettet werden würden, die ohne sie verloten gewesen wären. "Nur äußerst selten", meint der Verf., sey die Anlegung der Zange nach der Wendung nothwendig, wenn diese richtig gemacht worden." Allein die Nothwendigkeit der Anwendung der Zange nach der Geburt liegt ja nicht an dem; der die Wendung macht, sondern meist an Mißverhältniß des Beckenraums zum Kopf; und wenn dadurch nur wenige Kinder gerettet werden, so liegt dieß vorzüglich daran, daß man ihre Anwendung zu lange aufschiebt. — Wenn unter zwanzig guten Hebammen nicht eine seyn wird, S. 90, welche die jedesmahlige Beschaffenheit des Beckens auszumitteln im Stande ist, wie mag es denn wohl der Verf. anfangen zu verhalten, daß seine

Hebammen bey engem Becken die Wendung nicht machen, welche er mit Recht diesen in solchem Fall nicht erlaubt? — "In allen Fällen, wo die Zange wegen engem Becken angezeigt ist, (und das sind doch, wenn man nicht die Zange zum Spas anleat, die allerhäufigsten,) ist die Anwendung derselben auch gar nicht leicht." Zum Spas hoffen wir, wird kein Geburtshelfer die Zange anlegen; aber außer der Enge des Beckens führt doch der Verf. wenige Seiten vorher noch zehn Anzeigen zu Anwendung der Zange an, wovon doch gewiß Enge der äußern Geburtstheile, Schwäche der Frauen im Allgemeinen und zu schwache Wehen bey weitem häufiger vorkommen, als die Enge des Beckens; daher selbst der Verf. S. 87 diese zu den häufigsten Anzeigen zu Anlegung der Zange zählte. — Die kurze Geschichte der jetzigen Hallischen Entbindungsschulen enthält manches Interessante, leidet aber keinen Auszug. Aus S. 131 sehen wir, daß der Verf. auch seine eigene Zange hat, welche den Vorzug haben soll, "daß die Geburtstheile nie durch sie ausgedehnt werden, sondern daß dieß ganz allein der Kopf des Kindes, wie bey der natürlichen Geburt thut; und deswegen soll auch bey der größten Enge der untern Beckenöffnung und der äußern Geburtstheile doch der Kopf durch das Becken gezogen werden, ohne daß man irgend Einrisse des Damms zu fürchten hat." Wir gestehen redlich, daß wir nicht begreifen, wie dieß alles nur von der Einrichtung der Zange abhängen soll!

Leipzig.

In der Weidmannischen Buchhandlung hat Herr Hofr. Harleß Demosthenis Oratio de Corona zum zweytenmahle mit vermehrten Anmerkungen herausgegeben auf XVI und 541 S. in Octav. 1814. Die

erste Auflage erschien im Jahre 1768, und ward in unsern Anzeigen 1769. St. 146 als eine Probe des gelehrten Fleißes des Herausgebers angeführt. Bey dieser zweyten Auflage ist der Gebrauch von Reiskens Arbeiten über die Griechischen Redner, und nahmentlich über den Demosthenes, in der Aenderung des Textes sehr sichtbar und vortheilhaft geworden. Mit verdientem Beyfall gedenkt der Herausgeber auch der Ausgabe dieser Rede, die unser Herr Prof. Wunderlich im Jahre 1810 besorgte, und von welcher er sagt, daß sie ihm sehr nützlich gewesen sey, besonders in der Ausmätzung der Reiskischen Willkürlichkeiten und uncritischen Einfälle, welche nicht selten den Text im Reiskischen Abdrucke entstellen. Der schöne Druck den Herr Teubner besorgt hat, verdankt die Correctheit der Sorgfalt und dem Scharfblicke des verdienten Hrn. Prof. Schäfers. So sehr wir glauben, daß der würdige Herausgeber jetzt diese herrliche Rede, die von jeher als Muster in ihrer Art mit Recht gepriesen wurde, ganz anders herausgeben würde, falls er es für schicklich hielte, seine erste Bearbeitung zu verwerfen, oder von dem zur Erreichung des in der ersten Auflage angegebenen Zweckes undienlichen scharf und unparteyisch zu säubern, wie es freylich wohl Noth thäte; so wenig wollen wir doch mit ihm über das, was er hier gegeben hat, und geben zu müssen meinte, da es einmahl da ist, weiter rechten, zumahl die Wahrheit nicht fern liegt. Desto mehr freuen wir uns und wünschen uns und dem hochgeachteten Greise dazu Glück, daß die Vorsetzung ihm, einem der würdigern Veteranen unter den Philologen, die Freude verleiht auch seine geistigen Kinder überall wohl aufgenommen zu sehen, und mit ihnen verjüngt ein ehrenvolles Alter zu erleben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 27. August 1814.

London.

Caledonia], or an account historical and topographic of North Britain from the most ancient to the present times, with a dictionary of places, geographical and philological. In four Volumes by *George Chalmer* F. R. S. and S. A. Vol. I. 907 S. 1807. Vol. II. 1007 S. 1810. In groß Quart.

Erst jetzt ist das vorliegende Werk, so lange durch die Continentsperre zurückgehalten, uns gekommen; und zwar auch erst in den beiden ersten Theilen desselben. Es ist, wie der Titel lehrt, der Geschichte und der Beschreibung von Schottland gewidmet; doch geht schon aus diesen beiden Theilen der vorherrschende Character desselben hinreichend hervor; daß es in dem ersten Theile weit mehr ein antiquarisches Werk als der neuen Geschichte gewidmet ist, wenn gleich auch diese nicht ganz ausgeschlossen bleibt; dagegen die folgenden Theile hauptsächlich der Statistik, jedoch stets mit eingestreuten historischen Untersuchungen gewidmet sind. Die ältere Geschichte von Schottland critisch zu bearbeiten, war also in dem ersten Bande der Haupt-

R (6)

zweck des Verf., und mit einer größern Zuversicht als man sonst gewöhnlich bey den Britischen Schriftstellern findet, spricht er von den Resultaten seiner Forschungen. Der erste Theil, enthaltend die allgemeine Geschichte von Schottland, ist beynahe ganz den Alterthümern von Schottland gewidmet, bis zum Jahre 1306, wo Robert I. aus dem Hause Bruce den Thron bestieg. Mit diesem fängt erst S. 817 a supplemental view of subsequent Times an; welcher denn auf 90 Seiten bis auf die jetzige Zeiten heruntergeht. Man wird also hier im voraus ein sehr gelehrtes Werk erwarten; und diesen Ruhm wird auch derjenige dem Verf. nicht absprechen, der mit den Grundsätzen seiner Critik keineswegs immer einverstanden ist. Denn Hr. Ch. nimmt seine Weise, besonders in den frühern Zeiten, her hauptsächlich aus Sprachvergleichungen, und noch vorhandenen Ueberresten von Alterthümern; welche ihm dann, selbst wenn sie mit den Zeugnissen der glaubwürdigsten Schriftsteller, wie eines Tacitus, in Widerspruch stehen, dennoch leicht unwidersprechlich heißen. Ueber das viele Neue seines Werks, wollen wir Hrn. Ch. in der Vorrede selber hören: It is very seldom, indeed, that any history contains so many new facts, new discoveries, and new documents, as the following account of North Britain discloses. What can be more novel, than ascertaining the *aborigines* of the country by proofs, which are as curious in themselves, as they are decisive in their inferences. Roman camps in North Britain had been already brought before the curious eye: but it is quite new, to shew their location amidst the prior forts of the Britons, for some hostile purpose. Roman roads and roman stations, had been before mentioned by tourists, and traced by antiquaries;

but it is altogether new, to investigate their policy; and to form the whole of the Roman transactions in Caledonia into a connected body of genuine history, during four interesting centuries. The Picts had been sometimes casually mentioned; (?) but it is quite a novelty to give the history of the Pictish people, their lineage, their language, their antiquities. The genuine chronology of the Scottish Kings, their civil wars, their hostilities with the Picts; the Scottish laws and literature, are all novelties. The colonisation of Scotland by the Anglo Saxons, Anglo Normans and Flemings, comprehending the origin of the Stewarts, and the descent of the Douglasses, is quite new. The history of Law, during the 12. and 13. centuries, the history of manners in this period; the account of agriculture, of manufactures, of trade are entirely new. The whole volume may be regarded as a novelty, considering its arrangement, its matter, and its documents." Wir glauben nach dieser eignen Anzeige des Verf. den Wünschen der Leser am meisten zu entsprechen, wenn wir dem Hauptfaden seiner Ideen folgen, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, mit eingestreuten kurzen Bemerkungen. Der Band zerfällt in vier Bücher, nach den Zeitabschnitten; und jeder wiederum in Kapitel. Das erste Buch: the Roman Period A. D. 80 - 476 bis zu Ende der Römerherrschaft in Britannien in 6 Kapiteln. Das zweite: the Pictish Period von 476 - 843 in 7 Kapiteln. Das dritte: the Scottish Period von 843 - 1097 in 11 Kapiteln. Das vierte endlich: the Scoto-Saxon period von 1097 - 1306 mit dem oben erwähnten supplemental view of the subsequent times. In dem ersten Buche handelt der Verf. also von den Ureinwohnern

von Schottland. Er geht aus von allgemeinen Untersuchungen über die Bevölkerung von Europa von Asien her. Ein Völkerstamm, der Celtische, soll sich über das westliche Europa verbreitet haben. Dieser Völkerstamm besetzte auch die Britischen Inseln; sowohl Großbritannien als Irland. Die Beweise dafür findet der Verf. nun hauptsächlich aus einer Vergleichung der Flußnahmen in Irland und Großbritannien, die beide Celtischen Ursprungs seyen. Daß nun ferner auch England und Schottland von derselben Volke ursprünglich bewohnt sey, wird dargethan aus den Nahmen von Vorgebirgen, Häfen und Hügeln die in beiden übereinkommen; so wie auch hier wiederum von Nahmen der Flüsse. Tacitus sagt zwar das Gegentheil im Agricola, indem er die Bewohner von Schottland von verschiedenen Seiten herleitet: aber, sagt der Verf., Vermuthungen müssen verstummen vor solchen Thatsachen, als von mir angeführt sind. Hierauf werden die 21 Clans oder Stämme der Caledonier durchgegangen, nach Ptolemäus, und besonders dem Itinerarium von Richard (einem Mönch des 12. Jahrhunderts); vorzüglich aber die alten Denkmähler aus aufgehäuften Steinen, die sich sowohl in Süd- als Nordbritannien finden, als Beweise, daß der Celtische Stamm sich allenthalben verbreitet habe, und mit ihm die Druiden-Religion, angeführt. Aber sind solche Steinhäufen, Heiligthümer, Altäre ic. bloß den Druiden eigen gewesen? Finden sie sich nicht auch im nördlichen Deutschland; wo doch wahrscheinlich keine Druiden-Religion herrschte? Dasselbe was von diesen Heiligthümern, behauptet der Verf. alsdann von den vielen Ueberbleibseln von Forts, welche sich im Lande finden, und den Picten beygelegt werden; von ganz gleicher Bauart wie man sie auch in England sieht. Hierauf folgt eine sorg-

fältige Erläuterung der Feldzüge und Einrichtungen der Römer in Schottland, seit Agricolas Zeiten. Die Römischen Anlagen, Heerstraßen 2c. über welches Alles man natürlich nur an Ort und Stelle durch eigene Ansicht urtheilen kann. Zum Erstaunen, ist es, wenn so viel aus einem so hohen Alterthum sich hier erhalten haben sollte! Das zweyte Buch umfaßt nun die Periode der Picten. Als 446 die Römer Britannien räumten, war in Schottland auch allein nur Ein Volksstamm, der der Caledonier, in jenen 21 Abtheilungen, von denen fünf innerhalb der Mauer des Severus romanisirt, die andern außerhalb aber frey geblieben waren. Diese 16 Abtheilungen oder Tribus tragen nun den Nahmen der Picten (S. 198). Sie werden nun das herrschende Volk vier Jahrhunderte hindurch, von 446 – 843. Zu diesen beiden kamen nun aber theils Angeln, die sich an der Tweed, theils Scoten aus Ireland, die sich in Argyle niederließen; und somit geht nun der Verf. die Geschichte dieser einzelnen Abtheilungen in eben so vielen Capiteln durch. Der Nahme Picten, der am Ende des dritten Jahrhunderts erscheint, soll aus dem Britischen Peithi, die Fremden, entstanden seyn. Der Verf. gibt nun eine Tabelle der Könige der Picten aus der *Chronica de origine antiquorum Pictorum*, die Innes in seinen *critical Essays* bekannt machte: “Die Zuverlässigkeit dieser Chronik habe selbst der Scepticism nicht in Zweifel gezogen.” Es sind 40 Könige in jener Periode mit ihren Regierungsjahren. Ausführlich wird dann die Frage über den Ursprung der Picten, die Pictislaquetion, daß sie Celten, nicht aber Gothen, (d. i. Germanen) gewesen seyen, erläutert; und die bisher darüber geführten Streitigkeiten werden durchgegangen. Die fünf romanisirten Stämme der Picten (es sind die *Ottadini*, *Gadeni*, *Selgovae*, *No-vantes* und *Damnii*) bildeten nach dem Abzug der

Römer einen freyen Staat, und wählten nöthigenfalls einen Chef, Pendragon. Ein solcher war der in der Poesie so berühmt gewordene Arthur. Sie hatten aber viele Angriffe der Sachsen u. a. auszustehen. Diese Sachsen waren die ersten Ausländer, welche sich unter den Caledoniern in Lothian ansiedelten. Dieses soll bereits seit 450 geschehen seyn. Auch sowohl die Hebriden als die Orkney und Shetlands Inseln hatten Celtische Einwohner. Nun kamen die Scoten. Es wird als bewiesen angenommen, daß die Scoten aus Ireland kamen; welche Insel sonst Scotia hieß. Sie sind dieselben mit den Gaels. Ihre Sprache gibt davon den Beweis. Sie waren indeß von demselben Celtischen Hauptstamm; nur ein andrer Zweig. Sie kamen zuerst nach Schottland als umherstreifendes Volk. Aber sie verschmolzen sich nachher mit den Picten; welches, meint der Verf., nicht schwer gewesen sey; da sie halbe Verwandte waren. Ueber die Art dieser Verschmelzung finden wir aber keine genügende Aufklärung. Von den Königen der Scoten bis 873 ist wiederum ein Verzeichniß gegeben; welches theils aus den Chroniken bey Innes und andern, theils auch aus alten Galischen Gedichten geschöpft ist; und dessen Werth wir auf sich beruhen lassen müssen. Ein eigenes Kapitel wird alsdann der Einführung des Christenthums gewidmet. Es enthält größtentheils die Geschichte des Columba, des Apostels der Picten, in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, aus königlichem Geblüt. Das dritte Buch, überschrieben die Periode der Scoten, beginnt nun mit 843. Zuerst geht der Verf. hier wieder die einzelnen Theile sowohl des Continents als der Inseln durch; und erst im 7. Kapitel folgt dann die Geschichte der vereinten Scoten und Picten von 843—1097. Sie ist an die Geschichte ihrer Könige geknüpft; deren Folge in einer Tabelle, aus ähnlichen Quellen

geschöpft, voranstelt. Unter ihnen Macbeth, der Nachfolger Duncans, den er 1039 ermordete. Durch seine Geburt war er Thane von Ross; durch seine Heyrath mit Lady Gruoch Thane von Moran; und durch sein Verbrechen König der Scoten. Die Wahrheit und Dichtung in Shakespears unsterblichem Werke wird genau geschieden. Die Reihe der Könige endet mit Donalbane, der 1097 von Edgar besiegt, gefangen und geblendet ward. Die vier folgenden Kapitel über den Zustand der Religion, der Gesetze, der Sitten und der Sprache gehören zu den lehrreichsten des Buchs. Sie enthalten im Ganzen die Entwicklung dieser Gegenstände in Parallel mit England; indem in jedem gezeigt wird, weshalb dort bey den Sachsen, hier bey den Celten alles ganz verschieden war; warum sich z. B. in Schottland nicht wie in England ein common law bildete u. s. w. Dadurch ward der Uebergang zu der vierten Periode unter den Anglo-Sachsen gebahnt, von 1097 — 1306. Der Verf. beginnt sie mit einer Untersuchung über die Sächsische Colonisation Schottlands in dieser Periode. Sie ist gereicht an die Geschichte und Alterthümer der einzelnen großen Familien in Schottland; mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit, welche dieses Kapitel zu dem gelehrtesten des ganzen Werks machen. Hierauf folgt in eben so viel Abschnitten die Untersuchung über die politische Geschichte, kirchliche Geschichte, Gesetze, Sitten, und Litteratur dieses Zeitraums; nach welchen dann der zu Anfange angeführte supplemental view über die folgende Geschichte diesen Band beschließt.

Der zweyte Theil ist nun der Statistik von Schottland gewidmet, jedoch immer mit eingestreuten historischen speciellen Untersuchungen. Er beginnt mit einer allgemeinen statistischen Uebersicht (general view) worauf wir sogleich zurückkommen; und hierauf folgt die Beschreibung, Geschichte und Statistik

1368 G. g. A. 137. St., den 27. Aug. 1814.

der einzelnen Shires. Der gegenwärtige dicke Band enthält erst die Beschreibung der sieben südlichen Shires: Roxburgh, Berwick, Haddington, Edinburgh, Linlithgow, Peebles und Selkirk. Die Untersuchung über jedes Shire umfaßt die acht Abschnitte: Name, Lage und Flächeninhalt, Naturgegenstände, Alterthümer, Verfassung als Shire, bürgerliche Geschichte, Ackerbau, Manufacturen und Handel; Kirchengeschichte. Welche vielfache Untersuchungen und Nachfragen vorausgehen mußten, ehe dieser Reichthum von Nachrichten gegeben werden konnte, erachten die Leser leicht aus dem Umfange des Werks. Da jedoch der Raum unsrer Blätter keine Auszüge aus dieser Statistik der einzelnen Shires uns erlaubt, so wollen wir nur folgende Data aus den statistischen Tabellen ausheben, welche dem general view beigefügt sind; da sie die größten Beweise von den Fortschritten enthalten, die Schottland im verfloffenen Jahrhunderte in seinem Wohlstande gemacht hat. Im Jahre 1755 betrug die Zahl der Einwohner 1,255,663. Im Jahre 1801 aber 1,618,303; worunter 376760 wehrhafte Männer. Der Werth des verfertigten Einnens betrug im Jahre 1727 nur 103,312 Pfund; im J. 1801 hingegen 1,018,642 Pfund. Der Werth der von Schottland ausgeführten Manufacturwaren belief sich 1755 auf 284,700 Pfund. Im J. 1801 auf 2,449,171 Pf. Der Werth der gesammten Ausfuhr nach den Zollregistern im J. 1755 auf 535,576 Pf. Im J. 1801 auf 2,844,502 Pfund. So gesegnet waren die Folgen der Vereinigung mit England, gegen welche man sich anfangs so sehr sträubte! -- Noch zwey andere Bände, welche die übrigen Shires enthalten sollen, sind zurük; ob schon etwas davon erschienen ist, können wir nicht sagen. Nach der Vorrede sollte das Dictionary dem zweyten Theile vorgesetzt werden. Dieß ist aber nicht geschehen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 27. August 1814.

London.

Der Biberstaff: *Memoirs of the literary and philosophical Society of Manchester. Second Series Vol. II. 1813. 484 Octavoseiten mit 9 Kupfertafeln. (S. oben S. 1233.)*

Zur Physik und Mathematik gehörige Abhandlungen: S. 1 - 14. Account of some Experiments to ascertain whether the Force of Steam be in proportion to the generating Heat by *John Sharpe*. Man findet hier keine neueren Versuche etwa nach der Art, wie *Berancourt*, *Schmidt*, *Dalton* u. a. die elastische Kraft der Wasserdämpfe nach den verschiedenen Graden der Temperatur bestimmt haben, sondern nur überhaupt einige Betrachtungen über die Umstände, von welchen jene Elasticität abhängt, insbesondere über die latente Wärme, welcher die Dämpfe hauptsächlich ihre Elasticität zu verdanken haben. Aus einigen Versuchen, welche der Verf. hierüber angestellt hat, findet er, daß unter jeder Temperatur gleich viel Wasser in Dampf zu verwandeln, auch immer eine gleiche Quantität von Wärme erfordert werde, und daß

S (6)

demnach die latente Wärme in einerley Quantität von Wasserdampf sich constant verbleibe, wie groß auch die Temperatur des Wasserdampfs sey, daß wenn z. B. 1 Unze Wasser bey einer Temperatur von 10° sich in Dampf verwandelt, eben so viel Wärme sich mit den Wassertheilchen vereinige und latent werde, als bey 80 Grad Temperatur. Bey einerley Temperatur verhalte sich die Elastizität des Wasserdampfs, wie die Dichte desselben, welche aber nun selbst wieder eine Function der Temperatur sey u. Bey gleicher Dichte mache die Elastizität des Dampfs im Verhältniß der Temperatur.

S. 105 - 258. On the measure of moving Force by Mr. Peter Ewart. Die Wörter Druck, Kraft, bewegende Kraft, Moment u. dergl. würden von verschiedenen Schriftstellern, ja öfters von einem und demselben, in sehr verschiedener Bedeutung genommen. Oft seyen diese Begriffe selbst so zweydeutig, daß man ihren wahren Sinn nur errathen müsse, welches der Verf. durch mehrere hierher gehörige Beispiele erläutert. Daß indeß alles, was man ehehin über das wahre Maas der Kräfte discutirt habe, nur ein bloßer Wortstreit sey, und man also dadurch die Sache abgethan zu haben glaube, will dem Verf. doch nicht so klar einleuchten. Er wünscht man möge sich doch darin vereinigen, Druck von bewegender Kraft zu unterscheiden (wie auch schon von mehreren in Vorschlag gebracht worden ist), daß man unter bewegender Kraft die Wirkung einer *moving Pressure producing Change of Velocity and Change of Figure in Masses of Matter* verstehen möchte, um sie von einer bloßen *quiescent pressure* zu unterscheiden. Aber aus Allem, was der Verf. zur Erläuterung dieses Unterschiedes bringt, können wir uns doch von der großen Wichtigkeit desselben nicht überzeugen. Die *quiescent*

pressure ist, wenn Widerstand, Hindernisse, Gegenwirkung anderer Kräfte u. dergl. weggedacht werden, doch immer auch eine moving pressure, aber wie diese nach dem verschiedenen Verhältniß der hervorgebrachten Wirkung zu bestimmen sey, ist freylich nicht immer so leicht auszumitteln, wie diejenigen glauben, welche die Kraft nur durch Mc oder Mc^2 ausdrücken wollen, wenn M die bewegte Masse und c die Geschwindigkeit bedeuten. Bewegt sich z. B. eine Masse M mit der Geschwindigkeit c gegen eine ruhende N , so ist die moving pressure derselben weder Mc noch Mc^2 , sie ist selbst während der ganzen Dauer der Wirkung veränderlich, und muß für jeden Zeitpunkt besonders bestimmt werden, aber diese Bestimmung ist nach Verhältniß der physischen Beschaffenheit der Körper, ihrer Härte, Elasticität, äußeren Form u. dergl. oft nicht wenig Schwierigkeiten unterworfen. Wie stark beide Massen während ihres Zusammenstoßens gegen einander drücken, läßt sich überhaupt nicht sagen, wohl aber, wie stark dieser Druck bey einer gegebenen Entfernung der Schwerpunkte, oder für eine gegebene vom ersten Anfang des Stoßes verstrichene Zeit ist. Der Verf. scheint sich dieß im Ganzen eben so gedacht zu haben, aber er drückt sich hierüber nicht deutlich und bestimmt genug aus, und ist überhaupt zu weitläufig. S. 259 - 269. *Matth. Nicholson*, Account of a remarkable Effect produced by a Stroke of Lightning, in a Letter addressed to *Th. Henry*, mit Anmerkungen des Hrn. H. Der Blitz fiel in das Haus des Hrn. Chodwick zu Swindon in der Grafschaft Lancaster den 6. August 1809, und die Wirkungen desselben deuten auf einen mit demselben verbunden gewesenen Rückschlag, von demgleichen Herr Henry in einer beygefügten Anmerkung ein ähnliches Veyispiel erzählt. S. 271-

292. Theorems and Problems intended to elucidate the mechanical principles called vis viva by Mr. John Gough. Was sich hierüber sagen läßt, deutlich und gründlich, sonst eben nichts Neues. S. 292 - 312. On the theories of the Excitement of Galvanic Electricity by Will. Henry. Zuerst die Theorie der Säule nach Volta, unter der Voraussetzung, daß 1 : m das Verhältniß der electrischen Intensität des Kupfers zum Zinke bezeichne. Es findet sich leicht, daß für n Plattenpaare die electrische Intensität in der n^{ten} Kupferplatte = m^{n-1} und in der n^{ten} Zinkplatte = m^n seyn muß, mithin die Intensitäten nach geometrischen Progressionen fortgehen. Weil aber das Verhältniß 1 : m von dem 1 : 1 nur wenig unterschieden sey, so näherten sich jene Progressionen, beynähe arithmetischen, und darum stehe die Wirksamkeit einer Säule beynähe in dem Verhältniß der Menge von Plattenpaaren, wie auch die Versuche Voltas ausweisen. Man sieht daß diese Berechnungen die Franklinsche Theorie voraussetzen, und dabey angenommen wird, daß die zwischen den Platten befindlichen feuchten Leiter bloß als Leiter, und nicht zugleich chemisch wirken. Man könnte aber nun bey jener Voltaischen Theorie doch fragen, warum die Säule stärker wirke, wenn dem Wasser, welches die Electricität von einem Plattenpaare zum andern fortleitet, Substanzen hinzugesetzt würden, welche oft schwächer als das Wasser selbst leiteten, warum Salpetersäure dem Wasser hinzugesetzt, die Wirksamkeit der Säule mehr erhöhe als Schwefelsäure, ungeachtet jene schlechter leitet als diese, und warum es überhaupt nicht so sehr auf jene Leitungsfähigkeit, als auf den chemischen Proceß zwischen den Plattenpaaren ankomme. Nachdem der Verf. die hierher gehörigen Erklärungsarten von Cuth-

berfon, Jabroni, Bostok und Davy einer kurzen Critik unterworfen hat, findet er dennoch keine derselben genugthuend. Die annehmbarste scheint ihm noch folgende zu seyn: In a pile composed of Zinc and Copper and Solution of Muriate of Sode, the Oxygen of the Water and the muriatic Acid, both of which are negative as to their electrical state, are attracted by the Zinc and have *their Electricities destroyed*. (Ueber die wahre Bedeutung dieses Ausdrucks erklärt sich der Verf. nicht weiter.) But the Hydrogen and Alkali, having no Affinity for Copper, except what arises from a Difference of electrical Habitude, deposit upon the Metal a part of their Electricity. The electromotive power of the Plates now becomes efficient and determines the current to one End of the apparatus, in the manner already described (nämlich einer geometrischen Progression). Es ist hier nur das Beispiel genommen, wenn Kochsalz dem Wasser bengenemicht worden. Mit einiger Abänderung ließe sich die Erklärung auch auf andere Bymischungen anwenden. Es scheine hauptsächlich darauf mit anzukommen, daß von den zwey Metallen eines oxydirbarer als das andere sey, und einer oder einige von den Bestandtheilen der leitenden Substanz zwischen den Plattenpaaren unfähig seyen, eine Verbindung mit dem negativen Metall (dem Kupfer im obigen Falle) einzugehen, da denn diese einen Theil ihrer Electricität an die Plattenpaare absetzen. Das Willkührliche in dieser Erklärung wird man jedoch wohl auch nicht verkennen. Uns scheint die Erklärung welche Herr Drecht in Gilberts Ann. B. 35. S. 63 u. von der Sache gibt, bey weitem noch die vorzüglichste, wiewohl sie auch noch Schwierigkeiten hat. S. 354-383. *Observations on the Ebbing and Flowing*

Wells at Giggleswick in the West Riding of Yorkshire with a Theory of reciprocating Fountains by *W. John Gough*. Der Verf. schickt hier eine kurze Geschichte der ihm bekannt gewordenen Quellen dieser Art voraus, und zeigt wie diejenige zu Giggleswick sich am einfachsten aus der Annahme eines unterirdischen umgekehrten Hebers, dessen Schenkel noch mit einigen andern Röhren in Verbindung stehen, erklären lasse. S. 414 - 452.

A Demonstration of *Lawson's* Geometrical Theorems by the late Rev. Charles Wildbore, communicated by Mr. Mabbot to Mr. Ewart, and by him to the Society. *Lawson* hatte im Jahre 1774 eine Schrift herausgegeben: A Dissertation on the Geometrical Analysis of the Ancients with a Collection of Theorems and Problems without Solutions, for the Exercise of young Students. Von diesen Theoremen, deren hier 60, meist den Kreis betreffende, vorkommen, finde man zwar schon die Beweise in *Leyburn's* Mathematical Repository, aber die Art wie sie hier von Herrn *Wildbore* geordnet sind, gäben am besten ein Beispiel von der sinnreichen Methode, deren sich der Erfinder dieser Theoreme bedient habe of inventing and deriving one geometrical propriety from another to an almost endless variety. Die Beweise von einigen dieser Lehrsätze führen auf ziemlich weitläufige Constructionen. S. 453 - 452.

Remarks on the summer birds of Passage and on Migration in general by *Mr. John Gough*. Gründe gegen die Meinung, daß die Vögel, welche zu bestimmten Zeiten im Frühjahre eintreffen, nur aus einem Winterschlaf an dem Orte ihres Aufenthalts erwacht seyen. Alle Vögel dieser Art verließen wirklich die gemäßigten Zonen bey der Annäherung des Winters, und zögen nach einem wärmeren

Himmelstriche. Eine Tafel erläutert die Ordnung nach der sie in Westmoreland abziehen und wiederkommen.

Zur Chemie und Naturgeschichte gehörige Abhandlungen: On Respiration and Animal Heat, von John Dalton. (S. 15 - 44.) In dieser Abhandlung sucht D. die vom Dr. Crawford gegebene Theorie des Athmens und der Entstehung der thierischen Wärme gegen die von Haffenkrug und La Grange derselben gemachten Einwürfe zu vertheidigen. Die Menge der beym natürlichen Einathmen mit jedem Athemzuge eingeathmeten Luft schätzt Dalton nach mehreren an sich angestellten Versuchen auf 30 Engl. Cubiczoll. Solcher Athemzüge that er bey vollkommener Ruhe 20 in einer Minute. Bey einem gewaltsamen Athmen vermochten indessen seine Lungen gegen 7 Pinten oder etwa 200 Cubiczoll Luft aufzunehmen. Die Menge des durch die Respiration beym natürlichen Athmen verzehrten Sauerstoffgases nimmt der Verfasser dem Volumen nach zu $\frac{7}{20}$, und die des ausgeathmeten kohlensauren Gases zu $\frac{1}{2}$ der eingeathmeten Luft an. Die Menge der durch die Respiration ausgeschiedenen wässerichten Feuchtigkeiten berechnet er nach seinen bekannten Versuchen über die Expansivkräfte des Wasserdampfes zu $\frac{1}{30}$ von dem Totalgewichte der ausgeathmeten Luft. Eine Annahme welche mit den Resultaten der vom Dr. Hales hierüber angestellten Versuche sehr nahe übereinkommt. In einem später verfaßten Nachtrage zu dieser Abhandlung versichert Dalton gleichfalls durch Versuche gefunden zu haben, daß die Menge des durch die Respiration gebildeten kohlensauren Gases dem Volumen nach genau so viel betrage als die Menge des durch die Respiration latent gewordenen Sauerstoffgases, und er ist daher ebenfalls der Meinung,

daß alles durch die Respiration absorbirte Sauerstoffgas nur allein zur Bildung von Kohlenäure verwandelt werde, und das zugleich mit ausgeathmete Wasser ein bloßes Educt sey.

Curfory Remarks on the Mineral substance called, in Derbyshire, Rotten-stone (Cariosus Anglorum Gmelini. Linn. Syst. Nat. ed. Gmelin T. III. p. 327), von William Martin. (S. 313-337.) Aus der mit dieser von den Englischen Mineralogen zum Trippel gezählten Mineralsubstanz angestellten chemischen Analyse und aus der Art ihres Vorkommens sucht der Verfasser darzuthun, daß dieselbe keineswegs aus thonartigen Fossilien entstanden ist, sondern sich durch die Zerlegung von Kalksteinen gebildet habe. Durch den Tod des Verfassers ist übrigens diese Abhandlung unvollendet geblieben. Vermuthlich gehört dieses Mineral zum Saugkalk, welcher gleichfalls früherhin mit dem Trippel verwechselt worden ist.

Description of an Eudiometer, and of other Apparatus employed in Experiments on the Gases, von William Henry. (S. 384-390.) Das hier beschriebene Eudiometer hat mit dem vom Professor Hope zu Edinburg angegebenen Aehnlichkeit, und unterscheidet sich von diesem nur darin, daß anstatt der Absorptionsflasche von Glas Henry eine von Caoutchouc substituirt hat. Durch diese Einrichtung, wozu ihm das von Pepys in Vorschlag gebrachte Eudiometer die Idee gegeben hat, glaubt er die Fehler, welche insbesondere aus der verminderten Dichtigkeit des rückständigen Gases entspringen können zu vermeiden. Wir bezweifeln indessen, daß ein Eudiometer nach dieser Einrichtung auf die Dauer diesen Absichten entspreche, indem das Caoutchouc durch öfteres Maßwerden mit der Zeit eine beynahe hornartige Beschaffenheit annimmt. Außer

diesem Cubometer beschreibt der Verfasser ein Instrument, dessen er sich zur Graduirung von Meßröhren bedient, und ein paar andere kleine Geräthschaften, welche von ihm angewandt worden sind, um Gasarten dem Einfluß der Electricität zu unterwerfen, und von denen er bey seinen letzteren Versuchen über das salzsaure und oxygenirt-salzsaure Gas (Phil. Transact. for 1812. P. II. pag. 238. und diese Anzeigen Stück 56 und 57. S. 559 des laufenden Jahrg.) schon Gebrauch gemacht hat. Durch beygefügte Abbildungen sind die Beschreibungen von diesen Instrumenten noch mehr verständlich gemacht worden, und jeder Künstler wird leicht im Stande seyn, diese gewiß nützlichen Instrumente darnach vollkommen der Idee des Verfassers entsprechend anzufertigen.

On the Uric Acid, von Ebendemselben. (S. 391-413.) Die in dieser Abhandlung über die Harnsäure mitgetheilten Untersuchungen sind schon zum Theil von dem Verfasser in seiner 1807 zu Edinburg herausgegebenen Dissertatio medico-chemica inauguralis de acido urico et morbis a nimia eius secretionis ortis bekannt gemacht worden. Diese Schrift ist uns indessen nicht zu Gesicht gekommen, und wir kennen nur Einiges von ihrem interessanten Inhalte aus der vierten Ausgabe von Thomson's System of chemistry. In vorliegender Abhandlung theilt jetzt der Verfasser den chemischen Theil derselben von neuem bearbeitet mit. Nach Voraussetzung einer historischen Uebersicht der Verhandlungen über die Harnsäure handelt er 1) von den chemischen Eigenschaften dieser Säure; 2) von dem harnsauren Salze; 3) von den Zersetzen der Harnsäure durch andere Säuren, und 4) von den Veränderungen, welche die Harnsäure durch die Destillation erleidet. Alle diese Artikel sind durch

die Arbeit des Verfassers berichtigt und unsere Kenntniß derselben erweitert worden. Nach des Verfassers Versuchen verursacht die reine Harnsäure in den Auflösungen der kohlensauren Alcalien keine Veränderungen; vergleichen auch nicht in den Auflösungen der so genannten Mittelsalze und Metallsalze, schlägt aber den Schwefel aus den Auflösungen der Schwefel-Alcalien nieder und zersetzt die Seife, wenn man sie im trocknen Zustande damit digerirt. Hierbey löset sich die Harnsäure zu einer emulsionsartigen Flüssigkeit auf. 10 Gran Harnsäure mit 30 Gran Seife und 4 Unzen Wasser bey 180° F. behandelt löseten sich bis auf $\frac{1}{2}$ Gran auf. Der Verfasser glaubt daher, daß die Seife ein treffliches Mittel abgeben würde, die aus dieser Säure entstandenen Hornconcretionen aufzulösen und ihren Abgang zu befördern. In den kohlensauren Alcalien fand er die Harnsäure durchaus unauflöslich, und bezweifelt daher den bisher gerühmten Nutzen dieser Substanzen als Lithonriptica; worin ihm bereits mehrere Englische Chemiker und Aerzte, unter andern auch der bekannte *Everard Home*, beystimmen. Der in den Auflösungen der Harnsäure in den ägenden Alcalien durch Säuren bewirkte Niederschlag ist keineswegs immer reine Harnsäure, sondern nur in dem Fall, wenn man die Säure im Uebermaße zusetzt, oder doch in dem Verhältniß, daß das Alkali dadurch vollkommen gesättigt wird, angewendet; sonst fällt bloß neutrales unauflösliches harnsaures Alkali nieder. Das bey der Destillation der Harnsäure sich bildende saure Sublimat, von dem *Scheele* glaubte es ähnele der Weinsäure, und welches *Pearson* für Benzoesäure hielt, ist nach *Henry* eine Verbindung des Ammoniaks mit einer eigenthümlichen Säure von dreifacher Grundlage. Dieses Salz hat eine gelbe

Farbe, einen kühlend bitteren empyreumatischen Geschmack, ist im Wasser und Alcohol leicht auflöslich, läßt sich leicht verflüchtigen, röthet schwach das Lackmuspapier, gibt mit ägenden Kali verfest Ammoniak aus, bringt in den erdigen Salzen keine Fällung zuwege, dergleichen auch nicht in den Salzen des Kupfers, Eisens, Goldes, Platins und Zinns. Salpetersaures Silber und salpetersaures und effigsaures Blei geben damit einen weißen in Salpetersäure oder Effigsäure auflöselichen Niederschlag. Andere Säuren schlagen die Säure dieses Salzes nicht nieder. Auch gibt dasselbe mit Salpetersäure behandelt nicht den für die Harnsäure so charakteristischen purpurothen Rückstand.

Zwischen diesen Abhandlungen finden sich noch Aufsätze vermischten Inhalts: On the importance of foreign Commerce, by *Henry Dewar* (S. 45—73). Der Verf. betrachtet den Handel mit dem Auslande in Beziehung auf die Beförderung des Nationalreichthums, der Bevölkerung, des Volksglücks und der Nationalmacht. Das Verdienst dieser Abhandlung und eines angehängten, damit in Verbindung stehenden Briefs besteht nicht in neuen Ideen und Betrachtungen, sondern in der Widerlegung einiger Schriftsteller, die in den neueren Zeiten über den auswärtigen Handel ungünstige Urtheile gefällt hatten, namentlich des *Britain independent of commerce* von *Spence*, und seines Beurtheilers in dem *Edinburgh Review*. — Remarks on the use and origin of figurative language, by *Will. Johns*. (S. 74—104.) Der Verf. führt die unter uns bey Sprachphilosophen bekannte Idee aus, daß eine kleine Anzahl Kernwörter die ursprüngliche Basis der Sprachen waren, aus denen alle übrigen Redetheile nach und nach ihren Ursprung nahmen. Man reihete sie durch Action und Gebehrdenspiel zusammen, um seine

Empfindungen und Ideen andern mitzuthellen. Bey der Armuth der Sprache war man in der beständigen Nothwendigkeit, die vorhandenen wenigen Wörter auf andere nahmenlose Gegenstände überzutragen und sie figürlich zu brauchen. Zergliedert man daher die Sprache, so besteht sie aus einer Reihe an einander geschlungener figürlicher Ausdrücke, bey denen wir selten mehr an das figürliche denken, weil dasselbe der häufige Gebrauch in Vergessenheit gebracht hat. — On national Character, by Thomas Jarrold. (S. 328 — 359.) Der Character einer Nation (ihre Bewegungsgründe bey'm Handeln, und die Art der Ausführung der Handlungen) müssen aus ihrer Geschichte bestimmt werden; weder Klima, noch religiöse Meinungen, noch bürgerliche Verfassung, noch der Zustand der Industrie geben darüber sichern Aufschluß. Kann man eine Nation bis an ihren Ursprung, bis auf die Zeit, da sie noch aus Wenigen, noch aus einigen Familien bestand, zurück verfolgen, so wird man schon den Character entdecken, der in seinen Grundzügen durch alle Zeiten sichtbar bleiben wird. In den letzten Motiven zu ihren Handlungen, und der Art ihrer Ausführung bleiben sich die Völker immer gleich, ob gleich in verschiedenen Perioden verschiedene Modificationen in der Aeußerung des Characters eintreten.

Landshut.

Von Weber: **Älteste Kirchengeschichte von Oberbayern, Oesterreich und Tyrol.** Erster Theil, welcher die Kirchengeschichte von Bindeleichen, Norikum und Aebäthen vom J. Ch. 1 bis 554 umfaßt oder die Boraginolosolungische Periode. Von Dr. V. A. Winter, Königl. Baierschem und Regensb. Erzbischof. geistl. Rathe, Domherrn, Prof. zu Landshut etc. 1814. 368 Seiten.

Nachdem der Verfasser schon Vorarbeiten zur Ältesten Baierschen und Oesterreichischen Kirchengeschichte in mehreren Bänden geliefert hat, schenkt er uns den ersten Theil dieser Geschichte selbst. Er verbindet das heutige Altbaiern oder das alte Wandalen, Oesterreich bis an den Kalenberg oder das ehemalige Noricum, und Tyrol samt Graubünden oder Rhätien, weil diese Provinzen in den frühesten bekannten Zeiten immer Einem Herren, Anfangs den Römern, dann den Herulern und Ostgothen gehorchten, und endlich unter dem gemeinschaftlichen Namen von Bojoarien den Agilolfingern seit dem Herzog Garibald I. im J. 555. unterworfen wurden. Damit ist zugleich der Grund der Haupteintheilung dieser Geschichte angezeigt. Der zweite Theil soll die Agilolfingische Periode begreifen, von dem genannten Herzoge bis zur Entsetzung Tassilos im J. 788 fortgehen und das Ganze beschließen. Das Unternehmen war schwer und alle angewandte Mühe schien hier keinen bedeutenden Gewinn zu versprechen. Die Quellen und Hülfsmittel waren weder zahlreich noch ergiebig. Zwar gab es Fabeln und Sagen, verdächtige und unterschobene Documente, und darauf gegründete Erzählungen genug, aber desto schwerer war es, das Wahre vom Falschen, das Rechte vom Unrechten zu unterscheiden und doch noch sichere und hinreichende historische Resultate zu gewinnen. Obgleich der Verfasser sich größtentheils auch in dieser Geschichte, wie in den Vorarbeiten, mit Hinwegräumung alter Irrthümer beschäftigt, so hat er doch auch sehr viel Positives gewonnen, und was er geliefert hat verdient wirklich den Namen einer Kirchengeschichte, indem es hier für keines der Stücke, welche wesentlich unter diesen Begriff gehören, an hinlänglich bedeutenden und bezeichnenden Zügen fehlt. Er weiß kleine Winke und Spuren fruchtbar zu machen,

das zerstreute Geschicht zu vereinigen; Nachrichten und Documente fremder und benachbarter Kirchen zu benutzen, um auf die von ihm bearbeitete Kirchengeschichte der gedachten Länder Licht zu werfen.

Der Plan des Ganzen verdient gerühmt und hier angeführt zu werden. In der Einleitung wird nicht nur von dem Inhalt und Umfang, der Eintheilung, dem Gewichte, den Schwierigkeiten, den Quellen dieser Geschichte und den bisher vorhandenen Vorarbeiten gehandelt, sondern es wird auch der politische Zustand der drey Provinzen in der vorpolitischen Periode, so wie der religiöse Zustand derselben vor Einführung des Christenthums dargestellt. Die Geschichte selbst hat in ihren Hauptgliedern folgende Gestalt:

I. Äußere Geschichte der christlichen Religion und Kirche 1) Ausbreitung, 2) Verfolgung — bey beiden; zuletzt ein pragmatischer Ueberblick, welcher bey dem ersten die Haupt- und Nebenpersonen bey der Pflanzung des Christenthums, ihre Beweggründe, die Mittel, deren sie sich bedienten und die Ursachen des erleichterten Uebertritts von der alten zur neuen Religion, bey der zweiten aber die Personen, von welchen die Verfolgung ausgieng, die Triebfedern, die Art der Verfolgung und ihre Wirkung betrifft.

II. Innere Geschichte: 1) der Religion, a) der Lehre, b) der Lehrer, c) der Irlehrer; 2) der Kirche, a) Kirchenregierung oder Hierarchie, b) Synoden, c) Kirchenzucht, d) Kirchengebäude, e) Mönchtum.

Zuletzt folgt noch das Hauptmoment dieser ganzen Geschichte: die Wechselwirkung zwischen Kirche und Staat während dieser Periode in den drey Provinzen; die wohlthätige Einwirkung des Christenthums auf Weckung des Gemeingeists, auf Beschützung des Lebens, der Freyheit und des Eigenthums, auf Cultur und Bercyung.

Bei dieser Eintheilung möchte man nur das tadeln, daß in der Geschichte der Lehre die in den Schriften der Theologen enthaltene Lehre von dem Glauben des Volks nicht gehörig geschieden und darunter zugleich auch die gelehrte, namentlich exegetische, Theologie, begriffen wird. Was das Erste betrifft, so hat der Verfasser diesen Einwurf selbst befürchtet, und sagt dagegen S. 153, daß ein großer Unterschied zwischen den Bischöfen der ersten Jahrhunderte und den jetzigen sey, daß jene selbst predigten und das Predigen für einen Vorzug ihres Amtes ansahen, daß sie, Nothfälle abgerechnet, die einigen Lehrer ihrer Gemeinen waren, daß also in dieser Periode an dem vollen Einklange des Volksglaubens mit der Lehre der Bischöfe nicht zu zweifeln sey. Allein es ist hier nicht bloß von Schriften der Bischöfe, sondern auch anderer Cleriker die Rede, welche nicht so viel Ansehen und Einfluß hatten, und was die Bischöfe selbst betrifft, so haben sie doch wohl eben so, wie die angeesehensten Bischöfe der früheren Jahrhunderte, den Grundsatz gehabt, daß nicht die ganze theoretische und practische Theologie für den Unterricht und Glauben des Volks gehöre und auch nicht alle ihre Schriften zu diesem Zwecke geschrieben. Zur Lehre aber gehört eigentlich nur Glaubens- und Sittenlehre, welche beide, sowohl in der Wissenschaft als auch im Volksunterricht und -Glauben, miewohl in verschiedener Maß und Form, die Hauptsache sind, die Exegese und andere theologische Hülfswissenschaften aber gehören nicht zur Lehre.

Das Ganze ist in einem ruhigen, unparteylichen, klaren und einfachen Geiste und Stile geschrieben. Man merkt den Katholiken nicht, wohl aber den denkenden und gefühlvollen Freund des Christenthums in seinen verschiedenen Formen.

Nun noch von einigen einzelnen Stellen. Mac S. 43-51 von der Religion der Bewohner Bindeklens, Noricans und Rhätians vor Einführung des Christenthums vorkommt, ist zu unsicher, als daß es mit so viel Zuversicht hätte ausgesprochen werden sollen. Wir geben zu, daß sie Deutsche und zwar vorzugsweise Alemannen waren, allein ob das, was Cäsar und Tacitus von der Religion der Germanen sagen, gerade von diesen Bewohnern gelte, bleibt immer eine ungewisse Sache. Eben so ist auch nicht sonderlich viel auf die Nachricht eines Tertullian zu bauen, daß die Noriker den Belenus verehrt haben, und sehr zweifelhaft, ob dieß der Apollo oder Phöbus der Griechen und Römer sey. Unter den Documenten für die Kirchengeschichte dieser Periode gibt der Verfasser dem Leben des h. Severinus von seinem Schüler Eugippus fast vor allen andern den Vorzug, und benutzte es beynahe in allen Theilen dieser Geschichte. Von dem Geist und Character, den Verdiensten und Thaten dieses Mannes selbst gibt er uns ein Bild, welches Hochachtung und Bewunderung erregt. Man vergl. besonders S. 90 f. 203-208. 229-235. 322-325. 330-337. 355-358. Die von Severin im fünften Jahrhundert erbaute Klöster werden für die unstreitig ersten in Deutschland ausgegeben S. 322. Auch in neueren Schriften sucht der Verf. mehrfach Irrthümer zu berichtigen, besonders in der Abhandlung über die ursprüngliche Einführung des Christenthums in Oberösterreich in der theol. pract. Monatschrift von Linz, wider welche er z. B. darthut, daß die angebliche eregetische Schule Quirins zu Borch ein Nading sey S. 180 f. und in Brauns Geschichte der Bischöfe von Augsburg, wider welche er die Unechtheit der Acten der h. Afra erweist S. 260-269.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 29. August 1814.

München.

Wey Emdauer: Kritische Geschichte der ältesten Zeugen und Lehrer des Christenthums nach den Aposteln: oder Patrologie. Von Dr. *V. A. Winter*. Königl. Baierischem und Regensb. Erzbisch. geb. geistl. Rathe, Domherrn, Prof. zu Landshut &c. 1814. 303 Seiten in klein Octav.

Die Patrologie ist dem Verfasser die Wissenschaft, die Schriften der Väter recht zu benutzen, um die Religion Christi daraus abzuleiten, zu beleuchten und zu befestigen; sie unterscheidet sich von der Geschichte der Väter, wie das Ganze von seinem Theile, indem letztere bloß die Bio- und Bibliographie der Väter umfaßt, ohne zu zeigen, wie man sie zu den vorher angegebenen Zwecken benutzen soll; sie unterscheidet sich auch von der Patristik oder patristischen Theologie, welche die Zeugnisse der Väter zusammenreicht, um Dogmen und Sittengesetze zu begründen. Von andern Schriften dieser Art unterscheidet sich die gegenwärtige dadurch, daß sie den Vätern kein so hohes Ansehen zugestehet, daß sie nichts von den Ausgaben ihrer Schriften enthält, daß sie die Patrologie zum

Z (6)

Ränge einer Wissenschaft erheben und nach Principien behandeln will, und außer einem allgemeinen Theile nur die apostolischen Väter, den Papias, Justin und Irenäus in sich aufnimmt. Für das Letzte führt der Verfasser an, daß ein alle Kirchenväter umfassender Plan in seiner Ausdehnung mehrere Folianten, in seiner Beengung aber nur ein Rahmenregister gegeben haben würde, daß die vorzüglichsten Väter der ersten zwey Jahrhunderte als Zeugen über das Dafeyn und die Unverfälschtheit des geschriebenen und als Quellen des überlieferten göttlichen Wortes und als Lehrer von beiden das größte Interesse für uns haben, daß endlich nur auf diese Art die Schrift wohlfeil genug habe werden und als Grundlage zu halbjährigen Vorlesungen dienen können. Dabey müssen wir aber doch sogleich erinnern, daß der Verf. weit mehr und mancherley in diesen Raum hätte zusammendrängen können, wenn er nicht oft zu ausführlich gewesen wäre, nicht manches hier Ueberflüssige eingemischt und Verschiedenes ohne Noth wiederholt hätte. S. 3 – 9 wird in der Entwicklung des Begriffs von einem Kirchenvater gar zu weit ausgehohlet. S. 19 – 21 wird, indem die Väter auch als Beispiele der Tugend dargestellt werden, von der Kraft der Beispiele überhaupt geredet. S. 29 – 56 wird der allgemeinen Patrologie eine Abhandlung über die Critik überhaupt vorangeschickt. S. 65 – 75 werden schon im allgemeinen Theile die Kirchenväter und ihre vornehmsten Schriften bis zu Thomas Aquinas aufgezählt, ungeachtet dieß theils in die besondere Patrologie gehörte und auch daselbst wieder vorkommt, theils aber außer dem Plane dieser Schrift liegt. Die Abhandlung über die apostolischen Väter S. 160 – 252 nimmt fast den dritten Theil des ganzen Werks ein. Ueberhaupt kennt der Verfasser die Verbindung der Kürze, der

Fruchtbarkeit und der gehörigen Vertheilung des Stoffes nicht, die zu einem Compendium erfordert werden. In der Einleitung kommt manches zu ausführlich von dem Werth und Nutzen der Väter in Beziehung auf Critik und Erklärung der h. Schrift, auf Tradition und Pastoraltheologie vor, was doch nachher einen Hauptinhalt der Patrologie selbst ausmacht.

Wir haben schon erwähnt, daß hier die Patrologie zu einer Wissenschaft erhoben werden soll. Wir wollen jetzt anführen, was darüber im Allgemeinen vorkommt. In der Patrologie als Wissenschaft muß ein Geist der Einheit das Ganze leiten und ein festes Band alle Theile verbinden. Dasjenige aber, was das Mannichfaltige zu einem schönen Ganzen bildet, ist die Grundidee, die durch alle Theile durchgeführt wird, ist das Princip. Dieß Princip heißt selbst Einheit, und zerfällt nach den drei Haupttheilen der Patrologie in drei Zweige 1) Einheit der Schrift mit dem Schriftsteller. Dieß ist das leitende Princip für den geschichtlichen Theil, welcher die Bio- und Bibliographien der Väter enthält, ihr Leben unter Leitung des angegebenen Principis aus echten Quellen, sie nach ihrer Bildung, ihrem Geist und Character darstellt, ihre echten Schriften von den unterschobenen, die verfälschten von den unverfälschten unterscheidet, ihren innern Werth bestimmt u. 2) Einheit der bezeugten Thatsache mit dem Zeugen. Dieß ist das leitende Princip für den dogmatischen Theil, welcher es mit der Prüfung des Ansehens der Väter zu thun hat und, da dieses auf ihrer Wissenschaft und Wahrheitsliebe beruht, beide nach dem höchsten Principe prüft. Und da ferner hier nicht bloß von den Eigenschaften eines Zeugen überhaupt, sondern auch eines Zeugen der Kirche die Rede ist, so kommt noch in Betracht, ob und

wiefern einem Vater die Kirche durch ihre Genehmigung seiner Schriften Ansehen schenkt. 3) Einheit des Sinns des Lesers mit dem des Verfassers. Dieß ist das leitende Princip für den hermeneutischen Theil. Alles dieß kommt S. 12 - 15 in der Einleitung unter dem Titel: Methode vor. Nachher kommt es noch einmahl im geschichtlichen Theile S. 40 f. vor, und hier heißt das Princip in Beziehung auf das Geschichtliche Princip der Kritik. Es ist aber hier überall mit einem solchen Principwesen so viel als nichts ausgerichtet. Es sind neue Nahmen für Sachen, die man eben so gut oder besser mit anderen gewöhnlicheren Nahmen benennt. Wenn ich die Gegenstände, die in die Patrologie gehören, unter den Begriff und Nahmen der Einheit bringe, so erhebe ich sie dadurch nicht mehr zum Range einer Wissenschaft, als wenn ich sage, daß in ihr von dem Leben und den Schriften der Väter in ihrer wechselseitigen Beziehung, von ihrem Ansehen in der Dogmatik und Moral, und von der richtigen Auslegung ihrer Schriften gehandelt werde. Es gibt wohl noch mehrere allgemeine Begriffe, unter welche alles dieß gebracht werden kann, allein die Patrologie erhält durch die Aufstellung derselben nicht mehr Gewißheit, als sie schon an sich hat. Das Princip einer Wissenschaft wie die Patrologie kann nicht ein allgemeiner Begriff seyn, unter welchem man logisch das, was in ihr vorkommt, bringen kann, sondern nur die Idee der Patrologie selbst, diese constituirt ihren Inhalt, und, um sie zur Wissenschaft zu machen, kommt es darauf an, daß man diese Idee analysirt, durch das Ganze festhält, verfolgt und so Zusammenhang, Geschlossenheit, Rundung in dasselbe bringt. Es will aber auch selbst mit dem Begriffe der Einheit unter der angegebenen Beschränkung nicht recht fort. In dem geschichtlichen Theile, in den Biographien der Väter muß

doch vieles vorkommen, was nicht zur Einheit der Schriften mit den Verfassern gehört. Und am Ende kommt nach näherer Untersuchung gar herab, daß die gepriesene Einheit doch nur in einem uneigentlichen Sinne zu nehmen ist.

Doch wenn das angenommene Princip der Einheit nichts nützt, so schadet es auch nicht, ausgenommen, daß es unnöthigen Raum hinwegnimmt; es hat weiter keinen Einfluß auf die Grundsätze des Verfassers, und diese würden ohne jenes Princip dieselbigen seyn. Diese Grundsätze, so weit sie nämlich die Hauptsache in der Patrologie betreffen, wollen wir hier auszeichnen. Die Kirchenväter sind die Schüler der Apostel und diejenige christliche Lehrer, welche näher an das apostolische Zeitalter reichen, also am zuverlässigsten wissen konnten, was für Dogmen und Sittenlehren aus dem Munde Jesu und seiner Apostel flossen, und welche dieß Heiligthum unentweiht mündlich und schriftlich überliefert haben. §. 6. Zu einem Kirchenvater gehört nicht nothwendig ausnehmende Gelehrsamkeit. Sie sollten als Zeugen die Wahrheit bestätigen und als Lehrer Unwissende unterrichten, allein dazu wurde kein hoher Grad von Gelehrsamkeit erfordert. Heiligkeit des Wandels ist eine durchaus gerechte Anforderung an einen Vater der Kirche, der geistige Kinder zu erziehen und ihnen nicht nur mündlich und schriftlich, sondern auch durch Veyispiel Unterricht zu ertheilen hat. Auch das Alterthum ist eine nothwendige Eigenschaft eines Kirchenvaters; er muß unverdächtiger Zeuge des Daseyns und des echten Sinns des geschriebenen und überlieferten Wortes Gottes seyn, und erhält desto mehr Ansehen, je näher er den Thatfachen, die er bezeugt, ist, je mehr er also an das Zeitalter Jesu und der Apostel gränzt. Die Anerkennung eines Kirchenvaters als Zeuge durch die Kirche ist aber nicht

nothwendig: denn das Zeugniß der Väter muß erst das Daseyn und die Echtheit der h. Schrift und durch dieselbe das Ansehen der Kirche begründen, folglich muß das Ansehen der Zeugen, unabhängig von der Genehmigung der Kirche, nach den Regeln der Critik geprüft werden; weicht er übrigens von den durch die Kirche genehmigten Lehren ab, so kann er freylich in so fern nicht in die Reihe der Kirchenväter gesetzt werden. Man pflegt ihn alsdann und wenn ihm die Heiligkeit abgeht, auch einen Kirchenschriftsteller zu nennen. Ein Kirchenlehrer, doctor ecclesiae, muß sich durch einen hohen Grad von Gelehrsamkeit auszeichnen. S. 56 - 62. Den Kirchenvätern fehlte es weder an Wissenschaft, noch an Wahrheitsliebe. Sie waren von den Begebenheiten der Religion und der Kirche ihres Zeitalters oft Augenzeugen, oft Theilnehmer. Sie geben auch die Art an, wie sie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangten, sie berufen sich auf lebende Zeugen oder auf die Quellen, aus welchen sie geschöpft hatten. Da die Religion keine Sache der Schule, sondern der Menschheit war, so konnten sie um desto eher die Tradition unverfälscht empfangen und fortpflanzen. Auch Ort und Zeit begünstigte sie, sie lebten meist gerade da, wo die merkwürdigsten religiösen Begebenheiten der christlichen Welt und ihres Zeitalters vorfielen. Auch ihr Amt trieb sie an, die Gelegenheit dazu zu benutzen, sie hatten als Priester und Bischöfe die Pflicht auf sich, die von Himmel kommende Religion zu erhalten, zu heben, zu vertheidigen. Für ihre Wahrheitsliebe bürgt ihr tugendhafter Character und Lebenswandel, ihr meist einfacher und prunkloser Stil, ihre Aufopferungen für das Christenthum, der Märtyrertod vieler, ihre Zusammenstimmung in den wesentlichen Lehren, welche auf keiner Verabredung zur Täuschung beruhen kann. Die Gelehrsamkeit der Väter, welche sich in ihren Werken offenbart, begründet zu

nächst nur ihr Ansehen als Lehrer, erhöht aber auch ihr Ansehen als Zeugen, da die Redlichkeit und Wissenschaft aus denselben lauter, als aus jedem andern Documente spricht und das Zeugniß des Kunstfertigen vor jedem andern den Vorzug behauptet. S. 108 - 112. Nur aus den Vätern kann die Echtheit und Unverfälschtheit der h. Schriften hinreichend dargethan werden. Sie sind Zeugen über den echten Sinn derselben. Sie gingen zum Theil mit den Aposteln, zum Theil mit ihren unmittelbaren oder mittelbaren Schülern um, und hatten eben deswegen mehr als jeder andere Gelegenheit, den wahren Sinn der h. Schrift zu erforschen. Daß sie es aber auch am Fleiße nicht gebrechen ließen, dafür spricht ihr Amt als Religionslehrer und ihr warmes Gefühl für das Christenthum, das sich in ihren Schriften so mächtig ausspricht. Sie sind die Dolmetscher des echten Sinns der h. Schrift und die Bewahrer der Tradition. S. 16 f. 126. 129 f. Wenn die Väter in der Erklärung einer Schriftstelle zusammenstimmen, so haben sie ein desto größeres Ansehen, je größer ihre Anzahl ist, und das allergrößte, wenn alle in denselben Sinn einstimmen. Daß jedoch in diesem Falle ihre Einstimmung wirklich Glaubensregel werde, lernen wir nur durch einen Beschluß der Synode zu Trient, von welchem übrigens zu bemerken ist, daß er sich nur auf die Stellen bezieht, welche Doctoren- und Sittenlehre betreffen, daß er uns mit Recht anweist, die Väter in der Auslegung des göttlichen Wortes als die besten Führer zu wählen, daß es zwar allerdings oft sehr schwer ist, den einhelligen Sinn aller Väter über diese oder jene Frage aufzufinden, daß es aber doch nicht unmöglich ist, indem hier von keinem mathematischen, sondern von einem moralischen Einklänge aller Väter die Rede ist, d. h. wir dürfen uns nicht bey allen Vätern, die jemahls in der Welt gelebt haben, sondern bloß bey den wichtigsten Rathes er-

hohlen; es wird niemanden mehr zugemuthet, als daß er der Wahrheit so nahe zu rücken strebe, als es Zeit, Ort und Verhältnisse erlauben, und daß er dem von den wichtigsten Vätern einhellig ausgesprochenen Sinne einer Stelle der h. Schrift nicht entgegen strebe; endlich mag auch dieß Decret keine gerechte Klagen über die Beschränkung des menschlichen Geistes in der Schriftforschung erregen, da der bezeichnete Fall äußerst selten eintritt, und da dasselbe Decret unserm Forschungstalent in allen übrigen Fällen volle Freiheit läßt. S. 141 - 144. Man sieht wohl, daß der Verf. schwankend und inconsequent wird, weil er von der einen Seite nicht Katholik genug ist, von der andern aber sich doch auch nicht gar zu weit vom Katholicismus entfernen will.

Aus der besondern Patrologie bemerken wir nur noch, daß der Verf. die Echtheit der sieben kürzeren Briefe des Ignatius gründlich und nachdrücklich vertheidiget, dagegen den Brief des Barnabas als unecht verwirft, und sich des gewöhnlich zu tief heruntergesetzten Papias annimmt. Gewisse Wörter werden in einem unrichtigen Sinne gebracht. Statt Tradition, Ueberlieferung steht durchaus: Uebergabe, welches Wort doch bekanntlich in einem andern Sinne schon gewöhnlich ist. Mehrmahl kommt: übergehen statt gehen über vor, z. B. wir übergehen statt wir gehen über, das erste hat gleichfalls schon einen andern angenommenen Sinn. S. 117 sich auf die Erlernung der hebräischen Sprache verlegte. — Zu einer andern Art von Fehlern gehören: S. 72 Syppo, S. 88 Werke des Irenäus von Renatus Bossuet (Massuet). Ebendas. Phalerst (Vallarst). S. 247 dreymahl apogryphisch. 287 Hypolytus. Unter den Druckfehlern finden wir diese Stellen nicht bemerkt.